HANDBUCH

Robert Gugutzer
Gabriele Klein
Michael Meuser *Hrsg.*

# Handbuch Körpersoziologie

## Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge

Springer VS

# Handbuch Körpersoziologie

Robert Gugutzer · Gabriele Klein · Michael Meuser
(Hrsg.)

# Handbuch Körpersoziologie

## Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge

Springer VS

*Herausgeber*innen*
Robert Gugutzer
Goethe-Universität Frankfurt am Main
Deutschland

Michael Meuser
Technische Universität Dortmund
Deutschland

Gabriele Klein
Universität Hamburg
Deutschland

ISBN 978-3-658-04137-3 ISBN 978-3-658-04138-0 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Springer VS
© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.
Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Cori A. Mackrodt, Stefanie Loyal

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature
Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

# Vorwort

Die Soziologie des Körpers ist ein mittlerweile etabliertes, aber vergleichbar junges soziologisches Forschungsfeld. Noch in den Anfängen der Soziologie war der menschliche Körper ein wenig beachtetes Forschungsthema, obgleich bereits Autoren wie Georg Simmel, Norbert Elias, George Herbert Mead oder Alfred Schütz wegweisende Impulse für eine Soziologie des Körpers setzten und auch die Phänomenologie und Anthropologie von Arnold Gehlen, Helmuth Plessner und Maurice Merleau-Ponty wichtige Anregungen für körpersoziologisches Denken lieferten. Auch die Nachkriegssoziologie befasste sich kaum mit der gesellschaftlichen und soziologischen Relevanz des Körpers, obwohl gerade die Aufarbeitung der Volkskörper-Politik und der Körperideale des Nationalsozialismus dazu reichlich Anlass geboten hätten. Erst im Zuge der demokratischen Aufbrüche in den 1970er Jahren, zum Beispiel die Frauen-, Schwulen-, Lesben- und Schwarzenbewegung, geriet der Körper in den Fokus soziologischer Forschung und entwickelte sich in den folgenden Jahren und Jahrzehnten zu einem wichtigen und innovativen soziologischen Forschungsfeld.

Das in den 1970er Jahren gewachsene Interesse der Soziologie am Körper korrespondierte mit sozialen, ökonomischen, kulturellen, politischen, medialen und technologischen Prozessen, die den *body turn* in der Soziologie vorantrieben. Dazu zählen unter anderem neuere Individualisierungsschübe und die Durchsetzung postmaterialistischer Werte, die Globalisierung und Ausdifferenzierung der Massenmedien und die Etablierung der ‚Social Media', die Verbreitung der Konsumkultur und der Hedonismus der Popkultur, die Versportung, Ästhetisierung, Inszenierung und Eventisierung des Alltags, gen- und biotechnologische Innovationen, die Ausbreitung von Zivilisationskrankheiten und Epidemien, der Jugendlichkeitskult und die damit verbundenen Praktiken der Körper- und Schönheitsmanipulation, das Altern der Gesellschaft und die damit einhergehenden biopolitischen Strategien der Gesundheitsprävention. Zudem rückten einige Theorieentwicklungen den Körper in den Mittelpunkt sozial- und kulturwissenschaftlicher Diskurse: Der *practice* und *performative turn,* der *new materialism* und vor allem das Konzept des *embodiment* haben zur verstärkten Aufmerksamkeit auf den Körper in der Soziologie beigetragen.

Mittlerweile hat sich die Körpersoziologie als ein lebendiges und produktives Forschungsgebiet behauptet, was auch an einer inzwischen kaum mehr überschaubaren Anzahl an körpersoziologischen Publikationen zu erkennen ist. Das *Handbuch Körpersoziologie* dokumentiert diese Forschungslandschaft, indem es ein breites Spektrum an körpersoziologischen Perspektiven und Ansätzen zusammenträgt und über die Vielfalt der in den beiden Bänden des Handbuchs versammelten 72 Texte den Status Quo der Körpersoziologie eindrücklich re-präsentiert. Ein erstes Ziel des Handbuchs besteht von daher darin, jenen Leserinnen und Lesern, die sich seit längerem mit körpersoziologischer Forschung beschäftigen, einen gleichermaßen breiten wie fundierten Überblick über den aktuellen Stand der Körpersoziologie anzubieten. Zugleich wollen die beiden Bände den an der Körpersoziologie Interessierten, aber mit ihr noch wenig Vertrauten, einen Einblick in dieses Forschungsgebiet ermöglichen.

Das zweite Ziel des Handbuches besteht darin, den grundlegenden Stellenwert des Körpers für soziologisches Denken zu veranschaulichen. Es will zeigen, dass die Körpersoziologie nicht nur als eine von vielen Bindestrichsoziologien anzusehen ist, sondern allgemeinsoziologische Relevanz hat. Als Thesen formuliert: Der Körper ist für subjektiv sinnhaftes Handeln bedeutsam, wie er auch eine soziale Tatsache ist, die hilft, Soziales zu erklären. Der menschliche Körper ist Produzent, Instrument und Effekt des Sozialen. Er ist gesellschaftliches und kulturelles Symbol sowie Agent, Medium und Werkzeug sozialen Handelns. Soziale Strukturen schreiben sich in den Körper ein, soziale Ordnung wird im körperlichen Handeln und Interagieren hergestellt. Sozialer Wandel wird durch körperliche Empfindungen motiviert und durch körperliche Aktionen gestaltet. Körpersoziologie ist in diesem Sinne als *verkörperte Soziologie* aufzufassen. Darunter verstehen wir eine Soziologie, die am Körper ansetzend und auf den Körper zurückkommend das Soziale zu verstehen und zu erklären hilft. Diese Lesart will das *Handbuch Körpersoziologie* vertreten.

Zur Umsetzung der beiden Ziele haben wir für das Handbuch eine Struktur gewählt, die in vier thematischen Kapiteln Zugänge zur Körpersoziologie präsentiert. Aufgrund des Seitenumfangs sind sie auf zwei Bände verteilt.

In *Band 1, Teil A* wird eine Reihe *körpersoziologischer Grundbegriffe* vorgestellt. Damit sind Begriffe gemeint, die nicht nur für die Körpersoziologie, sondern auch für die allgemeine Soziologie wichtig sind. Manche dieser Grundbegriffe sind in der Soziologie etabliert, wie Handeln, Kommunikation, Macht oder Wissen, andere (noch) nicht, zum Beispiel Berührung, Interkorporalität, Rhythmus oder Wahrnehmung. Im ersten Fall werden die Begriffe einer körpersoziologischen Lesart unterzogen, um deren körperliche Dimension herauszuarbeiten. Im zweiten Fall wird, da die Körperlichkeit offenkundig ist, deren soziale Dimension ausgewiesen. Insgesamt ist eine Liste körpersoziologischer Begriffe entstanden, die für die Analyse jedweder sozialer Phänomene nutzbar ist.

*Teil B* in *Band 1* trägt den Titel *Theoretische Perspektiven.* Das Kapitel verfolgt das Ziel, die Relevanz der hier behandelten theoretischen Ansätze für die körpersoziologische Forschung und Theoriebildung zu verdeutlichen. Hier sind theoretische An-

sätze zusammengestellt, von denen manche in der Körpersoziologie eine prominente Position einnehmen, beispielsweise Diskurs-, Handlungs- und Praxistheorie oder Phänomenologie. Andere hingegen sind eher randständig (geworden), wie Kritische Theorie oder Systemtheorie. Theoretische Ansätze, die zentral für körpersoziologische Forschung sind, werden dahingehend überprüft, welchen Beitrag sie für das körpersoziologische Denken geleistet haben. Theorien, bei denen der Körper kein wichtiger Baustein zu sein scheint, werden zudem daraufhin diskutiert, welchen Gewinn die Berücksichtigung einer körpersoziologischen Perspektive für die jeweilige Theorie verspricht.

*Band 2, Teil C* thematisiert die für Körpersoziologie relevanten *soziologischen Forschungsfelder.* Dieses Kapitel ist von der das Handbuch leitenden Idee einer verkörperten Soziologie getragen, die davon ausgeht, dass der Körper eine basale Bedingung des Sozialen ist und die Körpersoziologie mehr als eine spezielle Soziologie, nämlich grundlegend für alle soziologischen Teilgebiete ist. Die hier versammelten Texte veranschaulichen, dass und in welcher Hinsicht der Körper in unterschiedlichen soziologischen Forschungsfeldern wichtig ist. Körper, Körperlichkeit, Verkörperung oder Embodiment müssen sich hierbei nicht unbedingt nur auf den menschlichen Körper beziehen, sondern können auch Interaktionen zwischen menschlichen Körpern, Dingen, Objekten oder Artefakten einschließen. Deshalb ist es auch immer möglich, an der Verkörperung ansetzend die Konstruktion, Reproduktion und Transformation sozialer Wirklichkeit zu untersuchen. Indem Teil C eine große Bandbreite an soziologischen Forschungsfeldern präsentiert, die bislang zumeist ohne expliziten Körperbezug bearbeitet werden, beispielsweise Arbeit, Familie, Medien, Religion, Stadt oder Technik, verdeutlicht er zudem das grundlegende Erkenntnispotenzial der Körpersoziologie.

*Teil D* in *Band 2* stellt körpersoziologisch fundierte und praktizierte *methodische Zugänge* vor. Hier wird der Körper unter erkenntnistheoretischen, methodologischen und methodischen Gesichtspunkten betrachtet. Aber nicht nur der Körper als Forschungsgegenstand, sondern der Forscherkörper selbst wird als Bestandteil methodischer Zugänge in den Blick genommen und die Frage diskutiert, warum und wie der Forscherkörper für soziologisches Forschen allgemein bedeutsam ist. In diesem Sinne folgt das Kapitel nicht einer additiven Aneinanderreihung bereits etablierter, mitunter konkurrierender Methoden empirischer Sozialforschung. Vielmehr werden in diesem Kapitel verschiedene, körperlich und leiblich sowie körpersoziologisch relevante Aspekte des Forschens in den Mittelpunkt gerückt: Sprechen, Beobachten, Schreiben, Spüren. Zudem werden die Chancen und Grenzen, Herausforderungen und Hindernisse einer solchermaßen verkörperten Sozialforschung zur Diskussion gestellt, etwa in der Foto-, Video- oder Diskursanalyse körperlicher Phänomene.

Das *Handbuch Körpersoziologie* bietet mit der Zusammenstellung der vier Themenschwerpunkte – körpersoziologische Grundbegriffe, theoretische Positionen, soziologische Forschungsfelder und methodische Zugänge – einen breiten und differenzierten Überblick über wie auch einen vertieften und konzentrierten Einblick in

die Körpersoziologie. Es erhebt dennoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Auch dieses Handbuch weist Leerstellen auf, die zum Teil den „blinden Flecken" der Herausgeber und der Herausgeberin geschuldet, zum Teil durch kurzfristige Absagen zugesagter Beiträge bedingt sind. So fehlen in dieser Erstauflage des Handbuchs beispielsweise Beiträge zu wichtigen theoretischen Positionen wie „Postkoloniale Ansätze", zu körpersoziologisch relevanten Forschungsfeldern wie „Behinderung", „Politik" und „Militär" oder zu methodischen Aspekten wie „Transkription". In der zweiten Auflage des Handbuchs sollen diese und andere bis dahin offenkundig gewordenen thematischen Lücken geschlossen werden.

Schließlich sei noch ein formaler Hinweis angebracht. Da es sich bei dem vorliegenden Werk um ein Handbuch handelt, unterlagen die Texte einigen ‚strengen' formalen Vorgaben. Dazu zählen zum einen die je nach Teil des Handbuchs vorgegebenen Seitenumfänge der Beiträge sowie die Nennung von drei bzw. fünf besonders einschlägigen Quellen, die im Literaturverzeichnis fett hervorgehoben sind. Zum anderen waren auch die Beschränkung auf eine festgelegte Anzahl an Quellenangaben sowie der Verzicht auf Fußnoten vorgegeben. Dies bedeutete für die Autorinnen und Autoren eine besondere Herausforderung, da sie sich zum Teil auf wenige Publikationen konzentriert als auch auf manche Literaturverweise verzichtet haben.

Die Arbeit an dem *Handbuch Körpersoziologie* begann 2013, drei Jahre später ist es nun fertiggestellt. Der Weg dorthin hat nicht nur der Herausgeberin und den Herausgebern, sondern auch den Autorinnen und Autoren Ausdauer und Langmut abverlangt. Wir danken allen Mitwirkenden für ihre kollegiale Mitarbeit, ihre konstruktiven Beiträge und ihre Geduld. Unser Dank gilt auch dem Springer VS für das Angebot, dieses Handbuch herauszugeben und damit die Körpersoziologie als ein etabliertes Forschungsfeld anzuerkennen. Insbesondere danken wir Cori Mackrodt und Stefanie Loyal für die allzeit unkomplizierte, unterstützende und freundliche Kooperation, die es leicht gemacht hat, diese Publikation zu realisieren. Für seine umfangreiche, langjährige organisatorische Arbeit auf der Hinterbühne dieses Projekts danken wir schließlich Michael Staack.

Robert Gugutzer, Gabriele Klein, Michael Meuser
Frankfurt a. M., Hamburg, Dortmund im Mai 2016

# Inhalt

Vorwort . . . . . V

**Forschungsfelder**

*Matthias Riedel*
Alter(n) . . . . . 3

*Diana Lengersdorf*
Arbeit . . . . . 17

*Hanna Katharina Göbel*
Artefakte . . . . . 29

*Willy Viehöver und Tobias Lehmann*
Biopolitik . . . . . 43

*Günter Burkart*
Familie und Paarbeziehung . . . . . 59

*Thomas Lemke*
Genetik . . . . . 73

*Julia Reuter*
Geschlecht . . . . . 87

*Katharina Inhetveen*
Gewalt . . . . . 101

*Gabriele Klein*
Kunst . . . . . 117

*Anke Abraham*
Lebenslauf und Biographie . . . . . 131

*Julia Wustmann und Michaela Pfadenhauer*
Lebensstil . . . . . 147

*Dagmar Hoffmann*
Medien . . . . . 161

*Christian Gärtner und Günther Ortmann*
Organisation und Institution . . . . . 175

*Jochen Bonz*
Popkultur . . . . . 187

*Uta Karstein und Marian Burchardt*
Religion . . . . . 203

*Yvonne Niekrenz*
Schwangerschaft und Geburt . . . . . 217

*Stefanie Duttweiler*
Sexualität . . . . . 231

*Imke Schmincke*
Soziale Bewegungen . . . . . 245

*Christian Steuerwald*
Soziale Ungleichheit . . . . . 259

*Katharina Liebsch*
Sozialisation . . . . . 275

*Thomas Alkemeyer*
Spiel . . . . . 289

*Robert Gugutzer*
Sport . . . . . 303

*Markus Schroer und Jessica Wilde*
Stadt . . . . . 319

*Gabriele Klein*
Tanz . . . . . 335

*Werner Rammert und Cornelius Schubert*
Technik . . . . . 349

*Hubert Knoblauch und Antje Kahl*
Tod . . . . . 365

**Methodische Zugänge**

*Robert Gugutzer*
Leib und Körper als Erkenntnissubjekte . . . . . 381

*Larissa Schindler*
Beobachten . . . . . 395

*Hubert Knoblauch und René Tuma*
Videoanalyse . . . . . 409

*Ralf Bohnsack*
Fotointerpretation . . . . . 423

*Mona Motakef*
Diskursanalytische Verfahren . . . . . 443

*Anke Abraham*
Sprechen . . . . . 457

*Hilmar Schäfer und Larissa Schindler*
Schreiben . . . . . 471

*Thomas Scheffer*
Materialanalyse praxeologischer Körpersoziologie . . . . . 487

Autorinnen und Autoren . . . . . 507

# Inhalt (Band 1)

Vorwort . . . . . V

**Grundbegriffe**

*Matthias Riedel*
Berührung . . . . . 3

*Gabriele Klein*
Bewegung . . . . . 9

*Gabriele Sobiech*
Disziplin . . . . . 15

*Rainer Schützeichel*
Emotion . . . . . 21

*Gunter Gebauer*
Habitus . . . . . 27

*Margit Weihrich*
Handeln . . . . . 33

*Katharina Liebsch*
Identität . . . . . 39

*Melanie Haller*
Interkorporalität . . . . . 45

*Jens Loenhoff*
Kommunikation . . . . . 51

*Gesa Lindemann*
Leiblichkeit und Körper . . . . . 57

*Michael Meuser*
Macht . . . . . 67

*Christoph Wulf*
Mimesis . . . . . 73

*Ulrich Bielefeld*
Nation und Staat . . . . . 79

*Gunter Gebauer*
Performativität . . . . . 85

*Stefan Hirschauer*
Praxis und Praktiken . . . . . 91

*Silke Steets*
Raum . . . . . 97

*Michael Staack*
Rhythmus . . . . . 103

*Christoph Wulf*
Ritual . . . . . 109

*Nina Degele*
Schönheit und Attraktivität . . . . . 115

*Sophia Prinz*
Sinne . . . . . 119

*Andreas Reckwitz*
Subjektivierung . . . . . 125

*Henning Schmidt-Semisch und Bernd Dollinger*
Sucht . . . . . 131

*Gregor Bongaerts*
Wahrnehmung . . . . . 137

*Fritz Böhle*
Wissen . . . . . 143

*Bojana Kunst*
Zeitlichkeit . . . . . 149

**Theoretische Perspektiven**

*Joachim Fischer*
Anthropologie . . . . . 157

*Udo Göttlich*
Cultural Studies . . . . . 177

*Hannelore Bublitz*
Diskurstheorie . . . . . 189

*Paula-Irene Villa*
Feministische Theorie . . . . . 205

*Jan Haut*
Figurationssoziologie . . . . . 223

*Michael Meuser*
Handlungstheorie . . . . . 241

*Michael R. Müller und Jürgen Raab*
Interaktionstheorie . . . . . 259

*Thorsten Benkel*
Kritische Theorie . . . . . 277

*York Kautt und Herbert Willems*
Modernisierungstheorie . . . . . 295

*Nick Crossley*
Phänomenologie . . . . . 315

*Robert Schmidt*
Praxistheorie . . . . . 335

*Chris Shilling und Philip A. Mellor*
Strukturierungstheorie . . . . . 345

*Sven Lewandowski*
Systemtheorie . . . . . 363

Autorinnen und Autoren . . . . . 381

# Forschungsfelder

# Alter(n)

Matthias Riedel

In einer Zeit, in der in vielen westlichen Ländern von einer ‚Überalterung der Gesellschaft' im Zuge des ‚Demographischen Wandels' die Rede ist, nimmt – fast zwangsläufig – die Beschäftigung mit dem Thema ‚Alter' zu: sei es im wissenschaftlichen Diskurs, auf der politischen Bühne, in alltäglichen Gesprächen oder in zahlreichen (neu entstehenden) Angeboten, die sich speziell an ‚Best Agers' und ‚Master Consumers' der ‚Generation Gold' richten.

Trotz dieser fast schon Allgegenwärtigkeit des Themas scheint die Frage, was eigentlich unter ‚dem Alter' zu verstehen sei und welche Bezüge zwischen Alter und Körper bestehen nach wie vor begrifflich sehr unscharf zu bleiben (vgl. Thieme 2007, S. 28 f.). Im Gegenteil: das interdisziplinäre Bemühen um eine Definition des ‚Alters' bringt immer neue Differenzierungen hervor, die die Vielschichtigkeit dieses Begriffes deutlich machen.

## 1 Begriffsbestimmungen zu Alter, Altern und ‚den Alten'

*Menschliches Altern* bezieht sich zunächst auf Veränderungen eines Individuums über die Zeit, mithin auf einen Veränderungsprozess, über dessen Charakteristika sowie dessen Gerichtetheit zwischen und innerhalb verschiedener Wissenschaftsdisziplinen unterschiedliche Konzepte und damit verbundene Begriffe Verwendung finden. Alltagssprachlich, aber auch wissenschaftlich, spielt das sog. *kalendarische* oder *chronologische Alter* eine herausgehobene Rolle. Es ergibt sich aus der Differenz zwischen Geburtsdatum und einem Referenzdatum, welches meist das zu einem gegebenen Zeitpunkt aktuelle Datum ist (vgl. ebd., S. 33). Diese eindeutige Bestimmbarkeit, der klare stetige Verlauf, die eindeutige Gerichtetheit und die damit verbundene scheinbare Wertfreiheit machen das kalendarische Alter zu einer Bezugsgröße, die in nahezu allen wissenschaftlichen Disziplinen als Referenz herangezogen wird, um ‚das Alter' zu bemessen.

Eine weitere wichtige Rolle spielt das sog. *biologische Alter.* Aus Sicht der Biologie handelt es sich beim Altern um Veränderungen im Sinne einer Abnahme der An-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_1

passungsfähigkeit eines Organismus und einer beständig abnehmenden Überlebenswahrscheinlichkeit, bewirkt durch normale physiologische Prozesse. Im Rahmen einer großangelegten neuseeländischen Panel-Studie (‚Dunedin-Studie', N = 1037; vgl. Belsky et al. 2015) wurden jüngst die Zusammenhänge zwischen kalendarischem und biologischem Alter untersucht. Bei den Probanden wurden zu drei Messzeitpunkten innerhalb von zwölf Jahren insgesamt 18 verschiedene Biomarker erhoben, wie z. B. Lungenfunktion, Leber- und Immunsystemwerte, die Länge der sog. Telomere, aber auch die Zahngesundheit oder der Body-Mass-Index. Dabei zeigte sich, dass zwar die Mehrzahl der Probanden tatsächlich innerhalb eines kalendarischen Jahres um ein biologisches Jahr alterte, dass aber dennoch eine Vielzahl sowohl nach oben als auch nach unten abwich. So ergab sich zum letzten Messzeitpunkt, im (kalendarischen) Alter von 38 Jahren, eine Normalverteilung um das biologische Alter von 38, jedoch mit einer beachtlichen Bandbreite von biologischen 28 bis 61 Jahren. Bestehen also bereits hinsichtlich des biologischen Alters große Abweichungen zum kalendarischen Alter, so gilt dies erst recht, wenn weitere zentrale Aspekte des menschlichen Daseins berücksichtigt werden. So haben aus sozialwissenschaftlicher Perspektive sowohl das kalendarische Alter (vielfach auch als *objektives Alter* bezeichnet) als auch das biologische Alter keine eindeutige Aussagekraft über das *subjektive Alter* (i. S. des selbst empfundenen Alters) oder die Fremdwahrnehmung des Alters durch Dritte. Diese sind wesentlich auch durch Gesellschaft und Kultur geprägt.

Unter *psychologischem* oder *psychischem Alter* wird die geistige Leistungsfähigkeit und das Alter des ‚personalen Systems' verstanden. Dabei werden aus psychologischer Sicht dem Verlust an Anpassungsfähigkeit und Leistungsfähigkeit auch Veränderungen im Sinne eines Wachstums gegenübergestellt: Erfahrungs- und Wissensbestände, die auch im Alter stabil bleiben, oder sogar zunehmen, finden hier ihre Betonung. Psychologische Ansätze akzentuieren darüber hinaus die Beeinflussbarkeit und mögliche Reversibilität von Abbauprozessen sowie deren Ausgleich durch andere Funktionen (Kompensation).

Mit dem Begriff *soziales Alter* wird schließlich der „Ort der Person im gesellschaftlich gegliederten Lebenslauf, d. h. Ihre Zugehörigkeit zu einer der gesellschaftlich abgegrenzten Altersphasen und Altersgruppen" (Kohli 2013, S. 11) bezeichnet. Es geht hier also um das Ausmaß der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, das Erfüllen oder den Rückzug aus gesellschaftlichen Rollen und die Ausübung von gesellschaftlich geprägten Verhaltensmustern. Die „Soziologische Alternsforschung konzentriert sich [somit] auf die Beschreibung und Erklärung von Zusammenhängen zwischen sozialen Strukturen, der Stellung des Alterns innerhalb der Gesellschaft und individuellen Alternsprozessen." (Kruse/Wahl 2010, S. 241).

Die Feststellung, dass Menschen bei allen Gemeinsamkeiten dennoch sehr unterschiedlich altern und daher auch innerhalb gleichaltriger Personen (gemessen am *kalendarischen Alter*) große Unterschiede bestehen, hat einige Autoren dazu bewogen, zudem zwischen *Alternsformen* zu unterscheiden: dem *normalen Altern* und dem *pathologischen Altern;* also letztlich die Unterscheidung von Altern und Krankheit (vgl.

beispielsweise Martin/Kliegel 2008). Während ersteres als durchschnittliche Altersnorm gefasst wird und Altern ohne chronische Erkrankungen bezeichnet, wird pathologisches Altern als Altern mit chronischen Erkrankungen wie z. B. Demenzen oder Herz-Kreislauferkrankungen verstanden. Aus medizinischer Sicht ist diese Unterscheidung von einiger Relevanz, hat sie doch direkte Auswirkungen auf die Auswahl und Legitimation von Interventionen. Dennoch bringt dieses Konzept einige Schwierigkeiten mit sich, die in der zwangsläufig nicht eindeutigen Abgrenzbarkeit von alternsbezogenen und pathologischen Veränderungen liegen. Darüber hinaus hat sich in den vergangenen Jahren auch die Rede vom *erfolgreichen Altern* etabliert. Während Alter traditionell mit dem Abschied aus einer Leistungsnorm verbunden schien, zeugt dieser Begriff von einer Entwicklung, die den Leistungsanspruch nun auch auf die Lebenszeit nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben ausdehnt. Dennoch ist auch die Idee eines erfolgreichen Alterns bislang wenig eindeutig definiert. In der Regel werden hierunter neben guter körperlicher Gesundheit und Langlebigkeit ebenso subjektives Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit verstanden (vgl. Martin/Kliegel 2008).

Eine Definition des Begriffes ‚Alter' wird weiterhin auch dadurch erschwert, dass Alter einerseits als Bezeichnung für eine Phase oder Gruppe jeglichen Alters verwandt wird (Jugendalter, Erwachsenenalter etc.), andererseits aber auch als Bezeichnung für das ‚höhere Alter' dient. Nach Baltes und Baltes (1992) bezeichnet der Begriff ‚Alter' sowohl die Gruppe der älteren Menschen, das ‚Ergebnis' des Altwerdens, aber auch das Alter im Sinne eines Lebensabschnittes und die Alten als einen Bestandteil einer Gesellschaft.

Betrachtet man *Alter als den Lebensabschnitt des höheren Alters* – welcher auch Gegenstand des vorliegenden Beitrags ist – so zeigt sich, dass die Frage nach dem Beginn dieses Abschnitts kaum zu beantworten ist. Üblicherweise wird der Übergang zwischen zwei Lebensaltern durch Statuspassagen markiert, wie beispielsweise den Übergang von Erwerbsarbeit in den Ruhestand. Jedoch „angesichts der hohen Variabilität beim Übertritt in den Ruhestand ist eine feste chronologische Altersangabe für den Beginn der Lebensphase ‚Alter' eigentlich gar nicht möglich" (Tesch-Römer/Wurm, 2009, S. 10). Dennoch hat sich in der Gerontologie, gerade auch vor dem Hintergrund der steigenden Lebenserwartung und dem heute stärker variierenden Eintritt in das Rentenalter, eine Einteilung etabliert, die von einem ‚dritten Lebensalter' ab 65 bis 85 Jahren (die sog. ‚jungen Alten') und einem ‚vierten Lebensalter' ab 85 Jahren (die sog. ‚Hochaltrigen') spricht.

Standen in der Altersforschung lange Zeit die Differenzierung von Altersbegriffen, gerade auch in Abgrenzung und Ergänzung vom dominierenden Maß des kalendarischen Alters, im Vordergrund, sind in den letzten Jahren vermehrt Ansätze entstanden, die die bisherigen Erkenntnisse zu integrieren versuchen. So formulierte beispielsweise Höpflinger 2009 in diesem Sinne zwölf „konzeptuelle Grundsätze und essentielle Elemente einer modernen Alternsforschung", die als ein „paradigmatisches Gerüst für eine gesamtheitliche und interdisziplinäre Analyse von Alterns-

prozessen in modernen Gesellschaften“ (Höpflinger 2009, S. 1) dienen sollen. Neben der inzwischen weitgehend etablierten Auffassung des Alterns als dynamischem Prozess, welcher biologisch und soziomedizinisch beeinflusst ist, bringt Höpflinger in seine Konzeptualisierung auch bisher noch weniger beachtete Aspekte ein. So sei Altern auch als ein lebenslanger und biographisch-lebensgeschichtlich verankerter, ökonomisch bestimmter, geschlechtsbezogen differenzierter, multi-dimensionaler und „multi-direktionaler plastischer Prozess mit Grenzen“ zu sehen (vgl. Höpflinger 2009).

## 2 Der Körper in der sozialwissenschaftlichen Altersforschung: Forschungsstand

Im Hinblick auf den Forschungsstand gilt nach wie vor, was Backes und Wolfinger bereits 2008 pointiert beschrieben haben: „In der deutschsprachigen Alter(n)sforschung bleibt der Körperaspekt bisher, von wenigen Ausnahmen einmal abgesehen […] eine thematische Randerscheinung“ (2008, S. 153). So gibt es bislang keine deutschsprachige empirische (Alters-)Studie, die mit einem sozialwissenschaftlichem Fokus die Schnittstelle von Körper und Alter(n) ins Zentrum der Untersuchung stellt und für sich den Ruf eines ‚Klassikers‘ beanspruchen dürfte. In den großangelegten ‚klassischen‘ empirischen Längsschnitt-Altersstudien, so z. B. dem ‚Deutschen Alterssurvey‘ (DEAS), der ‚Berliner Altersstudie‘ (BASE I und II) oder der europaweiten ‚Share-Studie‘ (Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe) werden zwar einige körperbezogene Variablen (beispielsweise zu Gesundheit oder körperlichen Aktivitäten und Einschränkungen erhoben), somit sind in den Auswertungen Bezüge von Alter und Körper präsent, jedoch findet die Interpretation der Ergebnisse entlang anderer Leitkategorien oder anderer (sozialwissenschaftlicher) Teildisziplinen statt. Ein Schwerpunkt liegt hierbei z. B. auf den meist unter demographischen und sozioökonomischen Gesichtspunkten verhandelten Fragen von Pflege und Unterstützung (Pflegebedarf bei Aktivitäten des täglichen Lebens [ATL], körperliche und psychische Belastungen bei Angehörigenpflege etc.). Der Körper im Sinne des ‚Doing Age‘ scheint in der Empirie hingegen weiterhin abwesend zu sein.

Mit Blick auf den internationalen Forschungskontext beschreibt Katz 2010 eine analoge Situation: „While several […] debates have addressed the absence of the body and process of embodiment in social research, the problem of the absent *ageing* body has not received the same attention and remains a lacuna in the field“ (Katz 2010, S. 358). Wenn der Körper innerhalb der Gerontologie (überhaupt) prominenter in den Blick genommen wird, so berichten Wahidin und Powell 2003 für die britische Alter(n)sforschung, dann nahezu ausschließlich im Hinblick auf den (in medizinischer Semantik) *kranken Körper,* während der *gesunde Körper* kaum Gegenstand der Forschung gewesen sei. „The body in its material form has been taken for granted, absent or forgotten in gerontological literature (Featherstone, 1995; Oberg, 1996), until

the body begins to mechanically break down. Thus the role of the body in gerontology has for some time focused on the failing body and the political response to the ageing body but not how typifications of old bodies intertwined with masculinity, femininity, sexual orientation and race serves to regulate and define the spaces that elders use" (Wahidin/Powell 2003).

Ein Erklärungsansatz für dieses Forschungsdefizit im Bezug auf den Körper könnte darin liegen, dass „die gegenüber der Geriatrie um Eigenständigkeit bemühte Soziale Gerontologie dem Diskurs um die ‚biologischen Grundbefindlichkeiten' (Schelsky) eher auszuweichen scheint", weil die Sorge bestehe, „dass eine Thematisierung des alternden und an Kräften nachlassenden Körpers nur all zu leicht die in der Gerontologie überwunden geglaubten Vorstellungen eines defizitären Alters neu beleben könnte" (Schroeter 2012, S. 155 f.), gegen die die moderne Soziale Gerontologie mit ihren Leitbildern des ‚aktiven', ‚erfolgreichen' und ‚produktiven Alterns' ein konzeptionelles Gegengewicht schaffen wollte.

In den vergangenen rund zehn Jahren zeigen sich nun – gerade im angelsächsischen Raum – zunehmend Impulse für einen „somatic turn" innerhalb der Sozialwissenschaften bzw. einem „cultural turn" innerhalb der Sozialgerontologie, durch den nicht zuletzt auch der alte(rnde) Körper in seiner sozialen Konstituierung stärker in den Blick genommen wird (vgl. Gilleard/Higgs 2015; Wahidin/Powell 2003). In diesem Kontext plädieren Gilleard und Higgs (2015) für die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen Altern als „corporeality" („treating the aging body as a social actant") und Altern als „embodiment" („treating the aging body as co-constructor of its own identity"). Darüber hinaus betonen sie die Bedeutung einer derart ausgerichteten Sozialgerontologie:

> „Only in the subdiscipline of *cultural gerontology* has there been an attempt to deal more directly with the embodiment of the new aging and its constant provocation with ‚the corporeal inevitability of aging […] [as] […] permanent reality' (Blaikie 107). Refusing to adjudicate between the natural, the normal, and the normative framing of aging's embodiment (Jones and Higgs), writers working within this cultural gerontology or aging studies framework have begun to draw upon other intellectual traditions, including critical race theory, disability theory, feminism, and queer theory to develop alternative understandings of the role of the body in shaping later life narratives and realizing later life performances (Calasanti; Conway-Turner; Oldman; Sandberg)" (Gilleard/Higgs 2015).

Im deutschsprachigen Raum sind es bisher nur wenige zentrale Akteure der Alter(n)ssoziologie, Sozialen Gerontologie oder Körpersoziologie (prominent zu nennen sind hier Backes, Schroeter, Künemund oder Abraham), die sich eingehender um den Bezug von Alter und Körper bemüht haben und zumindest einige Eckpunkte für die zukünftige Forschung aufzeigen. So liefert z. B. Backes mit dem Verweis auf den Körper als „soziales Medium" und „soziales Konstrukt" zwei wichtige Ansatzpunkte zu einer körpersoziologisch fundierten „Kritischen Gerontologie" in Abgren-

zung zu „klassischen" Körper-Alters-Diskursen, deren gängige Thesen (wie die Ageless-Self-These, die Mask-of-Ageing-These und die Double-Marginaly-These) sie als jeweils zu kurz greifend und als „Beschreibung des alltäglich Oberflächlichen" kritisiert (vgl. Backes 2008, S. 190). Zentraler Ausgangspunkt für eine „Kritische Gerontologie" ist dabei der „Körper als Gegenstand soziologischer Analyse im klassischen Sinne, als Scharnier zwischen Struktur und Handeln, als Ausdruck, Folge und Bedingung gesellschaftlicher Verhältnisse wie individuellen Handelns. Körper ist demnach zu verstehen als grundlegende Folge und Bedingung sozialen Handelns über den gesamten Lebenslauf, was in jeder Lebenslage und Lebensphase in spezifischer Weise Ausdruck findet und somit auch gesellschaftliche Zuschreibungen, Handlungsbedingungen wie Sozialstruktur verdeutlicht" (ebd., S. 192). Betont wird hierbei besonders die soziale Konstruktion von ‚Alternssemantiken' bis hin zum ‚Doing Age'. Auch sei ‚Identitätserschaffung bzw. -erleben' ja keineswegs ein Vorgang, der mit der Adoleszenz abgeschlossen ist, sondern vielmehr ein Prozess, der lebenslang Gegenstand des Hinterfragens bleibt und gerade in den Übergängen zwischen Lebensphasen (beispielsweise mit dem Eintreten in die Hochaltrigkeit bzw. in die Phase altersbedingter Multimorbidität) unmittelbar auch die Leiberfahrung des (alternden) Körpers reflektiert.

Wie können nun all diese disparaten Definitionen und Ansätze als Basis für eine körpersoziologische Betrachtung des Alter(n)s fruchtbar gemacht werden? Eine Verbindung biologischer Aspekte mit soziologischen und psychologischen Aspekten des Alter(n)s, die deutlich macht, dass diese Dimensionen eine Einheit bilden, hat Gugutzer (2008) vorgenommen:

> „Unter den vielen Veränderungen, die das Alter(n) mit sich bringt, zählen die körperlichen sicherlich zu den entscheidendsten. Der menschliche Alterungsprozess geht unweigerlich einher mit körperlichen Veränderungen im Aussehen, der Beweglichkeit, Kraft, Leistungsfähigkeit, Sexualität und Gesundheit. Alter(n) ist ein fundamental körperlicher Prozess, an dessen Ende der physische Tod steht. Daran wird deutlich, dass der menschliche Körper ein Teil der Natur ist und nicht, wie sozial- und kulturwissenschaftliche Körpertheorien nahe zu legen scheinen, eine bloße soziale Konstruktion. Der Mensch ist beides: ein biologisches Wesen, das Naturgesetzten unterliegt, und ein soziales Wesen, das seine Natürlichkeit kulturell zu überformen weiß […]. Dass Menschen altern ist natürlich, wie sie es tun hingegen gesellschaftlich und kulturell geprägt" (Gugutzer, 2008, S. 182).

## 3 Forschungsdesiderata und Aufgaben für zukünftige körpersoziologische Arbeiten

Dem ‚jugendlichen Alter' der (deutschsprachigen) Körpersoziologie entsprechend, finden sich zahlreiche, bisher nicht bearbeitete Vertiefungsbereiche für die körpersoziologische Arbeit im Forschungsfeld Alter(n). Nachfolgend werden drei vom Autor

als besonders wichtig erachtete Forschungsdesiderata bzw. zukünftige Vertiefungsbereiche detaillierter dargestellt, ohne damit die Relevanz vieler weiterer Themen in Abrede stellen zu wollen.

### 3.1 Körperliches Alter(n) verändert den Weltzugang

Wie eingangs im Abriss zum Forschungsstand dargelegt, besteht bei den wenigen Alterswissenschaftlern, die sich bisher im deutschsprachigen Raum eingehender den Bezügen zwischen Körper und Alter(n) gewidmet haben, die Vermutung, die randständige Behandlung des Körpers in Alter(n)ssoziologie und Sozialer Gerontologie sei der Sorge geschuldet, dass „eine Thematisierung des alternden und an Kräften nachlassenden Körpers […] womöglich die in der Gerontologie überwunden geglaubten Vorstellungen eines defizitären Alter(n)s neu belebt [hätte], was ein Schritt zurück in Richtung biologischer Determinismen bedeutet hätte“ (Backes 2008, S. 189).

Diese Sorge mag durchaus berechtigt sein. Und doch ist das Thema Alter(n) nicht adäquat zu erfassen, ohne den Körper mit einzubeziehen, da „der Alterungsprozess immer auch körperlich erfahren und das Alter auch über den Körper repräsentiert wird. Denn: ‚Wo auch immer ein Individuum sich befindet und wohin auch immer es geht, es muss seinen Körper dabeihaben‘ (Goffman 2001, S. 151). Der Körper ist immer der Ansatzpunkt, an dem die Integration in die soziale Welt beginnt“ (Schroeter 2012, S. 155). Gerade hier liegt das besondere Potential der Körpersoziologie bzw. verkörperten Soziologie, da sie qua Selbstdefinition Themengegenstände vom Körper (auch dem des Forschenden selbst) ausgehend betrachten will und also auch beim Forschungsfeld Alter(n) die vielfältigen körperlichen Dimensionen prominenter in den Blick nehmen will. Hierbei wird eine der zentralen Herausforderung für die zukünftige körpersoziologische Betrachtung des Alters darin liegen, *wie* sie den Körper thematisieren kann, ohne auf das Feld biologischer Determinanten „hin zur längst überwunden geglaubten Defizit- und Abbauperspektive“ (Backes/Wolfinger 2008, S. 153) zu rutschen. Ein in den letzten Jahren insbesondere von Schroeter und Künemund einschlägig vertretener ‚Lösungsweg‘ liegt in der Betonung des sozialen Konstruktionscharakters von Welt und damit auch von (naturwissenschaftlichen Theorien zu) Körper und Alter:

> „Alter und Altern sind also keine rein natürlichen, quasi präkulturellen Erscheinungen. Das biologisch Vorgegebene und das gesellschaftlich Konstruierte lassen sich im Erkenntnisprozess nicht voneinander trennen. Auch biologisches, medizinisches, naturwissenschaftliches Wissen ist eine Konstruktion. […] Auch die biologischen Theorieangebote zum Altern (u. a. Freie-Radikale-Theorie, Mutationstheorie, Autoimmun-Theorie) und die biologischen Erklärungen zu den organischen Veränderungen sind zunächst einmal Konstruktionen. Das Altern ist somit nicht einfach etwas natürlich Vorgegebenes. […] Auch die Lebens- und Naturwissenschaften bilden die (Alters-)Wirklichkeit in Form von

symbolischer Repräsentanz ab und arbeiten mit Begriffen und Symbolen als Bedeutungsträger" (Schroeter/Künemund 2010, S. 396).

So sehr auch auf epistemologischer Ebene dem sozialen Konstruktionscharakter von Welt grundsätzlich zuzustimmen ist, so sehr birgt die Betonung dieses Aspektes auf forschungspraktischer Ebene die Gefahr in sich, dass körpersoziologische Arbeiten sich auf die symbolisch-diskursive Ebene beschränken und damit den Körper-Leib als ‚materiale Voraussetzung des Weltzugangs' aus dem Blick verlieren. *Denn:* Obgleich auch biologische oder medizinische Beschreibungen körperlicher Prozesse des Alter(n)s letzten Endes nur sozial konstruierte Theorien über den Körper sind, ebenso wie die individuelle Wahrnehmung älterer Menschen ‚von ihrer Alterswirklichkeit' sozial konstruiert ist, hängt der Weltzugang von Älteren doch auch von einigen basalen Körperphänomenen ab. Das heißt, wie man als älterer Mensch in der Welt steht, ist z. B. abhängig davon,

- ob und ggf. wie lange man (noch) stehen kann – im Sitzen sieht die Welt anders aus (wie beispielsweise Alltagsberichte von Querschnittsgelähmten eindrücklich zeigen),
- wie lange/wie weit man in welcher Haltung und Geschwindigkeit laufen kann,
- ob und ggf. welche sensorischen Einschränkungen man im visuellen, gustatorischen, olfaktorischen oder haptisch-taktilen Bereich hat.

Der vertiefte Einbezug von Kenntnissen zu typischen Veränderungen der sensorischen, motorischen oder kognitiven Fähigkeiten im Altersprozess ist vor diesem Hintergrund für eine körpersoziologische Arbeit im Themenfeld Alter unerlässlich. Im Sinne eines Forschungsdesiderates muss sich die körpersoziologische Beschäftigung mit dem Themenfeld Alter also – über sozialwissenschaftliche Diskurse hinaus – auch humanbiologisch, medizinisch und psychologisch informiert zeigen, um körperliche Aspekte nicht nur ‚abgehoben' auf diskursiv-symbolischer Ebene zu thematisieren. Denn zentrale soziologische Fragen, wie z. B. soziale Integration und Teilhabe, sind nicht losgelöst davon zu betrachten, ob bzw. in welchem Maße es beispielsweise Bewegungsradius, Augen, Ohren etc. auch Personen im sog. vierten Lebensalter ermöglichen, ‚leibhaftig' am zwischenmenschlichen Austausch teilzuhaben oder Buchstaben auf einem Handy-Display entziffern zu können. Partizipation oder Einsamkeit sind demgemäß nicht nur als sozial, sondern auch als „sinnlich bedingte Phänomene" aufzufassen, „der Leib ist unsere Verankerung in der Welt" (Merleau-Ponty 1966, S. 174). Aus der Perspektive einer verkörperten Soziologie, die berücksichtigt, „dass auch die daran arbeitenden Soziologinnen und Soziologen leiblich-körperlich verfasste Wesen sind" (Gugutzer 2004, S. 158), kommt zudem der Alters- und Generationsunterschied zwischen den ‚beforschten älteren Menschen' und den Forscher/innen hinzu. Die überwiegend deutlich jüngeren Forscher/innen betrachten das Alter(n) aus ihrer eigenen momentanen körperlichen Verfasstheit heraus. Kenntnisse zu typischen

Veränderungen der sensorischen, motorischen oder kognitiven Fähigkeiten im Altersprozess können hier zu einer ‚verbesserten Perspektivenübernahme' dienen, um sich in den körperlich-leiblich-bedingten veränderten Weltzugang Älterer einfühlen zu können.

### 3.2 Körperliches Alter(n) verläuft nicht ‚klassenlos'

Dass körperliche Alterungsprozesse und altersbedingte gesundheitliche Risiken bis hin zur Lebenserwartung maßgeblich durch die soziale Position einer Person mitgeprägt werden (zentral sind hierbei Geschlecht, Bildung, beruflicher Status, Einkommen und Vermögen, Herkunft), darf heute als gesichertes Datum bezeichnet werden. „Für die Morbidität konnte beispielsweise gezeigt werden, dass Erwachsene aus niedrigen sozialen Schichten häufiger einen Herzinfarkt erleiden, häufiger unter psychischen Störungen leiden und eine geringere subjektive Einschätzung der eigenen Gesundheit angeben als Erwachsene aus höheren sozialen Schichten" (Tesch-Römer/Wurm 2009, S. 17). Eindrücklich sind ebenso die Daten zur Mortalität und Lebenserwartung, denen zufolge in Deutschland wie in den meisten anderen europäischen Ländern ein niedrigerer sozioökonomischer Status mit einer deutlich geringeren Lebenserwartung bei schlechterer Gesundheit und einem höheren Mortalitätsrisiko einhergeht (vgl. Lampert/Kroll 2014).

> „In Bezug auf den Vermittlungsmechanismus zwischen sozialer Lage und Gesundheit wird angenommen, dass Ressourcen (etwa Wissen, Macht, Geld, Prestige) in verschiedenen sozialen Schichten unterschiedlich verfügbar sind. Diese Unterschiede in der Verfügbarkeit von Ressourcen korrelieren nicht allein mit einem anderen Ausmaß gesundheitlicher Belastungen (z. B. sind Arbeitsplatz, Wohnung und Wohnumfeld von Personen aus niedrigen sozialen Schichten häufiger mit Belastungen verbunden als dies bei Personen aus höheren sozialen Schichten der Fall ist), sondern ebenso mit der Verfügbarkeit von personalen wie sozialen Bewältigungsressourcen. Neben diesen Differenzen in den Lebensverhältnissen sind aber auch Unterschiede im gesundheitsrelevanten Verhalten zu beachten: So zeigen Personen mit niedrigem sozialen Status beispielsweise im Hinblick auf Essgewohnheiten, Alkohol- und Nikotinkonsum sowie der Befolgung ärztlicher Empfehlungen häufiger ein weniger gesundheitszuträgliches Verhalten als Personen mit höherem sozialen Status" (Tesch-Römer/Wurm 2009, S. 17).

Mit anderen Worten: Die soziale Lage wirkt sich sowohl auf Art und Umfang körperlicher Belastungsfaktoren wie auch auf das individuelle Körperhandeln aus. Die individuelle Körperbiographie (vgl. Gugutzer 2008, S. 184) wird also durch die soziale Lage (mit-)geprägt. Gerade im Alter, wenn Lebensweisen genug Zeit hatten, sich in den Körper einzuschreiben und die körpereigenen Reparatursysteme, z. B. der Haut, nachlassen, sind soziale Unterschiede zunehmend auch am Körper abzulesen. Noch-

mals verstärkt wird dieser Effekt des sozial ungleichen Alterns, da auch die personalen wie finanziellen ‚Bewältigungsressourcen des Alter(n)s' sozial ungleich verteilt sind. Viele ‚Präventions-, Verschönerungs- und Reparaturmaßnahmen' am alternden Körper – von Anti-Aging-Kuren über Wellnesswochenenden bis hin zu Zahnimplantaten – sind kostenintensiv und setzen zudem umfangreiches (Körper-)Wissen und Handlungskompetenzen voraus, um im komplexen *Marktfeld von Körper, Alter und Gesundheit* relevante Informationen beschaffen, Entscheidungen treffen und mit Fachpersonal kommunizieren zu können. „Wenn Alter und Gesundheit heute mehr denn je als kalkulierbare und potenziell minimierbare Risiken kommuniziert werden, denen es mit unternehmerischem Kalkül vorzubeugen gilt, dann werden die Einzelnen in die persönliche Pflicht und Verantwortung genommen" (Schroeter 2014, S. 305). Diese zum Individuum verschobene Gesundheitsideologie trifft Personen aus niedrigeren sozialen Lagen in zweifacher Hinsicht: Nicht nur, dass sie aufgrund geringerer finanzieller wie personaler Bewältigungsressourcen weniger in ihren (alternden) Körper ‚investieren' können, sie sind zudem noch dem Vorwurf ausgesetzt, ihrer gesellschaftlichen Verpflichtung nicht nachzukommen und das Gesundheitssystem zu belasten.

Da sich körperliches Altern also bei weitem nicht ‚klassenlos', d. h. nicht unabhängig von der jeweiligen persönlichen sozialen Lage vollzieht, ist es für die zukünftige körpersoziologische Betrachtung des Alter(n)s notwendig, die Bezüge zur sozialen Ungleichheitsforschung zu vertiefen. Dies bietet zudem die Chance, die bisher vielfach eher mikrosoziologisch orientierte Körpersoziologie mit makrosoziologischen Perspektiven (die in der sozialen Ungleichheitsforschung dominant sind) stärker zu verschränken und auch Bezüge zu Makroökonomie und Public Health herzustellen.

### 3.3 Körperliches Alter(n) im Kontext von Biotechnologie und Ambient Assisted Living

Wunsch und Notwendigkeit, alternde Körper durch technische Artefakte zu unterstützen (ebenso wie durch Krankheit, Unfall, Krieg oder Behinderungen beeinträchtigte Körper), scheinen so alt wie die Menschheit zu sein, wenngleich sich die ‚Erfindung' des ersten Gehstockes oder Hörrohres wohl nie genau datieren lassen wird. Seit diesen ersten Artefakten wurden mit rasant zunehmender Entwicklungsgeschwindigkeit unzählige weitere Artefakte zum Ausgleich motorischer oder sensorischer Einschränkungen geschaffen: Rollatoren als Weiterentwicklung des Gehstocks und auch Hörgeräte zählen heute zu den traditionellen Hilfsmitteln. Während Hörgeräte oder Kontaktlinsen noch *am* Körper getragen werden, ist eine weitere Stufe die der ‚technischen Zurüstungen' *im* Körper (wie z. B. Herzschrittmacher oder ins Auge implantierte Kunstlinsen). Im Zuge immer komplexerer und vernetzter Systeme durch die enge Verzahnung von Lebens- und Ingenieurwissenschaften gehen die Entwicklungen inzwischen jedoch weit über das genannte hinaus, im Sinne einer Verschmel-

zung von Körper und Artefakten, z. B. im Bereich der Prothetik oder auf dem Feld des ‚Tissue Engineering' (hierbei werden dem Körper Gewebezellen entnommen, um daraus in vitro ‚Ersatzteile', wie z. B. eine neue Herzklappe, für die (Re-)Transplantation zu züchten). Für die körpersoziologische Forschung wirft diese Entwicklung weitreichende Fragen auf, insbesondere bezüglich der Wahrnehmung des eigenen Leibes und der eigenen Körperidentität (z. B. als Träger/in eines transplantierten ‚fremden Gesichtes' oder einer ‚fühlenden Handprothese')?

Welche der zahlreichen (bio-)technologischen ‚Zurüstungen des Körpers' sich im Einzelnen, kurz- oder mittelfristig durchsetzen werden, bleibt abzuwarten. Festzuhalten ist, dass (altersbedingte) motorische, sensorische und kognitive Beeinträchtigungen, die das Level des individuellen Wohlbefindens bedingen oder ein selbstbestimmtes ‚normales Leben' (in den ‚eigenen vier Wänden') gefährden, in immer stärkerem Maße durch techno-soziale Verknüpfungen von Mensch und Maschine bzw. Körper und Artefakt ausgeglichen oder zumindest abgemildert werden können.

Das aktuell breit diskutierte ‚Ambient Assisted Living' (AAL) kann als ein prototypisches Beispiel für moderne technologiebasierte Unterstützungssysteme gesehen und hier exemplarisch herausgegriffen werden: AAL umfasst einen großen Bereich häuslicher Assistenzsysteme, deren Zweck die Gestaltung einer intelligenten Umgebung zur Nutzerunterstützung ist, indem Kontroll- und Steuerungsleistungen übernommen werden. Die Assistenzsysteme sind oftmals personalisiert, d. h. anhand zuvor individuell definierter Parameter programmiert; die Datenerfassung geschieht zumeist über Sensorsysteme, die beispielsweise im Raum Umgebungsdaten erfassen oder körpernah Vitalfunktionen messen und analysieren. Im Bezug auf ‚Ältere Menschen' als wichtiger AAL-Zielgruppe kann ein ‚intelligentes Haus' beispielsweise bei sturzgefährdeten oder dementiell beeinträchtigten Personen die Bewegung des Körpers im Raum registrieren und aufgrund dieser Information Elektrogeräte ausschalten, die Raumtemperatur regulieren oder auch ein Signal zu Nachbarn oder einer Zentrale schicken, falls die erwartete Bewegung zu spezifisch festgelegten Zeiten ausbleibt. Somit werden einerseits alltägliche Abläufe erleichtert, andererseits kann auf außergewöhnliche Umstände bis hin zu Notfällen zeitnah reagiert werden (Sicherheitsfunktion).

Ist im Falle dieser sog. ‚Smart Homes' die Einwirkung auf den Körper noch *mittelbar,* ist sie bei körpernahen tragbaren technischen (Hilfs-)Systemen (wearable devices) *unmittelbar* vorhanden. Tragbare Miniaturcomputer, die eine individuelle Beobachtung und Vermessung des eigenen Körpers und dessen Umwelt erlauben, wurden erst im Zuge neuerer technologischer Entwicklungen möglich und werden nun zunehmend für einen breiten Nutzerkreis weltweit zugänglich. Gemessen werden Schritte und Kalorien, Herzfrequenz und Blutdruck, Hauttemperatur und Schweißsekretion, Schlafrhythmus und Gehirnaktivitäten – um nur einige der Anwendungen zu nennen. Bekanntheit erlangte diese Form der ‚Technologien des Selbst' im Sinne einer ‚Selbsterkenntnis durch Zählung' (‚self knowlegde through numbers') unter dem Ausdruck ‚Quantified Self'.

Neben einer Vielzahl von positiven, die Lebenszufriedenheit und -qualität steigernden Aspekten, treten jedoch sowohl bei technischen Unterstützungssystemen wie AAL als auch bei der technikbasierten ‚Selbstvermessung' problematische Aspekte zutage:

Erstens ist eine Reihe von juristischen Fragen bis dato ungeklärt. Dies betrifft die Standardisierung von (häuslichen) Assistenzsystemen und auch die Haftung im Falle eines möglichen Versagens der Systeme. Eine weitere rechtliche Problematik besteht auf dem Feld der informationellen Selbstbestimmung der Nutzer/innen, da immense Mengen sensibler (Körper-)Daten erhoben werden.

Zweitens kann aus dem Trend zu einer körperlichen (Selbst-)Vermessung auch ein gesellschaftlicher Druck hin zu einer (Selbst-)Regulierung des Körpers erwachsen: Die Quantified Self Bewegung formiert sich nicht zufällig in der Zeit und aus dem Klima der Neoliberalisierung heraus, welches die Eigenverantwortung des Individuums für die eigene Leistungsfähigkeit, Gesundheit und Versorgung in den Vordergrund stellt (vgl. Kap. 3.2 ‚Körperliches Alter(n) verläuft nicht klassenlos').

Zum Dritten ist davon auszugehen, dass die Nutzung bzw. Nicht-Nutzung von ‚körperunterstützenden Technologien' anhand individuell verfügbarer monetärer Mittel erfolgen wird, wobei hier zwei divergierende Zukunftsszenarien denkbar sind: Zum Einen könnte sich die soeben erörterte Technisierung durch AAL insgesamt positiv konnotiert als *erstrebenswerter Lebensstil, den man sich jedoch leisten können muss,* durchsetzen. Andererseits könnte eine Umkehrung eintreten und pflegerische Dienste durch *menschliche Dienstleister* zum knappen und erstrebenswerten Luxusgut werden, *die man sich jedoch leisten können muss,* als Gegenentwurf zur immer allgegenwärtiger werdenden Technisierung. Damit manifestiert sich in beiden möglichen Szenarien jeweils soziale Ungleichheit – sei es auf der Stufe des ‚Techno-Sozialen' oder aber auf der Stufe des ‚Human-Sozialen'.

Abschließend bleibt festzuhalten: Das immens wachsende Potential im Bereich der ‚körper-vermessenden, -unterstützenden oder -ersetzenden (Bio-)Technologien' und die daraus resultierenden Formen der Überwachung und Regulierung körperlicher Funktionen, ermöglichen einerseits eine Steigerung körperlicher Resilienz und Leistungsfähigkeit, werfen andererseits aber bislang nicht gekannte ethische Fragen auf. Hier liegt ein zu vertiefendes, zentrales Forschungsfeld für die Sozialwissenschaften im Allgemeinen (ebenso wie die Lebens-, Geistes- und Rechtswissenschaften), aber insbesondere auch für die Körpersoziologie, um die kommenden Entwicklungen im interdisziplinären Verbund kritisch zu beleuchten, die gesamtgesellschaftlichen Implikationen zu hinterfragen und auf problematische Sachverhalte hinzuweisen.

## Literatur

**Backes, Gertrud M. (2008). Von der (Un-)Freiheit körperlichen Alter(n)s in der modernen Gesellschaft und der Notwendigkeit einer kritisch-gerontologischen Perspektive auf den Körper. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 41,* 188–194.**

Backes, Gertrud M. & Wolfinger, Martina (2008). Körper und Alter(n). *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 41,* 153–155.

Baltes, Paul B. & Baltes, Magret M. (1992). Gerontologie: Begriff, Herausforderung und Brennpunkte. In Paul B. Baltes & Jürgen Mittelstraß (Hrsg.), *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung* (S. 1–34). Berlin: de Gruyter.

Belsky, Daniel W.; Caspi, Avshalom; Houts, Renate; Cohena, Harvey J.; Corcorane, David L.; Danese, Andrea; Harrington, HonaLee; Israel, Salomon; Levinei, Morgan E.; Schaefer, Jonathan D.; Sugden, Karen; Williams, Ben; Yashin, Anatoli I.; Poulton, Richie & Moffitt, Terrie E. (2015). Quantification of biological aging in young adults. *PNAS.* doi/10.1073/pnas.1506264112

**Gilleard, Chris & Higgs, Paul (2015). Aging, Embodiment, and the Somatic Turn. *Age, Culture, Humanities. An Interdisziplinary Journal,* Issue 2. Online-Ressource: http://ageculturehumanities.org/WP/aging-embodiment-and-the-somatic-turn/ Zugegriffen: 23. 07. 2015**

**Gugutzer, Robert (2004). *Soziologie des Körpers.* Bielefeld: transcript.**

Gugutzer, Robert (2008). Alter(n) und die Identitätsrelevanz von Leib und Körper. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 41,* 182–187.

Höpflinger, François (2009). Konzeptuelle Grundsätze und essentielle Elemente einer modernen Alternsforschung. Online-Ressource: http://www.hoepflinger.com/fhtop/fhalter1I.html Zugegriffen: 23. 07. 2015

**Katz, Stephen (2010). Sociocultural Perspectives of Ageing Bodies. In: Dale Dannefer & Chris Phillipson (Hrsg.). *The Sage Handbook of Social Gerontology* (S. 357–366). Los Angeles, London: Sage.**

Kohli, Martin (2013). Alter und Altern der Gesellschaft. In: Steffen Mau & Nadine M. Schöneck (Hrsg.), *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands* (S. 11–24). 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Kruse, Andres & Wahl, Hans-Werner (2010). *Zukunft Altern. Individuelle und gesellschaftliche Weichenstellungen.* Heidelberg: Spektrum.

Lampert, Thomas & Kroll, Lars Eric (2015). *Soziale Unterschiede in der Mortalität und Lebenserwartung.* Berlin: Robert Koch-Institut. Online-Ressource: http://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GBEDownloadsK/2014_2_soziale_unterschiede.pdf?__blob=publicationFile. Zugegriffen: 23. 07. 2015.

Martin, Mike & Kliegel, Matthias (2008). *Psychologische Grundlagen der Gerontologie.* 2. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

Merleau-Ponty, Maurice (1966). *Phänomenologie der Wahrnehmung.* Berlin. De Gruyter.

Schroeter, Klaus R. & Künemund, Harald (2010). „Alter" als Soziale Konstruktion – eine soziologische Einführung. In: Kirsten Aner & Ute Karl (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit und Alter* (S. 393–401). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schroeter, Klaus R. (2012). Altersbilder als Körperbilder: Doing Age by Bodyfication. In: Frank Berner, Judith Rossow & Klaus-Peter Schwitzer (Hrsg.), *Individuelle und kulturelle Altersbilder. Expertisen zum Sechsten Altenbericht der Bundesregierung.* Bd. 1. (S. 154–229). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

**Schroeter, Klaus R. (2014): Verwirklichungen des Alterns. In: Anton Amann & Franz Kolland (Hrsg.),** ***Das erzwungene Paradies des Alters? Weitere Fragen an eine Kritische Gerontologie.*** **2. Auflage (S. 283–318). Wiesbaden: Springer VS.**

Thieme, Frank (2007). *Alter(n) in der alternden Gesellschaft. Eine soziologische Einführung in die Wissenschaft vom Alter(n).* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Tesch-Römer, Clemens & Wurm, Susanne (2009). Theoretische Positionen zu Gesundheit und Alter. In: Karin Böhm, Clemens Tesch-Römer & Thomas Ziese (Hrsg.), *Gesundheit und Krankheit im Alter* (S. 7–20). Berlin: Robert Koch-Institut.

Wahidin, Azrini & Powell, Jason L. (2003). Reconfiguring old Bodies: From the Biomedical Model to a critical Epistemology. *Sincronia,* Summer, 2. Online-Ressource: http://sincronia.cucsh.udg.mx/wahidin03.htm. Zugegriffen: 23. 07. 2015

# Arbeit

Diana Lengersdorf

Der Begriff ‚Arbeit' hat in der Soziologie eine lange Tradition und ist in den soziologischen Debatten gleichermaßen sehr eng wie auch sehr weit gefasst. So lassen sich erwerbsförmige Arbeiten ebenso dazu zählen wie Haushaltstätigkeiten, die Pflege Angehöriger oder die Sorge um sich selbst. Insofern bleibt das Verhältnis von Arbeit und Körper in weiten Teilen unbestimmt, da die Bandbreite grundlegender Theorieprojekte ebenso wie relevanter empirischer Untersuchungen nahezu unüberschaubar ist. Dies eröffnet zugleich aber auch die Möglichkeit, dieses Verhältnis immer wieder neu auszuloten, um der Varianz sozialer Phänomene gerecht zu werden.

Für den folgenden Beitrag wird Arbeit zunächst auf Lohn- bzw. Erwerbsarbeit enggeführt, anknüpfend an die Tradierungen innerhalb der Arbeits- und Industriesoziologie. Nicht zuletzt aufgrund der Kritik innerhalb der Arbeits- und Industriesoziologie an der Debatte um die Krise der Arbeitsgesellschaft in den 1970/80er Jahren und Herausforderungen durch Erkenntnisse u. a. der Frauen- und Geschlechterforschung wird der enge Arbeitsbegriff zunehmend geöffnet. Mit der Weitung des Blickwinkels auf die vielfältigen Dimensionen von Arbeit wird es möglich, auch die körperliche Praxis des Arbeitens systematisch zu fokussieren. Der vorliegende Text setzt sich mit diesem erst jüngst in den soziologischen Fokus geratenen Verhältnis von Arbeit und Körper auseinander. Es werden Konturen dieser Relation herausgearbeitet, die in den Arbeiten der Autor_innen zumeist lediglich implizit angesprochen werden.

## 1 Der soziologische Arbeitsbegriff

Zunächst kann festgehalten werden, dass Arbeit eine grundlegende menschliche Tätigkeit ist, ohne bereits eine spezifische Sinnhaftigkeit oder Gerichtetheit annehmen zu müssen: es ist „eine wesentliche Grundlage menschlicher Entwicklung" (Böhle 2010, S. 151), eine „Aktivität" (Voß 2010, S. 27) oder auch ein „zentrales Medium der Vergesellschaftung" (Aulenbacher et al. 2007, S. 18). Diese Minimaldefinitionen des Arbeitsbegriffs sind an etwas genuin Menschliches gebunden – sie sind, wie Fritz Böhle allgemein in Bezug auf den Arbeitsbegriff der Arbeits- und Industriesoziologie

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_2

festhält (2010, S. 151), anthropologisch begründet. Für unsere weiteren Überlegungen ist dies nicht unerheblich, da die Frage, was als Mensch gefasst wird, was als genuin menschlich zu verstehen ist und welche Dimensionen des Menschen im Sozialen bedeutsam werden, zeitlich, räumlich und kontextabhängig je anders beantwortet werden kann. Das sehr weit gefasste Arbeitsverständnis ist in der arbeits- und industriesoziologischen Forschung dabei lange Zeit vor allem auf zwei Dimensionen zugespitzt worden: zum einen hinsichtlich der „Transformation der Fähigkeit zu arbeiten in tatsächliche Arbeit" (Minssen 2006, S. 11) – wofür der Begriff ‚Arbeitskraft' steht –, zum anderen mit Blick auf den Vollzug der tatsächlichen Arbeit in einen separierbaren gesellschaftlichen Bereich, der Erwerbssphäre. Beide Dimensionen sind zentral, um gegenwärtige Debatten zum Wandel von Arbeit zu verstehen und vor allem, um die Verwicklungen zwischen Körper und Arbeit erfassen zu können.

### 1.1 Arbeitskraft

Der Begriff der Arbeitskraft lässt sich auch in seiner heutigen Rezeption nur vor dem Hintergrund Marxscher Konzeptionen verstehen. Karl Marx definiert Arbeitskraft als „den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren und die er in Bewegung setzt, sooft er Gebrauchswerte irgendeiner Art produziert" (Marx 2013, S. 181). Sobald ein nützlicher – (ge-)brauchbarer – Wert zu schaffen ist, wird der Leib in Bewegung gesetzt. Arbeitskraft, so Marx an anderer Stelle, „besitzt" ein Mensch „in seinem leiblichen Organismus" (ebd., S. 59). Es ist daher wenig verwunderlich, dass der Körper der Arbeitenden bei Marx häufiger Bezugspunkt ist, denn der Zugriff auf die Arbeitenden richtet sich auch auf die Ausbeutung des Körpers: So wird dem Arbeiter die „gesunde Erhaltung des Körpers" verunmöglicht, der Körper wird abgerichtet, so dass er sich routinisiert in die Arbeitsabläufe einfügt, sich „automatisch" mit anderen Arbeitskörpern in ein „einseitiges Organ verwandelt", oder der Zugriff auf „Arbeiter ohne Muskelkraft oder von unreifer Körperentwicklung" – Marx bezieht sich hier auf Frauen und Kinder – durch einen gezielten Einsatz von Maschinen erweitert wird. Gerade Letzteres ist für Marx kritikwürdig, da es die „freie Arbeit im häuslichen Kreis (…) für die Familie selbst" (ebd., S. 416) zerstöre.

### 1.2 Sphärentrennung

Die hier von Marx angesprochene Zerstörung setzt voraus, dass der „häusliche Kreis" ein vor dem kapitalistischen Zugriff schützenswerter gesellschaftlicher Raum ist. Dies verweist auf ein Konzept, das in den 1970er Jahren maßgeblich durch die Frauen- und Geschlechterforschung in die Debatte um Arbeit eingebracht wurde: die Separierung von Lohnarbeit und Haushaltstätigkeit in getrennte gesellschaftliche Sphären (vgl. u. a.

Beck-Gernsheim 1976). Diese Trennung ist antagonistisch angelegt, d. h. als zwei sich gegenüberstehende, unvereinbare Pole, die verschiedene Verhältnisse und Bedeutungen um sich herum gruppieren. Beispiele sind: bezahlt vs. unbezahlt, tarifrechtlich geschützt vs. familiär ausgehandelt, außerhäusig vs. im Haus, versorgend vs. fürsorgend etc. Diese Bipolarität ist dabei eng gekoppelt an Geschlecht bzw. das System der Zweigeschlechtlichkeit und entfaltet gerade aufgrund der Verwobenheit ihre soziale Wirkmächtigkeit. Die familiäre Sphäre wird verbunden mit Weiblichkeit(en), während die Erwerbssphäre mit Männlichkeit(en) in Verbindung steht. So erst wird aus der fürsorgenden Person die liebevoll betreuende Mutter und aus der versorgenden Person der für die Familie arbeitende Vater. Zugleich entstehen hier Vorstellungen von „geistigen und physischen Fähigkeiten", wie Marx dies bezeichnet, die einem Geschlecht zugeschrieben werden, so z. B. die besondere Eignung von Frauen für die einfühlsame Pflege am Menschen und die besondere Eignung von Männern für risikoreiche Schwerstarbeit an Maschinen. Für unsere Thematik ist diese Trennung insofern bedeutungsvoll, als dass nicht nur entlang von Geschlecht und Tätigkeitsbereichen unterschieden wird, sondern Gesellschaft entlang dieser Differenz in eine so genannte Produktions- und Reproduktionssphäre unterteilt wird, womit körperliche Implikationen verbunden sind: Während in der Produktionssphäre Arbeitskraft verausgabt wird, dient die Reproduktionssphäre der Erhaltung der Arbeitskraft, und dies richtet sich ganz im Marx'schen Sinne auch auf den Körper des Arbeitenden. In der familiären Sphäre erfährt der menschliche Körper in einem geschützt Rahmen die notwendige Erholung und Regeneration – hier werden im wörtlichen Sinne die Füße hochgelegt, wird gemeinsam gegessen, ausgleichend Sport betrieben und Urlaub gemacht.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in der soziologischen Tradierung des Arbeitsbegriffs ein Ideal des Menschen erkennbar wird, der im ‚vollen Besitz geistiger und körperlicher Fähigkeiten' ist, als ‚männlich' erlebt wird und in einer dauerhaften ‚heterosexuellen' Partnerschaft lebt. Dieser Mensch wird zugleich als ‚weiß' imaginiert, er steht in keinen (post-)kolonialen Ausbeutungsverhältnissen. Dies schließt bestimmte Körper ein, andere jedoch aus.

## 2 Wandel von Arbeit

Was je als Arbeit verstanden wird, welche Aktivitäten dazu zählen, welche Vergesellschaftungsformen und menschlichen Entwicklungen aus ihr hervorgehen, ist historisch variabel. Aktuell werden gravierende Veränderungen in der Soziologie diskutiert, die sich maßgeblich auf erwerbsförmige Arbeit beziehen. Wie Heiner Minssen formuliert: „Arbeit hat ihr Gesicht gewandelt; sie ist nicht mehr gleichzusetzen mit Industriearbeit oder gar körperlich schwerer Arbeit im Bergbau und in der Stahlindustrie" (Minssen 2006, S. 17), vielmehr sei ein Wandel „von Schweiß zu Adrenalin" (ebd., S. 18) zu beobachten. Dieses an Körperbildern reiche Zitat verweist auf zwei zentrale Entwicklungen: Zum einen auf die Bedeutungszunahme des ‚Inneren' einer

Person innerhalb der kapitalistischen Verwertungslogik – im Zitat angedeutet mit dem Wandel vom nach Außen tretenden Schweiß hin zu dem im Inneren des Körpers wirkenden Adrenalin –, zum anderen auf den Bedeutungsverlust des Industriesektors, der zugleich mit einem Wechsel der Produktionsregime – vom Fordismus zum Postfordismus – einhergeht. Neben einer Pluralisierung von Erwerbsarbeitsformen sind im Zuge dieses Wandels auch grundlegende Neuverhandlungen über die Sphärentrennung deutlich zu erkennen. Im Folgenden werden einige zentrale Entwicklungen skizziert.

- In Unternehmen findet ein Wandel der betrieblichen Koordinations- und Steuerungsmechanismen statt, die als *Internalisierung des Marktes* oder kurz als Vermarktlichung beschrieben werden und ihren Ausdruck in einer Zunahme der Bedeutung des Subjekts als Produktivfaktor finden. Hierbei treten subjektive Potenziale und Leistungen in den Vordergrund, die vom Individuum eigenverantwortlich gemäß den Betriebszielen in den Arbeitsprozess eingebracht werden müssen (u. a. Moldaschl/Voß 2002). Der unternehmerische Zugriff auf die Arbeitskraft und deren Kontrolle wird so vom Vorgesetzten auf die Arbeitenden selbst verlagert. Diese Entwicklung ist von Ambivalenzen gekennzeichnet, da neben dem Zwang zur Selbst-Kontrolle, Selbst-Ökonomisierung sowie Selbst-Rationalisierung, die sich im Typus des „Arbeitskraftunternehmers" verdichten (Voß/Pongratz 1998), gleichzeitig erweiterte Gestaltungsmöglichkeiten des Arbeitenden hinzutreten. Zugleich lässt sich grundlegend feststellen, dass in dieser Analyse implizit das Selbst als körperloses Selbst gedacht wird. Es geht vornehmlich um ein Vermarktlichungsimperativ, das die Haltung des Arbeitenden zur Arbeit und zu sich als Arbeitssubjekt erfasst. Unbeachtet bleibt weitestgehend, dass die Prozesse der Selbst-Ökonomisierung auch den Körper erfassen, wie sich dies u. a. bei Work-Out Aktivitäten von Managern beobachten lässt (Motakef/Lengersdorf 2010) und zudem Märkte auch über die Vermarktung von Körperteilen entstehen, wie bei weiblichen Eizellen (siehe dazu auch 3.2).
- Eine weitere Dimension des Wandels ist an den organisatorisch-relevanten Wissensformen festzumachen. Zusätzlich zu explizitem fachlichem Wissen und formal erworbenen Qualifikationen werden zunehmend *implizite Wissensformen* bedeutsam. Hierzu zählen unter anderem das Erfahrungswissen (vgl. u. a. Böhle 2010), die richtige Selbst-Inszenierung (vgl. u. a. Reuter/Lengersdorf 2011) wie auch das Wissen um die richtige Inszenierung von Wissen selbst, bei der auch neue Technologien eine zentrale Rolle spielen (vgl. Lengersdorf 2011). In den Analysen wird vor allem ein praktisches Wissen bedeutsam, dass im Arbeitsalltag praktisch eingeübt wird und häufig inkorporiert ist.
- Erwerbstätigkeit ist auch eine zentrale Kategorie, um die eigene Biographie zu gestalten bzw. Planungen entlang des Lebenslaufs vorzunehmen, und zwar nachwievor insbesondere für Männer. Insofern ist es bedeutungsvoll, dass neben der Normalerwerbsbiographie – einer ungebrochenen Erwerbstätigkeit – zunehmend

Erwerbsverläufe treten, die durch *atypische Beschäftigungsverhältnisse und biographische Diskontinuitäten* gekennzeichnet sind. Zudem unterliegt die Erwerbsbiographie vermehrt einer aktiven Ausgestaltung. Analytisch aufschlussreich wäre hier, dass in den erwerbsbiographischen Selbstentwürfen auch der Körper eine Rolle spielen dürfte (zum Zusammenhang von Biographie und Körper siehe Abraham in diesem Band). Hierbei sind gegenwärtig zwei zentrale Dimensionen besonders beachtenswert: zum einen die Vorstellung eines Nachlassens körperlicher und geistiger Fähigkeiten im Verlaufe eines beruflichen Lebens und die damit verbundene Vorstellung eines ‚verdienten Lebensabends', die durch den Umbau des Rentensystems herausgefordert wird, sowie zum anderen berufsbiographische Diskontinuitäten auf Grund von gesundheitlichen Beeinträchtigungen.

- Der starke *Zustrom von Frauen* in die Erwerbsarbeit schafft Bedingungen, in denen Frauen und Männer kooperieren müssen, aber auch zu Konkurrent_innen um knapper werdende Arbeitsplätze werden können. In dieser zumeist auf der Ebene des Human Ressource Managements geführten Diskussion lässt sich eine gestiegene Nachfrage nach Eigenschaften feststellen, über die Frauen qua Geschlecht – und es ließe sich ergänzen: qua ‚Natur' – eher zu verfügen scheinen als Männer. Allerdings stellen Männer immer noch den Maßstab für den ‚normalen Beschäftigten' dar. Interessanterweise wird in den Diskussionen um so genannte Softskills oder das Diversity Management der vergeschlechtlichte Körper als Ressource nicht thematisiert. Ob dies mit dem Versuch einhergeht, einer Re-Naturalisierung von Geschlecht entgegenzuwirken, kann nur vermutet werden.
- Die mit dem Fordismus einhergehende starke zeitliche Regulierung und örtliche Gebundenheit von Erwerbsarbeit verändert sich. Diese Entwicklung ist maßgeblich an den Einsatz von neuen *Informations- und Kommunikationstechnologien* gekoppelt. Zudem treten neben Arbeiten, die in der Erwerbssphäre erledigt werden, auch Arbeitstätigkeiten, die in der *Privatsphäre* ausgeführt werden. Das Verhältnis von Arbeit und Leben muss zunehmend aktiv gestaltet werden (u. a. Jürgens 2009). Damit stellt sich die Frage einer körperlichen Regeneration der Arbeitskraft nochmal anders. Ob sich diese Regeneration eventuell zukünftig stärker innerhalb der Berufssphäre vollzieht, ist eine empirisch offene Frage. Es kann allerdings vermutet werden, dass die körperliche und psychische Gesundheit zunehmend auch als eine Unternehmensaufgabe innerhalb des Human Ressource Managements – im Sinne eines Gesundheitsmanagements – verstanden wird.
- Die Erosion von (sozialstaatlicher) Absicherung der Erwerbsarbeit geht mit Prozessen der *Prekarisierung* einher und fordert die Arbeitenden zu mehr Selbstsicherung und Selbstverantwortlichkeit heraus (vgl. Völker 2011). Zugleich gefährdet diese Entwicklung die Position des Mannes als Alleinernährer. Dieses Modell ist im hohen Maße an das Normalarbeitsverhältnis gekoppelt (u. a. Meuser 2007). Prozesse der Prekarisierung sind dabei allerdings nicht allein auf Erwerbsarbeit bezogen, sondern erfassen das gesamte Lebensgefüge. In jüngster Zeit wird auch die körperliche Dimension dieser Entwicklung perspektiviert (vgl. Motakef 2015).

## 3 Forschungsfelder

Die arbeitssoziologische Forschung lässt sich im Hinblick auf die darin vorfindliche Beschäftigung mit dem menschlichen Körper entlang der analytischen Grenzziehung zwischen *Arbeit mit und durch Körper* (3.1) sowie *Arbeit am und im Körper* (3.2) differenzieren. Im ersten Fall handelt es sich um Studien, in denen ein instrumentelles Körperverständnis im Mittelpunkt steht – der menschliche Körper bzw. bestimmte Teile des Körpers als Mittel zur Herstellung eines Arbeitsprodukts, eines Werts –, im zweiten Fall um Studien, in denen ein Verständnis vom Körper als veränderungsbedürftige Entität vorherrscht. Hier richtet sich das Arbeitshandeln auf den Körper, um ein (neu-)geordnetes, therapiertes oder optimiertes Körperprodukt zu erzielen – der Körper also als Ziel statt als Mittel einer Arbeitstätigkeit. Es bleibt darauf hinzuweisen, dass in den arbeitssoziologischen Untersuchungen zumeist der Fokus auf der Materialität des Körpers und seiner Performanz in den Untersuchungen liegt; die körperliche Erfahrung, die Leiblichkeit der Akteure (vgl. dazu Lindemann in Bd. 1) wird überwiegend nicht oder nur implizit thematisiert.

### 3.1 Arbeit mit und durch Körper

Der Mensch muss tätig werden, um überleben zu können. Die basale Produktion von Lebensmitteln, Kleidung und Werkzeugen erfolgt dabei immer unter Einsatz des Körpers und zumeist im Kollektiv, z. B. auf einem agrarischen Hof oder in einer nomadischen Gemeinschaft. Bedeutsam ist hierbei unter anderem die Verteilung der Arbeit und damit die Abstimmung von Körpern im Arbeitsprozess. Diese muss im wahrsten Sinne des Wortes ‚Hand-in-Hand' gehen, damit ein reibungsloser Produktionsablauf gewährleistet ist. Das arbeitssoziologische Interesse richtet sich jedoch weniger auf die agrarische Produktion, sondern zunächst auf die im Zuge der industriellen Revolution entstehende Industriearbeit, und hier insbesondere auf die von der natürlichen Arbeit ‚entfremdeten' Tätigkeiten, die an den fordistischen Fließbändern ihren Höhepunkt erreichten.

Diese Form *rationalisierter Arbeit* ist eng mit einer *Disziplinierung des Körpers* verbunden (vgl. dazu Sobiech in Bd. 1), die maßgeblich durch die Arbeiten des Ingenieurs Frederik W. Taylor beeinflusst wurde. Taylor legte dar, wie Arbeitsprozesse bis in die kleinsten Körperbewegungen zerlegt, zeitlich erfasst und analysiert werden sollten, um eine möglichst große betriebliche Effizienz zu erreichen. Damit schuf er zugleich die Grundlage einer Verwissenschaftlichung von organisatorischen Kontroll- und Steuerungsmechanismen sowie einer Trennung in durchführende-standardisierte körperliche Arbeit und planerische-qualifizierte geistige Arbeit. Das hier angedeutete Rationalisierungsdispositiv wird in der Literatur nach ihrem ‚Erfinder' als Taylorismus beschrieben. Im Zuge dieser Rationalisierungsprozesse fand zugleich eine ‚Entleiblichung' des einzelnen Arbeiters/der einzelnen Arbeiterin statt: körper-

liche Befindlichkeiten, Bedürfnisse und Äußerungen sind dem Arbeitsprozess unterzuordnen und der Arbeitskörper als einwandfreie Ressource gesund zu halten. In dem Sinne hat Henry Ford in seiner Massenproduktion nicht nur die besten Löhne gezahlt, sondern auch eine eigene Abteilung eingerichtet – das „Sociological Departement" –, das die hygienischen Verhältnisse am Arbeitskörper und in den Wohnungen der Arbeiterschaft kontrollierte. Zudem sollten die männlichen Arbeiter möglichst verheiratet sein oder zumindest nachweisen, dass sie Sauberkeitsstandards einhalten und in Nüchternheit leben. Joan Acker spricht von einem „bodiless worker" (Acker 1990, S. 151), einer körperlosen Arbeiterschaft, die keine Sexualität und keine Emotionen hat. Auch Andreas Reckwitz (2006) hat in seiner Studie zur Genese dominanter Subjektformationen diese Entemotionalisierung betont, die sachlich-rationale und kollektivorientierte Persönlichkeiten hervorbringt bzw. hervorbringen soll. Für die fordistische Produktionslogik ist demnach nicht nur ein funktionierender Körper zentral, der innerhalb des koordinierten Gesamtkörpers der Produktion aufgeht (siehe auch Marx), sondern ein bis zur Steuerung von Gefühlsäußerungen und spürbarer Erfahrungen am Arbeitsplatz kontrollierter Körper. Insbesondere die sexuelle ‚Natur' der Arbeitenden gilt es aus den Arbeitsprozessen herauszuhalten und diese auf den sozialen Ort der Familie zu verweisen.

All die bisher beschriebenen Phänomene unterliegen nun gravierenden Veränderungen, wie im zweiten Abschnitt ausgeführt. Dies beginnt damit, dass die (idealisierte) Trennlinie zwischen gestaltender *Kopf-* und standardisierter *körperlicher Arbeit* nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Zunächst erscheint die Trennung in ‚geistige' und ‚körperliche' Arbeit wenig zielführend, da auch ‚geistige' Arbeit immer ‚körperliche' Arbeit ist, wie Robert Schmidt (2012) eindrucksvoll anhand des Tätigkeitsfeldes Programmierung herausgearbeitet hat. So zeigen Programmierer_innen durch ihre Körperhaltung den Kolleg_innen an, woran sie gerade arbeiten, oder für Kolleg_innen wird durch den Rhythmus des Anschlags der Computer-Tastatur erkennbar, in welcher Arbeitsphase sich der Programmierer oder die Programmiererin gerade befindet. Zugleich wird im Zuge der Subjektivierung von Arbeit diese Grenzziehung generell weniger bedeutungsvoll, da sich der organisationale Zugriff auf den ganzen Menschen, die ganze Person bezieht.

Ebenso empirisch zweifelhaft wird die Trennung von *Erwerbsphäre und Familiensphäre.* Das Tätigkeitsfeld ‚Sorge' ist hierfür ein besonders erwähnenswertes Beispiel, vor allem wenn der Sorgebegriff nicht nur auf fürsorgliche und personenbezogene Arbeiten eng geführt wird, sondern auch Haushaltstätigkeiten, handwerkliche Tätigkeiten am Haus und im Garten sowie bürokratisch-organisatorische Tätigkeiten hinzugezogen werden. Diese Arbeiten lassen sich, obwohl sie in der Familiensphäre anfallen, nicht mehr klar von beruflicher Arbeit trennen, insbesondere dann nicht, wenn es zu einer Delegierung dieser bisher als familiär verstandenen Tätigkeiten an private oder institutionelle Dienstleister kommt. Teilweise gehen diese Angestellten nicht nur ihrer Erwerbsarbeit in der häuslichen Sphäre einer anderen Familie nach, sondern wohnen auch bei ihren Arbeitgeber_innen und teilen so ihre Privatsphäre

mit diesen. Auf der anderen Seite erhalten Familienangehörige staatliche Ausgleichzahlungen für übernommene Pflegearbeiten im familiären Bereich. Auch wenn dies keine Lohnarbeit im engeren Sinne ist, wird hier dennoch eine monetäre Zahlung für familiäre pflegerische Arbeiten geleistet. Die Sorgearbeit ist auch insofern ein interessantes Feld, als hier wohlfahrtsstaatliche Regulierungen auf geschlechtliche Arbeitsteilung und auf Phänomene von erwerbsbedingter Migration treffen. Körper werden nicht nur im Sinne körperlicher Arbeit z. B. am zu betreuenden Menschen relevant, sondern auch ethnisierte und vergeschlechtlichte Körperbilder sowie Körperperformances werden in der Arbeitsbeziehung virulent – wenn beispielsweise angenommen wird, dass der muslimische Mann nicht von einer weiblichen Pflegerin gewaschen werden möchte oder dem polnischen Gärtner zugeschrieben wird, dass er besonders gut zu packen kann.

Des Weiteren kommt der Aspekt der *Berührung* bei personenbezogenen Dienstleistungsarbeiten in den Blick, wie beispielhaft Anna Buschmeyer (2013) in ihrer Studie zu männlichen Erziehern in Kindertagesstätten ausarbeitete. Die Frage, wie viel Berührung zwischen männlichem Erzieher und Kind im Arbeitsalltag möglich ist, wird hier vor allem vor dem Hintergrund eines generellen Pädophilieverdachts entschieden und macht sich an unterschiedlichen Männlichkeitskonstruktionen fest. Die Bedeutung der Berührung ist auch in dem Arbeitsfeld Prostitution eng an Sexualität gebunden, da sich hier das unmittelbare Arbeitshandeln auf die Erzeugung sexueller Beziehungen und Erlebnisse richtet. Der Körper wird in der Prostitution in vielfacher Hinsicht relevant, nicht nur als funktionales Instrument der Befriedigung von nachgefragten Bedürfnissen, sondern auch als Anzeiger eines ‚echten', nicht gespielten Erlebnisses oder einer ‚sauberen' und angstfreien Erfahrung (vgl. Löw/Ruhne 2011).

Schließlich lassen sich zahlreiche Arbeitsfelder ausmachen, die bisher sehr wenig Beachtung in der Diskussion um Arbeit fanden und besonders das Performative des Körpers in Zentrum rücken. Dazu zählen die künstlerisch-kreative Arbeit (z. B. Tanz), die politisch-aktivistische Arbeit (z. B. Femen) oder die spitzensportliche Arbeit (z. B. Fußball).

### 3.2 Arbeit am und im Körper

Neben einem Einsatz des Körpers im Arbeitshandeln als Mittel zum Zweck kann der Körper auch selbst als Produkt der Arbeit perspektiviert werden. Besonders naheliegend ist dies bei *therapeutischer Arbeit,* die zur Heilung oder Linderung von Beschwerden auf den Körper einwirkt oder in den Körper eindringt, wie z. B. therapeutische Pflege, Physiotherapie oder Medizin. Dazu lassen sich auch medizinische Eingriffe zur Veränderung der Körperformen oder Körpererscheinung zählen, wie schönheitschirurgische Eingriffe oder sogenannte geschlechtsangleichende Operationen. Weniger irreversibel sind *kosmetisch-stylistische Arbeiten,* z. B. im Rahmen

der Handwerksberufe Friseur_in oder Kosmetiker_in, die in das individuelle Schönheitshandeln hineinragen. In einem weiteren Sinne lassen sich dazu auch *biotechnologische Arbeiten* zählen, etwa die Genetik.

Die Arbeit am und im Körper kann auch explizit bzw. im engeren Sinne als eine *Arbeit am Selbst* verstanden werden. Diese Forschungsperspektive wird vor allem im Zuge der soziologischen Auseinandersetzung mit Subjektivierungsphänomenen von Arbeit und einer generellen Ökonomisierung des Sozialen bedeutsam. Die Ausweitung der kapitalistischen Verwertungslogik auf die ‚ganze Person' endet in dieser Perspektive nicht an den Werkstoren oder der Bürotür, sondern weitet sich auf alle Bereiche des Sozialen aus. Neben den bereits erwähnten Forschungen zur Subjektivierung von Arbeit und zum Arbeitskraftunternehmer, ist hier insbesondere auf Gouvernementalitätsstudien hinzuweisen, die maßgeblich auf Michel Foucault zurückgehen (vor allem Foucault 2006 [1979]). Zentrale These ist, dass mit der Durchsetzung von Marktmaximen wie Effizienz, Mobilität und Selbstverantwortung Individuen dazu aufgerufen werden, ihr Leben nach Maßgabe des Unternehmerischen auszurichten. Dies richtet sich explizit auch an den Körper und reicht weiter als dies im Ideal des Arbeitskraftunternehmers oder in der Subjektivierungsthese angelegt ist. Es wird davon ausgegangen, dass ein neuer Imperativ hervorgebracht wird, der die Arbeit am Körper (vor allem hinsichtlich der individuellen Gesundheit) verlangt.

Im Anschluss an Foucaults Konzept der *Biopolitik* wird in postoperatistischen Ansätzen (u. a. Pieper et al. 2007) argumentiert, dass die Produkte der Arbeit zunehmend immateriell geworden seien. So wird z. B. zur Herstellung einer Kundenbeziehung die Erzeugung eines Wohlbefindens eingesetzt. Dieses Wohlbefinden wird durch die Arbeitende oder den Arbeitenden affektiv und körperlich hergestellt, u. a. durch Berührung oder durch ein moduliertes Sprechen. Anders als bei Marx wird nicht mehr die Arbeitskraft ausgebeutet, sondern das ganze Leben wird produktiv gemacht. Ebenfalls an das Konzept der Biopolitik anschließend zeigen Studien aus dem Forschungsumfeld der Bioökonomie, wie Körper in Wert gesetzt werden. So wird zum Beispiel verhandelt, ob Eizellspenden als Arbeit, spezifisch als regenative Arbeit verstanden werden sollte. Im Unterschied zu Marx wird hier davon ausgegangen, dass die Arbeit nicht von der Person entfremdet wird, sondern der Körper von der Person.

## 4 Verfahren zur Erforschung von Körper und Arbeit

Um das Verhältnis von Körper und Arbeit soziologisch zu untersuchen, sind verschiedene Zugänge möglich. Zunächst sind *diskursanalytische* Verfahren zu nennen, die die Möglichkeiten des Denkens und Sprechens über den Zusammenhang von Arbeit und Körper(lichkeit) sowie die hierin eingelagerten Machtverhältnisse untersuchen, wie dies bereits anhand des Rationalisierungsdispositivs erörtert wurde. Des Weiteren weist die *Ethnomethodologie* eine Tradition bezüglich der Untersuchung

des Nexus von Körper und Arbeit auf. Es sind die performativen Aspekte des Körpers, die durch die Untersuchung der Regelhaftigkeit von Interaktionsabläufen in den Blick kommen. Mit den von Harold Garfinkel etablierten *Studies of Work* und den in den Science & Technology Studies zu verortenden *Workplace Studies* seien an dieser Stelle zwei ethnomethodologische Forschungsperspektiven benannt, die einen großen Fundus an empirischen Arbeiten anzubieten haben. So kommt zum Beispiel die Arbeit in hochtechnisierten Kontrollzentren der Fluglotsen, in einem Kung-Fu-Studio oder auch auf dem Börsenparkett in den Fokus und damit u. a. die Abgestimmtheit von Körpern im jeweiligen Arbeitsprozess. Daran anknüpfend sind auch Studien der *Akteur-Netzwerk-Theorie* (ANT) gewinnbringend, auch wenn sich hier noch keine eigene Methodologie etabliert hat. Die ANT untersucht die enge Verflechtung von Menschen und Nicht-Menschen etwa bei der Arbeit in einem Verwaltungsgericht oder bei bretonischen Muschelfischern. Diese Perspektive eröffnet noch stärker die Möglichkeit die Frage zu stellen, was vom Körper für das je zu untersuchende Phänomen bedeutsam ist, da die ANT keine vorab fest umgrenzten Entitäten braucht. Auch *ethnographische* Verfahren eignen sich insbesondere zur Erforschung körperkultureller Phänomene der Arbeit. Hier wird der Blick auf die kollektiven Prozesse der Konstruktion des Arbeitsraumes eröffnet. So können Einblicke in konkrete Arbeitspraxen, routinisierte Arbeitstätigkeiten und ritualisierte Praktiken der Inszenierung von Arbeit gewonnen werden wie auch Inkorporierungen von Arbeitsverläufen und -strukturen rekonstruiert und Körperperformances beobachtet werden können.

## 5 Ausblick

Für körpersoziologische Untersuchungen zum Verhältnis von Arbeit und Körper eröffnen sich aktuell neue Forschungsfelder, in denen bis dato gültige Grenzziehungen – vor allem in der Arbeits- und Industriesoziologie – hinterfragt werden und zur Neuaushandlung ausstehen. Besonders hervorzuheben sind die Forschungsfelder Mobilität/Wanderung, Roboter und Sinne.

Arbeitsbedingte Wanderungsbewegungen sind ein altes soziales Phänomen. Diese stellen sich vor dem Hintergrund von Transnationalisierungsprozessen allerdings noch einmal anders, da der Blick auf Pendelbewegungen gerichtet wird. In diesen Bewegungen zwischen verschiedenen Nationen bzw. Nationalstaaten, zwischen verschiedenen Arbeitgeber_innen und Tätigkeitsfeldern, zwischen Beruflichkeit und Familie entsteht erst das, was als Transnationalisierung zu fassen ist. Dabei werden nicht nur Symbole z. B. von Heimat in Bewegung gesetzt, sondern auch Körper. Diese können an einem Wohnsitz ethnisiert sein und an dem anderen privilegiert, oder sie können an dem einen Arbeitsplatz den erfolgreichen, disziplinierten Arbeiter anzeigen und an dem anderen den ausgehungerten, hilfsbedürftigen Tätigen. Zugleich ist davon auszugehen, dass sich neben Körperbildern andauernde Wanderungen selbst in die Körper einschreiben, z. B. als spezifische körperliche Kompetenzen des Um-

gangs mit Jetlag, der Umstellung auf andere Speisen oder klimatische Bedingungen. Diese Perspektive ließe sich dann auch auf mobile Arbeitskräfte ausweiten, die nicht zwingend ihren Wohnsitz verlagern, sondern z. B. für ein Projekt temporär auf einem anderen Kontinent arbeiten oder auch für Arbeitende, die in transnationalen Organisationen tätig sind. Ob es sich dabei um einen Telekommunikationskonzern oder ein ‚Kinderwunschzentrum' handelt, ist zweitrangig.

Vor dem Hintergrund des demographischen Wandels wird die Frage nach *Robotern* erneut virulent. Während Roboter in der industriellen Produktion oder im Militär bereits einen festen Platz haben, geht es nun um personenbezogene Dienstleistungen. Mediale Erzeugnisse, wie die schwedische Serie „Äkta Människor" (2012, Schweden, in Deutschland: „Real Humans – Echte Menschen") setzen an dieser Zukunftsvision an, in der Roboter von der Altenpflege über Haushalt bis hin zur Gartenpflege alle Arbeiten im und am Haus übernehmen. Auffällig dabei ist, dass diese Roboter menschenähnlich imaginiert werden und sich auch in der nichtfiktionalen Roboterforschung die Vorstellung durchsetzt, dass Roboter, die mit Menschen zu tun haben, auch menschenähnlich sein sollten (z. B. der Pflegeroboter Ri-Man), was zuvorderst heißt, wie ein menschlicher Körper auszusehen.

Gerade die Frage nach dem genuin Menschlichen lenkt den Blick auf die *Sinne.* Hierzu lassen sich in aktuellen kulturtheoretischen Forschungen der Soziologie Untersuchungen finden, die z. B. das Sehen im Zusammenhang mit musealen oder künstlerischen Werken fokussieren. Weiter ließe sich aber auch fragen, welche Bedeutung den Sinnen z. B. in der diagnostischen Arbeit zukommt: die Ärztin ertastet die Geschwulst in der Brust, der Physiotherapeut sieht die Fehlstellung. Aber auch in der Betreuung von Angehörigen spielt z. B. das ‚richtige' Hören eines Schmerzweinens oder Quengelns bei Kleinkindern eine wesentliche Rolle. Dies ebenso im Bereich der Hausarbeit, wo die Erzeugung eines heimeligen Geruchs oder einer schmierfreien Fensterschreibe Kompetenzen voraussetzt, die an den Sinnen ansetzen.

## Literatur

**Acker, Joan (1990). Hierarchies, Jobs, Bodies. A Theory of Gendered Organizations.** ***Gender & Society,*** **4 (2), 139–158.**

**Aulenbacher, Brigitte, Funder, Maria, Jacobsen, Heike & Völker, Susanne (Hrsg.) (2007).** ***Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft: Forschung im Dialog,*** **Wiesbaden: VS**

Beck-Gernsheim, E. (1976): *Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen.* Frankfurt: Aspekte-Verlag und Campus.

Böhle, Fritz (2010): Arbeit als Handeln. In: Böhle, Fritz, Voß, G. Günter, Günther Wachtler (Hrsg.), *Handbuch Arbeitssoziologie* (S. 151–176). Wiesbaden: VS-Verlag.

**Böhle, Fritz & Weihrich, Margit (Hrsg.) (2010).** ***Die Körperlichkeit sozialen Handelns.*** **Bielefeld: transcript-Verlag.**

Buschmeyer, Anna (2013). *Zwischen Vorbild und Verdacht. Wie Männer im Erzieherberuf Männlichkeit konstruieren.* Wiesbaden: Springer VS.

Foucault, Michel (2006). *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II.* Frankfurt/M: Suhrkamp.

Jürgens, Kerstin (2009). *Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung.* Wiesbaden: VS.

Lengersdorf, Diana (2011). *Arbeitsalltag ordnen. Soziale Praktiken in einer Internetagentur.* VS-Springer.

Lengersdorf, Diana & Motakef, Mona (2010): Das praktische Wissen des unternehmerischen Selbst. Zwischen körperlicher Fertigkeit und praktizierter Männlichkeit. In: Wetterer, Angelika (Hrsg.), *Körper Wissen Geschlecht. Geschlechterwissen & soziale Praxis II,* Königstein: Ulrike Helmer, 79–94.

Lengersdorf, Diana/Reuter, Julia (2013): Zur Verkörperung von Leistung als Verkörperung von geschlechtlicher (Un-)Gleichheit in der Wissensarbeit. In: Endreß, Martin/ Berli, Oliver (Hrsg.), *Wissen und soziale Ungleichheit (S. 201–220).* Weinheim: Beltz Juventa

Löw, Martina & Ruhne, Renate (2011). *Prostitution – Herstellungsweisen einer anderen Welt.* Frankfurt/M: Suhrkamp.

**Marx, Karl (2013). *Das Kapital.* Band 1, Berlin: Dietz-Verlag.**

Meuser, Michael (2007). *Herausforderungen. Männlichkeit im Wandel der Geschlechterverhältnisse.* Köln: Rüdiger Köpp.

Minssen, Heiner (2006). *Arbeits- und Industriesoziologie: Eine Einführung.* Frankfurt/M: Campus.

Moldaschl, Manfred & Voß, G. Günter (Hrsg.) (2002). *Subjektivierung von Arbeit.* München: Hampp.

Motakef, Mona (2015). *Prekarisierung.* Bielefeld: transcript.

Pieper, Marianne, Atzert, Thomas, Karakayali, Serhat & Tsianos, Vassilis (2007). *Empire und die biopolitische Wende: Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri.* Frankfurt/M: Campus

Pongratz, Hans J. & Voß, G. Günter (1998). Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der „Ware Arbeitskraft"? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50 (1),* 131–158.

Reckwitz, Andreas (2006). *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne.* Weilerswist: Velbrück Wiss.

Schmidt, Robert (2012). *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen.* Berlin: Suhrkamp

Völker, Susanne (2011). Praktiken sozialer Reproduktion von prekär beschäftigten Männern. *WSI-Mitteilungen,* Schwerpunktheft Prekarisierung der Arbeit – Prekarisierung im Lebenszusammenhang 8/2011, 423 –429.

**Voß, G. Günter (2010). Was ist Arbeit? Zum Problem eines allgemeinen Arbeitsbegriffs. In: Böhle, Fritz, Voß, G.Günter, Günther Wachtler (Hrsg.), *Handbuch Arbeitssoziologie* (S. 23–80). Wiesbaden: VS-Verlag.**

# Artefakte

Hanna Katharina Göbel

## 1 Interobjektive Ordnungen der Praxis

Interaktionen werden klassischerweise als intersubjektive Beziehungen analysiert. In der Soziologie wurde dabei die materielle Welt, ähnlich wie der Körper, lange Zeit randständig behandelt. Erst seit den *material* und *body turns* in den Sozial- und Kulturwissenschaften in den letzten beiden Dekaden richtet sich die Aufmerksamkeit auf das Verhältnis von materieller Kultur und Körpern. Während die Anthropologie und die Kulturwissenschaften den Begriff der „materiellen Kultur" verwenden, lässt sich dieser im Sinne eines Oberbegriffs je nach sozialwissenschaftlichem Forschungsfeld und der Einbeziehung körperlicher Aktivitäten weiter auffächern: es geraten dann erkenntnisbezogene, wissenschaftliche und technische „Objekte", künstlich hergestellte „Artefakte" und „Architekturen" sowie „Dinge" des Gebrauchs in den Blick.

Insbesondere das Paradigma der sozialwissenschaftlichen Praxistheorien (Reckwitz 2003) hat die „Praxis" als Träger der Interaktionen zwischen Körpern und der materiellen Kultur ins Zentrum gestellt. Praxistheorien sind der wesentliche Rahmengeber in der gegenwärtigen Debatte um „Interobjektivität" (Latour 1996), in der die Interaktionen mit der Dingwelt berücksichtigt werden und der Begriff der Intersubjektivität um eine materielle Komponente erweitert wird. Zu den Vorläufern der Praxistheorien gehören die Ansätze des frühen Karl Marx, die Ethnomethodologie von Harold Garfinkel, die Rahmentheorie von Erving Goffman, die Performativitäts- und Subjektivitätstheorie von Judith Butler sowie der (Post-)Strukturalismus zur kulturellen Formation des Subjekts nach Michel Foucault, die Habitus- und Kapitaltheorie von Pierre Bourdieu sowie die Erkenntnisse der Science & Technology Studies (STS) als auch der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) nach Bruno Latour und andere. Praxistheorien zeichnen sich dadurch aus, dass sie weder rein induktiv von dem subjektiven Sinnverstehen oder einem einzelnen, rationalisierten Wirkungszusammenhang noch ausschließlich deduktiv von einer übergeordneten, statischen Struktur her soziale Ordnungen erklären. Sie erkennen Praktiken als theoretische Basiseinheit der gesellschaftlichen Stabilität und Reproduktion an und identifizieren diese als kollektiv und kulturell geteilte Schemata sowie über ein performatives, unbewusst

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_3

und über implizites Wissen ausgeführtes Handeln. Praktiken sind an körperliche als auch an materielle Träger gebunden und nur über diese beobachtbar. Das heißt: jede Praktik, beispielsweise das Autofahren, gestaltet für ihre Ausführung ein spezifisches, körperlich-materielles Verhältnis. Körper etwa werden zu Auto-Fahrern, indem sie wissen, wie sie sich auf die technische Fabrikation der stählernen, räumlich umfassende Gestalt einlassen können und ebenso in der Lage sind, sich auf die technischen Bedienelemente einzustellen. Gleichsam hat sich das Auto an der Körperlichkeit und dem Fahrvermögen des Fahrers auszurichten. Der Fahrersitz etwa muss das individuelle Körpergewicht, das sich in ihn drückt, aushalten können, genauso wie die computergesteuerte Technik darauf ausgerichtet sein muss, dass sie auf die mehr oder weniger ausgeprägten Fertigkeiten des Fahrers, die Schaltanlage des Autos zu bedienen, reagieren kann. Nur durch das Zusammenspiel von Körper und Technik kommt das Auto in Bewegung und es entsteht das „Autofahren" (Shove et al. 2007). Praktiken wie diese vermitteln sich überwiegend stumm und sind nicht ausschließlich über Erklärungen und Anweisungen abzurufen. Die Körper wie auch die Dinge der materiellen Welt sind in diesem Kontext nicht im alltagssprachlichen Verständnis in ihrer Ganzheit, über ihre Substanz, Essenz oder Reinheit sichtbar. Auch agieren Körper wie Dinge nicht als singuläre Objekte oder sind als Behälter zu fassen. Sie „sind" was sie „tun", werden für einzelne Praktiken „rekrutiert" und entstehen situativ als Ordnungen, die sich überlagern und teilweise widerstreitende Gemengelagen produzieren. Körper subjektivieren sich ausschließlich innerhalb dieser praktischen Gefüge, genauso wie die Artefakte, Objekte und Dinge – wie beispielsweise ein Auto – in diesen Zusammenschlüssen das soziale Agieren lernen und dadurch materiell geformt werden. Praxistheoretische Perspektiven unterscheiden sich somit von sozialkonstruktivistischen Ansätzen, insofern sie sich von einer textuellen Ebene und einer repräsentationalen oder semiotisch entzifferbaren Perspektive lösen und den Blick auf eine praktisch erzeugte Struktur richten, die es erlaubt das *doing body* und *doing things* zu analysieren und zu verfolgen, wie die Welt dadurch geordnet wird.

Gegenwärtig gibt es soziologische Forschungsfelder und Erkenntnisse der interdisziplinären *Material Culture Studies, Sense Studies, Digital Media Studies, Urban Studies, Disability Studies, Performance Studies* sowie *Animal Studies* aus angrenzenden Feldern und Disziplinen der Soziologie, die sozialtheoretische Perspektiven auf dieses Verhältnis stark machen und sich in diesem paradigmatischen, losen Ensemble der Praxistheorien sowie unterschiedlichen, diesen zugrundeliegenden oder erweiternden Denktraditionen verorten lassen (siehe dazu ausführlich Göbel/Prinz 2015). Für einen Überblick werden im Folgenden die beiden wichtigsten begriffsgeschichtlichen Paradigmen für eine körpertheoretische, interobjektive Position – die Phänomenologie und die Lebensphilosophie – eingeführt, um diese dann anhand von exemplarischen Studien mit zentralen, wegweisenden Erkenntnissen aus einzelnen Forschungsfeldern zu verknüpfen. Diese werden aus heuristischen Gründen hinsichtlich ihrer Schwerpunkte entweder mit einer körpertheoretischen oder einer objekt-, artefakt- bzw. dingtheoretischen Akzentuierung vorgestellt. In körpertheo-

retischer Perspektive sind dies Einblicke in die sozialwissenschaftliche Architekturphänomenologie, die Medizinsoziologie, die medizinsoziologisch orientierte Geschlechterforschung und die Feministische Theorie, sowie die *Disability Studies*. Spezielles Augenmerk wird daran anschließend auf die „Objekte" der Wissenschafts- und Technikforschung, sowie die „Artefakte" und „Architekturen" der Studien aus der Kultur- und Kunstsoziologie gelegt, die spezifische Strategien der Subjektivierung des Körpers als auch der Konstitution der Gegenstände in sozialen Formationen aufzeigen. Das Themenfeld der sozialen Robotik wird abschließend exemplarisch als eine Zusammenführung von körpertheoretischer wie objekt- und artefakttheoretischer Akzentuierungen diskutiert.

## 2 Körper durch Objekte, Artefakte und Dinge

### 2.1 Phänomenologie

Phänomenologische Grundlegungen zum Verhältnis von Körpern und Dingen stehen in der Tradition der französischen Phänomenologie von Maurice Merleau-Ponty und der deutschsprachigen Anthropologie von Hermann Schmitz. Maurice Merleau-Ponty interessiert sich in seinen Ausführungen zur *Phänomenologie der Wahrnehmung* (1966) in erster Linie für die perzeptiven Erfahrungsweisen des Subjekts. Wie Merleau-Ponty im Anschluss an Husserls Körperleib- und Heideggers Daseins-Begriff konstatiert, ist der sinnlich empfindende Leib bereits „in der Welt" *(être-au-monde)* noch bevor das Bewusstsein zwischen den Dingen, Mitmenschen und Raumordnungen begrifflich zu unterscheiden lernt. Der empfindende Leib ist dementsprechend den materiellen Dingen und Artefakten zugewandt, reagiert in unterschiedlichen Situationen intuitiv auf sie, lässt sich von ihnen überraschen oder muss sich auf ihre Widerständigkeit einstellen, ohne dass das „Subjekt" explizit weiß, was es da eigentlich tut. Der Leib hat also gar keine Wahl, ob er sich mit den Dingen beschäftigen will oder nicht, denn er ist auf sie gerichtet und existiert *durch* sie, wird durch die Aneignung der Dinge subjektiviert. Dabei hängt die Art und Weise, wie der Leib wahrnimmt, von dem erworbenen Wissen, dem „Körperschema" ab, das er durch die permanente Auseinandersetzung mit den perzeptiven und praktischen Anforderungen erworben hat, die die soziale und materielle Welt an ihn stellt. Das leibliche Reaktionsvermögen wird über dieses rekursiv angelegte Schema organisiert und kann auch reflexiv von dem Subjekt in den Blick genommen werden.

Ein weiterer Ansatz der Leibphänomenologie orientiert sich an der „Neuen Phänomenologie" von Hermann Schmitz, der anders als Merleau-Ponty nicht den außerweltlichen Bezug sondern das innerleibliche „Spüren" und das leiblich-affektive Betroffensein zu dem Dreh- und Angelpunkt seiner Philosophie macht. Helmuth Plessner, einer der Begründer der philosophischen Anthropologie, hat ebenfalls betont, dass der Mensch aufgrund seines Leibseins unwillkürlichen affektiven Emp-

findungen ausgesetzt ist, die über die Dinge vermittelt werden. Gleichzeitig ist er jedoch – anders als alle anderen Lebewesen – dazu in der Lage, sich von seinen leiblichen Erfahrungen zu distanzieren, er *hat* mit anderen Worten einen Körper, den er zu einem gewissen Grad verstehen und steuern kann. Plessner bezeichnet dieses Zusammenspiel von Leibsein und Körperhaben auch als „exzentrische Positionalität": Der Mensch setzt sich als Leib vorbewusst-intuitiv in Relation zu seiner angrenzenden Umwelt, ist aber insofern nicht vollends an diese Leibposition gebunden, als er sie gedanklich übersteigen kann.

Die neo-phänomenologischen Körpertheorien beziehen im Ausgang von Hermann Schmitz das leibliche Spüren in die Analyse von sozialen Interaktionen sowohl mit Menschen als auch mit nicht-menschlichen Entitäten und Phänomenen mit ein (Gugutzer 2012). Mit dem Begriff des „Spürens" ist eine Form der Selbsterfahrung des Leibes gemeint, die unmittelbar affiziert oder kulturell „betroffen" macht – wie etwa das Spüren von Schmerz durch einen spitzen Gegenstand auf der Haut, Unwohlsein durch verdorbene Lebensmittel, die gegessen wurden oder auch Erleichterung nachdem enge Kleidung abgelegt werden konnte – und somit auf einer Ebene von Sozialität anzusiedeln ist, die jenseits oder unterhalb des bewussten Sinnverstehens liegt. In diesem Sinne „spürt" etwa der Leib die spezifische Gestimmtheit einer sozialen Situation, fühlt sich in einer intersubjektiven Perspektive in einen anderen Leib ein, oder sensibilisiert sich in einer interobjektiven Perspektive für die Handhabe eines Gegenstands wodurch er zudem in der Lage ist, ein spezifisches, implizites Bewegungswissen abzurufen.

In solch einer phänomenologischen Perspektive wird insbesondere die materielle Kultur der „Dinge" verhandelt. Dinge sind physisch greifbar, fest oder halbfest, stofflich und in der Regel alltäglich. Sie sind für den Leib spürbar, ohne dass sie näher bezeichnet werden. Dinge sind „zuhanden" im Heideggerschen Sinn, das heißt, sie werden nicht hinterfragt wenn sie im Gebrauch sind und „vorhanden", wenn der Leib durch sie irritiert oder gestört wird und sich neu an ihnen ausrichten muss. Andererseits werden die künstlich hergestellten Sachen oder Artefakte und deren Sachzwänge und -zweckhaftigkeiten, die diese dem Leib auferlegen, berücksichtigt. Darüber hinaus gibt es die sogenannten „Halb-Dinge" nach Schmitz, die sich zwischen den Dingen und den bloßen Wahrnehmungsmöglichkeiten des Leibes stabilisieren wie etwa Melodien oder Gerüche. Diese sind den Leib ergreifende, „soziale Atmosphären".

Die phänomenologische Tradition nach Merleau-Ponty wurde in der Soziologie bezüglich der fleischlichen und materiellen Betonung sozialer Existenzen und Subjektivierungen aufgegriffen (Dant 2005), die in jüngster Zeit auch praxistheoretisch ausgebaut wurde (Prinz 2014). Daneben gibt es in der Tradition von Hermann Schmitz spezifische Fortführungen und Weiterentwicklungen etwa in der sozialwissenschaftlichen Architekturphänomenologie, die veranschaulichen wie sich ein phänomenologisches Verhältnis von Körpern und Dingen gestaltet. Hier wurde vor allem der Begriff der Atmosphäre nach Schmitz aufgegriffen und weiterentwickelt und an die bereits bestehende Architekturphänomenologie nach Merleau-Ponty ange-

schlossen (Borch 2014). Philosophen wie Gernot Böhme, Architekturtheoretiker wie Mark Wigley oder auch Architekten wie Peter Zumthor oder Juhani Pallasmaa betonen, dass die Konstruktion eines Gebäudes immer auch die Gestaltung von Atmosphären beinhaltet. Erfahren wird nicht die Materialität, sondern sie wird über das Atmosphärische vermittelt. Dadurch entstehen „gestimmte" Räume. Die Atmosphären beziehen die materiellen Umgebungsqualitäten und den spürenden Leib aufeinander. Der Leib wird umhüllt und von den architektonischen Atmosphären ergriffen. Sie „ergießen" sich räumlich und nisten sich in einer nebulösen Verschränkung mit dem Leib ein. Neben den Atmosphären, die durch die Designpraxis von Architekten entstehen, werden auch die Atmosphären berücksichtigt, die durch Nutzungspraktiken von Gebäuden entstehen und somit nicht nur das angenehme Erleben von Architektur versuchen zu evozieren, sondern ebenso Gestank, Lärm, und Schmutz und andere sinnliche Gestimmtheiten des Gebäudes in den Blick nehmen.

Wie sich hier exemplarisch zeigt, entwickelt die phänomenologische Denktradition, so wie sie in den neo-phänomenologischen Körpertheorien aufgegriffen wird, einen Ansatz der Interobjektivität, der zwar die Emergenz der Dinge im Blick hat, den menschlichen *locus* jedoch nicht aus den Augen verliert. Es wird eine asymmetrische Ungleichmäßigkeit zu Gunsten der Analyse der Ordnungen des Körpers in Kauf genommen, um subjektivierende Effekte wie die Betroffenheit und Ergriffenheit des Leibes durch die Interaktion mit den Dingen und Architekturen sichtbar zu machen.

## 2.2 Lebensphilosophie und Neuer Vitalismus

Die vitalistische Perspektive steht demgegenüber in der lebensphilosophischen Tradition im Anschluss an Baruch de Spinoza, Henri Bergson, sowie Gilles Deleuze/Félix Guattari und mündet in dem *affective turn* sowie dem Neuen Vitalismus/Neuen Materialismus. Die analytische Aufmerksamkeit richtet sich hier auf das Problem des Lebens als dem „vitalen" und strukturgebenden Kern sozialer Prozesse, das nicht auf die Intentionalität einzelner Akteure setzt, sondern den *élan vital* (Bergson) als eine distribuierte Kraft versteht, die auf Körper wie Dinge gleichermaßen verteilt wird. Diese symmetrische Perspektive verabschiedet sich von einem anthropozentrischen Blick, der die Körper gegenüber den Dingen priorisiert. „Leben" und „Vitalität" werden deshalb weder rein biologistisch noch kulturalistisch oder soziologistisch in einem ausschließlichen Sinn verstanden.

In dieser Perspektive geht es vielmehr zunächst darum, die organische und holistische Ordnung des Körpers analytisch aufzubrechen. Eine der zentralen Referenzen hierzu ist die Arbeit von Deleuze/Guattari. In *Tausend Plateaus* (1992) konzipieren sie den „organlosen Körper" (oK) als Heuristik, um auf die Verkettung von biologisch gegebenen Organen und nicht-biologischen Dingwelten hinzuweisen. Sie hinterfragen damit die natürliche Ordnung und Reproduktion der Organe, den Organismus. Deleuze/Guattari öffnen dazu die organischen Körpergrenzen und konzi-

pieren den organlosen Körper als ein flaches, gleichmäßiges „Plateau", auf dem sich die Organe – zum Beispiel der „Bauch", die „Augen", der „Mund" – verteilen. Sie koexistieren mit allen anderen Organismen, Dingen, Technik- und Artefaktwelten, die ebenfalls dort Zugang haben. Der Begriff der „Existenz" leitet sich hier nicht phänomenologisch her, sondern betont Modi des Existierens über das gemeinsame Werden von Körper und Dingwelt. Die Verkettungen und Zusammenschlüsse bilden die Ordnung dieser Existenz, über welche die biologischen Organe „vital" und dementsprechend sozial werden, so wie alle anderen beteiligten Dinge auch. Der organlose Körper ist ein *modus operandi,* der überindividuelle „Perzepte" und „Affekte" ausbildet. Die Organe lernen, von den Dingen, der Technik und anderen Organismen affiziert zu werden, und ein darauf abgestimmtes Repertoire des Wahrnehmens auszubilden. Dieses Lernen des Körpers basiert auf wechselnden, situativen Beziehungen des Affizierens und Praktizierens. Es folgt dem lebensphilosophischen Prinzip des stetigen „Anders-Werden".

Diese körpertheoretische Perspektive wurde vor allem in der medizinsoziologischen Ausrichtung der *Science & Technology Studies* (STS), in der Feministischen Theorie, sowie den *Disability Studies* in Bezug auf die modifizierte Herstellung der Differenzen von Körpern durch medizinische Eingriffe und der Einpassung von technischen Objekten als auch durch die Handhabung der Alltagsdinge aufgegriffen und weitergeführt.

Die medizinsoziologische Ausrichtung der STS hat die biologischen Vorannahmen und das bisherige vermeintliche Faktenwissen über die physiologischen Ordnungen des Körpers in den Sozialwissenschaften hinterfragt. In den Studien zur medizinischen Praxis im klinischen Alltag (Hirschauer 1999; Mol 2002) wurde das Augenmerk auf die enge Verzahnung der biologisch vorhandenen Organe mit den verschiedenen Artefakten, etwa fremden Organen und künstlichen Implantaten, Gelenken, Prothesen und die daran angeschlossenen technischen Geräte und medialen Apparaturen zur Kontrolle ihrer Funktionstüchtigkeit gelegt. Die daraus resultierenden Ordnungen wurden als „soziotechnische" Formungen des Körpers bezeichnet. Der Körper erscheint in dieser Definition nicht als ein geschlossener Organismus, dessen Funktionalität den technischen Objekten und Apparaturen gegenüber hierarchisch höher gestellt zu sein scheint. Auch bezieht sich die soziale Formung nicht auf einen konstruktiven Prozess, der dem technisch-medizinischen Eingriff folgt. Vielmehr werden der Körper und seine organische Ordnung situativ, das heißt *in* den Interaktionen mit der medizinischen Technik und den künstlichen Artefakten geformt. Dies hat weitreichende Konsequenzen für das damit einhergehende post-konstruktivistische Körperkonzept. Der Körper wird zu einem emergenten Phänomen der Praxis, das an seine spezifischen technischen Bedingungen und materiellen Kulturen geknüpft ist. Es werden vielfältige Versionen des Körpers in der Interaktion mit der Technik und der damit einhergehenden Ausbildung von situativ hervorgebrachten Kapazitäten des Wahrnehmens sichtbar. Der Körper wird ein „multiples Phänomen" (Mol 2002), das in unterschiedliche Praktiken – etwa der medizinischen Kon-

sultation zur Voruntersuchung mittels bildgestützter Apparaturen, unter Narkose auf dem OP-Tisch, oder als Patient im Krankenbett, der sich der routinemäßigen Visite des Ärzteteams unterzieht, eingebettet ist und sich unter dem Einfluss seiner technischen und artefaktgestützten Kultur immer wieder „anders" zeigt (Hirschauer 1999). Er wurde auch als eine fortlaufende „Liste" (Mol 2002) von Verknüpfungen mit seiner materiellen Umwelt in unterschiedlichen Räumen und Situationen eines Krankenhauses konzipiert. Seine Körpergrenzen konstituieren sich in diesen Definitionen anhand der Verbindungen zu technischen, medialen und räumlichen Kulturen, die sich unendlich ausdifferenzieren können. Somit wird zum Beispiel die binäre Differenz zwischen dem gesunden und kranken Körper unterlaufen und zu einem Phänomen gradueller Verschiebungen. „Gesundheit" und „Krankheit" entfalten sich als situative Versionierungen des Körpers und werden fortlaufend auf den Prüfstand der jeweiligen artefaktgestützten Umgebung gestellt.

In der Feministischen Theorielandschaft und den sich hieran anschließenden *Queer Studies* konnte weiterhin gezeigt werden, inwiefern die sozialen Strukturkategorien von Differenz wie etwa Alter, Geschlecht oder Ethnie durch ein solches Körperkonzept befragt und als theoretische Gegebenheiten herausgefordert werden. Die Dichotomien zwischen alt/jung, männlich/weiblich oder schwarz/weiß können in dieser Perspektive durch medizinische wie kosmetische Eingriffe sowie hormongestützte, medikalisierte Transformationen und Eingriffe in den Körper modifiziert werden. Es etablieren sich „sprunghafte Körper" (Grosz 1994), die ihre soziale Legitimität durch die Fähigkeit erlangen, mit diesen strukturellen Differenzen auf ästhetischer Ebene zu spielen. Der Körper wird in dieser Perspektive ein ontologisch neu zu fassendes „transhumanes" Gebilde, dessen Ordnungen ein vorläufiges Produkt bestimmter distribuierter Kräfte, Konstellationen und Verbindungen sind und weniger eine einmalig abzugrenzende Entität.

In der Weiterführung dieser Ansätze zur zunehmenden biomedizinischen Technisierung werden Körper zudem als „posthumane", den strukturellen Differenzkategorien gänzlich entzogene, „entanglements" sichtbar (Barad 2003). Während sich in den 1990er Jahren in der Feministischen Theorie im Kontext der Entwicklungen von medizinischen Bio-Technologien zunächst ein futuristisches Bild der „Cyborg", einem Körper zwischen biologischem Organismus und kybernetischem Schaltkreislauf etabliert hatte, der auf Donna Haraway zurückgeht, pointiert die neuere Diskussion zur digitalen Gesellschaft das „mutierende" biologische Leben – das kann durch die Allgegenwärtigkeit rechnergestützter Informationsverarbeitung oder etwa organisch reproduzierter Körper und anorganischer Teile in der Gentechnik, die auch die Grenzen des Animalischen unterlaufen, sein. Im Kontext dieser Diskussion wird vor allem der performative Charakter des komplexen Ineinandergreifens von Körpern und seiner materiellen Gefährten betont, der mitunter die kategoriale Differenz zwischen Mensch und Nicht-Mensch unterläuft und die Herstellung des Menschlichen ebenfalls zu einem Produkt von soziotechnischer Formung werden lässt. Auf die Entgrenzung des Menschlichen und die Praktiken der Subjektivierung technischer Arte-

fakte werde ich anhand des Forschungsfeldes der sozialen Robotik zum Schluss noch einmal zurückkommen.

Die *Disability Studies* haben die Perspektiven zur dinglichen Unterwanderung der sozialstrukturellen Differenzen von Körpern ebenfalls verdeutlicht und ausgebaut (Schillmeier 2011). In diesem Forschungsfeld geht es um dysfunktionale Körper, die von gängigen Normen abweichen und die Gegenstände des Alltags „anders" gebrauchen. In der täglichen Interaktion mit zum Beispiel medizinischen Prothesen und teilweise robotisierten Maschinen wie Blindenstöcken, Rollatoren, Hörgeräten und Chlochea-Implantaten, Arm- und Beinprothesen etc. erwerben diese Körper ein komplexes Wahrnehmungswissen der Gegenstände und Räumlichkeiten des Alltags, das mitunter das menschliche Erkenntnisvermögen auf diese technischen Komponenten des Körpers verlagert. Mit diesem analytischen Schwerpunkt eröffnen die *Disability Studies* eine konzeptuelle Perspektive auf Körperlichkeiten und deren soziotechnische Formung, die über die Forschung zu stigmatisierten, „behinderten" Körpern der Abweichung hinaus reicht. Der analytische Fokus im Kontext dieses Feldes hinterfragt ein modernes Körperkonzept, dem zufolge Technik die Dysfunktionalitäten von Wahrnehmung ausgleichen oder ersetzen und dadurch mitunter steigern können. Sie zeigt die Modifiziertheit körperlicher Wahrnehmung sowie das stetige „Anders-Werden" von Körpern in der Interaktion mit technischen Geräten und Alltagsgegenständen auf und verdeutlicht inwiefern sich die Unterscheidung zwischen funktionalen und dysfunktionalen Körpern zunehmend in eine Perspektive auf die praktisch hergestellte Differenz von Körperlichkeiten und deren praktisch erworbenes Vermögen *(ability)* im Umgang mit der materiellen Kultur entwickelt.

An der Schnittstelle der hier vorgestellten STS, der Feministischen Theorie sowie den *Disability Studies* hat sich im Anschluss an die gewonnenen Erkenntnisse zur Technisierung des Körpers der *affective turn* in den Sozialwissenschaften etablieren können (Clough 2007). Die Theorie der Sinneswahrnehmung wurde hierzu in empirische Fragestellungen zur Gemütserregung von Körpern durch Technik und andere Dinge bzw. Räume und Architekturen überführt, um unter anderem im Anschluss an Deleuze/Guattari sowie der psychoanalytischen Theorie die überindividuelle Ausbildung von affektiven Ordnungen der Interaktion, sogenannten „Affektblöcken", sichtbar zu machen. Hier geht es darum aufzuzeigen, wie einzelne Organe des Körpers lernen, durch die materielle Kultur affiziert zu werden und dadurch ein Repertoire an Fertigkeiten und Modalitäten des Wahrnehmens auszubilden, das normativ wirksam wird (Latour 2004). Die klassische Einteilung der fünf Sinne des Körpers wird dadurch auf den Prüfstand der Technik gestellt. Das Schmecken, Riechen, Sehen, Hören und Spüren ist gleichermaßen an körperliche Fertigkeiten wie an die materielle Kultur gebunden und offenbart sich nur innerhalb von diesen Gefügen. Dies verdeutlicht, inwiefern die Sozialität von Körpern an die Distribution von Handlungsmacht *(agency)* gekoppelt ist und sich einer individuellen, aneignungsbezogenen und auf den Leib fixierten Perspektive entzieht, wie sie phänomenologische Ansätze vertreten.

## 3 Objekte/Artefakte und Dinge durch Körper

Die *Science & Technology Studies* (STS) haben das symmetrische Paradigma auf die materielle Kultur maßgeblich vorbereitet. Seit den 1980er Jahren sind sie vor allem dafür bekannt, „objekt"-theoretische Positionen über unterschiedliche Forschungsfelder in Natur-, bzw. Ingenieurswissenschaften oder wissenschaftsnahen Bereichen in die Sozialtheorie eingeführt zu haben.

Die *Science Studies* beschäftigen sich mit der Frage, wie Wissen in naturwissenschaftlichen Forschungslaboren und ähnlichen Kontexten konstruiert wird und hierbei an materiale Träger und Forscherkörper gebunden ist. Das Objekt, lat. objectum = Objectum, das dem Subjekt Entgegengeworfene, bezieht sich hierbei auf erkenntnisbezogene Vorgänge, durch welche die Natur zu einem Gegen-Stand wird oder sich ein Objekt im Rahmen einer Aktivität einem anderen Objekt und/oder einem Subjekt entgegenstellt. Naturwissenschaftliche Objekte sind nicht ausschließlich physisch greifbar wie die Dinge im unmittelbaren Gebrauch, sondern sie entstehen relational und dynamisch, indem sie sich über Zeit und Raum hinweg durch die fortlaufende Übersetzung auf unterschiedlichste materiale Träger (Reagenzgläser, Detektoren, Notizzettel, später auch Verschriftlichungen und Veröffentlichungen in Zeitschriften) entfalten. Jede Übersetzung produziert neue Variationen und weitere Entfaltungen des Objektes. Hierdurch werden materielle, teils widerstreitende „Inskriptionen" produziert, das sind erkenntnisbezogene Einschreibungen, Spuren und Ablagerungen in Dokumenten, Archiven oder Maschinen, die das Objekt Schritt für Schritt formen. Ein Objekt ist deshalb nur durch seine „Vielfaltigkeit" zu erfassen. Es kann dadurch abstrakt und konkret zugleich sein und ermöglicht unterschiedlichen Forschern immer wieder „andere" Interpretationen. „Epistemische Dinge", die im Anschluss an Hans-Jörg Rheinbergers Studien untersucht wurden, beziehen sich auf kreative Vorgänge der Übersetzung von materialen Zuständen, die noch nicht begrifflich und als Gegenstand erfasst sind. Sie bergen Überraschungen für den Forscher, sind im Fluss, tauchen zufällig auf und bahnen dadurch die Verläufe („Trajektorien") des Forschungsprozesses. Der Forscherkörper agiert in diesen Prozessen als ein „epistemologischer Garant für Wahrheit" (Knorr-Cetina 2002, S. 143). Seine Sinnesorgane sind hierbei als Instrumente in den Prozess der Wissenserzeugung involviert. Der Körper ist ein stummer Bestandteil der Forschung, in der einzig das körperliche Gedächtnis der Forscherin oder des Forschers von entscheidender Bedeutung ist. Die verkörperte Informationsverarbeitung bleibt eine „Blackbox", solange das generierte Wissen nicht auf andere Forscherkörper im Labor übertragen werden muss. Diese „Blackbox" wird von Naturwissenschaftlern nicht weiter reflektiert. Eine körpertheoretische Position wurde deshalb bislang einzig in Bezug auf die Untersuchung der sozialwissenschaftlichen Praxis, in der die Reflexion des Körpers etwa in ethnographischen Praktiken von größerer Relevanz ist, weiter ausgearbeitet.

Ingenieurswissenschaftliche, technische Objekte werden aus techniksoziologischer Perspektive, die ebenfalls an die STS angelehnt sind, untersucht. Sie setzen bei

den Störungen, Unfällen oder Zusammenbrüchen von technischen Objekten an, um das distribuierte, menschliche und nicht-menschliche Zusammenspiel zu verstehen, das sie stabil hält bzw. instabil werden lässt. In diesen Studien wurde die Entfaltung von Handlungsmacht technischer Objekte über „Aktionsprogramme", die durch die Inskriptionen bei der Entwicklung und Handhabung von technischen Objekten entstehen, sichtbar gemacht. Ingenieure und Designer sind damit beschäftigt, spezifische „Skripte" oder auch „Szenarios" (Akrich 1992) für die spätere Nutzung in die zu entwickelnde Technik einzuprogrammieren – sei es in ein Alltags- oder Haushaltsgegenstand wie Schlüssel oder Kaffeemaschinen, ein hard- und software-basiertes Gerät wie ein Computer, eine arbeitsbezogene Maschine wie ein Kopierer, oder auch infrastrukturelle Objekte, wie zum Beispiel Autos, Busse, Bahnen und Flugzeuge. Unter Rückgriff auf das Konzept der „Affordanz" aus der Gestaltpsychologie von James J. Gibson wurde herausgearbeitet, inwiefern in jedes technische Objekt eine potentielle, unendliche Vielzahl an Aufforderungsangeboten eingeschrieben ist, die die Handlungen des Nutzers leiten. Der Ingenieur oder der Designer agiert als Experte zur Selektion dieser Angebote, so dass sich diese in eine Anzahl an spezifischen Nutzungsmöglichkeiten einschränkt und ein spezifisches Design entsteht. Jedoch impliziert diese Reduktion ein vorhersehbares Moment des Scheiterns, denn der Nutzer ist in der praktischen Handhabung auch immer fortlaufend mit der „De-Skription" der von den Herstellern intendierten „Skripte" beschäftigt. Er verändert die Gestalt und das Aktionsprogramm des Objektes je nach Handhabung und kultureller Begebenheit neu und erweitert somit auch wieder die Aufforderungsangebote. Das technische Objekt wird dadurch zu einem Gegenstand der fortlaufenden „Verschiebung" des Verhältnisses von technischer Inskription und körperlich basierter Deskription der Technik durch den Nutzer. Das technische Objekt entpuppt sich als ein praxisbasiertes Zusammenspiel von widerstreitenden Wirkungskräften, die es immer wieder anders formen und auch ein wechselseitiges Scheitern implizieren. Nicht nur die Stabilisierung des Objekts ist in diesen dynamischen Prozess eingelagert, auch die Subjektivierung des „Nutzers" findet hierdurch statt. In dieser techniksoziologischen Perspektive wird zwar dessen Expertise ins Zentrum der Analyse gestellt, da er für die Entwicklung und den Einsatz technischer Objekte von entscheidender Bedeutung ist. Der Nutzer ist allerdings ein „Aktant" oder ein „Akteur", der nicht explizit als ein „Körper" berücksichtigt wird. Zwar gibt es interdisziplinäre Forschungsfelder, wie etwa das ingenieurswissenschaftlich geprägte *Universal Design,* das sich im Anschluss an die Erkenntnisse der *Disability Studies* mit dem barrierefreien Ausbau von Städten und ihren mobilitätsbezogenen Infrastrukturen auseinandersetzt und das praktisch erworbene Wissen des mobilen Körpers berücksichtigt. Jedoch sind die soziotechnischen Ansätze der techniksoziologischen Forschung weiterhin für die Vernachlässigung einer körpertheoretischen Perspektive bekannt.

Die kulturwissenschaftlich geprägten Forschungsfelder der Soziologie, die die Praxis der Herstellung von künstlichen „Artefakten" und „Architekturen" untersuchen, betonen wiederum die wahrnehmungsbezogenen, körperlichen Aktivitäten

und bringen eine subjektzentriertere Perspektive ein. In den konsum- und designorientierten Forschungsfeldern der Kultursoziologie als auch in der kunstsoziologischen Ausrichtung der ANT wurde der Begriff des „attachments" (Gomart/Hennion 1999) im Sinne einer den Artefakten anhängenden kulturellen Prägung durch Körper entwickelt. In Erweiterung der feld- und lebensstiltheoretischen Perspektiven nach Pierre Bourdieu und Howard S. Becker, die sich auf die klassenspezifische Institutionalisierung der Kunst konzentrieren, widmen sich diese Analysen der situativen Herstellung von Artefakten durch die Untersuchung des symmetrischen Verhältnisses von dem intuitiv wahrnehmenden Körper und den unterschiedlichen materiellen Aggregatszuständen und räumlichen Konfigurationen im Entstehungs- und Rezeptionsprozess – sei es in Bezug auf die Herstellung eines Kunstwerkes, das gerade im Studio oder im Atelier entsteht und noch der Bearbeitung harrt oder eines, das sich in einen Ausstellungs- oder Aufführungsraum einfügt und vom Publikum gehört, gesehen und erlebt wird. Das Artefakt, lateinisch arte = mit Geschick (Ablativ von: ars = Kunst, Geschick) und factum = das Gemachte, bezieht sich hier auf den Prozess der künstlichen Herstellung seiner Objekthaftigkeit. Es entstehen dadurch kulturelle Determinanten, die wechselseitig an die Körper und das entstehende Artefakt vermittelt werden. Die Vermittlung („mediation") ist als eine fortlaufende Struktuierung des Verhältnisses von Aufforderungsangeboten seitens der Artefakte sowie der Ausbildung des Wahrnehmungsrepertoires und der Fertigkeiten des Körpers zu verstehen. Dadurch werden die Artefakte sozial.

Artefakten wohnen durch diese Vermittlungsprozesse unterschiedliche, potentielle Ästhetiken inne, die sich situativ entfalten können. „Musik" ist beispielsweise mal als ein bloßes Geräusch, mal als ein Rauschen im Experimentieren mit technischen Geräten, dann wiederum ist eine Melodie zu hören; eine Installation im Ausstellungsraum ist im Aufbau mal ein bloßes Sammelsurium unterschiedlichster Dinge des Gebrauchs, dann wiederum als ein mit künstlerischen Mitteln gefertigter Gegenstand zu erleben. Ein Roman entfaltet auf einem *Tablet* gelesen andere ästhetische Qualitäten als in einer gedruckten Ausgabe. Auf der Bühne im Tanz, dem Theater oder der *Performance Art* sind Gegenstände mal nur dekoratives Beiwerk zu den sich bewegenden Körpern, mal wird eine mit ästhetischen Mitteln erzeugte Choreographie der Dinge vermittelt. In der Architektur agieren Gebäude mal als kompositorisch zusammengehaltene Artefakte des Designs. Sie agieren dann als Gefüge, die sich durch ihre ausladende Räumlichkeit und ihre spezifischen Affekte auszeichnen und die Bewegungen des Körpers lenken (Delitz 2010). In anderen Kontexten sind Architekturen wiederum bloße Materialien, die ein Nebeneinander unterschiedlicher Ästhetiken zulassen und sich für atmosphärische Befragungen und soziale Neuinterpretationen öffnen (Göbel 2015).

In diesen Ansätzen wird nicht nur die situative Entfaltung von Ästhetiken vorgeführt, sondern auch wie sich damit der „Geschmack" und die affizierende „Leidenschaft" für spezifische Artefakte innerhalb des Kunstsytems und in der Alltagskultur entwickelt (Hennion 2007). Dies lässt sich vor allem über Praktiken von „Amateu-

ren" außerhalb der Kunst im Bereich des Designs und des Alltags verdeutlichen. Ob Weinverkostungen oder andere Rauscherlebnisse durch stoffliche, flüssige oder feste Drogen, Esskulturen oder der Konsum von populären Artefakten der Mode und des Designs konnte in Erweiterung der feld- und lebensstiltheoretischen Arbeiten gezeigt werden, inwiefern der Geschmack der Dinge ebenfalls *in* der wahrnehmungsbezogenen Praxis entwickelt wird. Damit wird im Anschluss an Bourdieus Untersuchungen der „feinen Unterschiede" verdeutlicht, dass Geschmack nicht ausschließlich ein bereits vorstrukturierter Distinktionsvorgang der bürgerlichen Elite ist, sondern auch situativ entsteht und an die Strukturierung durch Artefakte gebunden ist.

## 4 Die interobjektive Entgrenzung des Menschlichen

Ein anschauliches Forschungsfeld, in dem der Körper und Prozesse der Subjektivierung gänzlich auf ein technisches Objekt verlagert werden, ist der Bereich der sozialen Robotik. Robotisierte Maschinen werden beispielsweise im Kontext von industriellen Herstellungsprozessen zur Assistenz und effizienteren Gestaltung der menschlichen Arbeitstätigkeiten am Fließband, als Konsumberater, der beim Kauf von Kleidung, Möbeln und anderen Gegenständen des Alltags zur Seite steht, oder im Bereich der medizinischen Gesundheit und Pflege zur Unterstützung von alten oder kranken Körpern eingesetzt. Die sensorischen Fertigkeiten des menschlichen Körpers, die zur Ausführung bestimmter Tätigkeiten nötig sind, werden hierbei in algorithmisierte, computergesteuerte Apparaturen übersetzt und gleichsam werden dadurch Anstrengungen erhoben, mittels dieser Technisierung Körper oder Teile der Menschengestalt zu imitieren und dem Roboter dessen erkenntnisbezogenes Vermögen, sich auf unterschiedliche Situationen einstellen zu können, beizubringen.

In diesem Forschungsfeld kommen Erkenntnisse der hier exemplarisch diskutierten Forschungsfelder und Paradigmen der Phänomenologie und der Lebensphilosophie zusammen. Techniksoziologische Perspektiven, die sich mit der Entwicklung von Robotern in Forschungslaboren als auch mit dem Einsatz dieser Maschinen im Alltag auseinandersetzen, haben die „Distribution" von Aufgaben zwischen Mensch und Roboter beobachtet und auf die wechselseitigen Aushandlungsprozesse, Störungen, kontingenten Situationen der sprachlichen Interaktion und komplexen Verläufe von Handlungsmacht hingewiesen (Alac 2009). Wie posthumanistische Ansätze der Feministischen Theorie betont haben, steht die Forschung vor der Herausforderung, anhand der identifizierten Interaktionsmuster zu definieren, wo die Grenzen des Menschlichen zu bestimmen und inwiefern Prozesse der Subjektivierung auch auf die technische Welt auszuweiten sind (Suchman 2011). Die algorithmisierte Programmierung der Roboter ermöglicht das individualisierte und rekursiv organisierte Lernen der Maschine, das von den Beziehungen zu seinen menschlichen Körpern abhängt und diese imitiert. Es wird hierbei einerseits deutlich, wie sich das Sinnesvermögen des Roboters durch die Interaktion mit Patienten, Arbeitern, Kunden etc.

ausbildet. Im Anschluss an die Philosophische Anthropologie nach Helmuth Plessner wurde beobachtet, dass der Roboter somit in der Lage ist, sich in seiner Welt räumlich und zeitlich zu orientieren. So wie der menschliche Körper sich selbst-reflexiv zu positionieren weiß, wird das robotisierte Objekt zu einem „rekursiv kalkulierenden" Körper (Lindemann/Matsuzaki 2014), der an räumliche wie zeitliche Orientierungen gebunden ist. Der Roboter entwickelt ein „humanoides" Eigenleben, mit dem Prozesse der Subjektivierung einhergehen, mittels derer er sich an seiner Umwelt ausrichtet. In einer postphänomenologischen Perspektive, die an Merleau-Ponty anschließt und die Phänomenologie in Bezug auf neue Technologien und medialisierte Verkörperungsprozesse erweitert, wird der menschliche Körper so angeleitet, sich auf die erworbenen „Intentionen" seines technischen Gegenübers einzustellen. Technische Objekte sind hier keine neutralen Instrumente sondern haben „Moral" (Verbeek 2011), die in Interaktionen erworben und vermittelt wird. Das sensorische Vermögen und die Interaktionsfähigkeit eines Roboters ist in zweifacher Hinsicht daran beteiligt, die ethischen Grenzen des Menschlichen neu auszuloten und sich als eine wichtige normative Einheit zu etablieren: einerseits weiß er die menschlichen Körper in Interaktionen zu verwickeln, durch welche er selbst beständig lernt, andererseits ist er in der Lage, die menschlichen Subjekte an seine soziale Wirksamkeit zu gewöhnen.

In diesem Subfeld des weiten Forschungsfeldes der Bio-Technologien wird die symmetrische Perspektive auf das Interaktionsverhältnis von Körpern und Artefakten/Dingen radikalisiert und zu einem ethischen Thema, das in einer soziologischen Perspektive in der Untersuchung der moralisierten Praktiken zur Entgrenzung und Aushandlung des „Menschlichen" mündet. Die soziale Robotik bietet damit einige exemplarische Anknüpfungspunkte für die künftige Ausrichtung einer Soziologie, die das bio-technologisierte Zusammenspiel von Körpern und Artefakten/Dingen zum Thema hat.

## Literatur

Akrich, Madeleine. (1992). The De-Scription of Technical Objects. In: Bijker, Wibeke & Law, John (Hrsg.) *Shaping Technology/Building Society: Studies in Sociotechnical Change.* Cambridge, Mass: MIT Press, S. 205–225.

Alac, Morana. (2009). Moving Android. On Social Robots and Body-in-Interaction. *Social Studies of Science,* 39(4), S. 491–528.

Barad, Karen. (2003). Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of how Matter comes to Matter. *Sings: Journal of Women in Culture and Society,* 28(3), S. 802–831.

Borch, Christian (Hrsg.) 2014. *Architectural Atmospheres: On the Experience and Politics of Architecture.* Basel: Birkhäuser.

Clough, Patricia. (Hrsg.) (2007). *The Affective Turn. Theorizing the Social.* Durham u. a.: Duke University Press.

Dant, Tim. (2005). *Materiality and Society.* Maidenhead: Open University Press.

Delitz, Heike. (2010). *Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen.* Frankfurt am Main: Campus.

Göbel, Hanna Katharina. (2015). *The Re-Use of Urban Ruins. Atmospheric Inquiries of the City.* London: Routledge.

Göbel, Hanna Katharina & Prinz, Sophia. (Hrsg.) (2015). *Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur.* Bielefeld: Transcript.

**Gomart, Emilie, & Hennion, Antoine. (1999). A Sociology of Attachment: Music Amateurs, Drug Users. In: John Law & John Hassard (Hrsg.),** ***Actor Network Theory and After*** **(S. 220–248). Oxford: Blackwell Publishers/The Sociological Review.**

Gugutzer, Robert. (2012). *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analyse,* Bielefeld: Transcript.

Grosz, Elizabeth 1994. *Volatile Bodies. Toward a Corporeal Feminism.* Bloomington u. a.: Indiana Univ. Press.

Hennion, Antoine. (2007). Those Things That Hold Us Together: Taste and Sociology. *Cultural Sociology,* 1(1), 97–114.

Hirschauer, Stefan. (1999). *Die soziale Konstruktion der Transsexualität: über die Medizin und den Geschlechtswechsel.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Knorr-Cetina, Karin. (2002). *Wissenskulturen: ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Latour, Bruno. (1996). On Interobjectivity.** ***Mind, Culture, and Activity, 3*****(4), 228–245.**

Latour, Bruno. (2004). How to Talk about the Body? The Normative Dimension of Science Studies. *Body & Society, 10*(2-3), 205–229.

Lindemann, Gesa & Matsuzaki, Hironori. (2014). Constructing the Robots Position in Time and Space. *Science, Technology and Innovation Studies,* 10(1), 86–106.

**Mol, Annemarie. (2002).** ***The Body Multiple: Ontology in Medical Practice.*** **Durham, NC: Duke University Press.**

Reckwitz, Andreas. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie, 32*(4), 282–301.

Prinz, Sophia. (2014). *Die Praxis des Sehens. Über das Zusammenspiel von Körpern, Artefakten und visueller Ordnung.* Bielefeld: Transcript.

**Schillmeier, Michael (2010).** ***Rethinking Disability. Bodies, Senses and Things.*** **New York u. a.: Routledge.**

Shove, Elizabeth, Watson, Matthew, Hand, Martin, & Ingram, Jack. (2007). *The Design of Everyday Life.* Oxford u. a.: Berg.

**Suchman, Lucy. (2011). Subject Objects.** ***Feminist Theory,*** **12(2), S. 119–145.**

Verbeek, Peter-Paul. (2011). *Moralizing Technology. Understanding and Designing the Morality of Things.* Chicago: Chicago University Press.

# Biopolitik

Willy Viehöver und Tobias Lehmann

## 1 Einleitung

Der menschliche Körper sowie die Sorge um ihn und seine Gesundheit sind in den vergangenen Jahren zu einem Phänomen zentralen biopolitischen Interesses moderner Gesellschaften, ihrer gesundheitspolitischen Institutionen und Akteure, aber auch der diese beobachtenden und ihre Praktiken interpretierenden Sozialwissenschaften geworden (vgl. u. a. Conrad 2007; Wehling et al. 2007). Folgt man Foucault und seinen Anhängern, sind der Körper und das Leben seit dem 18. Jahrhundert in unterschiedlicher und wechselnder Hinsicht zu einem zentralen Gegenstand sowohl wissenschaftlichen Wissens, politisch-administrativer Strategien als auch Objekt technischer Optimierung und Überwachung sowie zivilgesellschaftlichen Engagements geworden (vgl. Lemke 2007, S. 147 ff.). Der Körper ist dabei erstens der *Ort,* an dem eine Vielzahl kontrovers diskutierter Wissenspolitiken, Körperpraktiken und -techniken in diagnostischer, therapeutischer, gestaltender, disziplinierender, erziehender und wissenschaftlich reflektierender Hinsicht ansetzen. Zugleich fungiert er zweitens, auf je spezifische Weise, als ein korpo-reales *Medium*, mittels dessen und durch den wir als verkörperte Subjekte kommunizieren, spüren und (mit Objekten und anderen Körpern) interagieren. Und drittens ist er zugleich immer auch eine *Quelle* von Sozialität und Personalität, so etwa bezüglich der körperbezogenen Konstitution und Konstruktion von kollektiven und individuellen (Krankheits-)Identitäten (vgl. Barker 2002) bzw. Biosozialitäten (vgl. Rabinow 2004; Wehling 2011).

Insbesondere aber, und darum soll es im Folgenden gehen, ist der Körper in den vergangenen Jahrzehnten auf bislang nie dagewesene Weise in den Einzugsbereich des *medizinischen Feldes* und damit auch der mit ihm verbundenen spezifischen *Deutungsmacht* geraten. In der Folge hat sich die Wahrnehmung, Definition und (Re-) Konzeptualisierung des „normalen" Körpers und seiner Grenzen, auf den medizinische und gesundheitspolitische Praktiken wiederum gestaltend und (selbst-)disziplinierend zugreifen (sollen), grundlegend verändert (vgl. Rose 2007). Die zunehmend parzellierende Wahrnehmung und Adressierung des menschlichen Körpers – der nicht mehr als *anatomische* oder „*reizbare Maschine*" (Sarasin 2001), sondern als *in-*

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_4

*formationelles Netzwerk* (Rose 2007) oder *molekulare Software* (Lemke 2007, S. 101) gesehen wird – auf molarer und molekularer Ebene ist dabei nur *ein* folgenreicher Effekt dieser Entwicklung (vgl. Rabinow 2004; Rose 2007). Zugleich muss bei dieser Diagnose festgehalten werden, dass medizinische Deutungsmuster und Praktiken (Stichwort: wunscherfüllende Medizin; Kettner 2009) nicht nur immer tiefer in den Alltag moderner Gesellschaften und ihrer Körper eindringen, vielmehr befindet sich das Selbstverständnis der Medizin ebenso im Umbruch, wie sich die Grenzen des medizinischen Feldes aktuell verschieben. Viehöver und Wehling (2011) sprechen in diesem Zusammenhang von einer „Entgrenzung der Medizin" und diagnostizieren dabei Transformationsdynamiken, die, mit Blick auf den menschlichen Körper, weit über eine bloße Ausweitung medizinischer Deutungs- und Handlungsmacht auf bislang von medizinischen Konzepten, Diagnosen und Therapien eher unberührte Verhaltens- und Phänomenbereiche hinausweisen. Wehling et al. (2007) verweisen dabei auf vier Dynamiken der Entgrenzung: die Ausweitung der medizinischen Diagnostik, die Entzeitlichung von Krankheit, die Ausweitung von Therapie und die Optimierung der menschlichen Natur (*enhancement*). Im Fokus des Medizinischen ist demzufolge nicht mehr nur, wie noch Talcott Parsons (1991[1951]) annehmen konnte, der Körper des kranken Menschen, an den bestimmte Rollenerwartungen geknüpft werden, vielmehr setzen auf (medizinischem) Wissen basierende Praktiken auch an den Körpern gesunder Menschen (ästhetische Chirurgie) an, oder sie „entzeitlichen", im Rekurs auf biomedizinisches und genetisches Wissen, das Phänomen Krankheit (Stichwort: gesunde Kranke), indem nicht zuletzt das *Risiko* zu erkranken nie vollständig eliminiert werden kann (vgl. Lemke 2000). Schließlich scheint seit Jahren sogar ein Bild des Körpers auf, demgemäß er als prinzipiell optimierungsfähig und entsprechend (bio-)technisch gestaltbar verstanden wird. Das nachfolgende kurze Überblickskapitel setzt sich das Ziel, schlaglichtartig auf einige zentrale Konzepte und Debatten hinzuweisen und dabei insbesondere die Art und Weise, in der der menschliche Körper dort eine Rolle spielt, in den Mittelpunkt zu stellen. Der Beitrag kann indessen angesichts gebotener Kürze weder den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, noch will er Neues zur Diskussion stellen.

## 2 Forschungsstand: Biopolitik und (Bio-)Medikalisierung des Körpers

Der menschliche Körper steht seit Jahren auf differente Weise und in unterschiedlichem Grade im Blickpunkt der Medizinsoziologie, der medizinischen Anthropologie und Ethnologie, aber auch der Diskurs- und der Sozialgeschichte, die sich mit Phänomenen der *Medikalisierung* der Gesellschaft und der *biopolitischen Regierung* der verkörperten Individuen sowie gesellschaftlicher Populationen, etwa der Gruppe der an sogenannten „Seltenen Erkrankungen" Leidenden, befassen (vgl. Wehling et al. 2015 und Conrad 2007; Rose 2007; Lemke 2007; Williams 2006; Kury 2012; Sarasin 2001;

Clarke et al. 2003). Wenn man danach fragt, *wie* und *wo* der Körper in diesen Zusammenhängen thematisch wird, so lassen sich grob drei Zugänge unterscheiden, die die (aktuelle) Diskussion nachhaltig prägen.

*Erstens* hat, insbesondere im US-amerikanischen Raum, die These der *Medikalisierung* der Gesellschaft die Diskussion seit den 1960er Jahren geprägt, wobei zunächst einmal der Fokus auf medizinisch instruierten und legitimierten Mechanismen *sozialer Kontrolle* lag (vgl. Conrad 1975, 2007; kritisch Timmermans/Haas 2008). Betont wird der Körper hier wesentlich unter dem Blickwinkel der sozialen Konstruktion der Krankheit, wobei diesbezüglich sowohl Fragen der konkurrierenden Definitionen (z. B. ADHS; Schüchternheit vs. *anxiety disorder*; Depression vs. Burnout), der Kämpfe um medizinische Deutungshoheit und deren politische Implikationen, als auch Fragen der individuellen und kollektiven Krankheitserfahrungen beleuchtet werden (vgl. Conrad/Barker 2010). In jüngerer Zeit wird unter dem Stichwort der *Biomedikalisierung* die transformative Rolle der Lebenswissenschaften und der durch sie hervorgebrachten Wissensformen und Praktiken beleuchtet (vgl. Clarke et al. 2003). *Zweitens* setzt, stark geprägt durch die einschlägigen Schriften Michel Foucaults, spätestens seit den 1980er Jahren ein sozialwissenschaftlicher Diskurs über die Rolle der *Biopolitik* (vgl. Rabinow 2004; Lemke 2007; Rose 2007) ein, wobei hier, insbesondere bedingt durch die Effekte des biomedizinischen Diskurses und darin erhobener Versprechen (etwa bezüglich der Gensequenzierung, neuer Generationen von Psychopharmaka oder in Bezug auf Xenotransplantation), ein veränderter medizinischer und gesundheitspolitischer Blick auf den Körper sich durchzusetzen scheint. Insbesondere unter dem Blickwinkel von je spezifischen Macht/Wissens-Konstellationen wird u. a. der Frage nachgegangen, wie Diskurse und Praktiken sich in materiale (aber auch virtuelle) Körper „einschreiben" bzw. – auf der Basis von (biomedizinischen) Wissensordnungen – Populationen definieren und gegebenenfalls deren Lebensführung durch normierende und disziplinierende Praktiken und Techniken regieren (z. B. Seltene Erkrankungen, AIDS-Kranke, Adipöse). *Drittens*, jedoch nicht im Zentrum dieses Beitrags stehend, machen sich in jüngerer Zeit Positionen bemerkbar, die auf eine, aus ihrer Sicht, problematische Vernachlässigung der *Korpo-Realitäten* in den aktuellen Debatten um Biopolitik, Medikalisierung und Medizinsoziologie hinweisen (vgl. Timmermans/Haas 2008; Newton 2003; Williams 2006). Diese Zugänge betonen weniger die Definitionspraktiken, die Formung der Körper durch diskursive und nicht-diskursive Techniken und Dispositive; sie gehen vielmehr – zumeist aus phänomenologischer Perspektive – von der Physiologie und Anatomie des lebendigen Körpers (*lived body*), vom Menschen als *verkörpertem* Handelnden sowie vom Interagieren der Körper (Interkorporealität) *in* und *mit* der Welt aus (Williams 2006, S. 10 ff.; kritischer Newton 2003). Dennoch, bei aller Betonung des Material-Körperlichen oder Korpo-Realen, wird auch hier angenommen, dass die „Biologie" des menschlichen Körpers eine sozial geformte und formbare ist (Williams 2006, S. 10) und dass sich soziale Lagen, Arbeit und lebensstilbezogene Faktoren auf Körper, Krankheit und Gesundheit auswirken, wobei einige Gesellschaften dabei im

Hinblick auf den Faktor Gesundheit der Bevölkerung „erfolgreicher" zu sein scheinen als andere (siehe Hall/Lamont 2009). Betont werden hier jedoch zugleich der Körper und seine originäre Korpo-Realität als Bedingung und Quelle von Körper-, Krankheits- und Gesundheitserfahrungen.

Bevor die Rede von der *Medikalisierung* der Gesellschaft und anschließend der *Biopolitik* genauer erläutert wird, muss kurz angemerkt werden, dass sich, bezogen auf die medizinsoziologische Betrachtung des Körpers, seit den frühen Überlegungen bei Talcott Parsons (1991[1951]) zur Rolle des Kranken und seines Körpers eine dreifache Unterscheidung durchgesetzt hat, deren Problematik erst in jüngeren Diskussionen sichtbar wird. Gemeint ist die im englischsprachigen Raum übliche Differenzierung von *illness*, *sickness* und *disease.* Dabei wird in der Regel mit *illness* auf jene (vermeintlich) subjektiven Körpererfahrungen und Gefühle des Unwohlseins, aber auch auf das diesbezügliche körper- und krankheitsbezogene Erfahrungswissen rekurriert, das Patienten oder Aktivisten von Patientengruppen thematisieren und mobilisieren (vgl. exemplarisch Barker 2002; Brown 2007; Wehling et al. 2015). Hier geht es nicht nur um Fragen des spezifischen Zugangs von verkörperten Personen zu „ihren" Körper- und Krankheitserfahrungen, sondern häufig auch um die Art und Weise, wie sich diese Erfahrungen auf Identitätsbildungsprozesse auswirken (Barker 2002; siehe mit weiterführender Literatur auch Wehling 2011). Die Kategorie *sickness* fokussiert hingegen auf die in einer Kultur kursierenden, mehr oder weniger akzeptierten und eingespielten Krankheits- und Gesundheitskonzepte. So diskutieren Wehling et al. (2007) das Problem der historisch und sozial kontingenten Grenzziehungen zwischen Krankheit und Gesundheit sowie Heilung und Verbesserung (siehe auch Viehöver/Wehling 2011). Mithin richtet sich der Blick auf die Frage, was als kranker oder gesunder, normaler oder abnormaler, gewordener oder gemachter Körper gilt, aber auch auf die kulturell unterschiedlichen Antworten, die bezüglich der Frage des angemessenen Umgangs mit dem (chronisch) kranken bzw. gesunden Körper gegeben werden (vgl. etwa Friberg 2009; Conrad/Barker 2010). Demgegenüber bezieht sich der Terminus *disease* auf ein (vermeintlich) wissenschaftlich objektiviertes oder objektivierbares Wissen über den Körper und die körperbezogenen Bedingungen und Prozesse (und die diesbezüglichen Symptomatiken), die eine Krankheit bei Personen auslösen (können). Funktionalistisch argumentierende Positionen, wie etwa jene von Christopher Boorse (1975), gehen davon aus, dass sich Krankheiten (*diseases*) ohne evaluative bzw. normative Größen im Rekurs auf körperfunktionale Normwerte *objektiv* bestimmen lassen. Dem zugrunde liegt letztlich ein physiologisch orientiertes Körpermodell, das mit der mikrobiologischen Revolution in der Schulmedizin dominant wird und das Konzept der „reizbaren Maschine" (Sarasin 2001) verdrängt. Das physiologische Körpermodell ist inzwischen wiederum durch ein Körpermodell mit offeneren Grenzen bedrängt worden, das den Körper im Sinne eines informationellen Netzwerkes begreift und sich auf die genetische Konstitution des Individuums ebenso konzentriert wie auf dessen technische Refigurier- und Transformierbarkeit im Sinne eines Managements genetischer Risiken (Lemke 2000;

Rose 2007). Der Fokus bei Boorse und verwandten Positionen liegt auf pathologischen Prozessen, die durch medizinisches Fachwissen idealiter eindeutig diagnostizierbar sind und gegebenenfalls einer Therapie, die auf eine Wiederherstellung der physiologischen Normalfunktionen ausgerichtet ist, zugänglich gemacht werden sollen. In der Regel läuft dabei die Vorstellung einer scharfen Grenzziehung zwischen gesund und krank mit, eine Vorstellung, die bereits bei Konzepten wie Bluthochdruck, Adipositas, aber auch bei psychischen Erkrankungen problematisch wird, um deren Anerkennung nicht selten in Definitionskämpfen gerungen werden muss (vgl. exemplarisch Kury 2012; Friberg 2009 sowie Brown 2007 und Wehling et al. 2015 mit Bezug auf die Rolle von zivilgesellschaftlichen Akteuren in Prozessen der medizinischen Wissensproduktion).

Gerade in Kämpfen um die legitime (medizinische) Deutungshoheit zeigt sich, dass die zunächst Orientierungs- und Handlungssicherheit versprechende kategoriale Differenz von *Gesundheit* und *Krankheit* unter Berücksichtigung aktueller Medikalisierungstendenzen durchaus ebenso problematisch ist wie jene zwischen *Heilung* und *Verbesserung* (vgl. Viehöver/Wehling 2011). Auch wenn Timmermans und Haas' (2008) Forderung nach einer *sociology of disease*, die das Wechselverhältnis von sozialem Leben und (pathologischen) biologisch-physiologischen Prozessen in den Mittelpunkt stellen möchte, durchaus beizupflichten wäre, dürfte es mit Blick auf das objektivistische Körpermodell von Christopher Boorse unmittelbar einsichtig sein, dass es sich bei der Adressierung des kranken Körpers um eine Verkürzung handelt, die insbesondere sichtbar geworden ist, seit (kritische) Medizin und Gesundheitspolitik nicht mehr nur danach fragen, was den Körper krank macht, sondern auch, was diesen gesund hält (Stichwort: Salutogenese). Zumindest muss bezweifelt werden, dass allein der *kranke* Körper operativer Wert der Medizin ist.

*Medikalisierung* (Conrad 2007) und *Biopolitik* (Foucault 1997; Lemke 2007) sind aktuell die zwei zentralen soziologischen Konzepte, die mit Blick auf die Bedeutungszunahme des Medizinischen in modernen Gesellschaften sowie die Transformationen medizinischer Zugriffsmöglichkeiten auf das Leben die damit einhergehenden neuen Formen und Perspektiven der Adressierung des menschlichen Körpers diskutieren. Ihren Ausgang findet die Debatte bei Talcott Parsons' frühen medizinsoziologischen Überlegungen zum kranken Körper, worin er sich bereits gegen eine Reduktion von Krankheit auf rein biologische und physiologische Aspekte wehrte. Er betrachtete den Körper des kranken Menschen aus einer funktionalistischen, rollentheoretischen Perspektive, die das Kranksein im Prinzip als abweichendes Verhalten deutete, was jedoch bereits die Analyse chronischer Erkrankungen problematisch macht. In den 1960er Jahren bildete sich demgegenüber mit der Medikalisierungsthese eine kritische Perspektive aus, die den Fokus weniger auf die biologische Dimension (*disease*) als auf die sozialen Prozesse der Definition und die machtbezogenen Aspekte *sozialer Kontrolle* psychisch und physisch als krank definierter Personen setzte. Das Konzept der Medikalisierung bezeichnet einen Prozess, durch den ein bestimmtes, zuvor nicht als medizinisch begriffenes Problem oder Phänomen in den

Bereich medizinischer Zuständigkeit einbezogen und dementsprechend in Termini von Krankheit, Störung, Auffälligkeit oder des Krankheitsrisikos definiert und damit als medizinisch behandelbar und gesundheitspolitisch adressierbar betrachtet wird (vgl. bspw. Conrad/Barker 2010, S. 74; Conrad 2007). So befasst sich etwa Conrad (1975) mit dem Prozess, in dem aus bestimmten, u. a. aufmerksamkeitsbezogenen Verhaltensauffälligkeiten (man denke an den Zappelphilipp aus dem berühmten Bilderbuch „Struwwelpeter"), ein durch medizinisches Wissen und Expertise gestütztes Bild einer neurobiologisch bedingten Störung wurde, das wiederum diagnostische und therapeutische Praktiken anleitet (vgl. auch Friberg 2009 für den Fall des sogenannten „Burnout"-Syndroms). Während Conrad und andere Autoren in den 1970er Jahren soziales Handeln beobachteten, das bislang als abweichendes Verhalten gedeutet wurde, aber dann in den Einzugsbereich professioneller medizinischer Definitionsverhältnisse gerät (vgl. Conrad 1975), erfährt dieser Blickwinkel spätestens seit der Jahrtausendwende eine Erweiterung.

Medikalisierung stellt sich demnach als ein prinzipiell historisch kontingenter Prozess dar, d. h. auf Tendenzen der Medikalisierung können, wie bspw. im Fall der Homosexualität, Demedikalisierungs- und wiederum Remedikalisierungsprozesse folgen (vgl. Conrad 2007). Gleichwohl kann man im Anschluss an Conrads (2007) erweiterte Medikalisierungsthese davon ausgehen, dass sich in modernen Gesellschaften, auf mehreren Ebenen (institutionell, organisatorisch, interaktionell), seit geraumer Zeit ein neuer, allerdings nicht linear zu denkender Medikalisierungsschub vollzieht, der in unterschiedliche Richtungen weist (Wehling et al. 2007). Dieser dringt nicht nur sehr viel weiter als bislang in alltägliche lebensweltliche Zusammenhänge, sondern angesichts der jüngsten „lebenswissenschaftlichen", gen- und biotechnologischen Entwicklungen (Stichwort: Biomedikalisierung) auch sehr viel tiefer in die Grundfesten der physiologischen und psychischen menschlichen „Natur" ein (vgl. Clarke et al. 2003; Wehling et al. 2015). Er wird zudem durch neue „Motoren" angetrieben, so etwa Werbe- und Gesundheitsindustrie, Patientenorganisationen, Gesundheitspolitik und das Versicherungswesen sowie die Biowissenschaften (Conrad 2007, S. 133–145). Infolgedessen eröffnen sich dem Menschen als verkörpertem Sozialwesen neue Optionen der Körpergestaltung und der technik-basierten Diagnostik und Therapie. Damit gehen einerseits veränderte Motivlagen und *Wünsche* einher, die Individuen oder Kollektive (z. B. Patientenorganisationen) an die Medizin richten können (Stichwort: wunscherfüllende Medizin). Andererseits werden von der Gesellschaft, den Individuen und dem Gesundheitswesen wiederum veränderte *Ansprüche* an die Medizin herangetragen – bis hin zu Forderungen nach Beteiligung von Laien(experten) an der wissenschaftlichen und medizinischen Wissensproduktion (vgl. Viehöver/Wehling 2011, S. 7 ff.; Wehling et al. 2015; Kettner 2009). Während die „klassische" Medikalisierungstheorie sich als prinzipiell offen für unterschiedliche und konkurrierende Körperkonzepte erweist, geht die These der *Biomedikalisierung* der Gesellschaft (vgl. Clarke et al. 2003) von einem neuerlichen historischen Bruch mit den herkömmlichen Medikalisierungsprozessen aus, indem sie

den Strukturwandel medizinischen Wissens durch die Lebenswissenschaften in den Vordergrund konzeptioneller Überlegungen stellt. Sie hat damit die Tendenz, sich auf biomedizinische Körperkonzepte und diesbezügliche Wissenspolitiken zu konzentrieren (vgl. auch Rose 2007).

Auch im Forschungsfeld der *Biopolitik* wird der Umstand zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Überlegungen, dass das Leben durch biotechnologische Visionen und Innovationen in einem bislang nie dagewesenen Maß denk- und gestaltbar geworden ist. Das Konzept der Biopolitik ist aber insofern sehr viel heterogener (Lemke 2007), als nicht nur Fragen von Gesundheit und Krankheit thematisiert werden, sondern neben dem instabilen Bedeutungsfeld „Leben" einerseits auch das der Politik andererseits. Denn auch der Begriff des Politischen hat, folgt man der von dem französischen Philosophen und Historiker Michel Foucault inspirierten Forschung zur Biopolitik, einen Gestaltwandel erfahren. Demzufolge bezeichnet Biopolitik ein historisch gewachsenes Regierungsprinzip, das sich durch die Regulierung und Administration des Lebens (bios) als solchem auszeichnet (im Gegensatz zum Souveränitätsprinzip). So hat Foucault seit dem 17. Jahrhundert ein zunehmendes Interesse der gesellschaftlichen Institutionen und Akteure an Prozessen und Phänomenen unterschiedlicher Konzepte des menschlichen Lebens beobachtet, das in der Tendenz darauf abzielte, Leben zum Objekt wissenschaftlichen Wissens und von Wissenstechniken zu machen, mit dem Effekt jedoch, dass dadurch zugleich von konkreten singulären Existenzen abstrahiert wird (siehe Lemke 2007, S. 147). Leben wird damit nicht nur durch Messung „objektivierbar", sondern zugleich auch standardisierbar (z. B. Margen des *Body Mass Indexes*, Geburten- und Sterblichkeitsraten, Seuchenstatistiken). Eine Reihe von (wissenschaftlichen) Disziplinen, von der Biologie bis zu Demographie, Statistik und neuerdings den Lebenswissenschaften, stehen dabei als Agenten biopolitischen Regierens und Administrierens des Lebens und von Lebensprozessen zur Verfügung. Foucaults Konzept der Biopolitik zielt dabei nicht nur auf den *individuellen Körper*, der systematisch zum Objekt von biopolitischen Techniken geworden ist, sondern ebenso auf den *Gesellschaftskörper*, genauer auf gesellschaftliche Populationen, die wiederum durch biopolitische Wissensordnungen und -techniken erst definiert, klassifiziert und zum Gegenstand von Techniken des Regierens gemacht werden. Diese (nicht notwendigerweise intendierten) „Strategien" werden in der Foucaultschen Perspektive durch Diskurse, Praktiken und Dispositive konstituiert. Charakteristisch für die hier interessierende, von Foucault angeleitete Biopolitikforschung ist demnach (a) der besondere Fokus auf *Wissen/Macht-Konstellationen*, (b) die historischen *Transformationen* der Formen der Biopolitik sowie schließlich (c) das wechselnde Arsenal der *Techniken der Regierung* des Lebens und der Körper. Biopolitik ist in erster Hinsicht immer eine Form wissensbasierter Machtausübung – in jüngerer Zeit wesentlich geprägt durch das von Natur-, Human- und Lebenswissenschaften produzierte Wissen (Clarke et al. 2003; Rose 2007). Wo historische Transformationen benannt werden, beziehen sich diese auf Regime und Institutionen des Regierens von Leben, Körper und/oder spezifischen Populationen. Was die Tech-

niken der Selbst- und Fremdführung anbetrifft, so generieren diese als die konkreten Modi des Regierens von Körpern und Leben, durch die im Rahmen von biopolitischen Regimen auf die individuellen, verkörperten Personen bzw. auf die Populationen und Kollektive eingewirkt wird, unterschiedliche *Subjektivierungsweisen* (Lemke 2007, S. 149) und *Biosozialitäten* (vgl. Rabinow 2004; Rose 2007; Wehling 2011). Im Zentrum der Analyse stehen also zumeist das jeweilige Wissen vom Leben, körperbezogenen Prozessen, Gesundheits- und Krankheitskonzepten (Salutogenese/Pathogenese), die damit verbundenen Praktiken, Strategien (Kampagnen gegen Rauchen, Übergewicht oder Magersucht) und Ziele (z. B. Erhöhung der Lebensqualität) sowie die von ihnen ausgehenden Machtwirkungen. Zugleich wandeln sich mit der Erweiterung des Wissens auch die jeweils biopolitischen Prozessen zugrundeliegenden und diese instruierenden Körperkonzepte, ausgehend von Descartes Maschinenkonzept über die Vorstellungen vom Körper als einer „reizbaren Maschine" (Sarasin 2001) bis hin zu aktuellen molekularen und genetischen Körpermodellen (Rose 2007).

Sowohl das Konzept der Medikalisierung als auch jenes der Biopolitik befassen sich mit den Lebens-, Körper- und Krankheits-/Gesundheitskonzepten zugrundeliegenden *Wissensordnungen* (bzw. Wahrheitsregimen) und den diesbezüglichen Definitionskämpfen (Stichwort: *contested illnesses*; Brown 2007), wobei biopolitischen Konzepten eine konsequentere Berücksichtigung der Machtaspekte zugeschrieben wird und damit der Frage, wie sich Praktiken und Diskurse in den Körper „einschreiben" (Lemke 2007, S. 150 f.). In beiden Ansätzen wird, wenn auch im Rekurs auf unterschiedliche Terminologien (*illness identities*, Subjektivierungsweisen, *biological citizenship*; vgl. Rabinow 2004; Wehling 2011), danach gefragt, wie verkörperte Subjekte entsprechende Wissensordnungen, Körper- und Krankheitskonzepte (aktiv) aufnehmen, thematisieren und sich gegebenenfalls kritisch dazu verhalten (vgl. Barker 2002; Wehling et al. 2015). Insoweit Biopolitik einen Modus bezeichnet, der sich mit der Regierung des (biologischen) „Lebens" sowie individueller und kollektiver Körper befasst, ließen sich auch Prozesse der Medikalisierung unter den Begriff der Biopolitik subsumieren, da es hier ebenfalls um die Analyse des Zusammenspiels von medizinischem *Körperwissen* und Formen sozialer Kontrolle geht. Mit seinen diskurstheoretischen Prämissen zur gesellschaftlichen Wissensproduktion, Annahmen über politische Herrschaft und die Regulierung von Populationen sowie die damit zusammenhängenden Praktiken und Techniken der Fremd- und Selbstführung von verkörperten Individuen, geht das Konzept der Biopolitik jedoch über die Medikalisierungstheorie hinaus und bezeichnet insofern eine umfassendere Perspektive auf den menschlichen Körper und seine soziale Situiertheit (siehe außerdem zur Mehrdeutigkeit des Konzeptes Biopolitik, Lemke 2007).

## 3 Studien

Nachfolgend werden – in Auswahl und Darstellung notwendigerweise höchst selektiv – drei exemplarische Studien zu Medikalisierung und Biopolitik mit besonderer Berücksichtigung der jeweiligen Thematisierung des Körpers vorgestellt. In zeitlicher Nähe zur Antipsychiatrie-Bewegung sowie zu Foucaults Arbeiten zur Entstehung des medizinischen Blicks entstanden, kann Peter Conrads Untersuchung zur Medikalisierung devianten Verhaltens bei Kindern als eine ‚klassische' soziologische Studie zur Medikalisierung in modernen Gesellschaften gelten (Conrad 1975). Mit Blick auf die Ausweitung der Diagnose „ADHS" auf Erwachsene lassen sich außerdem sowohl die Dynamik medizinischer Krankheitsdefinitionen und ihrer Anwendung als auch die verschiedenartigen Triebkräfte der Medikalisierung psycho-physischer Prozesse verdeutlichen (vgl. Conrad 2007). Während Philipp Sarasin (2001) einen beispielhaften Versuch unternimmt, menschliche Körperverhältnisse mit Blick auf den Hygienediskurs des 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert zu historisieren, liefert Nikolas Rose (2007) mit seiner umfassenden Darstellung jüngerer Entwicklungen in Biomedizin, -technologie und -ökonomie einerseits eine Fortschreibung der Geschichte von Körperkonzepten und andererseits eine Gegenwartsdiagnose, die biopolitische Implikationen der Fremd- und Selbstführung in modernen Gesellschaften vor Augen führt.

### Peter Conrad: Die Diagnose ADHS bei Kindern und ihre Ausweitung auf Erwachsene

In seinem Aufsatz „The Discovery of Hyperkinesis: Notes on the Medicalization of Deviant Behavior" beschreibt Conrad (1975) die in Abschnitt 2 erwähnte Medikalisierung abweichenden Verhaltens von Kindern. Ein diffuses Bündel an situativ problematischen Verhaltensweisen (etwa in der Schule) wandelte sich innerhalb weniger Dekaden sukzessive zu einer weithin bekannten und anerkannten medizinischen Diagnose, heute bekannt als „ADHS". Sowohl die pharmazeutische Revolution der Psychiatrie als auch das verstärkte Interesse an kindlicher Psychologie auf der einen und der Aktivismus „moralischer Unternehmer" (H. S. Becker) – darunter die Pharmaindustrie selbst – auf der anderen Seite stellten die treibenden gesellschaftlichen Kräfte dieses Prozesses dar (organismische Ursachen der unter „ADHS" befassten Verhaltensweisen sind nach wie vor umstritten). Hier bezeichnet die Medikalisierung kindlicher Verhaltensauffälligkeiten einen über medizinisch-diagnostisches Wissen (i. S. v. *disease*) vermittelten Aspekt sozialer Kontrolle. Der Körper des Kindes ist der Ort, an dem normierend und disziplinierend wirkende Maßnahmen (in erster Linie Medikation durch Methylphenidate) ansetzen, und die medizinische Definition des zu behandelnden Phänomens ist die Voraussetzung für die legitime therapeutische Intervention. Ursprung des Problems ist definitionsgemäß nicht länger das soziale Umfeld, sondern der kindliche Körper selbst.

Im Vergleich dazu besteht im Fall von „ADHS bei Erwachsenen" (Conrad 2007, S. 46–69) ein entscheidender Unterschied darin, dass die (vermeintlich) Betroffenen selbst eine ausschlaggebende Rolle in der Ausweitung der diagnostischen Kategorie „ADHS", die bis in die 1990er Jahre hinein gemäß DSM (*Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*) in erster Linie auf Kinder angewandt wurde, auf die Population der Erwachsenen und damit ihre eigenen Körper spielten. Das *subjektive Krankheitsempfinden* (i. S. v. *illness*) im Wechselspiel mit diskursiv konstituiertem Wissen über den kranken Körper, wie es z. B. in Massenmedien (i. S. v. *sickness*) und dem DSM (i. S. v. *disease*) repräsentiert ist, ist hier von zentraler Bedeutung: So geht der Anstoß zur Diagnose in der Regel nicht, wie bei Kindern, vom sozialen Umfeld (Eltern und Lehrer) aus, sondern in der Mehrzahl der Fälle von den Erwachsenen selbst, die bereits ein Vorwissen über die Diagnose besitzen und auf dieser Grundlage vormals ungeordnete körperliche Empfindungen in Krankheitserfahrungen umdeuten. In dieser Hinsicht spielt Medikalisierung eine wichtige Rolle in der Formierung von Krankheitsidentitäten. Die Diagnose erlaubt, das körperliche Empfinden verstehbar und (durch Medikation) kontrollierbar zu machen. Probleme in Berufs- oder Beziehungsleben (Aufgaben nicht zu Ende führen, Schwierigkeiten in der Konfliktbewältigung o. ä.), die zuvor persönlichen Defiziten (z. B. Ungeduld, nicht zuhören können) zugeschrieben wurden, können (retrospektiv) in den Begriffen der Krankheitsdiagnose umdefiniert werden, was dann für die betreffenden Personen oftmals eine Entlastung von Schuld- und Verantwortungsgefühlen darstellt.

## Philipp Sarasin: „Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914"

Aus biopolitischer und diskurstheoretischer Perspektive legte Philipp Sarasin (2001) eine Studie vor, die dem Anliegen einer konsequenten Historisierung menschlicher Körper vorstellungen und -verhältnisse nachkommt. Anhand eines Korpus deutscher, französischer und englischer Texte, insbesondere des 18. und 19. Jahrhunderts, die sich vor allem an bürgerliche Kreise richteten, untersucht er den Diskurs der „Hygieniker". Dieser adressierte in komplexer Weise und, begünstigt durch den im Zuge der Aufklärung aufkommenden Klassizismus, unter Bezugnahme auf antike medizinische Lehren die gesamte Lebensführung der verkörperten (bürgerlichen) Individuen. Dem als selbstverantwortlich konzipierten Subjekt kam mit dem Ziel eines langen, d. h. gesunden Lebens die Aufgabe zu, die vielfältigen Verhältnisse und Bedingungen, in denen der Körper situiert ist, zu regulieren. So gerieten „virtuell ‚alle' Umweltfaktoren als mögliche Ursachen von Gesundheit und Krankheit" (von der natürlichen Umwelt über Kleidung und Ernährung bis hin zu Sexualpraktiken und „Nervenhygiene") in den Blick (ebd., S. 17). Kennzeichnend für das im Hygienediskurs entworfene Körperkonzept, welches Sarasin als das der „reizbaren Maschinen" charakterisiert, ist, dass es nicht in erster Linie von der akademischen Wissensproduktion der auf-

kommenden Physiologie geprägt war, sondern von einem vitalistisch informierten populärwissenschaftlichen Diskurs, der den Körper als „Organmaschine" vorstellt, welche im Spannungsfeld von inneren und äußeren Reizen operiert, die zur Verwirklichung des gesunden Lebens im Gleichgewicht gehalten werden müssen. Dabei, aus geschlechter- wie körpersoziologischer Perspektive interessant, galt der männliche Körper den Hygienikern als „Goldstandard", wohingegen die Frau als „biologische Sonderform des Menschseins" gewertet wurde (ebd., S. 27). Mit dem so konstituierten Wissen über den Körper (Homöostase-Prinzip, aber auch das *gendering* von Gehirn und Nerven) gingen konkrete Anweisungen zum richtigen Umgang mit ihm einher, was sich paradigmatisch anhand der „spermatischen Ökonomie" aufzeigen lässt. So galt täglicher Sex einerseits als der Gesundheit förderlich, andererseits – jedoch nicht in christlich-moralisierenden oder psychoanalytischen Begriffen gedacht – erschien der sexuelle Exzess als *Kontrollverlust* des rationalen (männlichen) Gehirns gegenüber den (weiblichen) Nerven und „wegen des angenommenen engen Zusammenhangs von Sperma, Rückenmark, Gehirn und ‚Lebenskraft'" letztlich auch als eine *physische Gefahr* für den Körper (ebd., S. 452 f.). Die Körpervorstellung einer reizbaren Maschine, die der Hygienediskurs hervorgebracht hat, steht Sarasin zufolge beispielhaft für das körperliche Selbstverhältnis des in Entstehung begriffenen modernen (bürgerlichen) Subjekts. Dieser zunächst mit einer individualistischen Körpersemantik operierende und auf Eigenverantwortung setzende Diskurs erfährt mit dem Aufkommen kollektivistischer Vorstellungen von ‚Rassenhygiene' und ‚Volkskörper' Anfang des 20. Jahrhunderts aber einen fundamentalen Bruch.

### Nikolas Rose: „The politics of life itself. Biomedicine, Power, and Subjectivity in the Twenty-First Century"

Ebenfalls aus Foucaultscher, biopolitischer Perspektive widmet sich Nikolas Rose (2007) den signifikanten Veränderungen, die im Ausgang des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts in den Bereichen Biomedizin, -technologie und -ökonomie stattgehaben. Ausgangspunkt ist die Feststellung eines „Schrittwechsels" gegenwärtiger Biopolitiken in den fortgeschrittenen liberalen Demokratien des Westens (USA, Europa, Australien). Dieser basiere unter anderem auf der *qualitativen Zunahme von Überwachungs-, Manipulations- und Kontrollmöglichkeiten des menschlichen Körpers* (Genmanipulation, *Neuroenhancement*, Xenotransplantation etc.) und den damit einhergehenden Praktiken, die, so Rose, auf neue Weise „das Leben selbst" zum Gegenstand machen. Im Mittelpunkt steht hierbei eine Veränderung des „Maßstabs", an dem neue Technologien ansetzen: Während Sarasins reizbare (*Organ-*)Maschinen den Körper auf *molarer* Ebene (Haut, Muskeln, Gehirn, Nerven etc.) wahrnahmen, gerät gegenwärtig der Körper – mit Genomik und Neurowissenschaften respektive der zugehörigen Visualisierungstechniken – in zunehmendem Maß auf *molekularer* Ebene (Gene, Neurotransmitter, biochemischer Stoffwechsel) in den (medizinischen)

Blick. Mit der Möglichkeit gezielter Intervention in isolierte biochemische Prozesse findet so eine Fragmentierung des Körpers statt, die zusehends die Konzeption eines integralen Gleichgewichts korpo-realer Zusammenhänge ergänzt, auch wenn sie diese nicht ganz zu ersetzen vermag. Mit diesem veränderten Blickwinkel, so Rose, gehe die Tendenz hin zur körperbezogenen Selbst- und Fremdthematisierung als, durch die Sprache der Biologie geprägte, „neurochemical selves" (ebd., S. 187–223). Dies habe Auswirkungen nicht nur auf die biopolitische Regierung der Körper ‚von oben' (Ärzte, Regierungen, Bioökonomien), sondern bringt auch neue Formen der „biological citizenship" (ebd., S. 131–154) hervor, die, sowohl individualisierend als auch kollektivierend, ‚von unten' wirken. Einerseits werden vom Einzelnen neue Technologien des Selbst verlangt, die den Umgang mit dem neu verfügbaren Wissen über die eigene Biologie regulieren und alltagstaugliche Praktiken etwa im Umgang mit chronischen Krankheiten sowie, auf die Zukunft gerichtet, genetisch bedingten Dispositionen und Erkrankungs*risiken* entwerfen („corporeal" und „genetic responsibility"). Andererseits bringt das Wissen über geteilte genetische und andere biologische Dispositionen, entscheidend mit bedingt durch technologische Möglichkeiten der Vernetzung und des Informationsaustausches (Internet), Biosozialitäten hervor, die gemeinsame Problemdefinitionen, Patientenvereinigungen, Kampagnen zur Förderung bestimmter Forschungsvorhaben und den Austausch über krankheitsspezifische Umgangsweisen mit dem eigenen (Körper-)Schicksal erlauben.

## 4 Forschungsdesiderata

Wir können hier angesichts der gebotenen Kürze nur auf vier Forschungsdesiderata hinweisen. Zum Ersten wäre genauer zu klären, welche Körperbilder und -modelle die aktuellen multidirektionalen Prozesse der Medikalisierung und der zunehmenden Biopolitisierung immer weiterer Handlungs- und Lebensbereiche in unterschiedlichen Lebensphasen (Lebensbeginn, Altern, Lebensende) mit welchen Konsequenzen hervorbringen, prämieren und gegebenenfalls zum individuellen, institutionellen oder gesellschaftlichen Maßstab machen. Zweitens hat die Debatte über den *new materialism* und dessen Kritik an konstruktivistischen Konzepten, zu denen letztlich sowohl die biopolitischen als auch die medikalisierungstheoretischen Ansätze zu zählen sind, die Frage aufgeworfen, in welchem Wechselverhältnis Prozesse sozialer Konstruktion und die sogenannten Korpo-Realitäten stehen. Drittens ist der Frage genauer nachzugehen, wie und in welcher Weise der (bio-)medikalisierte Körper Bedingung der Möglichkeit von Sozialität ist. Zudem ist in diesem Zusammenhang Phänomenen der individuellen und kollektiven Krankheitsidentität und der *biological citizenship* größere Aufmerksamkeit zu schenken (vgl. Wehling 2011). Viertens ist, zumal in Deutschland, die Frage der Beteiligung von Patientenorganisationen und *health social movements* an der gesellschaftlichen Wissensproduktion genauer in den Blick zu nehmen (vgl. Brown 2007; Wehling et al. 2015). Gerade in diesbezüglichen

Deutungskämpfen und auch den neuen Kooperationsformen (*citizens-science-alliances*) (Brown 2007), die daraus hervorgehen, lässt sich zum einen die Brüchigkeit der Unterscheidung von *illness*, *sickness* und *disease* aufzeigen. Zum anderen kann man hier genauer nachzeichnen, wie und in welcher Weise der Körper in (Bio-)Medikalisierungsprozessen als *Ort*, *Medium* der Interaktion und *Quelle* von Sozialität und Personalität relevant wird.

## 5 Perspektiven

Aus unserer Sicht ergeben sich künftig neue Aufgabenbereiche in wenigstens drei Hinsichten, deren intensivere Erforschung aus körper- und medizinsoziologischen wie biopolitischen Gesichtspunkten lohnenswerte Perspektiven definieren könnten. Zum Ersten ist der Forderung von Timmermans und Haas (2008) genauer nachzugehen, die vehement eine *sociology of disease* fordern, die ihrer Sicht nach über eine *sociology of illness* hinausgehen muss. Die Aufgabe bestünde darin, die Materialität des Körpers sowie biologische und physiologische Prozesse ernster zu nehmen als bislang, ohne jedoch den latenten und manifesten Gefahren einer Scheinobjektivierung, der Verdinglichung von Korpo-Realitäten zu erliegen (siehe dazu Newton 2003 und Williams 2006). Ein zweites hochinteressantes Forschungsfeld öffnet sich, wenn man den Blick auf die Rolle von *Big Data* im Feld der Biopolitiken und den sich darin aktuell vollziehenden Prozessen der Medikalisierung richtet. Der aktuelle Hype um *Big Data* verspricht nicht nur eine (vermeintlich) individualisierte Medizin und neue Perspektiven der körper- und lebensstilbezogenen Datensammlung, ihres Vergleichs und ihrer Verwaltung; angesichts der daraus hervorgehenden macht- und herrschaftsbezogenen Möglichkeiten müssen die bereits in den sechziger und siebziger Jahren aus medikalisierungstheoretischer Perspektive gestellten Fragen nach sozialer Kontrolle und Disziplinierung neu und weitergehend formuliert werden. Hinzu kommt, dass die Sammlung körperbezogener Daten auch ein virtuelles „Double" entstehen lässt, das dem verkörperten Individuum selbst und anderen als permanenter Vergleichsmaßstab verfügbar werden könnte. Eng damit zusammen hängt die Frage nach einer zunehmenden Technisierung des Körpers im Feld des Medizinischen und diesbezüglicher Biopolitiken. Wichtige Forschungshorizonte eröffnen sich in dieser Hinsicht einerseits mit Blick auf die zunehmende Bedeutung von Implantaten etwa bei der Behandlung von Parkinsonerkrankungen oder schweren Depressionen, die die Grenzen von biologischem und technischem Körper aufzulösen scheint, andererseits aber auch bezüglich der Versprechen, die mit Gesundheits-Apps und *wearable technologies* in Zusammenhang gebracht werden. In Bezug darauf ergeben sich nicht nur Möglichkeiten einer weitergehenden Medikalisierung der Gesellschaft, sondern auch Gefahren einer Pseudo-Verwissenschaftlichung des Alltags, lässt man die bereits erwähnten Implikationen einer Überwachung durch unterschiedliche gesellschaftliche Akteure (Krankenversicherungen, Gesundheits-Datenbanken usw.) an

dieser Stelle einmal außer Acht. Drittens stellen sich neue Fragen im Zusammenhang mit der Bedeutungszunahme von Avataren und Robotern im medizinischen Feld. Diese gewinnen als „Helfer" (Robotik im Operationssaal) und als „Partner" (Pflegeroboter) an Stellenwert, woraus sich neue Fragen bezüglich der Interaktion zwischen Mensch und Maschine sowie des Mithandelns der Technik ergeben. Anhand dieser Forschungsdimensionen und Bereiche ließen sich unseres Erachtens nicht nur Erkenntnisse über aktuelle Medikalisierungsprozesse und ihre biopolitischen Implikationen erzielen, sondern auch Erkenntnisse für eine Körpersoziologie, die den Körper zu einem Kernkonzept der Soziologie machen möchte.

## Literatur


Barker, Kristin (2002). Self-Help Literature and the Making of an Illness Identity: The Case of Fibromyalgia Syndrome (FMS). *Social Problems 49,* 279–300.

Boorse, Christopher (1975). On the distinction between disease and illness. *Philosophy & Public Affairs 5,* 49–68.

Brown, Phil (2007). *Toxic Exposures: Contested Illnesses and the Environmental Health Movement.* New York: Columbia University Press.

Clarke, Adele E., Shim, Janet K., Mamo, Laura, Fosket, Jennifer R. & Fishman, Jennifer R. (2003). Biomedicalization: Technoscientific Transformations of Health, Illness, and U. S. Biomedicine. *American Sociological Review 68,* 161–194.

Conrad, Peter (1975). The Discovery of Hyperkinesis: Notes on the Medicalization of Deviant Behavior. *Social Problems 23,* 12–21.

**Conrad, Peter (2007). *The Medicalization of Society: On the Transformation of Human Conditions into Treatable Disorders*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.**

Conrad, Peter & Barker, Kristin K. (2010). The Social Construction of Illness: Key Insights and Policy Implications. *Journal of Health and Social Behavior 51,* S. 67–79.

Foucault, Michel (1997). ‚The Birth of Biopolitics'. In: Paul Rabinow (Hrsg.), *Michel Foucault. Ethics: Subjectivity and Truth* (S. 73–79). New York: The New Press.

Friberg, Torbjörn (2009). Burnout: from popular culture to psychiatric diagnosis in Sweden. *Culture, Medicine, and Psychiatry 33,* 538–558.

Hall, Peter & Lamont, Michèle (Hrsg.). (2009). *Successful Societies. How Institutions and Culture Affect Health.* Cambridge: Cambridge University Press.

Kettner, Matthias (Hrsg.). (2009). *Wunscherfüllende Medizin. Ärztliche Behandlung im Dienst von Selbstverwirklichung und Lebensplanung.* Frankfurt a. M.: Campus.

Kury, Patrick (2012). *Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout.* Frankfurt a. M.: Campus.

Lemke, Thomas (2000). Die Regierung der Risiken. Von der Eugenik zur genetischen Gouvernementalität. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke (Hrsg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen* (S. 227–264). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**Lemke, Thomas (2007). *Biopolitik*. Hamburg: Junius.**

Newton, Tim (2003). Truly embodied sociology: marrying the social and the biological? *The Sociological Review 51,* 20–42.

Parsons, Talcott (1991). *The Social System. With a New Preface by Bryan S. Turner.* London: Routledge. [1951]

Rabinow, Paul (2004): Artifizialität und Aufklärung. Von der Soziobiologie zur Biosozialität. In: ders., *Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung* (S. 129–152). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**Rose, Nikolas (2007). *The Politics of Life Itself. Biomedicine, Power, and Subjectivity in the Twenty-First Century.* Princeton: Princeton University Press.**

Sarasin, Philipp (2001). *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Timmermans, Stefan & Haas, Steven (2008). Towards a Sociology of Disease. *Sociology of Health & Illness 30,* 659–676.

**Viehöver, Willy & Wehling, Peter (Hrsg.). (2011). *Entgrenzung der Medizin. Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen?* Bielefeld: transcript.**

Wehling, Peter (2011). Biology, citizenship and the government of biomedicine: Exploring the concept of biological citizenship. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke (Hrsg.), *Governmentality – Current Debates and Future Issues* (S. 225–246). London: Routledge.

Wehling, Peter, Viehöver, Willy, Keller, Reiner & Lau, Christoph (2007). Zwischen Biologisierung des Sozialen und neuer Biosozialität: Dynamiken der biopolitischen Grenzüberschreitung. *Berliner Journal für Soziologie 17,* 547–567.

**Wehling, Peter, Viehöver, Willy & Koenen, Sophia (Hrsg.). (2015). *The Public Shaping of Medical Research: Patient Associations, Health Movements and Biomedicine.* New York: Routledge.**

Williams, Simon J. (2006). Medical sociology and the biological body: where are we now and where do we go from here? *Health (London) 10,* 5–30.

# Familie und Paarbeziehung

Günter Burkart

## 1 Familie ohne Körper – Somatische Gesellschaft ohne Familie?

Körperlichkeit und Leiblichkeit des Menschen – die als grundlegende Bedingung des Sozialen aufgefasst werden können – sollten in der Familiensoziologie eine gewisse Relevanz besitzen, denn die Familie gehört zu den elementaren Formen der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. Die meisten Individuen wachsen (immer noch) in einer Familie auf, und hier werden die Grundlagen gelegt für Körperwahrnehmung und Körperbild, für die leiblich fundierte Identität, aber auch für soziale Praktiken wie Ernährungsgewohnheiten, sportliche Betätigung oder Körpergestaltung. Hier wird der Habitus geformt, differenziert nach Klassen, Geschlecht und Geschwisterrang. Inkorporiertes kulturelles Kapital wird in der Familie erworben – durch Sozialisation oder, wie Bourdieu sagt, durch „Familiarisierung", also durch ein Milieu, das eine elementare Vertrautheit erzeugt, gerade auch in Bezug auf Leiblichkeit (oft als „zweite Natur" bezeichnet). Das Milieu der Familie trägt wesentlich dazu bei, wie sich eine Person entwickelt: asketisch oder hedonistisch, an veganer Ernährung oder an Fastfood orientiert, wie sie ihre Selbstpräsentation in der Öffentlichkeit gestaltet, ob Tattoos zu den Standards von körperlicher Attraktivität gehören oder eher nicht, welche Rolle Techniken des *body enhancement* spielen. Auch der alltägliche Prozess des *doing family* besteht nicht in erster Linie in „Verhandlungen", Diskussionen, Informationsaustausch und Planung der Zeitkoordination der Familienmitglieder. Vielmehr geht es in der Alltagspraxis häufig um wechselseitige emotionale Stabilisierung, körperlich-seelische Regeneration, leibliche Interaktion und Intimität.

Betrachtet man nun allerdings die Forschungsliteratur zur Familie, so entsteht schnell der Eindruck, dass körpersoziologische Reflexionen und leibphänomenologische Einsichten hier kaum eine Rolle spielen. Das trifft vor allem für jenen Bereich zu, der seit einigen Jahrzehnten als soziologische Familienforschung im engeren Sinn gilt. Diese befasst sich vor allem mit demographischen Entwicklungen und dem Wandel von Lebensformen und wird dominiert von Varianten der Rational Choice-Theorie, sowie zunehmend von der quantifizierenden Analyse großer Daten-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_5

sätze. Das Bild sieht vielleicht etwas anders aus, wenn das Feld der Familie weiter gefasst wird. In diesem Artikel soll es daher nicht nur um die Familie im engeren Sinn gehen, sondern auch um die *Paarbeziehung.* Darüber hinaus wird der Blick nicht nur auf *Soziologie* der Familie beschränkt, angrenzende Disziplinen werden gegebenenfalls berücksichtigt. Schließlich gibt es vielfache Überschneidungen zu anderen Forschungsgebieten, die hier wenigstens ansatzweise berücksichtigt werden sollen.

Blickt man aus umgekehrter Perspektive auf das Verhältnis von Körper- und Familienforschung, ergibt sich eine vergleichbare Diagnose: Für die Körpersoziologie (und die Leibphänomenologie) scheint die Familie nur von mäßigem Interesse – sie ist vielleicht eine Selbstverständlichkeit im Hintergrund, die aber für die Konstituierung einer *somatic society* nicht besonders relevant erscheint. Man kann also konstatieren, dass in der konventionellen familiensoziologischen Forschung kaum ein Bezug zu körpertheoretischen oder leibphänomenologischen Fragen oder Ansätzen existiert; umgekehrt aber auch, dass sich körpersoziologische Arbeiten selten mit der Familie befassen. Während also die Familiensoziologie die starke Bedeutung der Körperlichkeit für die Familie ignoriert, vernachlässigt die Körpersoziologie die große Bedeutung des Aufwachsens in einer Familie für die Entwicklung von Leib- und Körpererfahrung, Körperbildern und leiblicher Identität. Dieser Befund soll im Folgenden genauer dargestellt werden. Deshalb wird zunächst kurz der Stand der Forschung rekapituliert, bezogen auf die Frage, ob und wie Körper und Leib in der Familienforschung thematisiert werden (2), dann in der umgekehrten Perspektive: ob und wie die Familie/das Paar in der Körpersoziologie thematisiert werden (3). Es folgt ein Abschnitt mit Erörterungen zu einigen speziellen Bereichen, in denen eine gemeinsame Schnittmenge zwischen Körper- und Familienforschung existiert: Gesundheit und Ernährung, Paarbildung und Attraktivität, soziale Ungleichheit (4). Schließlich wird im letzten Abschnitt versucht, die Konturen einer körpersoziologisch sensibilisierten Familientheorie zu skizzieren (5).

## 2 Körperlose Familienforschung

Die seit einigen Jahrzehnten gängigen Schwerpunkte von Lehr- oder Handbüchern der Familiensoziologie kreisen vorrangig um den demographischen Wandel und die entsprechenden Veränderungen der Lebensformen (Individualisierung, Pluralisierung). Typisch für die gegenwärtige Familienforschung sind deshalb Themen wie Wandel von Familienformen, Instabilität von Ehe und Familie, Singularisierung (Zunahme der Einpersonenhaushalte und der Singles), alternative Lebensformen. Daneben ist auch der Geschlechtsrollenwandel ein wichtiger Schwerpunkt, deshalb werden Themen wie das Vereinbarkeitsproblem oder die häusliche Arbeitsteilung häufig untersucht. Körper oder Leib spielen bei all diesen Themen jedoch keine ernsthafte Rolle. So geht es etwa bei Geschlechterbeziehungen in der Familie selten um den vergeschlechtlichten Körper, sondern primär um Fragen von Gleichheit und Gerechtig-

keit und geschlechtsspezifische Praktiken. Einige Themen, die sich für eine körpersoziologische Perspektive besonders eignen würden – zum Beispiel die Entkoppelung von biologischer und sozialer Elternschaft, die Reproduktionsmedizin, Sexualität, Geburt – werden in der Familiensoziologie nicht vorrangig thematisiert. Auch in angrenzenden Forschungsfeldern – Kindheit, Jugend, Sozialisation, Generationen, historische Familienforschung – sieht es kaum anders aus, die Körperlichkeit wird meist vernachlässigt.

Wiederholt wurde im Rahmen der Familiensoziologie versucht, die eingetretenen Verengungen auf Pluralisierung von Lebensformen und demographische Entwicklungen aufzubrechen. So gab es eine Reihe von Versuchen, das Themen-Spektrum zu erweitern, etwa um das Thema „Liebe" (Hahn/Burkart 1998). „Liebe" sollte dabei nicht nur als „Semantik" oder Diskursphänomen betrachtet werden, sondern auch als „Praxis" im Sinne von Bourdieu. Es wurde auch vorgeschlagen, die Familiensoziologie zu einer Soziologie der Privatheit hin zu erweitern (Schneider 2002). Damit ergäbe sich zwar eine größere Schnittmenge zur Körpersoziologie, etwa mit Themen wie Nacktheit, Scham, Intimität, Sexualität; andererseits entfernt sich das Thema Privatheit auch wieder vom Körper, wenn es dabei, wie in jüngerer Zeit häufiger, um „informationelle Privatheit" oder private Entscheidungsautonomie oder Schutz der persönlichen Privatsphäre geht. Lenz hat in mehreren Publikationen eine Erweiterung der Familiensoziologie auf das Gebiet „persönliche Beziehungen" vorgeschlagen. Doch auch hier spielen körpersoziologische Fragen nur eine geringe Rolle. Der Körper wird im Zusammenhang von Gewalt in Paarbeziehungen und Gewalt gegen Kinder, von sexuellem Missbrauch und von körperlicher Attraktivität aber zumindest thematisch (Lenz/Nestmann 2009).

Einen ernsthaften Versuch, *Leib/Körper* systematisch als Forschungsfeld in die Familienforschung einzubringen, gab es bisher nicht. Immerhin gibt es aber einzelne ForscherInnen, die sich um das Thema kümmern. So insbesondere Jean-Claude Kaufmann, der bereits in einer seiner ersten Studien (*Schmutzige Wäsche,* 1994) von einer zumindest impliziten Körperdimension der Interaktionen in Paarbeziehungen ausging. Auch in anderen Studien Kaufmanns geht es immer wieder um die Bedeutung von inkorporierten Praktiken („Gesten") für Konstituierung und Stabilisierung von Beziehungen. „Die Vertrautheit der Alltagswelt basiert auf der vorreflexiven Selbstverständlichkeit der körperlichen Routinen" (Meuser 2004b, S. 274), der Körper ist „mächtiger" als der rationale Verstand. Von der „Kraft der Gesten" ist die Rede, die zum Beispiel Frauen daran hindert, die Herrschaft über die Wäsche abzugeben. Die Realisierung von Gleichheitsidealen scheitert an der „Trägheit" des Körpers, soziale Ordnung ist deshalb Körperordnung. Der Austausch zwischen den Individuen, zwischen den Partnern in einer Paarbeziehung ist ein „Austausch der Gesten" und weniger das „Ergebnis expliziter Aushandlungen" (Meuser 2004b, S. 275). Das gilt auch für die öffentliche Sphäre, etwa die Regelung der Männerblicke am Oben-Ohne-Strand. Jean-Claude Kaufmann gehört zu den wenigen Paar- und Familienforschern, deren Arbeiten einen Bezug zur Körpersoziologie herzustellen erlauben. Allerdings hat sich

Kaufmann wenig bemüht, eine explizite Theorie oder auch nur begriffliche Schärfe zu entwickeln.

In einer Studie über Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau in Paarbeziehungen (Koppetsch/Burkart 1999) wurde die Arbeitsteilung im Haushalt zwischen den Geschlechtern zum Teil zurückgeführt auf körperliche Aspekte. Die latenten Traditionalismen der Arbeitsteilung gerade auch bei Paaren, die vom Gleichheitsdiskurs geprägt waren, ließen sich kaum anders erklären als unter Rückgriff auf *praktische* Regeln, also etwa Regeln der körperlichen Interaktion. Mit dem leibphänomenologischen Begriff der *Atmosphäre* versuchten wir, die Situation zu erfassen, dass für Paarbeziehungen eines bestimmten Milieus („familistisches Milieu") das emotional-leibliche Klima in der Familie stärker wirksam sein kann als sprachliche Übereinkünfte. Sowohl bei Kaufmann als auch bei Koppetsch/Burkart geht es um eine Diskrepanz zwischen diskursiven Idealen bzw. dem Gespräch („Aushandlung") zwischen den Partnern auf der einen Seite, und der (sprachlosen, vorreflexiven, leiblich fundierten) Praxis, die sich letztlich durchsetzt – oft gegen die Absichten auf der Ebene der Ideale.

## 3 „Familie" in der Körperforschung?

In umgekehrter Perspektive ist, wie eingangs erwähnt, der Befund ähnlich: Die Literatur zur Körpersoziologie befasst sich kaum mit der Familie oder mit Paarbeziehungen, obwohl doch zumindest unter dem Gesichtspunkt der Körpersozialisation und der Ausbildung einer leiblichen Identität (Gugutzer 2002) oder der Inkorporation von Werten die Familie und das Kindheits- und Jugendalter wichtig wären. Typisch scheint zum Beispiel Gugutzer (2004), der vom Körper als Produkt der Gesellschaft spricht. Dabei ist auch vom „Sozialisationsprozess" die Rede, und es wird festgestellt, dass die Vergesellschaftung des individuellen Körpers „von der ersten Minute der Geburt an beginnt" (Gugutzer 2004, S. 141). Doch die entsprechenden Prozesse und die Bedeutung der Familie dabei werden kaum diskutiert. Insgesamt bezieht sich die Thematisierung des Körpers in der Körpersoziologie häufig auf die öffentliche Sphäre, auf die Sichtbarkeit des individuellen Körpers, auf Nacktheit und Sexuierung in der Öffentlichkeit.

Neben grundlagentheoretischen Erörterungen zur gesellschaftlichen Bedeutung der Körperlichkeit ist das Feld der Körpersoziologie geprägt von speziellen Themen wie Ernährung, Gesundheit/Krankheit, Sport und Bewegung, Tanz, Schönheitspflege/Kosmetik, Kleidung, Tätowierung, Körper-Perfektionierung. Auch der Geschlechtskörper (gendered body) wird häufig thematisiert. Typischerweise werden diese Themen aber nicht auf Familie oder Paarbeziehungen bezogen.

Allerdings entspricht diese „Vernachlässigung" in gewisser Weise der realen historischen Entwicklung, die meist mit dem Stichwort „Funktionsverlust der Familie" belegt wird. Einige der Funktionen, die die vormoderne Familie (besser: das „ganze Haus", also die Hausgemeinschaft) ausübte, wurden im Lauf der Moderne zuneh-

mend auf andere Funktionssysteme verlagert. Geburt, Krankheit und Tod finden immer häufiger außerhalb des Familienhaushalts statt, die Körperpräsentation verlagert sich in die öffentlichen Bereiche.

## 4 Schnittmengen zwischen Körpersoziologie und Familienforschung

Es gibt einige empirische Themen der Körpersoziologie, die sich gut mit der Familienforschung verknüpfen ließen, Forschungsfelder also, in denen sich jeweils eine gemeinsame Schnittmenge zwischen den beiden Subdisziplinen finden lässt. Solche Themen sind etwa Gesundheit/Krankheit, Essen/Ernährung, gesunde Lebensweise, Schönheitspraktiken, Bewegung (Sport, Tanz), aber auch Bewegungsarmut, wie sie in Wohlstandsgesellschaften immer häufiger auch für Kinder diagnostiziert wird.

Drei wichtige Schnittfelder von Familienforschung und Körpersoziologie seien hier herausgegriffen, an denen sich zeigen lässt, dass eine stärkere Verzahnung entsprechender Forschungsbemühungen fruchtbar sein könnte: Zum ersten der Bereich Gesundheit, speziell jener, der sich auf Ernährung im allgemeinen und auf eine gesunde Lebensweise bezieht (4.1), zum zweiten das eher familien- bzw. paarsoziologisches Thema der Paarbildung und Partnerwahl, das von körpersoziologischer Seite ergänzt werden könnte um allgemeine – nicht auf Paarbeziehungen beschränkte oder bezogene – Forschungen zu Schönheit, Attraktivität, Körperpräsentation und körperlicher Interaktion (4.2). Schließlich als drittes Thema körperbezogene Differenzen zwischen sozialen Milieus und Klassen, bei dem die Familie als Reproduktionsinstanz sozialer Ungleichheit erscheint, auch in Bezug auf körperliche Aspekte (4.3).

### 4.1 Essstörungen, Ernährung und Gesundheit

Relativ viel ist zu Essstörungen (eating disorders) geforscht worden, nicht nur in der Gesundheitswissenschaft, sondern auch im Feminismus und in der Psychoanalyse. Während die klassische Psychoanalyse in Bezug auf juvenile Magersucht *(anorexia nervosa)* von einem Mutter-Tochter-Konflikt bzw. einer Störung der frühen Mutter-Kind-Bindung ausging, betonte die feministische Forschung eher, dass Essstörungen ein Ausdruck patriarchaler Zwänge (weibliches Schlankheitsideal) sind. Doch nur gelegentlich wurde dabei die Rolle der Familie insgesamt thematisiert – im Unterschied zur *Systemischen Familientherapie,* die von der „Magersuchtfamilie" (Weber/Stierlin 2001) bzw. von der anorektischen (oder auch anorexogenen) Familie spricht. Als klassisch sind in diesem Zusammenhang die Arbeiten von Mara Selvini Palazzoli zu betrachten (z. B. 1982, im ital. Original bereits 1963; vgl. auch Gugutzer 2012, S. 164 ff.). Therapeutische Methoden zur Anorexia-Behandlung gehen von einem gestörten Körperbild, von gestörten Körpererfahrungen (Ekelgefühle beim Es-

sen u. ä.) aus und ziehen deshalb den Körper in die Therapie mit ein, wenn auch oft nur in Form von therapeutischen Gesprächen über körperliches Erleben. In der Soziologie wurden familientherapeutische Ideen vor allem im Kontext der Objektiven Hermeneutik aufgegriffen. So wird etwa in einer Arbeit über „dicke Kinder" (Peter 2006) der Familie eine wesentliche Bedeutung für die Genese von Dickleibigkeit zugeschrieben. Die Studie (auf der Grundlage von Fallrekonstruktionen) interpretiert juvenile Dickleibigkeit als „genuinen Leiblichkeitsentwurf" und führt diese adoleszente Entwicklungsstörung auf familiale Strukturen und Wirklichkeitskonstruktionen in der Familie zurück.

In konventioneller soziologischer Sicht kann die Familie als Vermittler kultureller Werte (zum Beispiel Schönheits- und Schlankheitsideale) betrachtet werden. Das heißt, ob sich solche Ideale bei Jugendlichen durchsetzen und ob sie zu Essstörungen (Anorexia, Bulimie) führen, hängt vom familialen Kontext ab. So kommt es beispielsweise eher zu Essstörungen, wenn Eltern die Ernährung der Kinder stark kontrollieren; wenn im Haushalt viel über Körpergewicht, Idealgewicht, Körperbild usw. diskutiert wird; oder wenn die Mütter selbst sehr auf ihr Gewicht achten, kritische Bemerkungen zur Figur der Tochter oder über anderer Leute Figur machen (Haworth-Hoeppner 2000).

Das spezielle Thema der Essstörungen, das besonders geeignet ist für das Schnittfeld von Familien- und Körperforschung, lässt sich in zwei Richtungen erweitern und generalisieren: zum einen in Richtung Gesundheits-, zum zweiten in Richtung Ernährungsforschung. Auch hier gibt es natürlich eine gemeinsame Schnittmenge (gesundes Essen, gesunder Lebensstil, bezogen auf Ernährungsgewohnheiten) mit der Familie, allerdings können an dieser Stelle die allgemeineren Überlegungen und die umfangreiche Forschungsliteratur zu einer Soziologie der Gesundheit bzw. Krankheit und einer Soziologie der Ernährung nicht systematisch weiter verfolgt werden.

Schon für Turner (1996) hat das Thema Krankheit auch in theoretischer Hinsicht eine zentrale Bedeutung für die Körpersoziologie: In seiner Vierfeldermatrix der elementaren Zusammenhänge zwischen Körper und Gesellschaft gibt es auch vier exemplarische Krankheiten, darunter auch die Anorexia. In der sozialisationstheoretischen Literatur ist von einem „Wandel der somatischen Kultur" die Rede, der sich vor allem bei Kindern und Jugendlichen zeige und der zu Verunsicherungen führe: einerseits sei der Körper zunehmend als Medium der Selbstdarstellung angesehen, andererseits seien Anzeichen der Destabilisierung alltäglicher Körperlichkeit zu beobachten (zum Beispiel motorische Defizite). „Der skizzierte Wandel der somatischen Kultur hat zur Folge, dass Körper und Gesundheit immer mehr zum Gegenstand eigener Aktivität und der Aushandlung in sozialen Kontexten (z. B. der Familie) werden" (Sting 2007, S. 484). Dabei wird auch der starke Einfluss der Familie auf die Entwicklung von Gesundheit und Gesundheitsbewusstsein betont (ebd., S. 484 ff.).

Die neueren Bemühungen um eine Soziologie des Essens und der Ernährung knüpfen zum Teil an ethnologische Forschungen zu Nahrungstabus und Essverboten an, setzen sich jedoch wenig mit der Rolle der Familie und der Sozialisation aus-

einander. Dabei könnte, im Anschluss an die ethnologischen und anthropologischen Ritualtheorien, dem *gemeinschaftlichen Essen in der Familie* eine wichtige Bedeutung zugeschrieben werden. Es geht dabei offenkundig weniger um „Ernährung" oder „Nahrungsaufnahme", sondern um einen Akt der Vergemeinschaftung. „Beim rituellen Mahl wird die Nahrung als solche einverleibt, andererseits bedeutet derselbe Akt auch die Einverleibung des Teilnehmenden in die Gemeinschaft (Kommunion)" (Falk 1994, S. 104). Dabei geht es immer auch um das Teilen – sei es egalitär oder herrschaftlich. Wenig erforscht ist, ob ein Teil der aktuellen Probleme im Zusammenhang mit Gesundheit (Übergewicht, falsche Ernährung usw.) damit zusammenhängt, dass zum einen die Kinder und Jugendlichen immer häufiger außerhalb der Familie essen (Vergemeinschaftung in der peer-group, etwa in Fast-Food-Restaurants), zum anderen innerhalb der Familien das Ritual der gemeinsamen Mahlzeit an Bedeutung verloren hat und damit wohl auch die *praktische* (implizite, nonverbale) Erziehung zu einer gesunden Ernährungsweise. Das Thema Essen in der Familie bietet einige Anschlussmöglichkeiten für die Ritualtheorie. Es gibt jedoch kaum Studien, in denen der Ritualbegriff auf die Familie bezogen wird und Familienrituale (einschließlich Essritualen) ausführlich untersucht werden. In einer der wenigen Ausnahmen (Audehm 2008) wird das gemeinsame Tischritual als „symbolische Inszenierung der Familie" hervorgehoben. Rituale werden als *symbolische Praxen* verstanden, „deren transzendierende und transformative Kraft auf körperlichen – verbalen und nonverbalen – Interaktionen beruht" (ebd. 2008, S. 10). Allerdings steht auch in dieser Studie der Körperbezug nicht im Zentrum. Das Ritual des Essens wird hier vor allem als pädagogische performative Praxis aufgefasst.

## 4.2 Paarbildung und Körperkapital

Für die Familien- und insbesondere für die Paarforschung gehört die Analyse von Paarbildung und „Partnerwahl" zu den basalen Themen. Allerdings gehen die sog. Partnerwahl-Theorien – die meist aus der Psychologie oder soziologischen Richtungen des Methodologischen Individualismus stammen – in der Regel davon aus, dass Paarbildung das Ergebnis einer aktiven Suche und bewussten Wahl ist, und dass eine Person, die auf der Suche nach einem Partner oder einer Partnerin ist, sich im Sinne einer Kosten-Nutzen-Analyse entscheidet, mit wem sie einen Beziehungsversuch starten will. Dabei spielt auch die körperliche Attraktivität eine wichtige Rolle. Doch diese Theorien tun gewöhnlich so, als gäbe es einen universellen Maßstab für Attraktivität (der letztlich als biologisch-genetisch fundiert betrachtet wird), und alle suchenden Individuen würden sich daran kognitiv orientieren, d. h. jeder oder jede würde zunächst versuchen, die schönste Frau oder den statushöchsten Mann zu gewinnen, weil das den größten Gewinn verspricht. Demgegenüber wäre aus körpersoziologischer Perspektive die Bedeutung des *inkorporierten Habitus* hervorzuheben, der für Bourdieu (1982) ein wesentliches Moment der Paarbildung darstellt. Bourdieu spricht

von der „Wahlverwandtschaft des Habitus", und in Bezug auf die Bedeutung körperlicher Attraktivität auch vom physischen Kapitel oder Körperkapital (Bourdieu 1982, S. 329). Dadurch wird deutlich, dass Schönheit oder Attraktivität klassenspezifisch variieren und vom Lebensstil abhängen (siehe dazu auch Koppetsch 2000; Schmitz/Riebling 2013) – vor allem aber wird deutlich, dass es keine „objektive" Attraktivität (oder gar eine Art biologisch fundierte Schönheit) gibt, die ganz unabhängig vom Klassenhabitus und von der Kapitalausstattung wäre – und damit vom Klassengeschmack. Körperliche Attraktivität ist, folgt man Bourdieu, integriert in einen Klassengeschmack – einen Geschmack, der sich gleichermaßen auf Kunst und Literatur wie auf Körpergeruch, Essgewohnheiten und Körperpflege bezieht und deshalb auch eine ähnliche körperliche Erscheinung mit hervorbringt.

Die „Körperblindheit" der Partnerwahlforschung wird in letzter Zeit noch verstärkt durch die neuen Möglichkeiten des *online-dating,* das inzwischen in einigen Studien untersucht wurde. Dabei geht es aber fast immer um die in der Internet-Kommunikation verwendeten verbalen und visuellen Darstellungsstrategien, jedoch nur selten um das, was an leiblicher Kommunikation bei der ersten Begegnung in der „realen Welt" passiert. Darüber etwas zu erfahren wäre aber wichtig, denn erst in leiblicher Interaktion entscheidet sich, was aus dem Beziehungsversuch wird. Kaufmann (2011, S. 35 ff.) diagnostiziert in dieser Hinsicht einen Realitätsschock.

### 4.3 Soziale Ungleichheiten

Es wurde bereits mehrfach angedeutet, dass sich ein Schnittfeld zwischen körpersoziologischen Forschungsfeldern (Gesundheit, Ernährung, Partnerwahl usw.) und Familie besonders dort ergibt, wo Bezüge zu sozialer Ungleichheit hergestellt werden. So hat zum Beispiel die Gesundheits- und Krankheitsforschung zahlreiche Belege für einen deutlichen Zusammenhang des Gesundheitszustandes von Individuen mit ihrer sozialen Lage zusammengetragen (Siegrist 2007; Hurrelmann 2013). Ähnliches gilt auch für Ernährungsgewohnheiten und für Beziehungen zwischen gesunder Lebensweise und körperlicher Attraktivität. Für alle diese Zusammenhänge sind Klassenhabitus und Kapitalausstattung von Bedeutung, und das unterstreicht noch einmal die Relevanz der Familie als Sozialisationsinstitution, in der die entsprechende Lebensweise erworben wird. In vielen Bereichen – Gesundheit, Ernährung, Sport, Körperpflege –, mit denen sich die Körpersoziologie befasst, geht es um Lebensstilfragen, Milieu-Unterschiede, letztlich also Klassenunterschiede. Die Familie gehört nach wie vor zu den wichtigsten Instanzen bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit (Bourdieu 1982). Und dies gilt nicht nur für Werte, Normen und Wissen, sondern auch für Habitus und inkorporiertes kulturelles Kapital, das die Akteure in sozialen Kämpfen um Einfluss und Macht genauso einsetzen können wie anderes Kapital (z. B. Geld oder Bildung). Die Inkorporation von Kapital reproduziert und produziert soziale Ungleichheit. Der körperliche Habitus dient daher auch zur Symbo-

lisierung von sozialer Ungleichheit (z. B. zwischen Klassen und Geschlechtern). Da der Körper als „natürlich" erscheint, dient er zugleich zur Verschleierung des Sozialen durch Naturalisierung. Hier könnte eine körpersoziologisch informierte und an Ungleichheit interessierte Familienforschung wertvolle Erkenntnisse beisteuern.

## 5 Umrisse einer körpersensiblen Theorie der Familie

Welche Forschungsdesiderata gibt es in körpersoziologischer Hinsicht in der Familienforschung? Was könnten Aufgaben und Perspektiven für zukünftige körpersoziologische Forschungen im Feld der Familiensoziologie sein? Die bisherige Darstellung zeigt, wie die Frage nach den Forschungsdesiderata zu beantworten ist. Generell fehlt es der Familienforschung an der Thematisierung und erst recht an der systematischen Erforschung von Emotionen und Ritualen, Leiblichkeit und Körperlichkeit in der Familie. Das liegt auch daran, dass aktuelle Bemühungen um eine Theorie der Familie – sofern es diese gibt – stark kognitiv-rational oder makrosoziologisch dominiert sind. Wie könnte eine körpersoziologisch sensible Familientheorie aussehen? Es ist naheliegend, die Praxistheorie im Anschluss an Bourdieu auch für die Familie stark zu machen. Dafür gibt es bisher nur wenige Ansätze. Selbst in der Körpersoziologie war, so Michael Meuser (2004a), die Dimension der Praxis zunächst unterbelichtet, standen die Aspekte der kulturellen Formung des Körpers und des Körpers als Zeichenträger im Vordergrund. Für die Familiensoziologie gilt dies erst recht. Paarbeziehungen, Ehe und Familie wurden bisher oft so behandelt (besonders seit auf der einen Seite die Individualisierungsthese populär geworden war, auf der anderen Seite Rational-Choice-Ansätze in der konkreten Forschung dominant wurden), als seien es vor allem Aushandlungsprozesse kognitiver und diskursiver Art, die für die Funktionsweise von persönlichen Beziehungen entscheidend wären.

Aushandlungsprozesse haben tendenziell *kontraktuellen* Charakter, weil sie zu bestimmten Festlegungen und expliziten Vereinbarungen führen. Sie entsprechen einem Modell des rationalen Vertrags. Paarbeziehung und Familie als „vertragsförmige Institution" zu bezeichnen impliziert, ihr Zustandekommen und ihre Aufrechterhaltung wesentlich darauf zurückzuführen, dass sich zwei autonome Individuen verständigen, wie sie ihr häusliches Zusammenleben gestalten wollen. Nun sind sich zwar viele Forscher einig, dass Aushandlungsprozesse im Modernisierungs- und Individualisierungsprozess zugenommen haben, und damit ist die (eheliche oder nichteheliche) Paarbeziehung immer stärker zu einer *vertragsförmigen Institution* geworden. Gleichwohl sind Zweifel an diesem rationalistischen Modell angebracht, zum Teil aus Gründen einer Mittelschicht-Verzerrung in der Forschung (die Situation von Doppelkarriere-Paaren, wo tatsächlich eine Verfolgung von Eigeninteressen von Mann und Frau stärker ist als in der klassischen Versorgungsfamilie, wird tendenziell zum Normalmodell von Familie überhaupt gemacht – so dass wir häufig das Bild haben, dass Paarbeziehungen und Familien quasi vertragsförmige Institutionen

sind, eine Verhandlungsarena, in der die Beteiligten ihre jeweiligen Individualinteressen verfolgen), aber auch aus grundsätzlichen Erwägungen. Paarbeziehungen und Familien sind Gemeinschaftsformen, die in vielerlei Hinsicht anders strukturiert sind und anders funktionieren (Burkart 2014).

Das lässt sich zunächst gut veranschaulichen, wenn man vom Grundgedanken ausgeht, dass soziale Beziehungen Austauschbeziehungen sind. Im Rahmen des Methodologischen Individualismus bzw. der Rational-Choice-Theorie werden dann auch intime Beziehungen als Tauschprozesse zwischen Individuen betrachtet, die einer Art rationalem Geben und Nehmen entsprechen. Eine Alternative könnte sein, im Anschluss an das ethnologische *Gabentausch*-Modell eine Theorie familialer Praxis zu entwickeln, die stärker als die klassische Handlungstheorie auf die *Einheit der Vergemeinschaftung* ausgerichtet ist. Sie betrachtet soziale Beziehungen zwar auch als Austauschbeziehungen, betont jedoch im Gegensatz zum rationalen Modell des Tausches, wie es auch dem Vertragsmodell zugrunde liegt, nicht die unterschiedlichen Interessen rationaler Individuen, die – etwa durch Verhandlungen – ihre individuelle Kosten-Nutzen-Bilanz optimieren wollen, sondern begreift Austauschprozesse als symbolische Vergemeinschaftungsakte, bei denen der Tausch die sozialen Bindungen stärkt. Es geht um die Stiftung eines gemeinsamen Bandes – und nicht darum, eine gleichwertige Gegenleistung zu erhalten.

Eine modifizierte Version der Theorie des Gabentausches ist die *Theorie der Praxis,* wie sie vor allem von Bourdieu (1976, 1982) entwickelt worden ist. Sie ist besser als die klassische Handlungstheorie geeignet zur Erfassung von Vergemeinschaftungsprozessen in Intimbeziehungen, also Paare und Familien. Die Theorie der Praxis ist eine Theorie des symbolischen Tausches, und sie betont die vorsprachlichen, nichtintentionalen und leiblichen Elemente von sozialen Beziehungen. Persönliche Beziehungen (Paare, Familien) als *Praxis* in diesem Sinn zu begreifen macht verständlich, dass es bei ihrer alltäglichen Reproduktion nicht so sehr auf sprachliche Reflexion oder rationale Argumentation ankommt, sondern auf leibliche Kommunikation. Nicht Vernunft und rationaler Diskurs stehen im Vordergrund, sondern nonverbale Elemente wie „Augensprache", Berührung, Gesten, kurz: die „Sprache des Körpers". Das Begehren und der Wunsch nach exklusiver Intimität, auch in den Eltern-Kind-Beziehungen, sind nicht kognitiv-rational, sondern in der körperlich-sinnlichen Erfahrung begründet, und werden in gemeinsamen Erlebnissen immer wieder stabilisiert, ebenso wie sich die grundlegende, „unbedingte" Solidarität („Treue") nicht auf eine quasi vertragliche Vereinbarung oder eine explizite moralische Regel zurückführen lässt, sondern durch leiblich-emotionale Erfahrungen motiviert ist. Die intime Beziehung kann so als eine besondere Erlebens- und Praxisform begriffen werden, die sich von kognitiv-rationalen und diskursiv vermittelten Kooperationspraktiken deutlich abhebt. Dazu gehört weiterhin, dass sich die Realität der Intimbeziehung zu einem wesentlichen Teil im „präsymbolischen", vorbewussten, ritualisierten Raum abspielt (Langer 1969). Ritualisierte Praktiken in diesem Sinn sind „in Fleisch und Blut übergegangen" und wirken latent. Die besonderen Geschehnisse der Praxis in

Intimbeziehungen sind nicht das Resultat von individuellen Vorentscheidungen, gemeinsamen Planungen und Aushandlungsprozessen, sondern sie werden zum Beispiel in einem gemeinsamen Erlebnis zum Ausdruck gebracht, durch Kooperation, die keinem rationalen Plan entspricht, sondern eine gemeinsame Hervorbringung im Sinne „interaktiver Emergenz" darstellt. Es geht darum, eine gemeinsam geteilte *Situation* und eine *Atmosphäre* herzustellen – eine Art von Vereinbarung zu finden, die nicht auf kognitive Gehalte rekurriert, sondern auf subtile Abstimmungsprozesse, bei denen Gesten und Bewegungen, Emotionen und leibliche Interaktionen wesentliche Elemente darstellen.

Dass mit diesem Ansatz gewisse methodische Schwierigkeiten aufgeworfen werden, im Vergleich zur Surveyforschung, die beim kognitiv-rationalen Individuum ansetzt, ist nicht zu übersehen. Andererseits ist ebenso klar, dass persönliche Beziehungen für die herkömmliche empirische Sozialforschung, auch die qualitative, schwer zu erfassen sind. Sie verschwinden in empirischen Untersuchungen über Paarbeziehungen meist unter der diskursiven Oberfläche der Interviews mit Individuen (von Fragebögen ganz zu schweigen). Hier liegt eine große Herausforderung für die Methodologie der Familienforschung, für das Entwickeln neuer Methoden. Auch in der qualitativen Forschung steht häufig das isolierte Individuum mit seiner subjektiven Perspektive im Mittelpunkt, etwa beim biographischen Interview, und nicht die Beziehungsstruktur des Paares. Wie bereits erwähnt, haben wir in einer unserer Studien den phänomenologischen Begriff der *Atmosphäre* aufgegriffen und konnten damit die besondere Situation im so genannten *familistischen Milieu* gut beschreiben (Koppetsch/Burkart 1999, S. 237 ff.). Eine familiale Atmosphäre in diesem Sinn lässt sich natürlich nicht mit einem Fragebogen erfassen, sondern nur mit Methoden der Feldforschung wie Beobachtung oder Interaktionsanalysen.

Die körpersoziologische Perspektive erlaubt noch einen ganz anderen Blick auf die Familie, zu dem es bisher kaum Ansätze gibt. In der Körpersoziologie, schreibt Gugutzer (2004, S. 142), gehe es nicht nur um den Körper von Individuen, sondern auch um kollektive Körper, Kleingruppen, ganze Bevölkerungen. Im Anschluss an Turner (1996) lässt sich der individuelle Körper (der Familienmitglieder) vom kollektiven Körper der Familie unterscheiden. So könnten Prozesse in den Blick geraten, bei denen die Praxis von Paarbeziehungen und Familien nicht nur als Praxis von Individuen erscheinen, sondern als etwas Kollektives, Überindividuelles, wie es am Beispiel der Magersuchtfamilie schon vielfach demonstriert wurde. So wäre es eben verkürzt, nur den individuellen Körper der magersüchtigen Tochter zu beachten. Es ist der Körper der Familie, der problematisch geworden ist. Wie weit diese metaphorische Verwendungsweise trägt, muss jedoch weiter ausgelotet werden.

Würde es eine organisierte körper-orientierte Familienforschung geben, könnte dies auch die Körpersoziologie „befruchten". Eine solche Forschung würde im Detail und in konkreten Entwicklungsschritten – analog zur Entwicklungspsychologie – zeigen, wie der sozial konstruierte Körper erzeugt und entwickelt wird, wie Körper-Sozialisation in der Familie sich in der Praxis vollzieht. So wie die Erkenntnistheorie

aus der Sicht von Piaget den Fehler gemacht hat, am fertigen Individuum anzusetzen, um Erkenntnisprozesse zu analysieren (und Piaget hat demgegenüber in seiner *Genetischen Epistemologie* gezeigt, wie sich Denk- und Erkenntnisstrukturen beim Kind entwickeln), so hat auch die bisherige Körpersoziologie in gewisser Weise den Fehler gemacht, am „fertigen Körper" anzusetzen, der dann tanzt oder Sport betreibt oder sich schön macht. Der Körper ist aber eine Entwicklungsstruktur, deren Basis im Familienkörper gelegt wird.

## Literatur


Audehm, Kathrin (2008). *Erziehung bei Tisch. Zur sozialen Magie eines Familienrituals.* Bielefeld: transcript.

**Bourdieu, Pierre (1976). *Theorie der Praxis.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.**

**Bourdieu, Pierre (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.**

Burkart, Günter (2014). Paarbeziehung und Familie als vertragsförmige Institutionen? In: Anja Steinbach, Marina Henning & Oliver Arránz Becker (Hrsg.), *Familie im Fokus der Wissenschaft* (S. 71–91).Wiesbaden: Springer VS.

Falk, Pasi (1994). Essen und Sprechen. Über die Geschichte der Mahlzeit. In: Alexander Schuller & Jutta Anna Kleber (Hrsg.), *Verschlemmte Welt. Essen und Trinken historisch-anthropologisch* (S. 103–131). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Gugutzer, Robert (2002). *Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität.* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Gugutzer, Robert (2004). *Soziologie des Körpers.* Bielefeld: transcript.

Gugutzer, Robert (2012). *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen.* Bielefeld: transcript.

Hahn, Kornelia & Günter Burkart (Hrsg.) (1998). *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen.* Opladen: Leske und Budrich.

Haworth-Hoeppner, Susan (2000). The Critical Shapes of Body Image: The Role of Culture and Family in the Production of Eating Disorders. *Journal of Marriage and Family,* 62, 212–227.

Hurrelmann, Klaus (2013). *Gesundheits- und Medizinsoziologie.* Weinheim: Beltz Juventa.

**Kaufmann, Jean-Claude (1994). *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag.* Konstanz: UVK.**

Kaufmann, Jean-Claude (1999). *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit.* Konstanz: UVK.

Kaufmann, Jean-Claude (2011). *Sex@mour. Wie das Internet unser Liebesleben verändert.* Konstanz: UVK.

**Koppetsch, Cornelia & Günter Burkart (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Geschlechtsnormen in Paarbeziehungen im Milieuvergleich.* Konstanz: UVK.**

Langer, Susanne (1969). *Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst.* Frankfurt/M.: Fischer.

Lenz, Karl & Frank Nestmann (Hrsg.) (2009). *Handbuch persönliche Beziehungen.* Weinheim/München: Juventa.

Meuser, Michael (2004a). Zwischen „Leibvergessenheit" und „Körperboom". Die Soziologie und der Körper. *Sport und Gesellschaft,* 1, 197–218.

Meuser, Meuser (2004b). Jean-Claude Kaufmann – Der Alltag, die Familie und das Individuum. In: Stephan Moebius & Lothar Peter (Hrsg.), *Französische Soziologie der Gegenwart* (S. 269–295). Konstanz: UVK.

Peter, Claudia (2006). *Dicke Kinder. Fallrekonstruktionen zum sozialen Sinn der juvenilen Dickleibigkeit.* Bern: Huber.

Schmitz, Andreas & Jan Rasmus Riebling (2013). Gibt es „erotisches Kapital"? Anmerkungen zu körperbasierter Anziehungskraft und Paarformation bei Hakim und Bourdieu. *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* (Sonderheft 2, Paare und Ungleichheit(en), hrsg. v. Alessandra Rusconi et al.) (S. 57–79). Opladen: Budrich.

Selvini Palazzoli, Mara (1982). *Magersucht. Von der Behandlung einzelner zur Familientherapie.* Stuttgart: Klett-Cotta.

Siegrist, Johannes (2007). *Ungleiche Gesundheitschancen in modernen Gesellschaften.* Heidelberg: Winter.

Sting, Stephan (2007). Gesundheit. In: Jutta Ecarius (Hrsg.), *Handbuch Familie* (S. 480–499). Wiesbaden: Springer VS.

Turner, Bryan S. (1996). *The body and society.* Second edition. London: Sage.

Weber, Gunthard & Helm Stierlin (Hrsg.) (2001). *In Liebe entzweit. Ein systemischer Ansatz zum Verständnis und zur Behandlung der Magersuchtfamilie.* Heidelberg: Auer.

# Genetik

Thomas Lemke

Anfang des 20. Jahrhunderts führte der dänische Botaniker und Genetiker Wilhelm Johannsen eine wegweisende begriffliche Differenzierung ein. Vom „Genotyp", unter dem er die Gesamtheit der Erbanlagen eines Organismus verstand, unterschied er den „Phänotyp", der sich auf dessen beobachtbare Merkmale bezog. Im Zuge der wachsenden Bedeutung genetischen Wissens in Biologie und Medizin, insbesondere nach der Entdeckung der DNS-Struktur in den 1950er Jahren, wurde diese begriffliche Differenzierung zur Grundlage für ein neues Körperkonzept: die Vorstellung eines „genetischen Körpers" (Gudding 1996). In dieser Perspektive gilt die DNS als „Bauanleitung" des Organismus oder als „Code" des Lebens, der Entstehung und Entwicklung des Körpers steuert und dessen Merkmale und Eigenschaften bestimmt. Demnach liegt der Körper zweifach vor bzw. er spaltet sich auf in einen sinnlich erfahrbaren Körper auf der einen und einen unsichtbaren genetischen Körper auf der anderen Seite, der allein über labortechnische Mess- und Nachweisverfahren zugänglich und in informations- und kommunikationstechnischen Begriffen beschreibbar ist.

Im Gegensatz zur Vorstellung eines vergänglichen Körpers erhalten Gene in dieser Konzeption eine eigentümliche Persistenz, die die Lebensrhythmen und Leibbezogenheit der körperlichen Existenz transzendiert. Die leibliche Existenz lasse sich von einer „Essenz" des Lebens kategorial unterscheiden, die eine fundamentale Seinsebene darstellen und durch genetische Regulations- und Steuerungsformen gekennzeichnet sein soll. Aus einem unmittelbar gegebenen und durch Selbstorganisationsfähigkeit ausgewiesenen Körper wurde zunehmend ein passiver „Träger" oder ein bloßes Derivat der Gene. Diese erscheinen nicht mehr als integrale Bestandteile des Körpers, sondern umgekehrt wird der Körper zur Projektionsfläche und zum Vehikel eines genetischen Programms (Hallowell 2000; Kollek 2002: 111–115).

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_6

## 1 Die Etablierung des „genetischen Standpunkts" in der Medizin

Eine zentrale Rolle für die Entstehung des Begriffs des „genetischen Körpers" spielte die zunehmende Bedeutung der Genetik für die medizinische Forschung und die klinische Praxis. War die Genetik zunächst ein Fachgebiet, für das sich vor allem Botaniker_innen und Zoolog_innen interessierten, änderte sich dies in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Durch die eindrucksvollen technischen und wissenschaftlichen Erfolge der 1950er bis 1980er Jahre rückte die Genetik von einer vergleichsweise unbedeutenden und randständigen Disziplin in den Mittelpunkt der Biowissenschaften. Eine wichtige Voraussetzung dafür war die Entwicklung rekombinanter Techniken in den 1970er Jahren, die den Austausch genetischen Materials zwischen Chromosomen und über Speziesgrenzen hinweg ermöglichten. Dadurch wurde aus einer Disziplin, die vor allem der wissenschaftlichen Grundlagenforschung verpflichtet war, eine Anwendungspraxis von potenziell großer medizinischer Bedeutung (Rheinberger 1996). Das wissenschaftliche Projekt zur Entschlüsselung des menschlichen Genoms, das in den 1990er Jahren begann und kurz nach der Jahrtausendwende abgeschlossen wurde, bekräftigte den Anspruch der Genetik, nicht nur für einzelne und sehr selten auftretende Leiden, sondern für die Genese und Manifestation von Krankheiten überhaupt zuständig zu sein.

In den vergangenen vier Jahrzehnten hat der „genetische Standpunkt" (Childs 1977) das medizinische Wissen transformiert und neue diagnostische, präventive und therapeutische Optionen eröffnet. In dieser Perspektive erscheint Krankheit als ein „Fehler" oder „Defekt" im genetischen Make-up eines Individuums (Wilson 2002). Die Vision einer „genetischen" oder einer „molekularen Medizin" beansprucht, eine neue und überzeugendere Taxonomie von Krankheiten bereit zu stellen, da bislang nur phänotypisch beschreibbare Krankheitszustände durch genotypische Variationen begriffen werden könnten (Ganten/Ruckpaul 2001: 8). Das erklärte Ziel dieser Neuorientierung der Medizin ist es, ein alternatives ätiologisches Modell der Genese von Krankheiten zu etablieren, das diese nicht mehr nach ihrem klinischen Erscheinungsbild beurteilt, sondern sie auf ihre mutmaßlichen molekularen „Ursachen" zurückführt. Daran knüpft sich die Hoffnung, die genetisch begründete Taxonomie werde es ermöglichen, die vielfältigen Variationen dieser Krankheiten ebenso zu erklären wie die offensichtlichen Differenzen im Krankheitsbild, dem klinischen Verlauf und der Reaktion auf Pharmazeutika und Therapieformen.

Im Zuge der Etablierung der „genetischen Medizin" ist ein doppelter Entwicklungstrend zu beobachten, der zu einer Expansion und Transformation des Krankheitsbegriffs geführt hat. Zum einen lässt sich ein signifikanter Anstieg der Zahl von Krankheiten beobachten, die auf genetische Mechanismen zurückgeführt werden. Seit mehreren Jahrzehnten werden Krankheiten, von deren Erblichkeit ausgegangen wird, im sog. McKusick-Katalog (*Mendelian Inheritance in Man:* MIM) erfasst. Der MIM wird permanent auf den neuesten Forschungsstand gebracht und ist die entscheidende medizinische Datenbank, die Auskunft gibt über die Anzahl erblicher Er-

krankungen. Die Zahl der im McKusick-Katalog verzeichneten Krankheitsbilder, für die genetische Ursachen bekannt sind, betrug im Jahr 1992 5 000, stieg auf 10 000 Ende 1998, kletterte 2008 auf rund 18 000 Einträge und lag Anfang September 2014 bei über 22 000 Einträgen (3. September 2014: 22 480, vgl. http://www.omim.org/statistics/entry).

Zum anderen verwandelte sich im gleichen Zeitraum der Begriff der genetischen Krankheit in eine „Mammutkategorie" (Keller 1995: 296), indem er auf Zustände und Normvariationen ausgedehnt wurde, die bislang nicht als „krank" angesehen wurden. Wenn Abweichungen vom „Normalgenom" die epistemologische Grundlage zur Bestimmung von Krankheiten liefern, geraten auch genetische Anlagen, Dispositionen, Risiken etc. in den medizinischen Blick, die sich (noch) nicht klinisch manifestiert haben. Damit ist das Modell einer Medizin skizziert, die sich von einer konkret beschreibbaren Leidenserfahrung oder einer empirisch feststellbaren Krankheitssymptomatik abzukoppeln vermag. Phänotypisch gesunde Menschen werden auf diese Weise zu „genetischen Risikopersonen" und potentiell Kranken; im gesunden Körper scheinen sich unbekannte Gefahrenpotenziale zu verbergen, die nur durch komplexe gentechnologische Nachweisverfahren sichtbar gemacht werden können.

Diese Ausdehnung und Neufassung des Krankheitsbegriffs im Rahmen einer genetischen Medizin und dessen Entkopplung von einem körperlichen oder psychischen Leiden entzieht allerdings dem immer wieder artikulierten Versprechen der genetischen Medizin als einer „individuellen" oder „personalisierten" Medizin die Grundlage. Entgegen der wiederholt formulierten Kritik an einer „Einheitsmedizin", die alle Patienten als therapeutische Durchschnittswesen behandele (Heier 2002) und der medienwirksam propagierten Hoffnung auf „passgenaue" und nebenwirkungsarme Medikamente, die auf die genetischen Besonderheiten der Patient_in abgestimmt sind, rekurriert die „genetische Medizin" gerade nicht auf die Selbstdeutung und die Körperwahrnehmung der Betroffenen; vielmehr orientiert sie sich an einem vermeintlich objektiven Krankheitsbegriff, der allein auf messbare molekulare Prozesse abstellt (vgl. auch Kollek 1999).

Die hier knapp skizzierten Entwicklungstendenzen führen zu zwei zentralen Paradoxa. Erstens tritt die „genetische Medizin" mit dem Anspruch auf, Krankheiten früher und besser erkennen und damit eventuell vermeiden zu können. Um Menschen von den (zukünftigen) Leiden zu befreien, muss sie jedoch erst einmal alle zu Patient_innen machen – zu „asymptomatisch Kranken", die einer genetischen Überwachung und Aufklärung bedürfen (Shakespeare 2003). Zweitens und damit zusammenhängend untergräbt diese Neuausrichtung der Medizin die Vorstellung einer genetischen Normalität (vgl. O'Sullivan et al. 1999). Zielen die Interventionsstrategien auf der einen Seite darauf, „nicht-normale" Dispositionen und Risiken aufzuspüren und zu diagnostizieren, sind auf der anderen Seite genetische Risiken „normal", insofern alle Menschen Dispositionen für unterschiedliche Krankheiten in sich tragen, es also kein „risikofreies" Genom gibt.

## 2 Merkmale des „genetischen Körpers“

Die feministische Wissenschaftsforschung hat darauf aufmerksam gemacht, dass die hierarchische Unterscheidung zwischen Geno- und Phänotyp sowie die vorherrschenden informationellen Repräsentationen des Gens zu einer Neuauflage des philosophischen Leib-Seele-Dualismus führen (Haraway 1997; Keller 1998). Das körperliche Substrat wird demnach von einen genetischen Programm gesteuert und reguliert, das ihm erst Form und Gestalt gibt. Wurden Gene in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – im Rahmen eines entwicklungsbiologischen Diskurses der Genaktivierung – als Teil eines umfassenderen zellulären Netzwerkes begriffen, hat sich in der zweiten Jahrhunderthälfte ein Diskurs der Genaktivität durchgesetzt, der Genen die Eigenschaft zuschreibt, die Proteinsynthese zu lenken und körperliche Prozesse zu programmieren. In dieser Perspektive ist es die genetische Information, welche die Entwicklung der Zelle kontrolliert. Dabei wird häufig der Zellkern, in dem sich die DNS befindet, als männlich dargestellt, während das Zytoplasma, also der gesamte, von der Plasmamembran umschlossene Zellinhalt außerhalb des Zellkerns, weiblich konnotiert ist. Da das männliche Sperma fast kein Zytoplasma enthält und daher als reiner Zellkern aufgefasst werden kann, erneuert der Glaube an die determinierende Macht der Gene das Primat der männlichen Vererbungskomponenten gegenüber den weiblichen. Die DNS mag Männern wie Frauen eigen sein, aber ihre tendenzielle Aufwertung gegenüber außer- und innerzellulären Prozessen privilegiert den „männlichen“ Beitrag für die Reproduktion und Entwicklung von Organismen (Lemke 2004).

Die Herausbildung eines „genetischen Körpers“ geht aber nicht nur mit einer systematischen Vernachlässigung der „weiblichen“ Komponenten bei Vererbungs- und Entwicklungsprozessen einher; sie zeichnet sich darüber hinaus durch eine Reihe von ungewöhnlichen Merkmalen und Besonderheiten aus. Zunächst einmal definiert dieses Körperkonzept einen zeitlichen Horizont, der sich von der Vergangenheit der Familiengeschichte über die gegenwärtig lebenden Menschen bis hin zu zukünftigen Generationen und Noch-Nicht-Geborenen erstreckt. Die „verkörperte Historizität“ (Raspberry/Skinner 2007: 373) genetischer Informationen erlaubt es, einen homogenen Zeitraum zu konzipieren, der die Suche nach vergangenen Krankheiten mit der Kalkulation aktueller Gesundheitsrisiken und dem möglichen Auftreten zukünftiger Erkrankungen verknüpft. Ermöglicht wird die Etablierung dieses generationenübergreifenden Kontinuums durch die Annahme einer Stabilität und Dauerhaftigkeit genetischer Informationen, die sich den biologischen Zyklen des Werdens und Vergehens entziehen und unabhängig von ihren körperlichen Erscheinungsform existieren.

Aus dieser Verschränkung von informationeller Zeitlosigkeit und materieller Historizität resultieren einige Widersprüche und Eigentümlichkeiten des Gendiskurses. Finden sich auf der einen Seite Vorstellungen eines scheinbar unabwendbaren genetischen Schicksals, steht auf der anderen Seite die hoffnungsfrohe Zuversicht auf

medizinische Heilung – oder zumindest auf die Möglichkeit frühzeitiger Diagnose und wirksamer Prävention. Deterministische Kausalitätsmodelle und opportunistische Verbesserungswünsche, resignativer Fatalismus und optimistischer Pragmatismus gehen hier eine ungewöhnliche Synthese ein. Hinzu kommt, dass Gene zugleich als An-Zeichen für gegenwärtige Krankheiten und Vor-Zeichen für zukünftige Leiden gelesen werden, sie sind diagnostische Instrumente, aber auch zentrale Werkzeuge einer prädiktiven Medizin, die den Blick über konkrete Symptome hinaus auf zukünftige Gesundheitsrisiken richtet.

Der „genetische Körper" zeichnet sich jedoch nicht nur durch die Etablierung eines evolutionsgeschichtlich bestimmten Zeithorizonts aus, der generationale Zyklen systematisch überschreitet; er transzendiert auch die physischen Grenzen des individuellen Körpers. Eine Krankheit erhält in dem Moment, in dem sie als genetisch definiert wird, eine soziale Dimension, die das Individuum und seinen Körper übersteigt. Die Diagnose betrifft dann nicht nur das untersuchte Individuum selbst, sondern auch dessen leibliche Verwandte. Darüber hinaus ist sie folgenreich für Ehepartner_innen und Lebensgefährt_innen, ja sogar für nachfolgende Generationen. Im Fall einer Schwangerschaft ist zu entscheiden, ob das Risiko einer eventuellen Weitergabe „kranker" Gene in Kauf genommen, pränatale Diagnostik genutzt oder gar mit den Mitteln der Präimplantationsdiagnostik ein „risikofreies" Kind „selektiert" werden soll.

Der einzelne Körper bildet in dieser Perspektive nur eine Art Passagepunkt für die Gene, die das Individuum und dessen Endlichkeit überdauern, von einer Generation an die nächste weitergegeben und zum Gegenstand bevölkerungspolitischer Strategien werden können. Das Individuum ist zwar der erklärte Adressat der genetischen Medizin, aber genauer betrachtet stellt es nur ein Element innerhalb eines sozialen Kontinuums dar, das von der subzellulären Ebene bis hin zur Bevölkerung reicht (Koch 1999: 191 f.).

Wenn nicht nur Individuen, sondern auch Zellen, Embryonen, Föten oder Familien und andere Kollektive als „krank" oder „behandlungsbedürftig" begriffen werden können, stehen zentrale Prinzipien ärztlichen Handelns wie die Vertraulichkeit medizinischer Informationen oder die ärztliche Schweigepflicht in Frage. Es ergeben sich bislang unbekannte Handlungskonflikte und Interessenkollisionen. Wenn Föten für den Patient_innenstatus kandidieren, ist es fraglich, ob die schwangere Frau die primäre Entscheidungsträgerin ist. Ebenso taucht die Frage auf, wer wann über welche Gesundheitsrisiken informiert werden sollte: Ergeben sich aus genetischen Informationen über mögliche Gesundheitsgefahren Aufklärungspflichten der Patient_in gegenüber Familienangehörigen? Sollten diese von der Ärzt_in vor möglichen Gesundheitsrisiken gewarnt werden – eventuell auch gegen den Willen der Patient_in? (vgl. Koch 1999: 193 f.)

## 3 Schicksal und Verantwortung

Im Lichte der der technischen Innovationen und wissenschaftlichen Erfolge der Genetik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde auch das bislang starre Konzept genetischer Determination einer tief greifenden Revision unterzogen, die das Verhältnis von Anlage und Umwelt neu fasste. Seit den 1960er Jahren erscheint die „Erbmasse" zunehmend als offen gegenüber technischen Eingriffen und sozial gestaltbar. Der Bezug auf Gene bzw. molekulare Strukturen impliziert daher immer weniger Schicksalhaftigkeit und Unveränderlichkeit; im Gegenteil präsentiert sich die Genetik als ein privilegiertes Feld für soziale und medizinische Interventionen (Keller 1995: 291 f.).

Von zentraler Bedeutung in diesem Zusammenhang ist der Begriff des genetischen Risikos. Die Diagnose von genetischen Ursachen für unerwünschte Charakteristika und die Identifizierung von Individuen mit genetischen Risiken sollen kein unabweisliches genetisches Schicksal feststellen, sondern im Gegenteil eine Reihe von Interventionen zur Risikovermeidung oder -minimierung initiieren. Diese umfassen so unterschiedliche Strategien wie die Einnahme von Arzneimitteln und Psychopharmaka oder die Kontrolle von Lebensstil, Gesundheitsverhalten, Partner_innenwahl und Fortpflanzungsentscheidungen. Die Diagnose genetischer Risiken geht daher mit neuen individuellen Entscheidungszwängen und moralischen Verpflichtungen einher.

Die Konturen einer solchen „genetischen Verantwortung" lassen sich bereits seit geraumer Zeit beobachten. Dieser Vorstellung zufolge soll es möglich sein, genetische Risiken wie andere Gesundheitsrisiken durch entsprechende Verhaltensänderungen und Entscheidungsprozesse zu kontrollieren.

Prinzipiell lassen sich drei Dimensionen genetischer Verantwortung unterscheiden (vgl. Kollek/Lemke 2008: 223–287): die Reproduktionsverantwortung (Verhinderung der Weitergabe genetischer Risiken), die Informationsverantwortung (Kommunikation genetischer Risiken) und die Eigenverantwortung (Kontrolle genetischer Risiken). Im Mittelpunkt stand zunächst die *Reproduktionsverantwortung* – also die Sorge um gesunde Nachkommen und die Verhinderung der Weitergabe „kranker" Gene. Seit den 1970er Jahren ging es dabei vor allem um das Verhältnis der Eltern zu ihren (werdenden) Kindern und den Einsatz von pränatalen Tests zur Bestimmung genetischer Risiken. Die *Informationsverantwortung* bezieht sich demgegenüber auf die Verpflichtung, Familienangehörige über Gesundheitsrisiken aufzuklären. Im Zentrum steht hierbei nicht die Frage der möglichen Übertragung „kranker" Gene an die nächste Generation, sondern das Problem der unmittelbaren gesundheitlichen Effekte für die betroffenen Personen: Sollten Verwandte über genetische Risiken informiert werden, um – wenn möglich – Vorsorge- und Therapieoptionen wahrnehmen zu können? Wo dies nicht möglich ist, sollten sie um die genetischen Risiken wissen, um verantwortliche Entscheidungen hinsichtlich ihrer Familien- und Lebensplanung treffen zu können? Neben der Pflicht zur Warnung von Familien-

angehörigen werden auch zunehmend Informationspflichten gegenüber anonymen Dritten, etwa der Solidargemeinschaft, der Versichertengemeinschaft, zukünftigen Generationen etc. ins Feld geführt.

Ein weiteres Einsatzfeld genetischer Verantwortung betrifft das eigene Gesundheitsverhalten und die Pflichten gegenüber sich selbst. Nicht nur in Bezug auf Dritte, auf Nachkommen und Familienangehörige, sondern auch im Umgang mit den eigenen genetischen Risiken wird ein verantwortliches Verhalten, eine *Eigenverantwortung,* eingefordert. Genetische Verantwortung konkretisiert sich in diesem Fall als Nachfrage nach entsprechenden Untersuchungstechniken und Präventionsmöglichkeiten, um die Gesundheitsrisiken für den eigenen Körper zu minimieren. Erst die Kenntnis der individuellen genetischen Risiken erlaubt in dieser Perspektive eine verantwortliche Lebensführung. In dem Maße, in dem Krankheiten als genetisch verursacht begriffen werden, erfordert „mündiges" oder „risikokompetentes" Gesundheitsverhalten über die Kenntnis allgemeiner Risikofaktoren wie Rauchen, Alkohol und mangelnde Bewegung hinaus ein spezifisches Wissen um das eigene genetische Risikoprofil.

Diesen multidimensionalen Verantwortungsimperativ illustrieren die Ergebnisse einer inzwischen klassischen Studie von Nina Hallowell (1999; 2000). Die Autorin hat Interviews mit Frauen geführt, bei denen durch einen prädiktiven Test Mutationen in den sogenannten BRCA-Genen diagnostiziert wurden, die das Risiko für Brust- und Eierstockkrebs signifikant erhöhen. Die meisten Frauen fühlten sich aufgrund der genetischen Information zum Risikomanagement verpflichtet. Sie unterzogen sich weiteren medizinischen Interventionen und nahmen regelmäßig an Kontrolluntersuchungen teil. Obwohl sie all dies freiwillig taten, betrachteten sie es doch als eine zwingende Notwendigkeit. Die Möglichkeit, keine weiteren medizinischen Eingriffe vornehmen zu lassen, wurde von den betroffenen Frauen de facto ausgeschlossen. Zwei Ergebnisse der Studie sollen hier besonders hervorgehoben werden:

Erstens wird in den Interviews deutlich, dass die betroffenen Frauen nicht nur glaubten, für sich selbst und ihre eigenen Risiken verantwortlich zu sein; einer der wichtigsten Vorzüge des prädiktiven Tests wurde vielmehr in der Bereitstellung von Informationen gesehen, die für andere relevant sind. Diese Verantwortung, die sich den Frauen zufolge aus den genetischen Informationen ergibt, erstreckt sich zunächst auf die Familienmitglieder (Kinder, Schwestern, Nichten, Tanten und Mütter). Für viele der interviewten Frauen gab es jedoch nicht nur eine Verpflichtung gegenüber den Lebenden, sondern auch gegenüber den Toten, z. B. gegenüber der an Brustkrebs verstorbenen Mutter bzw. Schwester. Wiederum andere begriffen das Ergebnis des prädiktiven Tests auch als eine Verantwortung gegenüber zukünftigen Generationen. Sie sahen den Test weniger als eine private Angelegenheit, sondern wollten einen Beitrag für die Allgemeinheit leisten, indem sie genetisches Material für die Brustkrebs-Forschung bereitstellten. Auf diese Weise sollte die Krankheit besser begriffen werden, um schließlich Therapeutika entwickeln zu können (Hallowell 1999: 105–112).

Zweitens zeigt das Interviewmaterial, dass viele der befragten Frauen ihre Angst über den diagnostizierten Risikostatus zu verringern suchten, indem sie ihre Körper einem Kontrollregime unterwarfen. Sie gingen zu Vorsorgeuntersuchungen und entwickelten einen Lebensstil, der das Krankheitsrisiko herabzusetzen versprach. Der Gentest bzw. das Testergebnis führte auf diese Weise zu einem Prozess der Selbstdistanzierung: Der eigene Körper wurde von den Frauen als etwas prinzipiell Fremdes und potenziell Gefährliches wahrgenommen, das systematisch überwacht werden muss (vgl. auch Duden 2001). Auch wenn den Interviewten klar war, dass sie keine wirkliche Kontrolle über die Krankheit besaßen, betonten fast alle ihre individuelle Verantwortung für eine Risikoreduktion. Sie glaubten, ein Risiko zu verkörpern und hielten es für ihre Pflicht, ihr Leben auf diese Risikoinformation ein- bzw. umzustellen (Hallowell 2000: 160–169).

## 4 Biosozialität und genetic citizenship

Die Bedeutung genetischer Informationen für moralische Problematisierungen und veränderte Körperwahrnehmungen und Selbstdeutungen greift der US-amerikanische Kulturanthropologe Paul Rabinow (2004) in einem vielbeachteten Aufsatz auf. Rabinow argumentiert, dass ausgehend vom Humangenomprojekt und den damit verbundenen biotechnologischen Innovationen eine postdisziplinäre Ordnung (ebd.: 129) entstehe, die zu einer Neuartikulation traditioneller Körperkonzepte führe. Rabinow zufolge ist dieser Prozess nicht als eine Biologisierung des Sozialen, als Übersetzung sozialer Projekte in biologische Termini zu begreifen (etwa nach den bekannten Modellen der Soziobiologie oder des Sozialdarwinismus); vielmehr sei eine Neukonfigurierung gesellschaftlicher Verhältnisse mittels biologischer Kategorien zu beobachten, in der sich Natur und Kultur zunehmend verschränken und für die Rabinow den Begriff der „Biosozialität" prägt (ebd.: 139).

Rabinow interessiert besonders, wie im Kontext des wachsenden Wissens um genetische Krankheiten und Krankheitsrisiken neue kollektive und individuelle Identitäten entstehen. Es sei zu erwarten, dass in dem Maße, in dem genetische Informationen verbreitet und popularisiert werden, Individuen sich selbst und andere in genetischen Termini beschreiben und biologisch-medizinisches Vokabular in die Alltagskommunikation einfließt. So wie sich bereits heute Menschen im Hinblick auf körperliche Eigenschaften wie ihren niedrigen Blutdruck oder einen erhöhten Cholesterinspiegel charakterisieren, dürften in Zukunft Selbstdeutungen existieren, in denen Subjekte sich hinsichtlich ihres erhöhten genetischen Risikos für diese oder jene Erkrankung, ihrer genetisch bedingten geringen Alkoholtoleranz oder einer erblichen Veranlagung zu Brustkrebs oder Depression beschreiben.

Aber Rabinows These der Biosozialität geht noch darüber hinaus. Die technischen Neuerungen und die wissenschaftlichen Klassifikationssysteme schaffen – so die Annahme – die materiale Voraussetzung für neue Vergemeinschaftungsformen, Reprä-

sentationsmuster und Identitätspolitiken, wobei das Wissen um bestimmte körperliche Eigenschaften und genetische Charakteristika die Beziehung der Individuen zu sich selbst und zu anderen entscheidend bestimmt. Nach Rabinow sind Selbsthilfegruppen und Patient_innenorganisationen dabei nicht passive Objekte medizinischer Fürsorge oder wissenschaftlicher Forschungsinteressen; im Gegenteil bildet die Krankheitserfahrung den Ausgangspunkt für ein Feld vielfältiger sozialer Aktivitäten. Die in den Gruppen organisierten Kranken und deren Angehörige arbeiten eng mit spezialisierten medizinischen Expert_innen zusammen, sie sammeln Spenden, um eine auf ihre Bedürfnisse abgestimmte Forschung voranzutreiben und bauen Kommunikationsnetze auf, die von regelmäßigen Gruppentreffen zum gegenseitigen Erfahrungsaustausch, eigenen Publikationsorganen bis hin zu Informationsangeboten im Internet reichen (ebd.: 143 f.; vgl. auch Rabinow 2008; Gibbon/Novas 2008; Lemke 2013).

Die Verbreitung biowissenschaftlichen und medizinischen Wissens führt jedoch nicht nur zu neuen Formen von Vergemeinschaftung und kollektiver Identität, sondern auch zur Einforderung von Rechten aufgrund biologischer Besonderheiten und zu bislang unbekannten Formen eines politischen Aktivismus. Diese neuen Artikulations- und Repräsentationsformen werden im anglo-amerikanischen Raum unter Stichworten wie „biological" bzw. „genetic citizenship" (Rose/Novas 2005 bzw. Heath/Rapp/Taussig 2004) diskutiert. Im Mittelpunkt dieser Forschungsrichtung stehen verschiedene Arenen eines politischen Aktivismus auf der Grundlage biologischer Merkmale. Die einschlägigen Arbeiten nehmen etwa die Lobbyarbeit von Selbsthilfegruppen, Patient_innenenorganisationen und Angehörigenverbänden in den Blick, um Resonanz für deren Interessen in einer breiteren Öffentlichkeit zu finden, oder sie fokussieren auf ihr Engagement gegen materielle oder ideelle Zugangsbeschränkungen zur Nutzung von medizinischen Technologien und genetischem Wissen. Gemeinsam ist den Forschungen zu „biological" oder „genetic citizenship" die Vorstellung eines systematischen Zusammenhangs zwischen biomedizinischer Wissensproduktion, Formen kollektiver Identität und politischen Artikulationsformen. Mit Patient_innenzusammenschlüssen, Selbsthilfegruppen und Angehörigenvereinigungen entstünden neue kollektive Subjekte, die die Grenzen zwischen Laien und Expert_innen, aktiven Forscher_innen und den passiven Nutznießer_innen technologischen Fortschritts verschieben.

## 5 Schluss: Vom genetischen zum epigenetischen Körper?

Im letzten Jahrzehnt hat der Gendiskurs eine entscheidende Transformation erfahren, die auch die Konturen des „genetischen Körpers" verändern könnte (vgl. dazu Kollek/Lemke 2008: 317–321). Bereits vor dem Ende des Humangenomprojekts haben die ursprünglich forschungsleitenden deterministischen Konzepte an wissenschaftlicher Plausibilität verloren. Die Ergebnisse der Genomforschung forderten das „zentrale

Dogma" der molekularen Genetik heraus, das die einschlägige Forschung seit den Anfängen der Gentechnik zu Beginn der 1970er Jahre anleitete. Diesem Dogma zufolge trägt jedes Gen die Information für die Bildung eines Proteins. Schon seit längerer Zeit existierten Hinweise darauf, dass dieses einfache Genkonzept nicht aufrecht zu erhalten ist. Erstens wurde bereits früh klar, dass das, was zu Beginn der molekularen Genetik für ein Gen gehalten wurde, schon in sich selbst viel komplexer ist als ursprünglich angenommen (Falk 1984). Zweitens zeigten Forschungen in den vergangenen Jahren, dass auch der nicht für Proteine kodierende Teil der DNS – die sogenannte „Schrott-DNS" – intensiv in die Regulation und Expression von Genen involviert ist. Drittens schließlich wurde deutlich, dass das Genom des Menschen weder so einzigartig – 98 Prozent der Sequenz sind identisch mit dem von Schimpansen – noch so umfangreich ist, wie man ursprünglich angenommen hat: Statt der zunächst geschätzten 100 000 besitzt das menschliche Genom nur wenig mehr als 20 000 offene Lesesequenzen, die prinzipiell in Proteine übersetzt werden können (Lock 2005).

Spätestens mit dem Abschluss des Humangenomprojekts war klar, dass Genotyp und Phänotyp nur in vergleichsweise wenigen Fällen in linearer, unidirektionaler Weise miteinander verbunden sind. Der genetische Determinismus beruhte auf der Vorstellung, dass die biologische Bedeutung unmittelbar aus der genetischen Information folge. Mit dem zunehmenden wissenschaftlichen Wissen zeigt sich, dass die Komplexität der Regulierungsdynamik sich nicht auf ein „Übersetzungsproblem" zwischen Geno- und Phänotyp oder das Ausführen eines „Programms" beschränkt. In der Regel ist eine konkrete DNS-Sequenz nicht mit einem einzigen Merkmal oder einer spezifischen Funktion verknüpft, wie beispielsweise einer Prädisposition für Diabetes oder Herzerkrankungen (The Encode Project Consortium 2012). Daher verschob sich das Forschungsinteresse von einzelnen Genen, DNS-Sequenzen oder Proteinen auf das funktionelle Zusammenspiel einer Vielzahl von Genen oder Proteinen und deren Abhängigkeit von Entwicklungs- und Alterungsprozessen sowie von Umwelteinflüssen. Die Forschungsarbeiten machten die Grenzen hierarchischer Vorstellungen genetischer Regulation deutlich und weckten das Interesse an der Konzeption komplexer Netzwerkmodelle.

Die wachsende Einsicht in die Vielschichtigkeit und Vielstimmigkeit biologischer Regulationsprozesse hat in den letzten Jahren neuen Teildisziplinen, wie etwa der Systembiologie und der Epigenetik, ungeheuren Auftrieb gegeben. Diese Forschungsrichtungen konzentrieren sich auf Prozesse, die ganze Zellen oder Organismen involvieren, sowie auf die Funktionen von Genen und Proteinen. In dieser Perspektivenerweiterung werden Lebensprozesse nicht mehr länger durch einen genetische Bauplan „programmiert"; molekulare Prozesse sind keine determinierenden Vorgänge, sondern selbst integraler Bestandteil eines multikausalen Wirkungszusammenhangs, in dem andere Ebenen der biologischen Organisation sowie nichtbiologische Faktoren eine entscheidende Rolle spielen. Innerhalb dieses Komplexitätsparadigmas sind es weder die individuellen Gene noch die Genome, die für den biologischen Prozess verantwortlich sind; vielmehr zeigt der aktuelle Forschungsstand, dass gene-

tische mit anderen biologischen Dimensionen so eng verknüpft sind, dass sie keine stabilen und überzeitlichen Eigenschaften aufweisen, sondern ihre Funktionen in hohem Maße von intra- und extrazellulären Kontexten abhängig sind. Die Stabilität der Genstruktur ist demnach nicht der Ausgangspunkt, sondern das Endprodukt eines vielstimmigen Prozesses der Zellregulation. Damit verschiebt sich die Perspektive von der Vorstellung einer statischen Einheit, der Autonomie und kausale Ursächlichkeit zugeschrieben wird, hin zu einem dynamischen Zusammenspiel von interdependenten Akteuren: von der Genaktivität zur Genaktivierung (Oyama 2000; Neumann-Held/Rehmann-Sutter 2006).

Trotz des durch die neuen Erkenntnisse in Systembiologie und Epigenetik eingeleiteten Paradigmenwechsels und der wachsenden Anerkennung genetischer und biologischer Komplexität steht nicht zu erwarten, dass das Konzept des „genetischen Körpers" in absehbarer Zeit grundlegend in Frage steht. Gegen ein solches Szenario sprechen mehrere Gründe. Erstens liegt der strategische Fokus der biomedizinischen Forschung weiterhin auf der genetischen Verursachung von Krankheiten, und der Einsatz prädiktiver Gentests ist ein weiter wachsendes Feld der Risikofaktorenmedizin. Zweitens tragen außerhalb des medizinischen Bereichs etablierte Akteurskonstellationen und eingespielte Nachfragestrukturen zur weiteren Konjunktur des „genetischen Körpers" bei. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang etwa die vielfältigen Anwendungsbereiche identifikatorischer Gentests. Neben der forensischen bzw. kriminalistischen Nutzung („genetischer Fingerabdruck") werden diese auch von Asylbehörden, Familiengerichten und besorgten Vätern nachgefragt (Lynch et al. 2008; Heinemann/Lemke 2013). Insgesamt dürfte zwar die Vorstellung eines „Gens für" eine bestimmte Krankheit oder ein konkretes Merkmal zunehmend durch die Suche und Definition von epigenetischen Mustern, postgenomischen Netzwerken oder spezifischen Expressionsprofilen ersetzt werden; dennoch ist nicht davon auszugehen, dass es zu einem nachhaltigen Bruch mit dem von Donna Haraway (2001) konstatierten „Genfetischismus" kommt. Zu erwarten ist eher, dass die Einsicht in die Komplexität biologischer Prozesse in der Forschung ebenso wie im Alltagswissen weiter wächst und dadurch der eindeutig bestimmbare, zeitlose, durch klare Grenzziehungen und Kausalitätsmodelle markierte „genetische Körper" zunehmend durch einen unscharfen, flexiblen und in Feedback-Systeme eingebetteten „epigenetischen Körper" ergänzt wird, dessen Genaktivität zusätzlich durch Ernährungsgewohnheiten, psychische Prozesse und Umwelteinflüsse kontextualisiert und moduliert wird (Lock 2009).

## Literatur


Childs, B. (1977). Persistent Echoes of the Nature-Nurture Argument. *American Journal of Human Genetics* 29, 1–13.

Duden, B. (2001). Mein Genom und ich – Fragen einer Historikerin des Körpers. *Das Argument* 43 (242), 634–639.

The ENCODE Project Consortium (2012). An integrated encyclopedia of DNA elements in the human genome. *Nature* 489 (7414), 75–82.

Falk, R. (1984). The gene in search of an identity. *Human Genetics* 68 (3), 195–204.

Ganten, D. und Ruckpaul, K. (2001). Molekulare Medizin. In A. M. Raem et al. (Hg.), *Gen-Medizin. Eine Bestandsaufnahme.* Berlin etc.: Springer, 3–19.

Gibbon, S. und Novas, C. (Hg.) (2008). *Biosocialities, Genetics and the Social Sciences. Making Biologies and Identities.* London/New York: Routledge.

**Gudding, G. (1996). The phenotype/genotype distinction and the disappearance of the body. *Journal of the History of Ideas* 57, 525–545.**

**Hallowell, N. (1999). Doing the right thing: genetic risk and responsibility. In P. Conrad und J. Gabe (Hg.), *Sociological Perspectives on the New Genetics.* Oxford: Blackwell, 97–120.**

Hallowell, N. (2000). Reconstructing the Body or Reconstructing the woman? Problems of Prophylactic Mastectomy for Hereditary Breast Cancer Risk. In L. K. Potts (Hg.), *Ideologies of Breast Cancer. Feminist Perspectives.* New York: St. Martin's Press, 153–180.

Haraway, D. (1997). *Modest Witness@Second Millenium. FemaleMan Meets Oncomouse.* New York/London: Routledge.

Haraway, D. (2001). Genfetischismus. *Das Argument* 43 (242), 601–614.

Heath, D., Rapp, R. und Taussig, K.-S. (2004). Genetic Citizenship. In D. Nugent und J. Vincent (Hg.), *Companion to the Handbook of Political Anthropology.* Oxford: Blackwell, 152–167.

Heier, M. (2002). Vom Gen zur Therapie. *Capital* (3), 80–82.

Heinemann, T. und Lemke, T. (2013). Suspect Families: DNA Kinship Testing in German Immigration Policy. *Sociology* 47 (4), 810–826.

Keller, E. F. (1995). Erbanlage, Umwelt und das Genomprojekt. In: D. J. Kevles und L. Hood (Hg.), *Der Supercode. Die genetische Karte des Menschen.* Frankfurt am Main/Leipzig: Insel, 284–303.

Keller, E. F. (1998). *Das Leben neu denken. Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert.* München: Verlag Antje Kunstmann.

Koch, L. (1999). Predictive genetic medicine – a new concept of disease. In E. Hildt und S. Graumann (Hg.), *Genetics in Human Reproduction.* Aldershot etc.: Ashgate, 185–195.

Kollek, R. (1999). Was heißt schon gesund? Zur Transformation des Krankheitsbegriffes durch genetische Diagnostik. In T. Braun und M. Elstner (Hg.), *Gene und Gesellschaft.* Heidelberg: Deutsches Krebsforschungszentrum, 95–108.

**Kollek, R. (2002). Fragile Kodierung – Genetik und Körperverständnis. In E. Kuhlmann und R. Kollek (Hg.),** ***Konfigurationen des Menschen. Biowissenschaften als Arena der Geschlechterpolitik.*** **Opladen: Leske & Budrich, 109–120.**

Kollek, R. und Lemke, T. (2008). *Der medizinische Blick in die Zukunft. Gesellschaftliche Implikationen prädiktiver Gentests.* Frankfurt am Main/New York: Campus.

Lemke, T. (2004). Die Gene der Frau. Humangenetik als Arena der Geschlechterpolitik. *Feministische Studien* 22 (1), 22–38.

Lemke, T. (2013). Von der Soziobiologie zur Biosozialität? Anmerkungen zu einer Debatte in der Wissenschafts- und Technikforschung. In ders., *Die Natur in der Soziologie. Gesellschaftliche Voraussetzungen und Folgen biotechnologischen Wissens.* Frankfurt am Main/New York: Campus, 22–39.

Lock, M. (2005). Eclipse of the Gene and the Return of Divination. *Current Anthropology* 46 (supplement), 47–60.

**Lock, M. (2009). Demoting the Genetic Body.** ***Anthropologica*** **51 (1), 159–172.**

Lynch, M., Cole, S. A., McNally, R. und Jordan, K. (2008). *Truth Machine: The Contentious History of DNA Fingerprinting.* Chicago: University of Chicago Press.

Neumann-Held, E. M. und Rehmann-Sutter, C. (2006). *Genes in Development. Re-reading the molecular paradigm.* Durham/London: Duke University Press.

O'Sullivan, G., Sharman, E. und Short, S. (1999). *Goodbye Normal Gene. Confronting the Genetic Revolution.* Annandale (Australia): Pluto Press.

Oyama, S. (2000). *The Ontology of Information.* Durham/London: Duke University Press.

**Rabinow, P. (2004). Artifizialität und Aufklärung. Von der Soziobiologie zur Biosozialität. In ders.,** ***Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung,*** **Frankfurt am Main: Suhrkamp, 129–152.**

Rabinow, P. (2008). Afterword: Concept work. In S. Gibbon und C. Novas (Hg.), *Biosocialities, Genetics and the Social Sciences: Making Biologies and Identities.* London/New York: Routledge, 188–192.

Raspberry, K. und Skinner, D. (2007). Experiencing the Genetic Body: Parents' Encounters with Pediatric Clinical Genetics. *Medical Anthropology: Cross-Cultural Studies in Health and Illness,* 26 (4), 355–391.

Rheinberger, H.-J. (1996). Jenseits von Natur und Kultur. Anmerkungen zur Medizin im Zeitalter der Molekularbiologie. In C. Borck (Hg.), *Anatomien medizinischen Wissens,* Frankfurt am Main: Fischer, 287–306.

Rose, N. und Novas, C. (2005). Biological Citizenship. In A. Ong und S. J. Collier (Hg.), *Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems.* Oxford: Blackwell, 439–463.

Shakespeare, T. (2003). Rights, risks and responsibilites. New genetics and disabled people. In S. J. Williams, L. Birke und G. A. Bendelow (Hg.), *Debating Biology. Sociological reflections on health, medicine and society.* London/New York: Routledge, 198–209.

Wilson, J. C. (2002). (Re)Writing the Genetic Body-Text: Disability, Textuality, and the Human Genome Project. *Cultural Critique* 50, 23–39.

# Geschlecht

Julia Reuter

Die Frage nach der Materialität des Geschlechts zählt mittlerweile zu den Grundfragen der Geschlechterforschung und bringt den Körper unweigerlich ins wissenschaftliche Gedankenspiel zu Fragen der Naturhaftigkeit und Leibhaftigkeit von Geschlechtsidentität und Geschlechterdifferenzen. Auch wenn der Körper aufgrund einer vorübergehenden Dominanz sprach- und kulturwissenschaftlicher Perspektiven zur Performativität von Geschlecht und der analytischen Trennung zwischen den „natürlichen" Grundlagen des Geschlechts (sex) und seinen kulturellen wie sozialen Überformungen (gender) in seiner sozialen Bedeutsamkeit in den Hintergrund gedrängt wurde, ist doch spätestens in der postfeministischen Geschlechterforschung die Trennung zwischen Körper und Geschlecht als exklusive Analysekategorien problematisch, wenn nicht sogar unmöglich geworden (vgl. exempl. Butler 1993). Mehr noch: Hier nehmen die in der feministischen Wissenschaftstheorie bereits frühzeitig begonnene Deessentialisierung des Körpers und der Streit um die (Neu-)Erfindung der Natur noch einmal an Fahrt auf. Daran hat auch die parallel verlaufende Etablierung und Popularisierung einer Soziologie des Körpers ihren Anteil, die Anfang der 1990er Jahre endgültig ihren festen Platz in der institutionalisierten Soziologie erhalten und insbesondere die Fragen zur menschlichen Natur in den Diskussionsmittelpunkt gerückt hat.

Fragen zur Natur des Menschen und der Gesellschaft beantworteten bis dahin üblicherweise die Naturwissenschaften, und sie tun es selbstverständlich bis heute und häufig, ohne die Natur in Form biologischer oder anatomischer Tatsachen in Frage zu stellen. Die Rede von der „Naturtatsache" Sex, „natürlichen Körpern" und „natürlichen Geschlechtsunterschieden" existiert also weiter. Und auch in den Kultur- und Sozialwissenschaften ist die Vorstellung eines Dualismus von Natur und Kultur längst nicht überall überwunden, so dass wir nach wie vor neben der etablierten Arbeitsteilung zwischen Naturwissenschaften und den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften auch innerhalb Letzterer organisatorische Binnendifferenzierungen vorfinden, die die Bedeutung des Körpers, überhaupt die Bedeutung der Stofflichkeit und Materialität von Geist, Identität und Gesellschaft bei der Frage ihrer sozialen Konstruktion vernachlässigen.

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_7

Sogar innerhalb der (deutschsprachigen) Soziologie wird zwischen Körpersoziologie und Geschlechterforschung zumindest auf der Ebene sektionaler Hauptforschungsgebiete unterschieden (vgl. www.soziologie.de), was jedoch nicht darüber hinweg täuschen darf, dass die Frage nach der sozialen Konstruktion von Geschlecht nicht ohne den Körper beantwortet werden kann, wie auch umgekehrt der Zugang zum Körper ohne die Verdienste der Geschlechterforschung kaum denkbar wäre. Paula-Irene Villa (2006) spricht daher konsequent von Geschlechtskörpern als Analysekategorie, was bedeutet, die soziale Konstruktion des körperlichen Geschlechts zum Ausgangspunkt einer soziologischen Beschäftigung zu machen. Daran anschließend werden im Folgenden drei Felder soziologischer Reflexion des Körpers innerhalb der Geschlechterforschung anhand ausgewählter Forschungsarbeiten näher beleuchtet: (1) Alltagssoziologische Arbeiten zur Interaktion von Geschlechtskörpern, (2) Leibtheoretische Arbeiten zum Spüren von Geschlechtskörpern und (3) Postkoloniale Arbeiten zur (Rück)Eroberung von Geschlechtskörpern.

## 1 Die Verkörperung der Geschlechterungleichheit im Kontext alltäglichen Handelns

Eine der zentralen Denkbaustellen der Geschlechterforschung, die den Geschlechtskörper zum Forschungsgegenstand erhebt, stellt die mikrosoziologische Diskussion zum Zusammenhang zwischen Geschlechterdifferenz und Alltagshandeln dar. Zentrale Bezugsautoren dieser eher mikrosoziologischen Perspektivierung des Geschlechtskörpers sind Erving Goffman, und hier vor allem seine Studien zu „Interaktionsritualen“ sowie zum „Arrangement der Geschlechter“ (1994), als auch Harold Garfinkels ethnomethodologische Studien, insbesondere seine berühmte Studie über die Mann-Frau-Transsexuelle Agnes (1967). Neben der Frage nach den alltäglichen Praktiken der Herstellung von Zweigeschlechtlichkeit steht hier vor allem die praktische Verkörperung der gesellschaftlichen Geschlechterordnung im Vordergrund. Trotz der zum Teil sehr unterschiedlichen Fallbeispiele, die die Autoren für ihre Studien heranziehen, gehen beide davon aus, dass wir im Alltag permanent in Interaktionsrituale eingebunden sind, die einerseits die institutionelle Anordnung der Geschlechter in der Gesellschaft reflektieren, andererseits aber auch Schauplätze für körperliche Inszenierung von „weiblicher“ oder „männlicher Natur“ sind. Goffman und Garfinkel ging es um eine ausführliche empirische Rekonstruktion der „körperlichen Schauplätze“ (Hirschauer 1999, S. 39) und der interaktiven Arbeit der Geschlechtsdarstellung in Form von Situationsanalysen und kleiner Ethnographien von Alltagspraktiken – Praktiken des Hofierens und Flirtens, des Ornamentierens und Bekleidens, des sich Bewegens und Miteinandersprechens – , die sie für ihr Argument einer institutionellen Reflexivität und damit gesellschaftlichen Konstruktion von „natürlichen“ Geschlechtszugehörigkeiten und -unterschieden nutzten, ebenso wie für die Sensibilisierung von kulturgebundenen Methoden der Geschlechtsstilisierung.

Knapp 20 Jahre später wurde die mikrosoziologische Perspektivierung von Geschlechtskörpern als interaktive Vollzugswirklichkeit von Candance West und Don H. Zimmerman unter dem Schlagwort des „doing gender" (West/Zimmerman 1987) aufgenommen und fortgeführt. Bis heute steht Doing Gender für ein Forschungsprogramm, das in Anlehnung an Goffman und Garfinkel die Herstellung des Geschlechts auf der Ebene der alltäglichen Praktiken in unterschiedlichen sozialen Situationen beleuchtet. Der Körper gerät dabei sowohl als Darstellungsressource wie auch als Referenz der alltäglichen Darstellungspraxis in den Blick: Er kann, z. B. durch den bestimmten Einsatz der Stimme, des Haarschnitts, durch Muskelaufbau oder durch Accessoires wie Krawatte, Nagellack oder Lippenstift, einer bestimmten Inszenierung von Männlichkeit oder Weiblichkeit Gewicht verleihen; gleichzeitig ist es die alltägliche Sexuierung kultureller und symbolischer Objekte (wie Stimme, Haare, Kleidung usw.), die die Konstruktion des Körpers als Indiz für die Naturhaftigkeit von Geschlecht deutlich macht. Kritik und Erweiterung erfuhr das Konzept des Doing Gender vor allem durch Stefan Hirschauer (2001), der darauf hinwies, dass es graduelle Unterschiede in der Relevantsetzung von Geschlecht gibt, die von hyperritualisierten und -stilisierten Geschlechtsdarstellungen bis hin zu Praktiken der Desexuierung und Neutralisierung von Geschlecht reichen. Daneben dehnten West und Fenstermaker (1995) selbst die Idee des interaktiven Herstellungscharakters von Geschlechterungleichheiten unter dem Stichwort „Doing Difference" auf weitere (Ungleichheits-)Kategorien aus. So wird in den jüngeren Arbeiten zur Interaktion von Geschlechtskörpern, insbesondere in solchen, die sich einer „intersektionalen Geschlechterforschung" verschreiben (vgl. Winker/Degele 2009), neben den kulturellen Variationen eines Praktizierens von Weiblichkeit und Männlichkeit auch ihre Verwebung mit anderen sozialen wie kulturellen Kategorien der Identitäts- und Grenzziehungsarbeit untersucht. Besonders präsent sind dabei in den letzten Jahren solche Studien, die auf die Verschränkung und Wechselwirkung von „doing gender" mit „doing ethnicity" im globalen Alltag von Migrationsgesellschaften hinweisen. Beliebtes Beispiel für die Verkörperung der ethnisierten Geschlechterungleichheit bilden nach wie vor private Haus- und Care-Arbeiten, die bereits in dem Ursprungstext von West und Zimmerman zentral waren. Dennoch ließe sich an der neuen Diskussion um die ungleiche Herstellung von Geschlechtskörpern kritisieren, dass jenseits der Bedeutung des Körpers als sichtbare politische Einschreibung von Ethnizität kaum körpertheoretische Interpretationen angeboten werden.

Eine der wenigen Arbeiten, die die Verkörperung sozialer Normen im Kontext von privaten Haushalts- und Carearbeiten nicht einfach theoretisch voraussetzen, sondern die konkreten körpergebundenen Praktiken von Paaren im Haushalt empirisch untersuchen, stammen vom französischen Alltagssoziologen Jean Claude Kaufmann. Auch wenn es ihm weniger um ein Praktizieren von Geschlecht unter Bedingungen von Migration und Globalisierung geht, gehören Kaufmanns Arbeiten (vgl. exemplarisch Kaufmann 1999) zu den wenigen Studien, die das *doing gender* von Paaren in körpersoziologischer Hinsicht ernst nehmen. Seine Geschichten von und über fran-

zösische Ehepaare(n) unterschiedlicher sozialer Milieus sind zuallererst Geschichten von Menschen, die mit „Leib und Seele" Haushaltstätigkeiten ausführen, die mit den Körpern im Haushalt und mit ihrem eigenen Körper handeln. Es sind Geschichten, in denen die Paare von Ärger, Müdigkeit, Schmerzen, Anstrengungen, Schamgefühlen und Erschöpfung berichten, von unangenehmen Gerüchen und von ekelerregenden Berührungen, aber auch vom körperlichem Vergnügen und einer tiefen Zufriedenheit, die die Haushaltstätigkeiten mit sich bringen. Damit ist immer auch der Körper in Form sinnlicher Empfindungen und körperlicher Gesten im Fokus. Dabei ist es Kaufmann wichtig darauf hinzuweisen, dass es zum einen gleichzeitig Freiheit und Kontrolle auch der kleinsten Geste gibt, zum anderen dass hinter jeder Geste eine Geschichte steckt, die es zu berücksichtigen gilt, was er u. a. durch explizite Verweise auf Norbert Elias' historische Studien zum Wandel von gesellschaftlicher Körperwahrnehmung und individueller Körpererfahrung akzentuiert. Kaufmanns Beitrag besteht weniger in der bloßen Entdeckung eines ungleichen Geschlechterwissens im Umgang mit Haushaltsdingen als vielmehr darin, die detailreiche praktische Verkörperung dieses Geschlechterwissens empirisch zu rekonstruieren.

Damit schließt er an Pierre Bourdieus Überlegungen zur Verkörperung von sozialer Ungleichheit an. Bourdieu hat vor allem in seinen Analysen zum Verhältnis von Sozialstruktur und Kulturkonsum in modernen Gegenwartsgesellschaften darauf hingewiesen, dass das Volumen und die Struktur des Kapitals, über das Personengruppen verfügen, auch Einfluss auf ihre Körperwahrnehmung und Körperpraktiken besitzt. Gleichzeitig hat er für die Inkorporierung allgegenwärtiger (geschlechtlicher) Dichotomien und ihre Reproduktion in der Praxis sensibilisiert (Bourdieu 1997). Auch Kaufmann geht davon aus, dass soziale Strukturen – in diesem Fall ein patriarchalisches Geschlechterverhältnis und -wissen – inkorporiert werden. Der Körper ist für ihn ebenso wie für Bourdieu Speicher, Stabilisator wie Mittler der Geschlechterungleichheit. Körper und Dinge sind für ihn Orte des gesellschaftlichen Gedächtnisses, in denen Handlungsroutinen, Gewohnheiten und Alltagsgesten abgespeichert sind, jedoch eben nicht im Sinne eines statischen Stapelns abgelegter Waren in einem Lager. Denn im Gegensatz zu Bourdieu geht es Kaufmann in seiner mikrosoziologischen Ethnographie der Paarbeziehung auch darum, zu zeigen, dass die Reproduktion der Geschlechterungleichheit über den Körper (und andere Artefakte) zugleich stabilisiert wie *irritiert* wird. Schließlich fokussiert er nicht nur den störungsfreien, d. h. reibungslosen Ablauf des Normallaufes; er interessiert sich vielmehr für die vielen kleinen körperlichen *Verrücktheiten* in den scheinbar selbstverständlichen Automatismen des Alltags. Es sind kleine Dramen des Alltags, die sich zwischen den abstrakten Idealen von Gleichheit und Gleichberechtigung rationaler Individuen und der Kontingenz ihres ungleichen körperlichen Erlebens und Praktizierens abspielen: Das friedliche Bemühen um Einigkeit und Vertrautheit wird durch die Unhintergehbarkeit und Eigenrhythmik des Körpers permanent gefährdet. Durch die Fokussierung auf die Zweideutigkeit der Gesten und das Spektrum an Gefühlsvariationen gelingt es Kaufmann, das Individuum nie als rationales (Vernunft-)Subjekt, sondern als

träumerisches, irrationales, (liebevoll) chaotisches Individuum darzustellen, das Halt in den inkorporierten Gewohnheiten, Rhythmen und vertrauten Alltagsgegenständen sucht, aber nicht immer findet.

## 2 Sinnlichkeit und leibliches Empfinden von Männlichkeit und Weiblichkeit

Harold Garfinkels ethnomethodologische Studien haben nicht nur die mikrosoziologische Diskussion zur Verkörperung von Geschlechterdifferenzen und Geschlechterungleichheiten inspiriert, sondern auch die phänomenologische Diskussion zu Fragen der Sinnlichkeit und des leiblichen Empfindens von Geschlecht angestoßen. Auch hier war zunächst das Beispiel der Transsexualität ein wichtiger Katalysator der Diskussion, die über die mikrosoziologische Forschungsperspektive auf körperliche Inszenierungen von Geschlechtszugehörigkeit und -identität hinausgeht, indem sie affekt- und leibtheoretische Überlegungen miteinbezieht. Besonders hervorzuheben sind hier die Forschungsarbeiten von Gesa Lindemann, die Transsexualität in ihren Arbeiten immer wieder zum Ausgangspunkt nimmt, um über die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts (vgl. Lindemann 1993) nachzudenken. Zentrale Bezugstheorie stellt Helmuth Plessners Theorie der „exzentrischen Positionalität" und die darin behauptete Verschränkung von zuständlichem Leib und symbolischem Körper dar. Aber auch Pierre Bourdieus Habitustheorie, die die Bedeutung der passiven Leiberfahrung als Schnittstelle zwischen Individuum und sozialer Struktur und damit ihre Funktion für die Beständigkeit sozialer Ordnung betont, wird stellenweise für die Argumentation einer soziologischen Analyse von Leiberfahrungen im Kontext der Geschlechtersoziologie herangezogen (vgl. ebd., S. 31). Grundsätzlich geht es Lindemann um eine Erweiterung des geschlechtersoziologischen Blicks auf leiblich-affektive Phänomene, die ihrer Ansicht nach das Fundament für die Wirklichkeitserfahrung und damit auch für die kontinuierliche Hervorbringung der Strukturen sozialer Wirklichkeit, entsprechend auch für das kontinuierliche Aufrechterhalten der sozialen Konstruktion Geschlecht sind (vgl. ebd., S. 32 f.). Leiberfahrungen werden dabei in zweifacher Weise konzeptionalisiert: (1) Es handelt sich um ein eigenleibliches Spüren vom Körper als Ganzem und Körperpartien und -formen, das etwa durch das binäre gesellschaftliche Arrangement der Geschlechter in Mann und Frau (vor)strukturiert ist. Insofern sind die von Geburt an als geschlechtsspezifisch geltenden Körperformen, wie z. B. die Genitalien, in mehrfacher Hinsicht als kulturelle Ereignisse zu betrachten (ebd., S. 22). (2) Leiberfahrungen sind vor allem aber Körpererfahrungen, die die soziale Konstruktion von Geschlecht verobjektivieren. Denn der Körper wird aus Sicht der anderen zum sichtbaren Beweis („Indiz") für Geschlechtszugehörigkeit und -zuständigkeit bzw. er dient der Darstellung leibhaftiger Geschlechter; er organisiert aber auch die eigenen leiblichen Erfahrungen im Sinne eines Geschlechterprogramms, die ein Leben in einem Geschlecht charakterisieren

(ebd., S. 61). Transsexualismus ist für die Diskussion um die Verschränkung von Leib, Körper und Geschlecht aus soziologischer Perspektive nun deshalb so interessant, da es permanent die Widersprüche zwischen der körperlichen Ausstattung, ihrer Darstellung und ihrem Empfinden aufzeigt (vgl. hierzu auch Hirschauer 1999). Transsexuelle erfahren Risse in der leiblichen Erfahrung: Sie spüren bspw. nichts im Penis, sie haben kein Gefühl in der Brust und werden doch aufgrund dieser Merkmale als Mann oder Frau wahrgenommen; sie erleben die monatliche Blutung als eine sich Bahn brechende „natürliche" Weiblichkeit, obwohl sie sich als Mann auf die Umwelt beziehen. Wenn man so will, haben Transsexuelle besondere Leiberfahrungen, sie erzählen uns „Geschichten unter der Haut", die die gesellschaftliche Verschränkung von Erleben, Körper und Geschlecht reflexiv machen.

Auch in anderen Kontexten, etwa im Bereich von Schwangerschaft oder auch von Krankheit, wurde die Frage nach der besonderen Leiberfahrung gestellt, gleichwohl es hier weniger um die Paradoxien im leiblichen wie körperlichen Erleben der Geschlechterwirklichkeit geht, als vielmehr um die Paradoxien der sinnlichen Wahrnehmung im Kontext einer modernen Biomedizin. Eine zentrale Autorin, die sich mit den „Geschichten unter der Haut" von Frauen beschäftigt, ist die Körperhistorikerin Barbara Duden (1987), deren Arbeiten auch in den Kanon der „Schlüsselwerke der Geschlechterforschung" aufgenommen wurden. Immer sind es die Leiberfahrungen, sinnliche Empfindungen, Körperwahrnehmungen und -beschreibungen von Frauen im Kontext von Menstruation, Schwangerschaft, Geburt oder Krankheit, die den Ausgangspunkt von Dudens literaturwissenschaftlich inspirierten Quellenanalysen bilden. Es sind Geschichten von Frauen, die als Patientinnen in den Fängen einer modernen Biomedizin und ihrer Narrative der Verhütung, Risiken, Vorsorge, Verdacht, Screening, Beratung, Krankheitsmanagement usw. verlernen, ihren Sinnen zu vertrauen. Duden nennt diesen Prozess die „Entkörperung" der Frauen, was eine Entfremdung der Frauen vom Körper bedeutet. Duden geht es also wie Lindemann um Beispiele einer befremdlichen Sinnlichkeit, die methodisch dazu genutzt werden, um über die Wirklichkeit des Körpers nachzudenken. Für beide sind leibliche Empfindungen und Sinneseindrücke konstitutiv für die soziale Konstruktion des Körpers, der Geschlechtszugehörigkeit wie auch für Gesundheit oder Krankheit. Beide sehen im gelebten Körper aus Fleisch und Blut aber nicht den Beweis für eine spezifische Geschlechtlichkeit, denn weder Lindemanns Rekonstruktion der Leiden und Selbsterkenntnisse Transsexueller noch Dudens Sammlung „authentischer Frauenklagen" markieren einen genuinen Ort des Mann- oder Frauseins. Für sie gibt es keine anatomischen Merkmale oder objektiven Orte des Frau- oder Mannseins, denn selbst das Leibesinnere, vermeintlich intime Emotionen und Empfindungen, stellen eine gesellschaftliche Konstruktion dar, bei der schulmedizinische Fachdiskurse eine besondere Rolle spielen. Stärker noch als Lindemann, die ihre Arbeiten in der Folge vor allem für die Infragestellung der soziologischen Theoretisierung des Sozialen und seiner leibtheoretischen Erweiterung nutzt (vgl. Lindemann 2009), sind Dudens Arbeiten immer auch mit sehr konkreten körperpolitischen Fragen verknüpft: Welche

(problematischen) Körper- und Krankheitserlebnisse evozieren die neuen medizinische Verfahren und Erkenntnisse? Was bedeutet es, wenn persönliche Geschichten im aktuellen Gesundheitsdiskurs keinen Raum haben? Was bedeutet frauengerechte Gesundheitsversorgung?

Mittlerweile sind nicht nur im internationalen Kontext einer gendersensiblen Public-Health-Forschung und „Gender Based Medicine", sondern auch im deutschsprachigen Kontext an der Schnittstelle von feministischer Wissenschaftssoziologie, Medizinsoziologie und Körper- und Geschlechterforschung eine Reihe von Arbeiten erschienen, die die Frage nach der Körper- und Leiberfahrung etwa im Kontext von Krankheit, Mutterschaft oder auch Schönheitschirurgie neu stellen. Neben einer eigenen Studie zum Körpererleben an Brustkrebs erkrankter Frauen (vgl. Reuter 2011, insb. S. 105 ff.) sind insbesondere die praxistheoretischen Studien zur Soziologie der Geburt (vgl. Villa et al. 2011) und zu somatischen Selbsttechnologien (vgl. Villa 2008) zu erwähnen. Besonders aufregend, wenngleich hierzulande noch wenig erforscht, ist die Körperarbeit im Kontext der ethnischen kosmetischen Chirurgie. Aufregend deshalb, weil es sich nach wie vor (zumindest hierzulande) um eine als dramatisch wahrgenommene Manipulation des Körpers handelt. Aber auch, weil es die Frage aufwirft, ob nicht jeder seine soziale, geschlechtliche oder auch ‚rassische' Zugehörigkeit und damit auch die damit einhergehende gesellschaftliche Position selbst wählen darf. Aufregend ist es aber nicht zuletzt für die Betroffenen selbst, denn das Phänomen birgt Geschichten von Frauen und Männern, die häufig jahrelang ihren Geschlechtskörper oder zumindest Teile von ihm als besonders abnorm, defizitär oder unterlegen spüren. Sie wünschen daher eine operative Veränderung ihres Geschlechtskörpers, um sich nicht nur als „richtige/r" oder „bessere/r" Frau bzw. Mann zu fühlen, sondern auch um Stigmatisierungs- und Ausgrenzungserfahrungen als „Oriental_in", als „Afroamerikaner_in", als „alt" oder „arm" zu entgehen. Das Beispiel der Körpererfahrungen und Verkörperungspraxen im Kontext der Ethnochirurgie wirft also mehr als die Frage nach der körperlichen Selbstoptimierung im Zeichen eines globalen (Schönheits-)Marktes auf. Chirurgische Veränderungen oder Beseitigungen von geschlechtlich wie ethnisch markierten Körpermerkmalen und anderen Spuren, die jeden Körper einzigartig machen, stellen in einem grundsätzlichen Sinne die Natur von Rasse/Ethnizität und Geschlecht, nicht zuletzt von Alter oder Klasse in Frage (vgl. Davis 2008). Denn leibliche Empfindungen, Gefühle und sinnliche Erfahrungen gelten im Kontext kosmetischer (Ethno)Chirurgie als Legitimation für medizinische Behandlungen, z. B. chirurgische Eingriffe. Damit werden subjektive Empfindungen, also eher „weiche" Begründungen, zu den ausschlaggebenden, „harten" Fakten, die quasi als „authentisches Leiden", als „innere Wahrheit" betrachtet werden. Gleichzeitig sind Empfindungen und individuelle Körperformen etwas, an dem man arbeiten kann und angesichts technischer Machbarkeit und ökonomisch inspirierter Optimierungsgebote (vgl. Villa 2008, S. 249 f.) auch arbeiten soll: Du darfst und kannst so aussehen, wie Du Dich fühlst, und Du darfst und kannst Dich fühlen, wie Du willst!

## 3 „Fremde Körper" im (post)kolonialen Kontext

Auch wenn in einzelnen Studien zur Ethnochirurgie die politische Dimension von Schönheitsidealen, wie etwa rassistische Ideologien Erwähnung finden, gibt es bislang wenige Arbeiten, die eine systematische Verknüpfung von Körpersoziologie, Geschlechtersoziologie und postkolonialen Theorien vornehmen. Dies mag mitunter daran liegen, dass Soziologie und postkoloniale Theorien bis heute noch keine etablierten Orte und Wege ihrer Begegnung gefunden haben, oder sich zumindest noch immer in der Phase des Aufbaus befinden (vgl. hierzu auch Reuter/Villa 2009). Dabei ist der Körper im Postkolonialismus omnipräsent: Nicht nur die Frage nach der Wahrnehmung des Körpers des Anderen als Gegenstand wie Imagination eurozentrischer Phantasien, seine Unterwerfung wie Formung, sondern auch die Frage nach der Rolle der Körperlichkeit von Erkenntnis weißer Forscher_innen gehören zum Standardrepertoire postkolonialer Analysen. Zentrale Bezugsliteraturen sind hier etwa die Arbeiten von Gayatri Chakravorty Spivak zum Zusammenhang von Rassismus und Sexismus sowohl in westlicher Theoriebildung als auch im Hinblick auf die empirisch stattfindende Ausbeutung des weiblichen Körpers im globalen Kapitalismus (vgl. Spivak 1988). Aber auch Frantz Fanon, einer der Vorläufer bzw. Gründungsfiguren der heuten Postkolonialen Theorien, hat in seinen Arbeiten vor allem auf die Bedeutung der *Einverleibung* rassistischer Strukturen im kolonialen Frankreich am Beispiel der schwarzen Bevölkerung hingewiesen und als Psychoanalytiker den Blick weg von Bewusstsein, Interaktion und Kommunikation auf die (unbewusste) Wahrnehmung, auf Gefühle und Körperhaltungen verschoben. Der Kulturwissenschaftler Jens Kastner ist einer der wenigen, der in den Analysen Fanons zu Prozessen der Verkörperlichung gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen Parallelen zu Pierre Bourdieus Habitustheorie aufzeigt und damit Fanons Arbeiten für körpersoziologische Rezeptionen furchtbar macht (vgl. Kastner 2012, S. 92). Kastner zufolge zielen die Untersuchungen von Fanon darauf ab, einerseits eine Historisierung des vermeintlich biologischen Körpers vorzunehmen, andererseits die Wirksamkeit somatisierter Gewalt- und Herrschaftsausübung aufzuzeigen. Denn die koloniale Herrschaft ist eine Herrschaft, die in und durch die Körper der Beherrschten wirkt, deren Aggressivität „in den Muskeln" (Fanon 1981, S. 43) sitzt. Koloniale Muster von Unterwerfung und Unterdrückung seien auch deshalb selbst nach dem (formalen) Ende des Kolonialismus so wirksam, weil sie eine psychische und physische Verankerung besitzen. So seien die Schwarzen von der Sprache bis zum Körperbewusstsein bis in die heutige Zeit hinein permanent einer kolonial geprägten Matrix ausgesetzt: Sie hätten gelernt, in einer rassistisch strukturierten Gesellschaft die kolonialen Blicke der Weißen, die das Schwarzzein als anders, als negativ, als unterlegen konnotieren, (unbewusst) als Standard zu akzeptieren (vgl. hierzu auch Kastner 2012, S. 86 ff.). Im Gegensatz zur Négritude-Bewegung, die sich auf das „Wesen" des Schwarz-Seins als ursprünglichem Gefühl zur kollektiven Vergemeinschaftung wie politischen Mobilisierung beruft, lehnt Fanon die Vorstellung einer „Wesenhaftigkeit" des Schwarzseins ab. Seine psy-

chologisch wie historisch argumentierenden Studien zeigen vielmehr auf, dass sich die gesellschaftliche Bedeutung von schwarzer Sinnlichkeit und Körperlichkeit im Laufe der Zeit zwar verändere – gleichwohl Fanon auch die Stabilität der kolonialen Standards betont –, aber keinesfalls nur als äußerlich auferlegte Normen und Zwänge von den Kolonisierten empfunden werde. Vielmehr hätten diese gelernt, sich entsprechend anzupassen, in dem sie sich selbst als die Anderen wahrnehmen und dieses Anderssein regelrecht verkörpern (vgl. ebd., S. 89).

Interdependenzen kolonialer Herrschaft mit Gender als Kategorisierung bzw. mit Sexismus als Machtverhältnis werden weder im Original noch in der Rezeption Fanons systematisch analysiert. Dies mag mitunter daran liegen, dass nach wie vor auch viele Ansätze sogenannter postkolonialer Theorie meinen, ohne kritische Gender-Perspektiven auskommen zu können. Demgegenüber ist innerhalb solcher Forschungen, die unter dem etwas diffusen Label „feministische postkoloniale Theorie" firmieren, nach wie vor eine Marginalisierung körpertheoretischer Perspektiven zu reklamieren. Wenn überhaupt, dann findet die Thematisierung von Körpern in der feministischen Kapitalismuskritik in Anlehnung an Spivak als auch in den vom Postkolonialismus inspirierten Arbeiten zur Lebensführung von Frauen im Kontext von Migration statt. Es sind vor allem qualitative Einzelstudien zur Alltagspraxis junger Migrantinnen, die abseits der öffentlichen (Groß-)Debatten rund um das Kopftuch und die Exotik oder Unterdrückung der anderen „Frau" auch die konkreten Akteure und ihre Verkörperung des Sozialen in den Blick nehmen. So wie etwa Sigrid Nökels Studie (2002) über lokale Mikropolitiken junger Musliminnen im deutschen Alltag, die neben persönlichen Einstellungen und Ethiken auch den Komplex der Körpersprache, die über die leibliche und ästhetische Selbstdarstellung erfolgt, in ihre Analysen miteinbezieht: Gebetstechniken, Ernährungstechniken, Kleidungstechniken, Techniken des (Un)Sichtbarmachens von bestimmten Identitätsmarkern, Körperhaltungen und -pflege, Raumverhalten oder auch Höflichkeitsrituale werden von ihr ganz im Goffmanschen Sinne minutiös als Medien der Inszenierung wie Steuerung eines souveränen, authentischen muslimischen weiblichen Selbst angezeigt. Insbesondere der Kleidung kommt dabei eine besondere Rolle zu, da z. B. das Kopftuch durch seinen besonderen Symbolcharakter bedingt durch seine öffentliche Hyperdiskursivierung den Frauen wenig Spielraum lässt, um eine eigene progressive Weiblichkeit jenseits gesellschaftlicher Geschlechterglaubensvorstellungen (z. B. von den Männern unterstellten, weil „unterdrückten" Frauen), etwa durch einen modischen Kleidungsstil plus Kopftuch, oder ein selbstsicheres, raumgreifendes Auftreten plus Kopftuch zu praktizieren. Nökel stellt damit dem Forschungsprogramm einer Analyse der gesellschaftlichen Darstellungsformen und -weisen von Migrantinnenkörper das Programm einer empirischen Rekonstruktion von subjektiven Körperkonzepten und intersubjektiven Körperpraktiken von Migrantinnen gegenüber. Schließlich müsse auch der Perspektive der Frauen auf ihren eigenen Körper in seiner sozialen Eingebundenheit Rechnung getragen werden.

Eine Arbeit, die neben den Zuschreibungsprozessen von Körpern in der Migra-

tion auch den konkreten Körperempfindungen und -inszenierungen betroffener Frauen Aufmerksamkeit schenkt, ist die Studie von Henrike Terhart (2014). Terhart nimmt hierzu zunächst eine systematische Zusammenschau klassischer Körpersoziologien und rassismuskritischer Arbeiten einer geschlechtersensiblen Migrationsforschung zur Konstruktion und Signifizierung von „Migrationsanderen" vor (vgl. ebd., S. 90 ff.), um den Körper der Migrantin als gesellschaftliche Imagination und Marker für natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeitsvorstellungen hervorzuheben. Gleichzeitig zeigt sie durch eine eigene empirische Analyse von biographischen Körpererfahrungen und visuellen Körperinszenierungen junger als „Migrationsanderer" verorteter Frauen, wie körperbezogene Diskriminierungsformen in unterschiedlichen sozialen Alltagsituationen erlebt werden, wie sie sich unterscheiden, aber auch wie sie in den eigenen körperlichen Reaktionen gespiegelt oder auch gebrochen werden. Terhart führt den Körper der Migrantin somit in seiner doppelten Rolle vor: Als Projektionsfläche dominanter deutscher (Mehrheits-)Migrationsdiskurse, aber auch als Möglichkeitsraum, indem sie die Varianz in den Empfindungen und Körperinszenierungen der Frauen nachspürt. Letztere lassen eben auch Raum für Ambivalenz und Gestaltung, gleichwohl der Möglichkeit der Körperinszenierung, z. B. durch die familiale (Körper-)Sozialisation und gesellschaftliche Normen, Grenzen gesetzt sind. Über die detailreiche Darstellung von Methoden der textuellen wie visuellen Datenerhebung und -analyse anhand konkreter Fallbeispiele von weiblichen Körperinszenierungen hinaus versteht sie ihre Studie vor allem als Plädoyer für die wechselseitige Befremdung und Befruchtung von sozialwissenschaftlicher Körperdebatte und Migrationsforschung. Auch Terhart sieht letztlich für das Gelingen eines solchen Projekts vor allem in der intersektionalen wie postkolonialen Geschlechterforschung wichtige „Weichenstellungen".

So verwundert es nicht, dass eine der wenigen Überblicksstudien zu Lebenslagen und Lebenswelten von Migrantinnen, die explizit den Körper mitberücksichtigt, von zwei Forscherinnen geleitet und verfasst wurde, die auch in der deutschsprachigen Postkolonialismus-Debatte um Migration und Geschlecht rezipiert werden. Unter dem Stichwort „Körperlust" haben Yasemin Karakaşoğlu und Ursula Boos-Nünning in ihrer Studie zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund in Deutschland bewusst die in anderen Umfragen marginalisierten Items zu körperbezogenen Selbstkonzepten, Körperpflege sowie Einstellungen zu Sexualität und Erfahrungen mit sexueller Aufklärung mitaufgenommen (vgl. Karakaşoğlu/Boos-Nünning 2006, S. 272 ff.). Grundlage ihrer Umfrage unter Jugendlichen aus fünf Herkunftsgruppen ist ein sozialisatorisch vermitteltes geschlechtsspezifisches Körperkonzept, das sowohl die Unterscheidung von Männlichkeit und Weiblichkeit als kulturell erlernt voraussetzt als auch die körperlichen Darstellungs- und Umgangsformen von Männlichkeit und Weiblichkeit als kulturabhängig fasst. So werden die in den Daten aufgedeckten Einstellungsunterschiede zum Körper und zur Sexualität zwischen den Mädchen mit Migrationshintergrund auf die kulturelle und/oder religiöse Prägung der jeweiligen Gruppe zurückgeführt, gleichzeitig wird

aber auch die Varianz an Einstellungsmustern innerhalb einer Gruppe aufgezeigt (vgl. ebd., S. 293 ff.). Nach wie vor bilden solche Studien jedoch eine Ausnahme und auch im konkreten Fall wirkt das Thema Körper angesichts des Umfangs und der Anzahl weiterer Fragen- und Themenkomplexe der Studie weiterhin eher randständig (vgl. Terhart 2014, S. 94). Nichtsdestotrotz gibt es Hinweise darauf, wie die Forderung einer empirischen Berücksichtigung „fremder Körper" umgesetzt werden kann.

## 4 Ausblick: Verkörperte Standpunkte der Geschlechterforschung

Die Geschlechterforschung hat schon früh einen zentralen Beitrag zur Würdigung von Körper(lichkeit) als Gegenstand soziologischer Reflexion geleistet – als interaktive Leistung wie als gesellschaftsstrukturierende Größe (vgl. hierzu auch Winker/Degele 2009, S. 49). Dies liegt vor allem auch darin begründet, dass sich die Geschlechterforschung als interdisziplinäres Projekt immer offen gegenüber solchen Forschungen gezeigt hat, die sich gerade nicht ausschließlich als *Geschlechter*forschung verstehen, sondern sich in irgendeiner Form dem Thema der Ungleichheit, der Komplementarität und der Differenz gewidmet haben. Das hat sie insbesondere auch für sozialwissenschaftliche Themengebiete und Bezugstheorien geöffnet. So ist die nach wie vor starke Präsenz an soziologischen Klassikern, wie bspw. Pierre Bourdieu, Erving Goffman oder Harold Garfinkel wenig überraschend. Diese haben immer wieder darauf hingewiesen, dass die Soziologie insbesondere als Wissenschaft sozialer Praktiken eben auch die *Verkörperung* der sozialen Praktiken im Hinblick auf die Erzeugung wie Verfestigung sozialer Ungleichheiten, Komplementaritäten und Differenzen in den Blick zu nehmen hat. Vor allem Geschlechterforscher_innen der zweiten und dritten Generation sind dieser Aufforderung gefolgt und haben den Körper nicht mehr nur als politische *Rahmung* ihrer Forschung gewählt, sondern ihn als ein zentrales *Problem* empirischer wie theoretischer Reflexion erkannt. Damit nahmen sie eine Verschiebung in der Wahrnehmung und Diskussion von Körper(lichkeit) vor. Denn während die frühe Geschlechterforschung als Frauenforschung den kapitalistisch-patriarchalisch unterworfenen Frauenkörper als Ausgangspunkt und politische Legitimation ihrer Arbeiten nahm, wollte die spätere Geschlechterforschung in epistemologischer Hinsicht mehr: Es ging nicht nur darum, den Frauenkörper aus der ideologischen Schlinge einer männlich dominierten Wissenschaft und Gesellschaft zu befreien und zurückzuerobern („mein Körper gehört mir"), sondern den Geschlechtskörper und Körperlichkeit insgesamt theoretisch wie empirisch zu befremden, den Geschlechtskörper zu entnaturalisieren, zu entdinglichen und ihn damit für subjekt-, sozial- wie gesellschaftstheoretische Reflexionen zugänglich zu machen. Eine solche Befremdung ermöglichte es aber auch, letztlich alles am Körper in Zweifel ziehen zu können: Nicht nur ‚oberflächliche', weil vermeintlich sichtbare Aspekte wie Hautfarbe, Geschlechtsmerkmale oder körperliche Vorzüge wie Schönheitsmakel, sondern auch die ‚unsichtbaren', tief unter der Haut

wirkenden symbolischen (Wissens-)Ordnungen, die den Körper in seiner Ungleichheit, Komplementarität und Differenz so und nicht anders sichtbar machen. So ist in der postfeministischen Geschlechterforschung über körperliche Minimalgesten und leibliche Erfahrungen hinaus die empirische Dekonstruktion des genetischen, gonadalen, hormonellen wie morphologischen Geschlechtskörpers längst ‚in vollem Gange' (vgl. hierzu auch Villa 2006, S. 72 f.).

Natürlich bleibt der Körper der Forscher_in von der dekonstruktivistischen Befremdung nicht unberührt. Auch wissenschaftliche Erkenntnisse *über* Körper sind letztlich Fabrikationen *von* Körpern – das hat die Geschlechterforschung schon früh erkannt. Wissenschaft sei, so lautet ein zentrales Argument, letztlich verkörperte Sozialität: Forscher_innen, auch Geschlechterforscher_innen, machen permanent als Akteure, die Geschlechtskörper sind und haben, körperliche Erfahrungen, die auch Einfluss auf die Art und Weise der Problematisierung von Phänomenen nehmen. Dies müssen nicht nur Erfahrungen im beruflichen Umfeld sein, etwa Benachteiligungserfahrungen als Frau oder Mann bei der Besetzung von Stellen, oder erlebte Unpässlichkeiten, erotische Sehnsüchte sowie körperliche Strapazen am Arbeitsplatz, die den Ablauf, die Fragestellung oder Ergebnisse der Forschungsarbeit und die eigene Performance als Forscher_in beeinflussen. Es können auch Berührungen mit körperlichen Erlebnissen im Freundes- und Bekanntenkreis sein, oder aber es sind Alltagserfahrungen und Kindheitserlebnisse, die bis in die wissenschaftliche Arbeit im (hohen) Alter nachwirken. Diesbezüglich ist ein Blick in das in der öffentlichen Wahrnehmung häufig als „Autobiographie" missverstandene kleine Büchlein „Ein soziologischer Selbstversuch" von Pierre Bourdieu (2002) besonders lohnenswert. Darin erzählt Bourdieu, wie ihn die Erfahrung körperlicher Gewalt aus seiner Internatszeit für die spätere Wahrnehmung seiner jugendlichen Gesprächspartner_innen in der Studie „Das Elend der Welt" sensibilisiert hat (vgl. Bourdieu 2002, S. 109), wie ihn seine Streitlust, sein Hang, sich zu erregen, sein Tonfall, seine Stimme, seine Gebärden oder sein Gesichtsausdruck, die er auf die kulturellen Besonderheiten seiner Heimat zurückführt, nicht nur als Student, sondern auch später als Professor immer wieder zum Außenseiter unter Kollegen macht, ihn Gefühle der Scham, Angst und Verzweiflung (ver)spüren lässt, die schließlich auch auf seinen Vortragsstil, seine Inszenierung als Intellektueller Einfluss nehmen (vgl. ebd., S. 122 ff.). Hier wird schnell deutlich, dass wissenschaftliches Wissen durch seine Verkörperung immer ein situiertes, partielles und damit kontingentes Wissen ist und der Körper keinesfalls nur als eine ‚soziale Tatsache', sondern auch als Instrument wissenschaftlicher Erkenntnis ernst zu nehmen ist.

## Literatur


Bourdieu, Pierre (2002). *Ein soziologischer Selbstversuch.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**Bourdieu, Pierre (1997). Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling & Beate Krais (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis* (S. 153–218). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.**

**Butler, Judith (1997). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.**

Davis, Kathy (2008). Surgical Passing – Das Unbehagen an Michael Jacksons Nase. In: Paula-Irene Villa (Hrsg.), *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst* (S. 41–66). Bielefeld: Transcript.

Duden, Barbara (1987). *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Fanon, Frantz (1981). *Die Verdammten dieser Erde.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Garfinkel, Harold (1967). Agnes. In: Ders.: *Studies in Ethnomethodology.* Cambridge: Polity Press.

**Goffman, Erving (1994). *Interaktion und Geschlecht.* Frankfurt a. M./New York: Campus.**

Hirschauer Stefan (1999). *Die soziale Konstruktion der Transsexualität.* 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hirschauer, Stefan (2001). Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.* Sonderheft 41, 208–235.

Karakaşoğlu, Yasemin & Boos-Nünning, Ursula (2006). *Viele Welten Leben. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund.* Waxmann: Münster.

Kastner, Jens (2012) Klassifizierende Blicke, manichäische Welt. Frantz Fanon: „Schwarze Haut, weiße Masken" und „Die Verdammten dieser Erde". In: Julia Reuter & Alexandra Karentzos (Hrsg.): *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies* (S. 85–96). Wiesbaden: Springer VS.

Kaufmann, Jean-Claude (1999). *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit.* Konstanz: UVK.

Nökel, Sigrid (2002). *Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam. Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken.* Bielefeld: transcript.

Lindemann, Gesa (2009). *Das Soziale von seinen Grenzen her denken.* Weilerswist: Velbrück.

Lindemann, Gesa (1993). *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl.* Frankfurt a. M.: Fischer.

Reuter, Julia & Villa, Paula (Hrsg.). (2009). *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention.* Bielefeld: transcript.

**Reuter, Julia (2011). *Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit.* Bielefeld: transcript.**

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988). „Can the Subaltern Speak?". In: Cary Nelson & Lawrence Grossberg (Hrsg.): *Marxism and the Interpretation of Culture* (S. 271–313). London: Macmillan.

Terhart, Henrike (2014). *Körper und Migration. Eine Studie zur Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild.* Bielefeld: transcript.

**Villa, Paula-Irene (2006). *Sexy Bodies. Eine Soziologische Reise durch den Geschlechtskörper.* 3. Aktual. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag.**

Villa, Paula-Irene(Hrsgg.).(2008). *Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst.* Bielefeld: Transcript.

Villa, Paula-Irene, Möbius, Stephan & Thiessen, Barbara (Hrsg.). (2011). *Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven.* Frankfurt a. M.: Campus.

Winker, Gabriele & Degele, Nina (2009) *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten.* Bielefeld: Transcript.

West, Candance & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society* Vol. 1, No 2: 125–151.

West, Candance & Fenstermaker, Sarah (1995). Doing Difference. *Gender & Society* Vol. 9, No 1: 8–37.

# Gewalt

Katharina Inhetveen

## 1 Der Körper in der Gewaltsoziologie – Standpunkte und Dispute

Mit dem Begriff Gewalt körperliche Verletzung zu verbinden, liegt im Alltagsverständnis auf der Hand. Wer sich mit Gewalt befasst, scheint um den Körper nicht herumzukommen. Gleichwohl war und ist eine explizite Auseinandersetzung mit der Körperlichkeit des Menschen für die Gewaltsoziologie keine Selbstverständlichkeit. Auf unterschiedliche Weise klammerten auch etablierte Perspektiven der Gewaltforschung den Körper mehr oder weniger aus der Analyse aus (ebenso, wie Gewalt in der sich entwickelnden Körpersoziologie keine große Rolle spielte). Aber der Körper taucht hartnäckig immer wieder auf, und in einigen Debatten und Ansätzen der Gewaltsoziologie nimmt er inzwischen einen zentralen Platz ein.

Die Ausgangslage für diese Debatten war eine Soziologie, die sich der Gewalt im Rahmen ‚klassischer' ätiologischer Forschungen zu Devianz und sozialen Problemen widmete und sich bis in die 1990er Jahre zum „Mainstream" der Gewaltforschung entwickelte (zusammenfassend Nedelmann 1997; Trotha 1997, S. 16–20). Dieser arbeitet vor allem mit aggregierten Daten, in denen Gewalttaten mittels statistischer Verfahren mit erklärenden Variablen in Verbindung gebracht werden. Neben Surveydaten gehören Kriminalstatistiken zum wesentlichen Material. Über juristische Definitionen, die sich auf Gewalt als körperlich wirkenden Zwang konzentrieren, bestimmte Körperlichkeit stark den Gegenstandsbereich dieser Forschungen. Allerdings beinhaltet die auf standardisierten Daten beruhende Methodik, dass die berücksichtigten Gewalttaten bereits vor der analytischen Arbeit kategorisiert und damit zählbar gemacht werden. Damit bleibt die konkrete Körperlichkeit der untersuchten Phänomene für die soziologische Betrachtung unsichtbar. Das Gewalthandeln selbst, mit dem Körper im definitorischen Zentrum, erscheint nur als *black box* in der Argumentation.

Ohne dass zu diesem Zeitpunkt der Körper in der Gewaltforschung bereits ausführlich thematisiert worden wäre, drehte sich eine erste kritische Debatte um seine definitorische Relevanz. Ende der 1960er Jahre entwickelte Johan Galtung sein Konzept der „strukturellen Gewalt" (Galtung 1975), das sich auch gegen den Körperbezug

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_8

der ätiologischen Gewaltforschung richtete. Galtung erweitert den Gewaltbegriff um Phänomene, bei denen kein körperlicher Zugriff benennbarer Akteure auf Gewaltopfer mehr beobachtbar ist. Gewalt ist damit nicht länger nur direkte körperliche Interaktion, sondern liegt immer dann vor, „wenn Menschen so beeinflußt werden, daß ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung" (Galtung 1975, S. 9). Damit umfasst Galtungs Gewaltbegriff auch Gewalt ohne Akteure und ohne spezifisch fassbare Handlungen, was Galtung (1975, S. 12) als „strukturelle" oder „indirekte Gewalt" bezeichnet. Mit dem Konzept struktureller Gewalt ist auch beabsichtigt, unter dem normativ aufgeladenen Begriff der Gewalt das anzuprangern, was in der Soziologie gemeinhin als soziale Ungleichheit verhandelt wird. Das Konzept struktureller Gewalt – und in ihrer Anlage ähnliche wie der Bourdieusche Begriff der symbolischen Gewalt oder der Baumansche der kulturellen Gewalt – ist bis heute international und gerade in sozialen Bewegungen einflussreich, spielen aber in den wissenschaftlichen Zusammenhängen, die sich dezidiert als ‚Gewaltsoziologie' verstehen, eher eine Nebenrolle. Dort wird der Begriff der strukturellen Gewalt meist als normativ und vor allem als zu unscharf und damit analytisch unbrauchbar kritisiert.

Ohne Namen zu nennen oder an hitzigen Debatten teilzunehmen, distanziert sich auch Heinrich Popitz mit seinem einflussreichen Beitrag zur Gewaltsoziologie explizit vom Konzept der strukturellen Gewalt. Er stellt den Körper ins Zentrum seiner Gewaltdefinition: „Gewalt meint eine Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt" (Popitz 1992, S. 48). Mit dieser Begriffsfassung betrachtet Popitz Gewalt stets in einem macht- und herrschaftssoziologischen Zusammenhang. Sie ist für ihn eine Form der Aktionsmacht, die er auf die anthropologische Grundausstattung des Menschen zurückführt und damit wesentlich auf seine Körperlichkeit. Der menschliche Körper ist verletzungsoffen und verletzungsmächtig (Popitz 1992, S. 24 f., 43 f.). Für das Zufügen wie das Erleiden von Gewalt ist der Körper anthropologische Bedingung – und als solche ist der Körper eine nur begrenzt (re)konstruierbare Gegebenheit. Menschen können ihren Körper nicht verlassen (Popitz 1992, S. 45) und weder seine Verletzlichkeit noch seine Gewaltfähigkeit aufheben. Zugleich verletzt Gewalt nicht nur den Körper, sondern damit immer auch die Person, das Selbst. Gewalt ist also bei Popitz immer körperlich, aber nie etwas allein Körperliches. Gewalt erscheint als unausweichliches, grundsätzliches und universelles Problem sozialer Ordnung – das Popitz ordnungstheoretisch (und nicht, wie in hohem Grad der „Mainstream" der Gewaltforschung, ordnungspolitisch) behandelt.

Popitz knüpft mit seinen soziologischen Überlegungen zum Körper insbesondere an die Philosophische Anthropologie und hier vor allem an Arnold Gehlen an, aber auch an naturwissenschaftliche Beiträge, etwa von Konrad Lorenz. Popitz' Sicht auf den menschlichen Körper als anthropologische Gegebenheit führt ihn aber keineswegs zu deterministischen Erklärungen von Gewalt, im Gegenteil: Die körperlichen Charakteristika des Menschen, insbesondere seine „relative Instinktentbundenheit" (Popitz 1992, S. 48), machen im Zusammenspiel mit seiner entgrenzten Vorstellungs-

kraft und seiner technischen Intelligenz Gewalt soziologisch erklärungsbedürftig, denn: „Der Mensch muß nie, kann aber immer gewaltsam handeln" (Popitz 1992, S. 50). Der Körper ist die Basis für die Gewaltfähigkeit und die Gewaltoffenheit des Menschen, aber er kann konkretes Gewalthandeln nicht erklären.

Mit dieser Position steht Popitz im Gegensatz zu soziobiologischen Ansätzen, die Gewaltphänomene auf die genetische Ausstattung des menschlichen Körpers zurückführen. So erklärt der Biologe Bernhard Verbeek (2004) Krieg und Völkermord durch in der Evolution bewährte Genprogramme des Menschen, die die Unterscheidung zwischen Ingroup und Outgroup stützen. Selbst die Lernprozesse, in denen diese Unterscheidung entwickelt wird, sind nach Verbeek biologisch-evolutionär verankert. Soziologische Erklärungen konkreter Gewaltphänomene können aus dieser darwinistisch-deterministischen Perspektive letztlich nur an der Oberfläche kratzen; der evolvierte Körper wird zur soziobiologischen Determinante von Gewalt. Diese Forschungsrichtung ist allerdings kaum verbunden mit fachsoziologischen Debatten. Dort werden soziobiologische Ansätze zwar ab und zu angesprochen, aber fast ausnahmslos mit dem Gestus der Abgrenzung (z. B. Elwert 2004).

Angesichts dessen, dass der Körper in der etablierten, standardisierenden und ursachenorientierten Gewaltsoziologie keine besondere Aufmerksamkeit erfuhr und in Forschungen zu ‚struktureller' Gewalt als Definitionskriterium des Gegenstands ganz ausschied, entwickelte sich in den 1990er Jahren eine intensivere Diskussion über die Stellung des Körpers in der Gewaltforschung. „Innovateure" (Nedelmann 1997, S. 60) der Gewaltsoziologie forderten, den Fokus statt auf Ursachen, Folgen und Präventionschancen nun auf die Gewalt selbst, auf Gewaltinteraktionen und nicht zuletzt auf den Körper als Zentrum von Gewalthandeln zu legen (Nedelmann 1997, S. 62 f.; Trotha 1997, S. 26–28). Gefordert wird eine mikroskopisch-detaillierte Untersuchung des körperlichen Geschehens bei Gewaltphänomenen. Was im „Mainstream" unbesehen unter Kategorien von Gewalttaten subsumiert wird, soll nun im Zentrum der Analyse stehen: der Körper, insbesondere der verletzte Körper und der Schmerz des Opfers. Das Interesse gilt dabei nicht den Ursachen solcher Körperverletzungen, auch nicht, im Sinne eines verstehenden Ansatzes, ihren Deutungen durch die Beteiligten. Vielmehr soll genaueste Beobachtung des körperlichen Geschehens eine analytische Annäherung an Gewaltphänomene in ihrer Eigendynamik ermöglichen. Gewalt und Schmerz sollen also als Gegenstände eigener Art erforscht werden, während die Exploration von Deutungskontexten ebenso wie Ursachenforschung abgelehnt werden. Wolfgang Sofsky, einer der zentralen Protagonisten der neueren Gewaltsoziologie, argumentiert entsprechend: „Um die Not der Gewalt überhaupt in den Blick zu bekommen, sind daher alle kulturellen Überformungen einzuklammern. Was sich dann offenbart, ist die pure Oppression und Nutzlosigkeit des Schmerzes" (Sofsky 1996, S. 69). Der Körper wird in dieser Forschungsrichtung als anthropologische Gegebenheit betrachtet, die gegen kulturelle Deutungsprozesse im Kern resistent ist. Implizit gestützt wird diese Sichtweise durch die weitgehende Beschränkung der Beiträge auf extreme Gewalt. Im extremen Schmerz wird der Mensch nach Sofsky

(1996, S. 74) zur Kreatur und verliert, so die Weiterführung Trutz von Trothas (1997, S. 28 f.), sehenden Auges seine exzentrische Positionalität. Damit wird das Opfer von (extremer) Gewalt auf seine Leiblichkeit zurückgeworfen, und mit ihm die Gewaltanalyse auf eine hoch fokussierte Beschreibung des leib-körperlichen Geschehens.

Die Diskussion der 1990er Jahre schien die Gewaltsoziologie in ein Lager althergebrachter, ‚körperignoranter' ätiologischer Forschung und eines innovativer, ‚körperfixierter' dichter Gewaltbeschreibung zu polarisieren. Tatsächlich war und ist gewaltsoziologische Forschung ein heterogenes und nur lose verkoppeltes Feld, in dem durchaus weitere, weniger scharf diskutierte Perspektiven verfolgt werden, die den Körper analytisch einbeziehen. So gibt es Ansätze einer interpretativen, qualitativ vorgehenden Gewaltforschung, die die mit Gewaltphänomenen verbundenen Sinngebungsprozesse in den Mittelpunkt stellen. Während ein Großteil sich dabei für Gewaltmotive und insbesondere Motivverschiebungen interessiert (zusammenfassend Nedelmann 1997, S. 78 f.), nehmen in jüngerer Zeit Forschungen zu, die körperbezogene Deutungen in den Mittelpunkt der Gewaltanalyse stellen und sich so mit einem konstruktivistischen Körperkonzept den Verläufen konkreter Gewaltphänomene annähern. Einige exemplarische Forschungen dieser Ausrichtung werden im folgenden Punkt angesprochen.

## 2 Dimensionen der Körperlichkeit in der Gewaltsoziologie

Entsprechend der unsteten und heterogenen Thematisierung des Körpers in der Gewaltsoziologie werden sehr verschiedene Aspekte menschlicher Körperlichkeit analytisch einbezogen. Sie lassen sich als unterschiedliche Dimensionen von Körperlichkeit fassen, die in Gewaltphänomenen aus je spezifischen Perspektiven in den Blick gelangen. Ohne damit Vollständigkeit zu beanspruchen, werden im Folgenden sechs Dimensionen als zentral angesprochen: körperlicher Schmerz (2.1), der Körper als Ziel von Strafen (2.2), die geschlechtliche Konnotation körperlicher Gewalt (2.3), der Körper als Kapital und auszubildendes Gewaltinstrument (2.4), die körperliche Sensation von Gewalt (2.5) sowie die kulturell-symbolische Ebene von Körperlichkeit in ihrer Relevanz für Gewaltphänomene (2.6).

### 2.1 Körperlicher Schmerz in Gewaltinteraktionen

Gewalt geht über die Verletzung des Körpers hinaus und betrifft den Menschen als soziales Subjekt. Ein wesentliches Scharnier zwischen dem anatomischen Vorgang der Verletzung einerseits und dem Verletzten als sinndeutenden, emotional empfindenden und sein Handeln entscheidenden Menschen andererseits bildet der körperliche Schmerz. Die Effekte des Schmerzes können mit dem Gewalthandeln intendiert sein oder nicht. Wenn Gewalt als Machtmittel eingesetzt wird, kann der Körper des

Machtunterlegenen entweder quasi mechanisch manipuliert, zum Beispiel verstümmelt, aus dem Weg geräumt oder getötet werden (wobei für die Täter der Schmerz des Opfers irrelevant sein mag), oder aber es findet eine gezielte Übersetzung statt: Über den Schmerz körperlicher Verletzung wird Zugang zum Willen, zum Wissen, zu den Emotionen des Verletzten gesucht – etwa durch Folter bei Verhören, durch den Rohrstock in der Erziehung, durch Schläge zwischen Rivalen.

Wenngleich körperlicher Schmerz ein unbestritten relevanter Aspekt von Gewalt ist, sind ihm relativ wenige gezielte Analysen gewidmet. Das bis heute wohl international meistzitierte, aber durchaus auch kritisch aufgenommene Werk zum Thema Schmerz wurde zuerst 1985 von der Literaturwissenschaftlerin Elaine Scarry veröffentlich: „The Body in Pain" (Scarry 1987). Zentral ist für sie, dass körperlicher Schmerz nicht ausdrückbar ist, sich der sprachlichen Darstellung entzieht – und als akuter Schmerz die Sprache zerstört (Scarry 1987, S. 3–11, 54–56). Die Unausdrückbarkeit hat politische Konsequenzen, denen Scarry zunächst im Bereich der Dekonstruktion von Welt nachgeht, konkret an den Phänomenen Folter und Krieg. Diesem „unmaking" durch Schmerz stellt sie im zweiten Teil des Buches das „making" der Welt gegenüber, indem sie kreatives Imaginieren als Reaktion auf die Unausdrückbarkeit und die ihr zugrundeliegende Objektlosigkeit von (allerdings mehr und mehr metaphorisch verstandenem) Schmerz herleitet (Scarry 1987, S. 61–185). Für die Gewaltsoziologie ist der erste Teil einschlägiger, insbesondere der Abschnitt über Folter. Hier untersucht Scarry das Verhältnis von Schmerz und Sprache und seine Implikationen in der konkreten Gewaltinteraktion. Folter besteht nach Scarry (1987, S. 28 f., 35 f.) aus zwei Grundelementen, dem Zufügen von Schmerz als körperlicher Handlung und der Befragung als verbaler Handlung. Die Befragung besteht aus der Frage (gemeinhin missverstanden als Motiv) und der Antwort (missverstanden als Verrat). Daraus ergibt sich in der Foltersituation ein vierfacher Gegensatz: „The pain is hugely present to the prisoner and absent to the torturer; the question is, within the political fiction, hugely significant to the torturer and insignificant to the prisoner; for the prisoner, the body and its pain are overwhelmingly present and voice, world, and self are absent; for the torturer, voice, world, and self are overwhelmingly present and the body and pain are absent" (Scarry 1987, S. 46). Im Schmerz konstituiert sich die Distanz zwischen Folterer und Gefolterten, in der Befragung wird sie sprachlich objektiviert (Scarry 1987, S. 46), wobei die Sprache des Folterers geradezu zur Waffe wird, während die Sprache der Gefolterten bis zum bloßen Schrei hin zerstört wird. In einem für die Funktion der Folter wesentlichen Schritt wird nach Scarry (1987, S. 51, 56–59) schließlich die imminente Realität des Schmerzes umgewandelt in einen Realitätsbeweis der Macht der Folterer und des Regimes, das sie entsendet. Instruktiv sind Scarrys (1987, S. 47 f.) Überlegungen zu den Akteuren der Schmerzerzeugung: Diese sind nicht nur extern (als Folterer und deren Waffen), vielmehr machen bestimmte Foltertechniken den Körper der Gefolterten selbst zum aktiven Produzenten des eigenen Schmerzes. Diesen Zusammenhang hat die CIA zur Folterstrategie gewendet, was in Verhörleitfäden expliziert wird, die erst nach der Entstehung von

Scarrys Buch öffentlich zugänglich wurden. Gewaltsoziologisch ist diese Frage der Fremd- oder Eigenproduktion von Schmerz hoch relevant, wenn die Akteurskonstellationen der Gewaltinteraktion aus Sicht der Beteiligten zu rekonstruieren sind.

Insgesamt entwickelt Scarry ihre anthropologischen Vorannahmen nicht explizit und ist in der Herleitung ihrer Befunde aus dem (diffusen und stark literarischen) Materialkorpus erwartungsgemäß nicht an den Kriterien empirischer Sozialforschung orientiert. Gleichwohl bieten ihre Überlegungen Ansatzpunkte für die Gewaltsoziologie. Der im Schmerz aufgelöste Weltbezug, die Unausdrückbarkeit und die Objektlosigkeit von Schmerz sind Aspekte von Scarrys Analyse, die insbesondere von den Innovateuren der Gewaltforschung rezipiert wurden (z. B. Sofsky 1996, S. 67, 79, 93–96). Der Befund des durch Schmerz erzeugten Weltverlustes als Verleiblichung und Vereinsamung wird an anderer Stelle dagegen von der Philosophischen Anthropologie her entwickelt (Trotha 1997, S. 28–31) – ein theoretischer Bezug, der sich bei Scarry nicht findet.

Während Scarry in der deutschsprachigen Debatte herangezogen wird, um die These der Sinnlosigkeit von Schmerz zu stützen (u. a. Sofsky 1996, S. 79), versäumt sie über weite Strecken zu explizieren, dass eigentlich extremer Schmerz im Besonderen gemeint ist. Obwohl viele Formulierungen ganz allgemein von Schmerz sprechen, wird die Existenz mehr oder weniger erträglichen Schmerzes bei Gewaltphänomenen ausgeklammert – so sagt uns Scarry kaum etwas über differenzierten Schmerz (dagegen Foucault 1994, S. 46), willkommenen Schmerz (exemplarisch in SM-Praktiken) oder kommunikativem Schmerz (der beim Training von Gewaltpraktiken, etwa im Kampfsport, eine wesentliche Rolle spielt). Angesichts dieser Leerstellen müssen auch nach der Lektüre von Scarry und Sofsky die sinnhaften Aspekte von Schmerz durch Gewalt in der Diskussion bleiben.

### 2.2 Körper als Ziel von Strafe

Die Thematik der Verletzungsoffenheit und des Schmerzes verweist auf eine weitere Dimension der Körperlichkeit von Gewalt: den Körper als Ansatzpunkt von Strafen. Herrschaftsordnungen fußen letztlich auf der Androhung von Gewalt bei Abweichungen von den von ihnen gesetzten Normen und Befehlen, bis hin zur tödlichen Gewalt – ein Zusammenhang, den Weber bekanntlich für den Staat hervorgehoben hat, der aber auch allgemeiner für soziale Ordnungen gilt (Popitz 1992, S. 47, 54–57, 90 f.). Normierte Macht über Menschen impliziert die Möglichkeit gewaltsamer Sanktionen, weil die Machtunterlegenen eben verkörperte Wesen sind.

Die universelle Bedeutung der gewaltsamen Strafe für Machtordnungen wendet Michel Foucault (1994) in seinem klassischen Beitrag „Überwachen und Strafen“ in eine historische Entwicklung. Er zeichnet nach, wie sich um den Übergang vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert der strafende Zugriff auf den Körper von einem im engen Sinne gewalttätigen zu einem disziplinierenden und kontrollie-

renden verändert – eine These, die er später im Zusammenhang mit dem Übergang von souveräner Macht zu Bio-Macht weiter ausgearbeitet hat. Nach Foucault zielt der Souverän mit Körperstrafen, die vor allem das Herrschaftsverhältnis wiederherstellen sollen (Foucault 1994, S. 64 f.), auf das „physische Leiden", den „Schmerz des Körpers selbst" (Foucault 1994, S. 18 f.). Die „peinliche Strafe" oder „Marter" hat also den „Körper als Hauptzielscheibe der strafenden Repression" (Foucault 1994, S. 15), und dabei wird auf den Körper höchst detailliert und systematisch zugegriffen. Das Gewalthandeln der Marter und insbesondere der Folter (Foucault 1994, S. 53–57) ist also keineswegs improvisiert, sondern in Art und Ausmaß der Verletzung so genau reglementiert, dass ihm offensichtlich differenziertes Körperwissen zugrunde liegt. Auf diesem Wissen basiert auch die „quantifizierende *Kunst* des Schmerzes" (Foucault 1994, S. 46; Hervorheb. KI) bei der Marter. Diese ist über die „differenzierte Produktion von Schmerzen" hinaus „ein um die Brandmarkung der Opfer und die Kundgebung der strafenden Macht herum organisiertes Ritual" (Foucault 1994, S. 47). Auch indem die Gemarterten gebrandmarkt werden und ihre Schreie wie ihre noch nach dem Tod malträtierten und ausgestellten Leichen der Verkündung des Triumphes der Justiz dienen, bleibt die Marter auf den Körper zentriert. Mit dem Wandel hin zu einem disziplinierenden und einkerkernden Straf-Stil verschiebt sich der Zielpunkt der Strafe weg vom Körper und hin zu etwas jenseits des Körpers, in den Worten zeitgenössischer Theoretiker zur „Seele" (Foucault 1994, S. 25 f.). Zwar bleibt Strafen weiterhin auf die disziplinierende Unterwerfung des Körpers bezogen, so im Gefängnis, dessen Genese als Institution Foucault in diesem Werk untersucht. Allerdings erfolgt der Zugriff auf den Körper dann nicht mehr primär durch Gewalt im engen Sinn: Bis Mitte des neunzehnten Jahrhunderts „ist der gemarterte, zerstückelte, verstümmelte, an Gesicht oder Schulter gebrandmarkte, lebendig oder tot ausgestellte, zum Spektakel dargebotene Körper verschwunden" (Foucault 1994, S. 15), und zwar „endgültig" (Foucault 1994, S. 23). Soweit die Gewaltsoziologie von einem engen, körperbezogenen Gewaltbegriff ausgeht, ist damit der erste Teil von Foucaults Werk aufschlussreicher für sie – im Gegensatz zur Körpersoziologie insgesamt. Dabei muss die Gewaltsoziologie Foucaults historischen Befund in seiner Eindeutigkeit – als bruchartige und vor allem eindeutig gerichtete Entwicklung – nicht notwendig übernehmen. Tatsächlich gehört die Behauptung eines derart harten Umbruchs im Körperbezug des Strafsystems (wie der Herrschaft insgesamt) zu den Kritikpunkten, die gegen das Werk vorgebracht wurden (zusammenfassend Spierenburg 2013, S. 78–85; Trotha 1997, S. 27 auch zu Elias' Zivilisationsthese). In vielen Fällen heutiger staatlicher und parastaatlicher Gewalt bleibt es durchaus aussichtsreich, empirisch zu prüfen, wie fruchtbar sich die dort wirksamen Zusammenhänge von Gewalt und Körper anhand von Foucaults Aussagen über grausame Strafen und Folter analysieren lassen.

## 2.3 Körper als geschlechtliche Konstruktion von Verletzungsmacht und -offenheit

Neben einzelnen anderen Autoren (wie Erving Goffman) hat vor allem die feministische Theorie und Geschlechterforschung frühzeitig betont, dass – um bei der Popitzschen Terminologie zu bleiben – Verletzungsoffenheit und Verletzungsfähigkeit Menschen je nach Geschlecht unterschiedlich zugeschrieben werden. In enger Verzahnung mit den politischen Themen der Frauenbewegung hat die feministische Theorie ab den 1970er Jahren einen besonderen Fokus auf den Körper gelegt und die mit ihm verbundenen Praktiken in einen Analysezusammenhang von Macht und Herrschaft gestellt. Kampagnen und theoretische Diskurse befassten sich auch mit Gewalt, zentral waren (neben anderen Körperthemen wie Abtreibung oder Schönheitsideale) insbesondere sexualisierte und „häusliche" Gewalt. Dabei werden die nicht nur zugeschriebene, sondern alltäglich in Praxis umgesetzte größere Verletzungsoffenheit von Frauen und größere Verletzungsfähigkeit von Männern dekonstruiert. Sie werden statt auf ‚natürliche' Unterschiede auf (patriarchale) Machtverhältnisse zurückgeführt, auf einen „political context of sexed embodiment in which male aggression and female vulnerability are cultural corporeal paradigms" (McCaughey 1997, S. xv). Allerdings konzipiert feministische Theoriebildung das Verhältnis von Körper, Geschlecht und Gewalt nicht widerspruchsfrei. Einige Diskursstränge reproduzieren etwa beim Thema Vergewaltigung die Zuschreibung von Gewaltfähigkeit an Männer, was ihnen den Vorwurf des Biologismus und der Festschreibung eines ‚Opferstatus' von Frauen einbrachte. Andere Theorieansätze, etwa der von Judith Butler, wurden dahingehend kritisiert, dass durch ihre weitgehende diskursive Immaterialisierung des Körperlichen gerade Gewaltphänomene kaum noch analytisch fassbar sind. Martha McCaughey zeichnet in ihrer Studie „Real Knockouts" (1997) die (vor allem US-amerikanische) feministische Diskussion zu Körper und Gewalt ausführlich historisch nach; darüber hinaus führt sie sie mit einer empirischen Studie auch theoretisch weiter. Auf der Grundlage teilnehmender Beobachtung, Interviews und Dokumentenanalysen untersucht sie Selbstverteidigung für Frauen als Gegendiskurs zur *rape culture* und geht Prozessen nach, wie durch körperliche Praktiken des Selbstverteidigungstrainings der weibliche Körper umkonstruiert, ‚rescripted' wird. So ermöglicht Selbstverteidigung auf Ebene der gespürten Leib-Körperlichkeit – „the way it feels to inhabit a female body" (McCaughey 1997, S. 2) – wie auf der Ebene gesellschaftlicher Diskurse Veränderungen: „emotional, corporeal, cultural, and political transformations" (McCaughey 1997, S. 2, xi). Die durch Praxis veränderte Körperlichkeit wird zur Grundlage für die Veränderung der Geschlechterverhältnisse insgesamt. Indem sie sich kritisch mit der verbreiteten feministischen Ablehnung von Gewalt auseinandersetzt und Elizabeth Grosz' *corporeal feminism* weiterführt, entwickelt McCaughey (1997: 200–205) das Konzept des „physical feminism". Es beinhaltet wesentlich, weibliche Gewaltfähigkeit gezielt zu fördern, und zwar durchaus durch Körperdisziplin (des Trainings) – die wie Gewalt eine erhebliche Skepsis des foucault-

belesenen akademischen Feminismus auf sich zieht (McCaughey 1997, S. 162–165). Zugleich birgt Selbstverteidigung nach McCaughey (1997, S. 179 f.) auch Konsequenzen für die Konstruktion des Männerkörpers, indem sie die (auch im Feminismus dominante) Auffassung in Frage stellt, dass alle Männer physisch zur Vergewaltigung fähig sind, und in ihren Praktiken auf die damit explizit gemachte männliche Verletzungsoffenheit abzielt. Indem die Untersuchung ihre feministisch-politischen Überlegungen auf der Grundlage empirischer Befunde und theoretischer Analyse entwickelt, ist sie auch jenseits feministischer Praxis für die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung aufschlussreich.

In jüngerer Zeit und im Zusammenhang mit der Debatte um Intersektionalität berücksichtigt die feministische Geschlechterforschung auch beim Thema Gewalt zunehmend rassistische Zuschreibungen von Verletzungsmächtigkeit und -offenheit, von Gewaltaffinität und Opferstatus (s. a. McCaughey 1997, u. a. S. 22–25, 151 f.). Stärker mit allgemeinsoziologischem als mit politischem Interesse verfolgen in jüngerer Zeit auch Beiträge zur Männerforschung, welche Implikationen die kulturell zugeschriebene männliche Verletzungsfähigkeit für Fragen sozialer Ordnungsbildung hat.

## 2.4 Körper als Kapital: Zur Ausbildung von Gewaltfähigkeit

Der Fall von Selbstverteidigungskursen macht bereits klar: Die anthropologisch basierte Gewaltfähigkeit des menschlichen Körpers lässt sich gezielt weiter ausbilden, mit Training – das über die Inkorporierung von Wissen und die Ausbildung anatomischer Stärken (wie Kraft, Beweglichkeit, Schnelligkeit, Zielsicherheit) die Potentiale zu körperlichem Gewalthandeln steigert – und entsprechender Körperdisziplin. Für diese Prozesse haben sich unter anderem Forschungen zur professionalisierten Gewaltausübung staatlicher oder parastaatlicher Organe interessiert, etwa zur Ausbildung von Soldaten und Polizisten. Dabei zeigt sich, dass zur Professionalisierung der Gewaltfähigkeit nicht nur gehört, das Zufügen von Gewalt zu trainieren. Wie Untersuchungen etwa zur Obristendiktatur in Griechenland belegen, bildet bei der Ausbildung zuverlässig einsetzbarer Gewaltfähigkeit auch die Gewalterfahrung der angehenden Folterer selbst einen integralen Bestandteil (Haritos-Fatouros 1991). Inkorporiertes Gewaltwissen scheint insbesondere dann systematisch einsetzbar, wenn körperlich erfahrene Verletzungsoffenheit ebenso wie Verletzungsmächtigkeit in es eingehen. Professionalisiertes Gewaltwissen geht keineswegs in einer einseitigen Täterperspektive, die auf trainierter Tätererfahrung beruht, auf.

Ähnlich gilt das für den Kampfsport. In seiner Studie zum Boxen zeigt Loïc Wacquant (1995; 2003), dass Boxer keineswegs nur die Verletzungsfähigkeit des eigenen Körpers schulen. Vielmehr wird dieser mit immenser Disziplin als verletzungsoffener, empfindlicher und anspruchsvoller Kapitalträger umsorgt. Hier wird deutlich, dass Professionalisierung von Gewalt immer beide Seiten des menschlichen Gewaltverhältnisses beinhaltet, Verletzungsoffenheit und Verletzungsfähigkeit, und beides

durch disziplinierte Akkumulation von Fähigkeiten und Wissen kalkulierbar zu machen versucht. Im Kampf wird nicht einfach Gewalt gegen den Gegner maximiert, sondern die „Steuerung des Maßes der Gewalt im Ring ist integraler Bestandteil des allgemeinen Instrumentariums zum Schutz des Körpers" (Wacquant 2003, S. 148). Besonders deutlich wird die gezielte Berücksichtigung von Verletzungsfähigkeit *und* Verletzungsoffenheit beim Training der Selbstverteidigung (McCaughey 1997).

Wesentlicher Träger des Wissens und der Fähigkeiten, die beim Training der Gewaltfähigkeit erworben werden, ist der Körper. Entsprechend ist in der ‚Didaktik' des Boxens der Körper des Trainers zentrales Vermittlungsinstrument (Wacquant 2003, S. 103–105). In der Kampfkunst wird oft betont, sie lasse sich nicht ‚aus Büchern lernen', und mit Bezug auf Bourdieu konstatiert Wacquant (2003, S. 63) für das Boxen, dessen Training wolle durch körperliche „Praxis, das heißt durch *direkte Einverleibung,* die Beherrschung der grundlegenden körperlichen, emotionalen, visuellen und mentalen Abläufe vermitteln". Wie für Gewalterfahrungen im Alltag gilt auch für professionalisierte Gewalt, dass sie „keine rein körperliche Übung" (Wacquant 2003, S. 95, s. a. 101) ist; auf Basis des Körpertrainings werden auch die genannten emotionalen und mentalen Abläufe integriert. Körperliches Üben bietet, wie auch im japanischen Budo betont wird (Levine 2004), einen Zugang zur Entwicklung auch des Geistes, des Selbst, des ganzen Menschen. An Erwerb und Einsatz von Körperkapital zur Gewaltausübung lässt sich also zeigen, dass eine Gewaltsoziologie, die den Körper in das Zentrum ihres Gegenstandes stellt, keineswegs eine auf physische Vorgänge reduzierte Perspektive beinhalten muss. Auch in ihren professionalisierten Formen ist Gewalt zwar auf den Körper fokussiert, geht aber nicht im Körperlichen auf.

### 2.5 Körperliche Sensation des Gewalthandelns – Gewalt als Faszinosum

Wenn Menschen ihre körperliche Gewaltfähigkeit trainieren und professionalisieren, sei es als Boxer, Soldat oder Straßenkämpfer, geht es meist nicht nur um Pflichtgefühl und Broterwerb. Wer sich für den Soldatenberuf entscheidet oder Zeit, Energie und Disziplin in Kampftraining investiert, ist in der Regel getrieben von einer Faszination durch Gewalt und dem Wunsch nach eigener Gewaltmächtigkeit. Gewalt erscheint als Faszinosum.

Während der oft ordnungspolitisch orientierte „Mainstream" der Gewaltforschung ebenso wie gesellschaftskritische Ansätze (etwa der der „strukturellen Gewalt") den Gewaltbegriff von vornherein negativ konnotieren, wird seit den 1990er Jahren verstärkt die Ambivalenz der Gewalt diskutiert, also nicht nur ihre er- und abschreckenden, sondern auch ihre faszinierenden und anziehenden Facetten (Nedelmann 1997, S. 69 f.). Gewalt kann, wie es Jan Philipp Reemtsma in seinem Abschiedsvortrag als Direktor des Hamburger Instituts für Sozialforschung – einer Hochburg der Gewaltforschung – gefasst hat, „attraktive Lebensform" sein.

Wie einige der angesprochenen Forschungen zeigen, ist die Faszination der Gewalt nicht zuletzt eine körperliche Sensation. Gewalt als physisches Handeln, als spürendes Erleben eigener Verletzungsmächtigkeit, kann Menschen ein leibliches Hochgefühl bis hin zu ekstatisch-rauschhaften Erfahrungen bieten. Darauf weisen nicht nur kritische feministische Analysen männlicher Gewaltaffinität hin, sondern auch ‚dichtere' Beschreibungen des Erlernens und Praktizierens von Gewalt. McCaughey (1997, S. 155; Hervorh. i. Orig.) spricht so von der „*pleasurable nature of combat*", die wesentlich in einem Körpergefühl und weniger in einem intellektuellen Genuss besteht. In diesem Sinne äußert sich etwa die Teilnehmerin eines Selbstverteidigungskurses über einen Übungskampf: „It felt great to kick the shit out of a six-foot two-inch guy" (McCaughey 1997, S. 119). Im Gewalthandeln liegt eine leibliche Sensation der Machterfahrung. Der Gewalttäter weiß nicht nur um seine Macht, er spürt sie. Umgekehrt spürt das Opfer seine Machtunterlegenheit körperlich, was Gewalt auch aus seiner Perspektive von anderen Machtformen absetzt, allerdings nicht auf faszinierende Weise.

Für Gewalttätige wirkt Gewalthandeln über den Machtaspekt hinaus auch durch die Intensität der körperlichen Erfahrung faszinierend. Die intensive Macht- und Körpererfahrung der Gewalt kann als individuelle Erfahrung gesucht werden, wie sie beim Boxen dominant ist (Wacquant 2003, S. 22), oder aber – als wiederum eigene Faszination – in Formen der körperbasierten Vergemeinschaftung. Dazu finden sich vor allem Untersuchungen in den Bereichen Jugendgewalt und Männlichkeitsforschung. Einerseits kann dabei kollektive Gewalt gegen Außenstehende zu positiv bewerteten Vergemeinschaftungseffekten führen (Inhetveen 2004, S. 54–59), was unter anderem für Hooligans oder im Fall von Kriegsvergewaltigungen gezeigt wurde. Andererseits kann es im Binnengeschehen einer Gruppe etwa durch „violent dancing" zu einer eigenleiblich gespürten Integration der Subkultur kommen – in der musikgetragenen geselligen Gewalt entsteht in „massenhafter Verschmelzung von Leibern" ein gemeinsamer „Quasi-Leib" (Schmitz, zit. n. Inhetveen 2004, S. 53), was von den Beteiligten ausdrücklich genossen und als ein Kern der eigenen Subkultur gesehenen wird (Inhetveen 2004). So ist es neben körperlich intensiven Machterfahrungen nicht zuletzt die im wörtlichen Sinn spürbare soziale Produktivität von Gewalt, die sie nicht nur abschreckend, sondern auch attraktiv, ja faszinierend macht.

## 2.6 Körper, Symbole und Rituale: Kulturanalysen von Gewalt

Während vor allem die soziologische Anthropologie und die neuere Gewaltsoziologie der ‚Innovateure' universelle Charakteristika menschlicher Gewaltinteraktionen betonen, lassen sich im weltweiten und historischen Vergleich sehr unterschiedliche Muster in der Art ausgeübter Gewalt feststellen. Hier setzen kulturanalytische Perspektiven an, die symbolischen und rituellen Bedeutungen des Körpers als kulturspezifischen Repräsentation nachgehen und damit konkrete – meist kollektive – Ge-

waltphänomene zu verstehen suchen. Den Ausgangspunkt dieser Vorgehensweise formuliert Arjun Appadurai: „the violence inflicted on the human body in ethnic contexts is never entirely random or lacking in cultural form. (…) even the worst acts of degradation (…) have macabre forms of cultural design and violent predictability" (Appadurai 1998, S. 229). Um Gewaltphänomene zu verstehen, gilt es, die Deutungen der Körper, die Gewalt erleiden und ausüben, nachzuvollziehen. Körperdeutungen sind in dieser Perspektive – Mary Douglas (2003) folgend – eng verbunden mit den Deutungen des Sozialen und der Welt. Gewaltphänomene hängen mit Kosmologien zusammen, in deren Kontext sie stattfinden und die sich in spezifischen Formen gewaltsamer Körperbehandlung manifestieren oder, so Appadurai (1998), sichergestellt werden sollen.

Empirische Forschungen, die Gewalt mit Blick auf die implizierte, kosmologisch eingebettete Körpersymbolik untersuchen, kommen insbesondere aus der Ethnologie, die sich im Zusammenhang mit Ritualen (darunter auch gewalthaften Passageriten) oder in der Medizinethnologie mit Körperdeutungen befasst. Eine exemplarische Studie in diesem Bereich hat Christopher Taylor (1999) vorgelegt. Im zweiten Teil seines Buches „Sacrifice as Terror" unterzieht er die Gewalt während des Genozids in Ruanda einer symbolischen Analyse, die auf Erkenntnissen zu Körpervorstellungen in Ruanda aus eigenen medizinethnologischen und ritualanalytischen Studien basiert. Taylor (1999, S. 105) hat dabei als Ziel: „to make these forms of violence comprehensible in terms of the local symbolism". Er geht davon aus, dass Gesellschaften ihre Normen in die Körper einschreiben – nicht nur durch rituelle, sondern auch durch extreme politische Gewalt wie die des Völkermordes von 1994. Sie ist von den gleichen kulturellen Mustern geprägt wie alltägliche Körperpraktiken zur Pflege von Gesundheit und Integrität. Für Ruanda bestimmt Taylor als eine zentrale Metapher den Gegensatz zwischen (ordnungsgemäßem) Fließen einerseits und (pathologischen) Blockaden beziehungsweise ungeordnetem, exzessivem Fließen andererseits (Taylor 1999, S. 111–126). Diese Vorstellungen, als symbolische Muster, beziehen sich nicht nur auf die physiologische, sondern auch auf die soziale und die kosmologische Ordnung. Taylor geht ihnen in den vorherrschenden Gewaltformen des ruandischen Völkermords nach, die gekennzeichnet sind durch eine „preoccupation with the movement of persons and substances and with the canals, arteries, and conduits along which persons and substances flow: rivers, roadways, pathways, and even the conduits of the human body such as the reproductive and digestive systems" (Taylor 1999, S. 128). Die Kontrolle des Fließens wird zu einem Fokus der Gewalt. Dies gilt etwa für das von den Hutu-Extremisten propagierte ‚Zurückschicken' getöteter Tutsi in ihr angebliches Herkunftsland Äthiopien, in dessen Zuge unzählige Leichen in die Flüsse nach Norden geworfen wurden: „Rwanda's rivers became part of the genocide by acting as the body politic's organs of elimination, in a sense ‚excreting' its hated internal other" (Taylor 1999, S. 130). Dies gilt auch für die besondere Bedeutung von Straßensperren, nach Taylor die zentralen Tötungsorte während des Genozids, oder das häufige Zerstören der Achillessehnen von Opfern – es liegt Macht darin, den

Fluss, die Mobilität von Menschen blockieren zu können (Taylor 1999, S. 135). In anderen typischen Gewaltpraktiken des Völkermordes – etwa dem Pfählen von Anus oder Vagina bis hin zu Mund oder Nacken – tritt der Körper der Opfer als Kanal, als Leitungssystem hervor, und gerade als solcher wird er zerstört, weil die Tutsi selbst als Blockaden für die kosmische Einheit der Nation betrachtet wurden (Taylor 1999, S. 140). In seiner Arbeit stellt Taylor die Fruchtbarkeit einer Analyse von allgemeiner kultureller Körpersymbolik unter Beweis, wenn es gilt, die Spezifika konkreter Gewaltpraktiken zu untersuchen, oder, in Taylors (1999, S. 31) Worten, „to decipher the cultural hierogolyphics of torture and violation".

## 3 Aufgaben körpersoziologischer Gewaltforschung: Desiderata und Perspektiven

Zur Fundierung der Gewaltsoziologie in der soziologischen Anthropologie liegen bereits detaillierte Überlegungen vor, auf deren Basis der Körper bei der Gewaltanalyse berücksichtigt werden kann. Die Beiträge konzentrieren sich auf universelle Eigenheiten der menschlichen Körperlichkeit. Ein erstes Desiderat der soziologischen Gewaltforschung bleibt es derzeit, die Leib-Körperlichkeit des Menschen als kulturell variables Element von Gewalt in vergleichender Perspektive zu untersuchen. Dass Kultur Körpererfahrungen und -deutungen prägt, ist in der Körpersoziologie unbestritten, hat sich jedoch wenig in einer vergleichenden Gewaltsoziologie niedergeschlagen. Dabei wären durchaus vorhandene sozialwissenschaftliche Ansätze, die kulturvergleichend vorgehen, ohne Kultur als Container zu verstehen, und kulturelle Interferenzen, Transfers und Modifikationen berücksichtigen, auf eine verstehende Soziologie der Gewalt zu übertragen. Ein vielversprechender Vergleich erstreckt sich bis hin zur Ebene der Kosmologien, die die Wirklichkeit der menschlichen Physis in unterschiedlicher Weise rahmen können, wie klassisch Mary Douglas (2003) und rezenter Philippe Descola (2011) gezeigt haben. Die Implikationen solcher Unterschiede sind bisher nur sehr vereinzelt (z. B. Levine 2004) zum Thema von Gewaltsoziologie gemacht worden.

Eine kultursoziologische Annäherung an Gewalt beinhaltet als ein zweites Desiderat, den Zusammenhang von Gewaltphänomenen und Körperwissen systematischer zu untersuchen. Ansätze hierzu liegen bisher bei Studien zu professionalisierter Gewalt, vom Kampfsport bis zur Ausbildung von Folterern, vor. Dieser Blickwinkel wäre zu erweitern, etwa hin zu religionssoziologischen Aspekten des Körperwissens, einschließlich magischer Vorstellungen, die in der Ethnologie als „Hexerei" ein althergebrachter Forschungsgegenstand sind und die in ihrer starken Körperbezogenheit auch zu Gewaltphänomenen in enger Verbindung stehen (Stewart/Strathern 2002, S. 90–107).

Die Ambivalenz der Gewalt ist zwar seit den 1990er Jahren in der gewaltsoziologischen Diskussion, aber bislang fast ausschließlich mit Blick auf soziale Situatio-

nen der Mikroebene untersucht worden. Als ein drittes Desiderat ergibt sich damit, auch bei der Analyse großformatiger Gewaltpolitiken deren Körperpraktiken stärker zu berücksichtigen, und zwar auch in der politisch-gesellschaftlichen Bedeutung der Faszination von Gewalt. Nicht nur die Strategien des IS führen uns vor Augen, wie relevant neben dem Schrecken auch die Faszination durch verschiedene Varianten des Tötens und Quälens, durch den gerüchteweise kolportierten oder medial inszenierten gewalttätigen Umgang mit den Körpern der Gegner und der eigenen Leute, in den Machtdynamiken auf gesellschaftlicher Ebene ist.

Schließlich eine Bemerkung zur Methodik. Auch in der Gewaltsoziologie gewinnt die Diskussion um den Körper der Forschenden Einfluss, gerade im Bereich der Ethnographie (z. B. McCaughey 1997, S. 212–232; Wacquant 2003). Dabei steht der Forscherkörper als vielsinniges Erkenntnisinstrument im Vordergrund, kaum aber seine Verletzungsoffenheit. Erst einzelne Berichte gibt es zu gewalttätigen, insbesondere sexualisierten Übergriffen gegen Forscher*innen während der ethnographischen Arbeit. Die derzeit eher halböffentlich und vorsichtig geführten Diskussionen dazu zeigen, dass solche Gewalterfahrungen bei weitem nicht so selten sind, wie sie in der Methodenliteratur angesprochen werden. Gerade die Gewaltsoziologie wäre aufgerufen, sich an einer Diskussion über die methodischen und inhaltlichen ebenso wie die forschungsethischen und beruflichen Konsequenzen der Verletzungsoffenheit auch der Forscher*innenkörper zu beteiligen.

Insgesamt kann es in der Gewaltsoziologie nicht darum gehen, ihre große und auch fruchtbare Vielfalt zu begrenzen, um sie auf eine dominante Perspektive zurechtzustutzen. Angesichts stark auf die deutschsprachige Soziologie begrenzter Debatten sollte es der hiesigen Gewaltsoziologie allerdings zugutekommen, sich verstärkt auch über Fächer- und Landesgrenzen hinweg auszutauschen und zu vernetzen.

## Literatur

Appadurai, Arjun (1998). Dead certainty. Ethnic violence in the era of globalization. *Public Culture* 10, 225–247.

Descola, Philippe (2011). *Jenseits von Natur und Kultur.* Berlin: Suhrkamp.

Douglas, Mary (2003). *Natural symbols. Explorations in cosmology.* London, New York: Routledge.

Elwert, Georg (2004). Biologische und sozialanthropologische Ansätze in der Konkurrenz der Perspektiven. In: Wilhelm Heitmeyer & Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme* (S. 436–472). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1994). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Galtung, Johan (1975). *Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Haritos-Fatouros, Mika (1991). Die Ausbildung des Folterers. Trainingsprogramme der Obristendiktatur in Griechenland. In: Jan Philipp Reemtsma (Hrsg.), *Folter. Zur Analyse eines Herrschaftsmittels* (S. 73–90). Hamburg: Junius.

Inhetveen, Katharina (2004). Gewalt, Körper und Vergemeinschaftung in Subkulturen. In: Christoph Liell & Andreas Pettenkofer (Hrsg.), *Kultivierungen von Gewalt. Beiträge zur Soziologie von Gewalt und Ordnung* (S. 43–62). Würzburg: Ergon.

Levine, Donald N. (2004). Social Conflict, Aggression, and the Body in Euro-American and Asian Social Thought. *International Journal of Group Tension* 24, 205–217.

**McCaughey, Martha (1997). *Real Knockouts. The Physical Feminism of Women's Self-Defense.* New York, London: New York University Press.**

Nedelmann, Birgitta (1997). Gewaltsoziologie am Scheideweg. Die Auseinandersetzungen in der gegenwärtigen und Wege der künftigen Gewaltforschung. In: Trutz von Trotha (Hrsg.), *Soziologie der Gewalt. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sh. 37* (S. 59–85). Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

**Popitz, Heinrich (1992). *Phänomene der Macht.* 2., stark erw. Aufl., Tübingen: Mohr.**

**Scarry, Elaine (1987). *The Body in Pain. The Making and Unmaking of the World.* New York, Oxford: Oxford University Press.**

Sofsky, Wolfgang (1996). *Traktat über die Gewalt.* Frankfurt am Main: Fischer.

Spierenburg, Pieter (2013). *Violence and Punishment. Civilizing the Body through Time.* Cambridge, Malden: Polity.

Stewart, Pamela J. & Strathern, Andrew (2002). *Violence. Theory and Ethnography.* London, New York: Continuum.

**Taylor, Christopher C. (1999). *Sacrifice as Terror. The Rwandan Genocide of 1994.* Oxford, New York: Berg.**

**Trotha, Trutz von (1997). Zur Soziologie der Gewalt. In: Trutz von Trotha (Hrsg.), *Soziologie der Gewalt. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sh. 37* (S. 9–56). Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.**

Verbeek, Bernhard (2004). *Die Wurzeln der Kriege. Zur Evolution ethnischer und religiöser Konflikte.* Stuttgart: Hirzel.

Wacquant, Loic J.D (1995). Pugs at Work: Bodily Capital and Bodily Labour among Professional Boxers. *Body & Society* 1, 65–93.

Wacquant, Loïc (2003). *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto.* Konstanz: UVK.

# Kunst

Gabriele Klein

Tanz, Theater, Body-Art, Aktionskunst oder Performance Kunst – es gibt eine Anzahl von Kunstgenres, in denen die Verbindung zum Körper des Akteurs eindeutig ist: Der Körper bewegt sich, er tut etwas, er spielt, performt, tanzt, wird ausgestellt. Weniger eindeutig aber ebenso körpersoziologisch interessant ist es, wenn Körperorgane im Mittelpunkt stehen wie die Stimme des Sängers oder die Hand des Malers oder wenn es um Verkörperungen geht wie die Körperlichkeit der Skulptur oder die Materialität der Schrift und eines Gemäldes oder auch wenn technische Medien Körper in Szene setzen wie die Fotografie oder der Film. ‚Körper' taucht also in den Künsten in vielfältiger Weise auf und kann mit unterschiedlichen Konzepten wie Verkörperung, Embodiment, Verleiblichung/Inkorporierung, Materialisierung oder Medialisierung gefasst werden.

Was macht Kunst für die Soziologie und insbesondere für die Körpersoziologie interessant? Und: Wie ist in der Kunstsoziologie ‚Körper' thematisiert? Diesen Fragen geht der vorliegende Text nach. Das erste Kapitel liefert einen Überblick über die Themenfelder der Kunstsoziologie. Dann werden, der historischen Genese folgend, skizzenhaft Ansätze einer Soziologie der Kunst vorgestellt und auf ihre körpersoziologischen Anknüpfungspunkte hin befragt. Das dritte Kapitel ändert die Blickrichtung, indem es Themenfelder versammelt, die zeigen, dass und wie körpersoziologische Zugänge mit aktuellen kunstsoziologischen Forschungsfelder verbunden sind.

## 1 Themenfelder der Kunstsoziologie

Der Begriff Kunst bezieht sich seit der Aufklärung vor allem auf die Ausdrucksformen der „Schönen Künste", zu denen die Bildende Kunst mit den klassischen Gattungen Malerei und Grafik, Bildhauerei und Architektur gehören, die Musik mit den Sparten Komposition und Interpretation in Vokal- und Instrumentalmusik, die Literatur mit den Gattungen Epik, Dramatik, Lyrik und Essayistik sowie die Darstellende Kunst mit den Hauptsparten Oper, Theater und Tanz. Mit den technischen Medien treten zu Beginn der ästhetischen Moderne um die Wende zum 20. Jahrhundert Fo-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_9

tografie sowie Film und Hörfunk, seit Mitte des 20. Jahrhunderts das Fernsehen und seit den 1980ern das Internet hinzu. Seit den 1960er Jahren lösen sich die klassische Einteilung in Kunstgattungen durch intermediale Genres wie Installationskunst, Performancekunst oder Medienkunst und Design sowie die strikten Grenzen zwischen Kunst und Alltag (durch eine Ästhetisierung und Theatralisierung des Alltäglichen einerseits und eine Öffnung des Kunstraums andererseits), zwischen hoher Kunst und Populärkultur (z. B. in Graffiti, Mode, Musik) auf. Die noch in den 1960er Jahren avantgardistische Forderung einer Verbindung von Kunst und Leben, die einerseits neue, den Körper in den Mittelpunkt stellende Kunstgenres (Body- und Performance Art) hervorbringen und andererseits eine Ästhetisierung des Alltags provozieren, wird in den 1990er Jahren zur Leitmetapher und mit ihr Kreativität zum Dispositiv einer neoliberalen Gesellschaft (Reckwitz 2012).

Anders als dieser weite, alle Kunstgattungen und -genres umfassende Begriff der Kunst nahelegt, konzentrieren sich kunstsoziologische Theorieansätze vor allem auf Bildende Kunst, Literatur und Musik. Nahezu alle Soziologen der „ersten Stunde" haben den hohen gesellschaftlichen Stellenwert der Kunst anerkannt und sie zum Thema ihrer Gesellschaftsanalysen gemacht. Dieser Status in der soziologischen Theorie ist der Kunst im Laufe des 20. Jahrhunderts abhanden gekommen. Heute wird Kunstsoziologie vor allem im deutschsprachigen Raum, in dem sie eine viel geringere Rolle spielt als in Frankreich oder in den angelsächsischen Ländern, allenfalls als eine ‚Bindestrichsoziologie' angesehen. Sie ist – wie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie – nicht als eigene Sektion institutionell verankert, sondern hat sich als ein Arbeitskreis „Soziologie der Künste" innerhalb der Sektion Kultursoziologie etabliert.

Die kunstsoziologischen Ansätze basieren auf einer jahrhundertealten Tradition, die weit bis in die Antike reicht. Sie haben aber durch die Aufklärung in der Moderne eine neue Farbe bekommen, indem die gesellschaftliche Funktion der Kunst neu bestimmt wurde: Während die einen (z. B. Gellert, Sulzer) der Kunst eine ethisch-sittliche Funktion zusprechen, begreifen andere die Kunst, in Anlehnung an die englische und französische Aufklärung, als „Ort sinnlicher Erkenntnis" (Baumgarten), als „sinnlichen Ausdruck des historisch gewordenen Lebens der Völker" (Goethe), als „Bild des Lebens" (Goethe), als „Wissen in Form des Sinnlichen" (Hegel) oder als „Privileg bevorzugter Geister" (Herder). Mit der durch Kant motivierten Lesart von Ästhetik als Theorie der Kunst, aber auch und vor allem als Theorie sinnlicher Wahrnehmung (Baumgarten) sind die Fundamente einer soziologischen Betrachtung der Kunst gelegt, die dann vor allem in einer Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Funktion und sozialen Rolle der Kunst münden. Seit den 1980er Jahren weitet sich die ästhetische Debatte in den Sozialwissenschaften – aber auch in den neu begründeten Kulturwissenschaften – auf die mit der „Postmoderne" einhergehenden Phänomene einer Ästhetisierung der Alltagswelt aus.

Die Schwerpunktthemen, mit denen sich eine Soziologie der Kunst befasst, sind vor allem:

- Das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft,
- Der soziale, kulturelle, ökonomische und politische Kontext der Kunst,
- Kunst als gesellschaftliches Feld, als Institution oder als System,
- Die Produktion, Distribution, Rezeption und Interpretation eines Kunstwerkes,
- Der soziale Status des Künstlers,
- Der Kunstmarkt.

Diese Themenschwerpunkte werden im Folgenden an ausgewählten Theorieansätzen, die in historischer Abfolge dargestellt sind, veranschaulicht. Es wird sichtbar werden, dass körpersoziologische Aspekte in der kunstsoziologischen Diskussion zwar dauerhaft über die Frage des Sinnlichen und der Wahrnehmung (Göbel/Prinz 2015) eine Rolle spielen, aber erst explizit werden, nachdem in den 1960er Jahren die Kunst selbst einen „body turn" (Gugutzer 2006) erfährt.

## 2 Kunstsoziologische Ansätze

Ende der 1970er Jahre veröffentlicht Alphons Silbermann (1909–2000) die Anthologie „Klassiker der Kunstsoziologie" (Silbermann 1979). Hier klassifiziert er Pierre-Joseph Proudhon (1809–1865), Hippolyte Taine (1828–1893) und Jean-Marie Guyau (1854–1888) als die ersten Kunstsoziologen, deren Texte dann auch in den 1980er Jahren in der gleichnamigen Reihe wieder aufgelegt werden. Angelehnt an die im 19. Jahrhundert wichtig gewordene „Kunstkritik", wie sie u. a. Charles Baudelaire betrieb, behaupten diese Autoren – interessanterweise und paradoxal zu der L'art pour l'art, die die damalige Kunstwelt bestimmt – eine starke Beziehung zwischen Kunst und Gesellschaft. Sie bestimmen das Verhältnis normativ, indem sie der Kunst bestimmte Aufgaben und Funktionen in der Gesellschaft zuweisen: Guyau beschreibt entsprechend Kunst als ein „Phänomen der Sozialibilität" und als einen „sozialen Wert an sich" (Guyau 1987, 192); Proudhon weist der Kunst die Aufgabe „der *physischen* und moralischen Vervollkommnung unserer Gattung" zu (Proudhon 1988, 98; Hervorhebung durch GK), während Taine darauf aufmerksam macht, dass „das Milieu" die Art des Kunstwerkes bestimme (Taine 1987, 56).

### Anfänge der Soziologie: Kunstsoziologie und Gesellschaftsanalyse

Auch die „Urväter" der Soziologie beschäftigen sich mit Kunst, wenn auch nicht in erster Linie. Für Auguste Comte (1798–1857), der den Begriff ‚Soziologie' einführt, hat Kunst positive Auswirkung auf die Gesellschaft und gesellschaftliche Entwicklung. Ähnlich wie Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895) sieht auch er alltägliche Tätigkeiten als Grundlage künstlerischer Tätigkeiten an – und damit sind die Fundamente für eine Körpertheorie der Kunst gelegt. Marx und Engels, deren verein-

zelte kunsttheoretische Texte in der Aufsatzsammlung „Über Kunst und Literatur" zusammengefasst sind, machen zuvor darauf aufmerksam, dass diese praktischen Tätigkeiten – wie essen, schlafen, arbeiten – nicht nur körperliche Tätigkeiten sind und die materielle Basis der Kunstproduktion darstellen, sondern auch grundlegend das Verhältnis zwischen Klassenverhältnissen und Überbau, Arbeit und Kunst bestimmen. Sie haben damit den Weg für Themen bereitet, die bis heute in kunsttheoretischen und kunstsoziologischen Ansätzen eine zentrale Rolle spielen: Die Beziehung von Produktionsverhältnissen und Kunstproduktion sowie ihre klassenspezifische Perzeption, die Marktförmigkeit des Kunstmarktes und der Warencharakter der Kunst.

Auf letzteren Aspekt setzt Thorsten Veblen (1857–1929), wenn er in seiner Studie „Theorie der feinen Leute" (1899) den bewusst eingesetzten „Geltungskonsum" der oberen Schichten thematisiert, zu dem auch der Kunstkonsum zählt. Damit positioniert er sich in Opposition zu Marx und Engels (und später Bourdieu), die davon ausgehen, dass Klassenverhältnisse durch u. A. Kunstkonsum und den entsprechenden, als „natürlich" etikettierten Geschmack, der (bei Bourdieu) als klassenspezifischer ästhetischer Ausdruck inkorporierter gesellschaftlicher Verhältnisse angesehen wird, verschleiert werden.

Als sich mit Émile Durkheim (1858–1917) die Soziologie an den Universitäten etabliert, wird Kunst zu einem „fait social". Damit ist auch der Weg bereitet, Kunst als soziologischen Forschungsgegenstand zu begreifen und eine „Soziologie der Kunst" zu etablieren. Während sich Durkheim nicht explizit mit Kunst beschäftigt, entwickelt sein ‚Gegenspieler' Gabriel Tarde, bzw. Gabriel de Tarde (1843–1904), dessen Schriften durch den Einfluss der Durkheim-Schule verdrängt und erst wieder durch Gilles Deleuze und Félix Guattari sowie Bruno Latour wiederentdeckt wurden, eine Soziologie der Nachahmung (Tarde 2003). Diese Schrift, 1890 erstmals publiziert, thematisiert psychologisch motivierte Wechselbeziehungen zwischen Individuen. Tarde versteht unter Nachahmen nicht einen bewussten Vorgang oder das Imitieren eines Vorbildes, sondern die Vervielfältigung des Lebens. Was ist, kopiert sich, verdoppelt, vervielfacht sich. Nachahmungen verlaufen Tarde zufolge gemeinhin von einem Inneren zu einem Äußeren, d. h. zuerst ändern sich innere Einstellungen der Nachahmenden, erst später wandeln sich auch ihre Äußerungen in Riten, Moden und Werken. Damit entwickelt Tarde eine Theorie der vorrationalen, leidenschaftlichen, affektiven sozialen Energien bzw. Kräfte. Er betont die kollektiven und pluralistischen Aspekte eines jeden gesellschaftlichen Zusammenhangs, der für ihn vor allem auf Nachahmung und Wiederholung beruht, also auch die Kunst. Neben den überindividuell-energetischen Dimensionen seiner Soziologie sind auch seine Ausführungen über die „ästhetischen Menschenmengen" (foules esthétiques) aufschlussreich für eine Körpersoziologie. Diese entstehen dann, wenn künstlerische Werke diskutiert werden. Tarde charakterisiert sie als intolerant, willkürlich und dem subjektiven Geschmack unterworfen.

Max Weber (1864–1920) wiederum wendet sich musiksoziologischen Überlegungen zu, indem er die Frage der historischen Genese der Musik, insbesondere der

Tonsysteme, mit dem Prozess der gesellschaftlichen Rationalisierung in Verbindung zu bringen versucht (Weber 1921). Weber arbeitet heraus (was später von Howard Becker weitergeführt wird), dass Kunstproduktion auf einem Ensemble von Praktiken beruht, das durch verschiedene Akteure (z. B. Komponisten, Instrumentenbauer, Musiker) eingebracht wird – und thematisiert damit auch implizit die körperlich-handwerklichen Aspekte des Kunstschaffens. Das grundlegende Webersche Postulat der Wertfreiheit hat zudem Auswirkungen auf die Soziologie der Kunst, indem diese nicht mehr nur normativ als Mittel zur Verbesserung der Gesellschaft angesehen wird.

Georg Simmels (1858–1918) Einfluss auf die Kunstsoziologie ist besonders nachhaltig. Er hat wesentlich das Verhältnis von Sinnlichem und Sozialem thematisiert und steht für eine „Soziologische Ästhetik", die er an verschiedenen Künsten (Malerei, Musik, Architektur, Literatur) entwickelt. Simmel unterläuft die bisher geltende Vorstellung eines kausalen oder deterministischen Wechselverhältnisses von Kunst und Gesellschaft, indem er aufzeigt, wie sich Kunst und Leben, Sinnliches und Soziales auf vielfältige Weise durchdringen. Sein soziologischer Ansatz ist grundlegend „ästhetisch", d. h. sinnlich und sinnenhaft und damit auch körperlich bestimmt. Simmel legt nicht nur die Grundlagen für eine zeitdiagnostische Soziologie, sondern auch für eine Verflechtung von ästhetischem Denken und Gesellschaftsanalyse, wie es bis heute z. B. von Michael Maffesoli oder Michael de Certeau fortgeführt wird.

## Kunstsoziologische Positionen nach 1945

Nach den Erfahrungen vor allem des Zweiten Weltkrieges und dem damit verbundenen Verlust einer naiven Fortschrittsgläubigkeit und eines Zukunftsoptimismus wird die Kunst auch im soziologischen Denken neu positioniert. Sie wird zum Fluchtpunkt, zur Heterotopie, zum Ort des Widerstandes und der Authentizität.

Die normative Vorstellung einer Verbesserung des gesellschaftlichen Lebens durch Kunst und damit die Frage, wie Kunst in die Gesellschaft optimal einwirken könnte, geht auch in die Konzepte der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule ein. Sie buchstabieren – vor allem am Beispiel der Literatur und der Musik, aber auch des neuen Mediums des Films – die marxistische These aus, dass Kunstproduktion von den materiellen Lebensverhältnissen abhängt und durch sie bedingt sei.

Ein entscheidender Text, auch für die Kunst- und Mediensoziologie, stammt bereits von 1936: Walter Benjamins (1892–1940) Aufsatz „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit". Entgegen anderen Positionen der Kritischen Theorie definiert er den Stellenwert der Massenkunst positiv, indem er, am Beispiel des Films, den demokratisierenden Effekt der Massenkunst herausstellt, während der durch massenmediale Reproduktionstechniken hervorgerufene Verlust der Aura eines „echten" Werkes dieses von seinem kultisch-religiösen Charakter entbindet und politisch werden lässt. Die Politisierung durch Massenkunst setzt er einer Ästheti-

sierung der Politik, für ihn ein Merkmal des Faschismus, entgegen. Damit bereitet Benjamin einerseits den Weg für eine Neuorientierung kunsttheoretischer Positionen im Bezug auf „Neue Medien". Zudem weist er darauf hin, dass die Theatralität des Politischen im Wesentlichen auf Prozessen der Verkörperung beruht.

Genau gegensätzlich zu seinem Mentor Benjamin argumentiert Theodor W. Adorno (1903–1969), wenn er von Zerstreuung und Massenbetrug durch Massenkunst spricht. Diese These war bereits in den 1947 im Zeichen von Faschismus, Krieg und amerikanischen Exil entstandenen „Kulturindustrie-Thesen" (Horkheimer/Adorno 1947) angelegt. Hier kehren Horkheimer und Adorno ein zentrales Argument bisheriger Kulturtheorie um: Kultur ist demnach nicht an den körperlich-affektiven Bedürfnissen der Massen ausgerichtet. Vielmehr manipuliert die Kultur das Massenbedürfnis und provoziert über das Muster der Zerstreuung Passivität, Kritik- und Widerstandslosigkeit. In diese „Generalthese" eingebunden ist auch die These des generellen Verlusts des Leiblichen zugunsten des Körperlichen.

Mit „Kulturindustrie" führen Horkheimer und Adorno nachhaltig eine Denkfigur in die kunstsoziologische Debatte ein, die besagt, dass Kultur und Kunst den Produktionsmustern der Industrie (im Fordismus die Serialität) folgt, Kunst und Kultur also marktförmig ausgerichtet sind. In seinen späteren musiksoziologischen Arbeiten zeigt Adorno, dass Kunstsoziologie sich nicht nur auf das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft konzentrieren muss, sondern eine Analyse der Kunstwerke selbst das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft herauszuarbeiten vermag, weil sich in dem Kunstwerk dieses Verhältnis zeige, m. a. W.: In die Ästhetik des Kunstwerkes selbst, in seine Materialität und symbolische Form, ist das Soziale eingeschrieben.

Adorno setzt auf die „autonome Kunst", der er jegliche soziale Funktion abspricht und die er gegen die Unterhaltungskunst, zu der er bekanntlich auch den Jazz zählt, positioniert. Anders als Herbert Marcuse (1898–1978), der gerade in der Autonomie der Kunst deren politische Relevanz erkennen und ästhetische Praktiken einer Lebenskunst als Fundament und Motor für eine politische Praxis anerkennen will, oder auch anders als der Literatursoziologe Leo Löwenthal (1900–1993), der ebenfalls die moralisierende Generalverurteilung der Massenkunst ablehnt.

Im Unterschied zur kritischen Theorie entwickeln sich weitere kunstsoziologische Positionen: so Georg Lukács (1885–1971), der am Beispiel der Literatur die marxistische Lesart als eine Widerspiegelungstheorie versteht, insofern er aufzeigt, wie in der Literatur die gesellschaftlichen Verhältnisse dargestellt werden. Alphons Silbermann wiederum, der – anders als Adorno – für eine empirische Kunstsoziologie plädiert, will den Forschungsschwerpunkt nicht auf das Werk, sondern auf den sozialen Prozess legen, durch den „das Kunstwerk in Bewegung gesetzt wird" (Silbermann 1967, 166). Arnold Gehlen (1904–1976) positioniert sich in einer Zwischenposition, indem er einerseits – ausgeführt am Beispiel der Malerei – die Notwendigkeit einer Kunstwerkanalyse sieht, da sich auch seiner Ansicht nach in ihm die jeweiligen Weltbilder zeigen und manifestieren. Allerdings weist er – im Gegensatz zu der Kritischen Theorie, die Kunstwerken eine kritische Funktion zuschreiben – der Kunst eine entlasten-

de Aufgabe zu. Kunst wirkt für ihn deshalb entlastend, weil sie sozial stabilisierend sei, da sie Freiheit ermöglicht, die gesellschaftliche Institutionen sonst nicht bieten können.

Die kunstsoziologische Position von Norbert Elias (1897–1990) schließlich ist getragen von einem figurations- und prozesssoziologischen Ansatz: Am Beispiel Mozart zeigt er auf, wie Psychogenese und Soziogenese zusammenwirken, also wie gesellschaftliche Verflechtungszusammenhänge den Wandel der Figur von der unter höfischer Patronage stehenden Handwerkerkunst zur freien „Künstlerkunst" bedingen, in einer Zeit, in der das gesellschaftliche Gefüge – und damit in Elias' Sinne auch der Affekthaushalt und die „Psychostruktur" – Letzteres noch nicht erlaubte. Mit seiner „Mozart-Studie" veranschaulicht Elias, wie ein kunstsoziologischer Entwurf am Beispiel einer Künstlerbiografie entworfen werden kann. Auch verdeutlicht er, wie sehr die Figur des „freien Künstlers" eine historische und damit wandelbare Figur ist.

## Kunstsoziologie als Teilsoziologie seit den 1970er Jahren

Einen auf dem marxistischen Grundtheorem basierenden Ansatz liefert Pierre Bourdieu (1930–2002), dessen Studien zu Fotografie und zu Haute Couture aus den 1960er Jahren dem damals dominanten Ansatz der Kritischen Theorie entgegenstanden, indem sie das zum Thema machten, was nicht als Hochkultur galt, also durch sie „verschleiert" wurde. In seinen Studien zum Kunstkonsum am Beispiel der Museumsbesucher oder und zur Genese eines künstlerischen Feldes anhand der Literatur veranschaulicht Bourdieu seine grundlegende, in „Die feinen Unterscheide" niedergelegte These, dass der Kunst-Geschmack nicht etwas „Angeborenes" oder „Natürliches", sondern erlernt und habitualisiert und damit inkorporiert sei. Kunst wirkt auf besondere Weise distinktiv, wenn sie sich, im Sinne Kants, als das „Rein-Ästhetische" präsentiert. Über Kunst, sog. Kunstverstand und Kunstgenuss und Kunstgeschmack, werde, so seine These, vor allem Distinktion betrieben. Die „Liebe zur Kunst" ist damit vor allem eine Liebe der Oberschicht zur Re-Etablierung ihres gesellschaftlichen Status. Mit dieser Feststellung kann Bourdieu nicht nur die enge Verbindung von Klassenzugehörigkeit, sozialer Stellung und Kunstgeschmack bzw. Kunstkonsum aufzeigen, sondern auch auf die inkorporierten Muster von Kunstwahrnehmung aufmerksam machen.

Einen mikrosoziologischen, auf den qualitativen Verfahren der Chicago School beruhenden kunstsoziologischen Ansatz vertritt Howard Becker (geb. 1928), dessen Studien zu Musik, bildender Kunst, Literatur, Theater und Fotografie die Handlungsebene fokussieren. Am Beispiel von Berufsmusikern, die vor allem auf den – wenig angesehenen – Tanzveranstaltungen spielen, untersucht er deren Zusammenwirken, ihre Organisation und Arbeitsteilung in einer Band. Damit „entmythologisiert" er nicht nur den Bereich der Kunst, indem er ihn wie ein Arbeitsfeld unter vielen beschreibt. Er zeigt inhaltlich auch die Spannung zwischen Kunst und Kommerz auf, in

dem sich die Künstler seit der Moderne befinden. In seinem Buch „Art Worlds" (der Titel geht auf den Kunstphilosophen Arthur C. Danto zurück), beschreibt Becker vor allem die – seiner Ansicht nach auf Kooperation und Konventionen, d. h. auf Übereinkünften, die nicht jeweils neu ausgehandelt werden müssen – beruhenden Muster kollektiven – und damit körperlichen – Handelns bei der Kunstproduktion und die Rolle der nicht-künstlerischen Akteure im Kunstfeld. Diese scheinen zwar nicht unbedingt für die Herstellung eines Kunstwerks nötig, aber deren Wirken verändern dennoch das Kunstwerk und gestalten es mit. Konventionen, die sich als körperliche Dispositionen beschreiben lassen, womit eine Anknüpfung an körpersoziologische Überlegungen möglich ist, haben nach Beckers Ansicht einen praktischen Grund. Sie bilden zudem die Grundlage dafür, dass ein Kunstwerk als emotional erlebt werden kann, da Konventionen Erwartungen wecken, mit denen dann wiederum der Künstler spielen kann. Veränderungen von Kunst gibt es aber nach Becker nicht durch ein einzelnes Kunstwerk oder einen einzelnen Künstler, sondern nur durch eine grundlegende organisatorische und institutionelle Veränderung der „Art Worlds", d. h. ihrer Produktions-, Distributions- und Rezeptionsbedingungen (also auch des Publikums). Allerdings versteht Becker diese Veränderung nicht als einen einmaligen Vorgang, sondern als einen permanenten Prozess, der auf kollektivem Handeln beruht, zumal auch das Kunstwerk selbst nicht als ein Endprodukt, sondern als ein permanenter in sich verwobener Prozess von Konzeption, Produktion, Präsentation, Distribution und Rezeption gedacht wird. Das Kunstwerk, so hat Becker gezeigt, ist also stets als ein vorläufiges Resultat von kollektivem Handeln zu verstehen.

Aus systemtheoretischer Perspektive hat sich vor allem Niklas Luhmann (1927–1998) in „Die Kunst der Gesellschaft" (1995) prominent – und bereits seit Mitte der 1970er Jahre in einigen Aufsätzen – mit kunstsoziologischen Fragen beschäftigt und die Kunst als ein eigenständiges Subsystem der Gesellschaft vorgestellt. Zwar ist Luhmanns systemtheoretischer Ansatz insgesamt nur bedingt an körpersoziologische Positionen anschlussfähig (vgl. Bette 2005). Er soll hier aber vorgestellt werden, weil das systemtheoretische Denken in der Soziologie des Theaters von Dirk Baecker aufgenommen und im Hinblick auf körpersoziologische Aspekte konkretisiert wird. Wie andere Subsysteme auch, ist, so Luhmann, Kunst im Laufe funktionaler Ausdifferenzierung zu einem eigenen Subsystem geworden, das Autonomie beansprucht. Eine entscheidende historische Etappe zur Autonomie der Kunst stellt für Luhmann die Romantik dar. Seitdem seien die Kennzeichen des Teilsystems Kunst: Autonomie, Selbstreferentialität, Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung.

Autonom ist dieses Subsystem, weil es eigene Entscheidungsträger und institutionelle Entscheidungskompetenzen hat, Ein- und Abgrenzungsprozesse zur Umwelt sowie Selektionsprozesse, so. z. B. zur Handwerkskunst oder zu Gebrauchsgegenständen autonom vollzieht, zugleich aber mit anderen Subsystemen strukturell gekoppelt ist.

Luhmann versteht Kunstwerke als Kommunikation, dies in einem doppelten Sinn: sie sind Kommunikation, setzen aber auch Kommunikation in Gang. Kommunika-

tion meint dabei den Dreischritt von Information (Signifikat), Mitteilung (Signifikant) und Verstehen, also einen komplexen, mit Übersetzungsproblemen behafteten Vorgang, der das Problem der „doppelten Kontingenz" provoziert. Das Prozesshafte des Systems Kunst erfolgt nun dadurch, dass das Kunstwerk Kommunikation ist und zugleich Kommunikation provoziert, m. a. W.: Das Kunstsystem muss Kommunikation in Gang halten, d. h. immer neue Kunstwerke hervorbringen, um sich zu erhalten. Kommunikation scheitert dann, wenn etwas nicht als Kunstwerk kommuniziert wird, wie manche Kunst-Performances im öffentlichen Raum als Demonstration oder politische Aktion angesehen werden. Individuen (Künstler wie Kunstrezipienten) spielen in Luhmanns Theorie ebensowenig eine Rolle wie die körperliche Aspekte des Kunstschaffens oder körperlich-sinnliche Aspekte der Kunstwahrnehmung.

Luhmanns Kunsttheorie fokussiert nicht die Akteure, nicht die Wahrnehmungen, nicht die ästhetische Qualität der Kunstwerke, sondern allein die systemimmanente Codierung des Kunstsystems (schön/hässlich; stimmig/unstimmig), die Letzteres stabil erhält. Dazu zählen auch Stilbezogenheiten und damit auch Stilabweichungen von Kunstwerken, weil allein sie ermöglichen, den Stil selbst, auf den sich die Abweichung bezieht, zu stärken – und damit das Kunstsystem. Hieraus entsteht auch der „Innovationsdruck" des Kunstsystems und die damit verbundene Beschleunigung der Innovation, auf die das Kunstsystem antwortet, indem es erneut Kunstwerke hervorbringt, die diese Entwicklung wiederum in Kunstwerken selbst reflektieren. Über ihre „Fiktionalität" also, d. h. darüber, dass sie verschiedene Realitäten aufzeigen kann, macht Kunst die Realität erkennbar – nicht als einen „fait social", sondern als ein Problem der Kontingenz: d. h. die Wirklichkeit ist so möglich, wie sie ist, aber sie wäre auch anders möglich. Es ist demnach das Moment der (Selbst-)Reflexivität, das dem modernen Kunstsystem eigen ist.

Diese Argumentationsfigur nimmt Dirk Baecker auf, wenn er die Frage nach der Funktion des Theaters stellt (Baecker 2013) und dafür plädiert, diese nicht auf eine moralische, politische oder pädagogische Funktion zu reduzieren, sondern nach dem Legitimationsmodus des Theaters selbst zu fragen. Seine Antwort ist: Das Theater legitimiert sich allein dadurch, dass es Kunst ist – und dies muss immer neu behauptet und bestätigt werden, es kann also nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Baecker sieht das Besondere des Theaters als „System" darin, dass es – wie kein anderes System, ob Parlament, Universität, Stadion – zur Beobachtung zweiter Ordnung herausfordert und zugleich die Beobachtung zweiter Ordnung vorführt. Die Darsteller agieren körperlich und verkörpern zugleich Rollen oder Charaktere, während das Publikum beobachtet, wie die Darsteller dabei Dramatisches, Intrigantes oder Komödiantes aus der gegenseitigen Beobachtung entwickeln und körperlich erzeugen, deren Inszenierung sie aber auch zugleich repräsentieren und vorführen. Wenn also (Selbst-)Reflexivität das Kennzeichen des Systems Kunst in der Moderne ist, lässt sich demnach das Theater als der Ort beschreiben, an dem eine Reflexion gesellschaftlicher Körperverhältnisse aufgeführt, vorgeführt, dargestellt und inszeniert wird.

Mit einem systemtheoretischen Ansatz verwandt, aber in scharfer Abgrenzung zu

einer „kritischen Soziologie" stehen die kunstsoziologischen Thesen im Anschluss an die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Ausgehend von der Überlegung, dass Kunstwerke nicht über das Soziale, das es selbst zu erklären gilt, erklärt werden können, schreibt Bruno Latour (geb. 1947), der auch kuratorisch tätig ist: „Von der kritischen Soziologie ist kein anderer Bereich neben der Religion derart plattgewalzt worden wie die Kunstsoziologie. Jede Skulptur, jedes Gemälde […] sind bis zur Nichtigkeit durch die sozialen Faktoren erklärt worden, die sich ‚hinter ihnen verbergen'" (Latour 2007, S. 406). Über eine „Soziologie der Assoziationen" will die ANT den Ausweg aus der Binarität von Sozialem und Ästhetischem schaffen, was Latour u. A. zusammen mit Antoine Hennion am Beispiel der Musik ausführt. Das Kunstwerk ist aus dieser Sicht als ein Mediator zu verstehen, es ist also in der Lage, die zu transportierenden Inhalte zu verändern, es bringt sich selbst ins Spiel, es ist immer „In-Aktion". Dieser Ansatz lenkt den Blick auf die Körperlichkeit und Materialität des Kunstwerkes, aber auch auf die materiellen und körperlichen Prozesse, die die Produktion und Rezeption des Kunstwerkes bedingen.

Ein weiterer wichtiger Ansatz kunstsoziologischer Theorie stammt aus dem Feld der cultural studies. Hier ist zum einen der „production of culture"-Ansatz erwähnenswert, der aus dem US-amerikanischen Kontext stammt und mit dem Namen Richard A. Petersen (1932–2010) verbunden ist. Beruhend auf empirischen Fallstudien z. B. über die Etablierung populärer Musikstile wird hier danach gefragt, wie Kunst von wem gemacht wird und nicht, was sie ist oder bedeutet. Anders aber als Howard Becker betont dieser Ansatz nicht das kollektive Handeln der Akteure, sondern beruht auf institutionellen und organisationstheoretischen Fragen, wenn es darum geht, wie kulturelle Symbole durch die Systeme Formen erhalten, in denen sie geschaffen, distribuiert und rezipiert werden. Die Frage allerdings, die im „production of culture"-Ansatz wenig berücksichtigt wird, ist, was das spezifisch Ästhetische der Kunstwerke ausmacht. Vielmehr werden sie so behandelt wie Autos oder Schuhe (vgl. Alexander 2003, S. 80).

Während der „production of culture"-Ansatz aber vor allem eine mikrosoziologische Perspektive anvisiert, beschäftigen sich weitere Ansätze, die aus den cultural studies hervorgehen, mit dem Verhältnis von Massenproduktion und Aneignung – und machen damit die lebensweltlich relevanten Bedürfnisse der Rezipienten stark. Entgegen der Kritischen Theorie unterstellen sie nicht eine grundlegende Manipulation durch kulturindustrielle Produktion, sondern fragen, etwa am Beispiel der Popmusik oder des Tanzes, nach den gesellschaftlichen Bedingungen und lebensstilspezifischen Modi der Aneignung (Fiske 1989). Vor allem die Analysen zu Stilbildungen in der Popmusik einerseits (Hebdige 1979) und die Analyse der Dancefloor Culture andererseits (Klein 1999, Klein/Friedrich 2003) haben gezeigt, dass in der Popkultur der Körper, d. h. die Aufführungs- und Inszenierungspraktiken des Körpers im Mittelpunkt steht.

Anders als die cultural studies, die dem Ästhetischen eine fundamentale Rolle bei der Konstitution des Sozialen zuschreiben, reflektiert die Debatte um eine „Ästhe-

tisierung der Lebenswelt“ (Honneth 1992) die zunehmende Bedeutung des Ästhetischen im Alltag. Die These besagt, dass in den entwickelten, reichen Ländern des Westens die Menschen sich auf ihren Alltag nicht mehr zweckorientiert, sondern ästhetisch beziehen, dass sie dementsprechend ihre Lebensvollzüge in unterschiedlichen Formen stilisieren und sich wechselseitig auch an Stilmerkmalen wahrnehmen, erkennen und sozial zuordnen. Während die einen darin eine Gefährdung der Kultur und einen Verlust des Ethischen zugunsten des Ästhetischen befürchten und die nötige Distanz zwischen Kunst und Alltag bedroht sehen (Bubner 1989), interpretieren die Anderen den Einbruch des Ästhetischen in die Lebenswelt als eine Chance zur Freisetzung von individueller Kreativität und Spontaneität, wie sie die Konzepte der Postmoderne in Aussicht stellen (Welsch 1991; Schulze 1992).

Diese Debatte mündet bereits Ende der 1990er Jahre in den Diskurs um die Frage, wie neoliberale Postulate Kreativitätspostulate erzwingen und wie die Künstlerkritik der 1960er Jahre durch die Ideologie des „neuen Kapitalismus“ (Boltanski/Chiapello 1999) vereinnahmt wird, indem diese die ehemaligen Eigenschaften des künstlerischen Feldes wie Autonomie, Spontaneität, Mobilität, Disponibilität, Kreativität, multiple Kompetenz und die Fähigkeit, Netzwerke zu bilden, zu erfolgsversprechenden Leitmetaphern erklärt.

Mit den „creative industries“ hat sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts gezeigt, dass das monolithische Konzept der „Kulturindustrie“, das dem Modell des Fordismus angelehnt war, für postindustrielle Produktionsweisen nicht mehr haltbar ist. Kulturindustrien sind heute in der Weise zu begreifen, dass sie nicht, wie Horkheimer und Adorno es formulierten, fordistische Produktionsweisen nachahmen (im Sinne einer großen einheitlichen ‚totalen‘ Unterhaltungsindustrie), sondern postfordistische Produktionsweisen vorwegnehmen, wie es sich z. B. in Ich-AGs und Selbstunternehmertum zeigt. Mit ihnen ist Kreativität zum allgemeinen Lebensstilmuster, zum Grundprinzip von Arbeit und zum basalen Element von Subjektivierung geworden.

Dies hat umgekehrt Auswirkungen auf die Kunst: Der freischaffende – und das heißt im postfordistischen Denken auch der unternehmerische Künstler – wird zum Modell. Damit wird die Kunstproduktion selbst postfordistischen Mustern des Messens, Dokumentierens und Rasterns unterworfen: Künstlerranking, akademische Abschlüsse für Künstler, künstlerische Forschung, Einwerbezahlen von Kunstinstitutionen oder Kunstvermittlungsprojekte, durchgeführt von Künstlern, werden zum Bestandteil der gesellschaftlichen Legitimierung von Kunst und Künstlerdasein. Das Feld der Kunst verliert damit seine Autonomie, indem es sich, systemtheoretisch betrachtet, zunehmend über Codierungen anderer Felder (der Wissenschaft, der Wirtschaft) legitimiert.

## 3 Themenfelder für eine Verbindung: Körpersoziologie und Soziologie der Kunst

Wie Kunst gemacht wird, welches die Wege, Prozesse, Praktiken und Formen sind, ist eine genuin soziologische Fragestellung. Insofern ist seit den 1960er Jahren durch die Entwicklung der Kunst selbst eine Brücke zu soziologischen Fragestellungen geschlagen. Prozess statt Werk, Performanz statt Repräsentation, Aktion statt Darstellung – dies sind die Bewegungsrichtungen, die die Gegenwartskunst auch in den klassischen Kunstgattungen genommen hat. Die Krise der Repräsentation hat performative Kunstformate gestärkt, die Verbindung von Kunst und Leben hat neue Formen der Kunst hervorgebracht und neue Orte jenseits der Orte bürgerlicher Kunstrepräsentation (Museen, Oper, Theater) etabliert und zugleich damit Letzteren einen Innovationsschub verordnet. Neue Kunstgenres wie die Medienkunst und Performancekunst sind aus diesen Entwicklungen hervorgegangen.

Mit dem tendenziellen Auflösen der Grenzen zwischen den einzelnen Künsten und Kunstgattungen, aber auch mit dem Verlust der strikten Grenzen zwischen Kunst und Alltag lässt sich eine Trennung zwischen Kunstsoziologie und anderen soziologischen Teildisziplinen wie Kultursoziologie, Wissenssoziologie, Mediensoziologie, Material Studies nicht mehr aufrecht erhalten. ‚Kunst' ist vielmehr in den Mittelpunkt aktueller interdisziplinärer Forschungsfelder und -verbünde gerückt. Eine Brücke zwischen Kunstsoziologie und anderen Disziplinen wie der Kunstgeschichte und Philosophie, der Theater- und Tanzwissenschaft, der Literatur- und Medienwissenschaft zu schlagen, ist von daher ratsam.

Mit der Fokussierung der Künste auf den künstlerischen Prozess und die Materialität und Medialität der Kunstproduktion ist zudem die Kunstforschung aufgefordert, die künstlerischen Produktionsprozesse in den Blick zu nehmen. Damit kommen vor allem soziologische Fragen und sozialwissenschaftliche Forschungsverfahren wieder ins Spiel, wenn es einerseits darum geht, die kollektiven Arbeitsprozesse mit ihren Aushandlungs-, Entscheidungs- und Auswahlverfahren zu untersuchen, andererseits dies auf empirischen Weg über ethnografische Verfahren erfolgt.

Nicht zuletzt fordert auch der Wandel des gesellschaftlichen Feldes der Kunst in einer postfordistischen und neoliberalen Gesellschaft dazu auf, Kunst einen höheren Stellenwert als in den letzten Jahrzehnten in Gesellschaftsanalysen zukommen zu lassen. Welchen Beitrag kann hier eine Körpersoziologie liefern?

Kunst ist ein körperliches Feld – das zeigen unmissverständlich die performativen Künste wie Theater, Tanz, Performance Kunst, Body Art, die Musik und das Musiktheater. Die körperlichen Praktiken von Künstlern – wie z. B. die Bewegung der Hände beim Klavierspiel, das Halten des Saxophons, die Atemtechnik des Sängers, Schauspielers oder Tänzers, das tägliche Training von Schauspielern, Sängern und Tänzern auf der Basis von Körpertechniken wie Alexander-Technik, BMC, Yoga etc., – sind ebenso wie die körperlichen Aufführungs- und Inszenierungspraktiken in den einzelnen Kunstgenres wichtige, aber bislang vernachlässigte Felder körpersoziolo-

gischer Forschung. Aber auch die körperlichen Praktiken des Rezipierens von Kunst, z. B. das Stehen und Schlendern in Kunstausstellungen, das stundenlange Stillsitzen in dunklen Theaterräumen, das Musikhören im Liegen auf der heimischen Couch oder in der S-Bahn mit Kopfhörern, das Affiziert-Werden durch Kunstwerke, das Betroffen-Sein sind neben den mittlerweile – nach Bourdieu – als klassisch anzusehenden Forschungen über den milieu- oder klassenspezifischen Geschmack wichtige körpersoziologische Forschungsthemen.

Aber körpersoziologische Ansätze können auch an Themen anknüpfen, die in den bisherigen kunstsoziologischen Konzepten angelegt, aber nicht körpersoziologisch ausgearbeitet sind, z. B. das Verhältnis von Kunst und Leben: Was bedeutet die Verbindung von Kunst und Leben für körperliche und ästhetische Praktiken in Kunst und Alltag? Wie lassen sich die körperlichen Aspekte eines Konzeptes der Lebenskunst beschreiben? Welche Konsequenzen hat die Ästhetisierung des Alltags für eine Ästhetisierung der Körper zum „Kunstwerk"?

Die Körpersoziologie könnte auch einen weitreichenden Beitrag leisten zu einer Verbindung von Sinnlichem, Körperlichen und Sozialen sowie einer Verbindung von Ästhetischem und Politischen, wie sie von der Politischen Philosophie ausgearbeitet wurden (Nancy, Rancière, Agamben) und hierbei an frühere soziologische Positionen (z. B. Simmel) anknüpfen.

Aber auch der „performative", der „practice" und der „material" turn in der Kunst wie im kunsttheoretischen Diskurs haben notwendige Brücken zu bislang vernachlässigten körpersoziologischen Themen in der Kunstsoziologie provoziert. Daran anschlussfähig sind weitere Themenfelder, so z. B.: Die Inkorporierung von Mustern der ästhetischen Wahrnehmung, die Körperlichkeit des Kunst-Geschmacks, die Körperlichkeit des Kunstschaffens, der soziale Status des Künstler-Körpers, der Publikums-Körper oder die Körperlichkeit der künstlerischen Artefakte sind zu Beginn des 21. Jahrhunderts zentrale körpersoziologische Themen, die sowohl an die zeitgenössische Kunst wie an den zeitgenössischen Kunstdiskurs anschlussfähig sind und diesen bereichern können.

## Literatur

Alexander, Victoria (2003). *Sociology of the Arts: Exploring Fine and Popular Forms.* New Jersey: Wiley-Blackwell.

Baecker, Dirk (2013). *Wozu Theater? (Recherchen).* Berlin: Theater der Zeit.

Bette, Karl-Heinrich (2005). *Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit,* 2. überarbeitete Aufl. Bielefeld: transcript.

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (1999). *Der neue Geist des Kapitalismus.* Konstanz: UVK.

Bubner, Rüdiger (1989). Ästhetisierung der Lebenswelt. In: Ders., *Ästhetische Erfahrung* (S. 143–155). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

De Tarde, Gabriel (2003). *Die Gesetze der Nachahmung.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Fiske, John (1989/2010). *Reading the Popular,* 2. Aufl., London: Routledge.
Göbel, Hanna Katharina/Prinz, Sophia (2015). *Die Sinnlichkeit des Sozialen: Wahrnehmung und materielle Kultur (Sozialtheorie).* Bielefeld: transcript.
Gugutzer, Robert (Hrsg.) (2006). *Body Turn: Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports.* Bielefeld: Transcript.
Guyau, Jean Marie (1987). *Die Kunst als soziologisches Phänomen.* Berlin: Spiess.
Hebdige, Dick (1979). *Subculture: The Meaning of Style.* London: Routledge.
Honneth, Axel (1992). Soziologie. Eine Kolumne. Ästhetisierung der Lebenswelt. *Merkur,* 519, 522–527.
Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1947/2003). *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente.* Berlin: Fischer.
Klein, Gabriele (1999). Wo die Körper bleiben. Thesen zur Popkultur. In: Knut Dietrich/Wolfgang Teichler (Hrsg.): *Die Zukunft des Körpers* (S. 101–122). Cox: Jesteburg.
Klein, Gabriele/Friedrich, Malte (2003/2011). *Is this real? Die Kultur des HipHop,* 4. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Latour, Bruno (2007). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Proudhon, Pierre-Joseph (1865/1988). *Von den Grundlagen und der sozialen Bestimmung der Kunst.* Berlin: Spiess.
Reckwitz, Andreas (2012). *Die Erfindung der Kreativität: Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Schulze, Gerhard (1992). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.* Frankfurt a. M.: Campus.
Silbermann, Alphons (1967). Kunst. In: René König (Hrsg.): *Soziologie* (S. 164–174). Frankfurt a. M.: Fischer Lexikon.
Silbermann, Alphons (1979). *Klassiker der Kunstsoziologie.* München: C. H. Beck.
Taine, Hippolyte (1895/1987). *Philosophie der Kunst.* Berlin: Spiess.
Veblen, Thorstein, B. (1899/1997). *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen,* 5. Aufl., Berlin: Fischer Wissenschaft.
Weber, Max (1921). *Schriften zur Musiksoziologie. Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik.* München: Drei-Masken Verlag.
Welsch, Wolfgang (1991). Subjektsein heute. Überlegungen zur Transformation des Subjekts. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie,* 39(4), 347–365.

# Lebenslauf und Biographie

Anke Abraham

## 1 „Verkörperungen des Sozialen" im Horizont von Lebenslauf und Biographie

Mit der Frage nach „Verkörperungen des Sozialen" (Gugutzer 2012) wird ein soziologisches Programm angesprochen, das den Körper bzw. die leiblich-sinnliche und emotionale Verfasstheit des Menschen als *Fundament* sozialen Handelns und sozialer Strukturbildung auf allen Ebenen der Sozialwelt (Subjekt, Interaktion, Institution, System, Wissen etc.) systematisch einführen und in seinen Konsequenzen mitdenken will (zur Forderung eines solchen Programms vgl. Gugutzer 2012, S. 7 ff.; sowie Abraham 2002, Kap. 1.3; Wacquant 2003, S. 269 ff.). Unter dieser Perspektive ist für die in diesem Beitrag zur Diskussion stehenden Themenfelder *Lebenslauf* und *Biographie* zu fragen: In welcher Weise zeigen sich im Horizont von Lebenslauf und Biographie körperliche bzw. leibliche Prozesse und in welchen Hinsichten verweisen sie auf Soziales und auf Inkorporierungen von Sozialem?

Bevor diesen Fragen systematisch nachgegangen wird, scheint es sinnvoll, zunächst die *sozialwissenschaftlichen Konzepte* ‚Lebenslauf' und ‚Biographie' genauer unter die Lupe zu nehmen.

## 2 ‚Lebenslauf' und ‚Biographie' als sozialwissenschaftliche Konstrukte

Grundlegende Annahmen einer an *Lebenslauf* und *Biographie* orientierten sozialwissenschaftlichen Forschung können mithilfe der Unterscheidung zwischen Lebenslaufperspektive, Lebenslaufforschung und Biographieforschung entfaltet werden.

Die *Lebenslaufperspektive* trägt dem Umstand Rechnung, dass das Leben des Einzelnen sozial entlang spezifischer und sich wandelnder Vorstellungen, Muster und Regeln zeitlich sequenziert wird. Sie fragt nach den Bedingungen und Formen des Wandels dieser Muster, nach ihren Funktionen für den sozialen Zusammenhalt und die Entwicklung des Einzelnen und nach dem Zusammenspiel von (institutionali-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_10

siertem) ‚Lebenslauf' und (individueller) ‚Biographie'. Für die Lebenslaufperspektive betont Voges (1987) die Bezugnahme auf das *Lebensalter* als grundlegendes und historisch wie kulturell übergreifendes Regulations- und Ordnungsmuster: „Die Differenzierung der Gesellschaftsmitglieder nach dem Lebensalter diente stets dazu, im Prozess der Vergesellschaftung Zäsuren zu schaffen, altersspezifische Handlungsmuster bereitzustellen, Identitätsstabilität bei Statuspassagen zu gewährleisten und auch der Gesellschaft eine relativ eindeutige Setzung von Verhaltenserwartungen zu ermöglichen" (Voges 1987, S. 9).

Am Beispiel „Lebensalter" zeigt sich eine gewichtige und wirkmächtige Verschränkung von biologisch bedingten Prozessen (des Wachsens, Reifens, Alterns etc.) mit sozialen Deutungen, Statuszuweisungen und Aufgaben, die sowohl für den Einzelnen wie für die Gesellschaft hohe Bedeutung erlangen, weil und indem sie unterschiedliche Möglichkeiten der Entfaltung, des Wandels oder der Stagnation eröffnen oder verschließen können: Was wird mir biographisch *schon* oder *noch* zugemutet? Was darf ich *noch nicht* oder *nicht mehr,* auch wenn ich es wollte oder könnte? Wie geht die Gesellschaft mit neu entstehenden oder sich abschwächenden Bedürfnissen in bestimmten Kohorten um? Welche Weichen werden im Verhältnis der Generationen zueinander gestellt? Welche altersspezifischen Selbstbilder und biographischen Entwürfe werden (differenziert nach Geschlecht, Ethnie, Milieu etc.) sozial honoriert, setzen sich durch oder werden sogar verpflichtend? Und: Welche Auswirkungen hat dies auf der körperlichen bzw. leiblichen Ebene – etwa in Form von körperbezogenen Selbstgestaltungen, im Hinblick auf Gesundheit und Krankheit, im Rahmen der Organisation von Arbeit und Freizeit oder hinsichtlich Fragen des sexuellen Lebens und Erlebens, der Zeugung, Schwangerschaft und Geburt?

Die *Lebenslaufforschung* ist daran interessiert, unterschiedliche Kohorten im Durchgang durch soziale Positionen, Statuspassagen oder Karrieren sowie in ihrem lebenszeitlichen Gesamtverlauf zu erfassen, um daraus Schlüsse zur Bewertung von Prozessen sozialer Ungleichheit und sozialen Wandels ziehen zu können. Sie arbeitet zumeist mit großen Grundgesamtheiten und statistisch messenden Verfahren (vgl. etwa Voges 1987; Sackmann/Wingens 2001).

Die *Biographieforschung* wendet sich mit überwiegend hermeneutisch interpretativen Mitteln dem sozialen Konstrukt ‚Biographie' zu und untersucht es als ein sozialweltliches Orientierungsmuster, ein Regelsystem oder eine Institution. In diesem Sinne fragt sie nach der Genese, Verbreitung, Aufrechterhaltung und Variation dieses Musters im Rahmen unterschiedlicher gesellschaftlicher Konstellationen und sie untersucht das komplizierte Wechselspiel zwischen individueller biographischer Erfahrung, Erinnerung, Entwicklung und Selbstreflexion einerseits und gesellschaftlicher Rahmung und Bedingtheit dieser Erfahrungen, Erinnerungen, Entwicklungen und Reflexionen andererseits (grundlegend dazu Fischer/Kohli 1987; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997).

Mitunter wird zwischen ‚Lebenslauf' und ‚Biographie' in der Weise unterschieden, dass mit dem *Lebenslauf* der objektivierbare Verlauf des Lebens (im Sinne einer

Außenperspektive) angesprochen wird, mit *Biographie* jedoch der selbstreflexive Blick auf das eigene Leben (im Sinne einer Binnensicht) gemeint ist oder der reflexive Blick auf das Leben eines anderen, wobei die gedankliche Aufbereitung dieses Lebens als kommunikativer Akt und entlang sozial bereit gestellter Darstellungsfolien und Deutungsmuster untersucht wird (siehe dazu auch Fuchs-Heinritz 2005).

## 3 „Verortungen" des Körpers in einer biographischen Perspektive

Im Rahmen einer phänomenologisch orientierten und handlungstheoretisch wie wissenssoziologisch ausgerichteten Biographieforschung haben Wolfram Fischer und Martin Kohli (1987), Peter Alheit und Erika M. Hoerning (1989) sowie Wolfram Fischer-Rosenthal (1999) wertvolle Hinweise zur Bedeutung des Körpers im biographischen Kontext geliefert. Zentrale Überlegungen seien hier vorgestellt:

Das Konstrukt ‚Biographie' verweist auf fundamentale Dimensionen der Sozialität – auf Erfahrung, Handeln, Wissen vor dem Hintergrund einer bereits vorstrukturierten Alltagswelt – und ist gekennzeichnet durch seine Horizonthaftigkeit, was meint, dass individuelle Erfahrungen, Handlungen und Deutungen durch die bereits vorausgelegte Alltagswelt sowohl *ermöglicht* als auch *begrenzt* werden und auf das Individuum sowohl *determinierend* wirken wie auch von ihm *überstiegen* (verändert, neu gestaltet, neu gedeutet) werden können. Mit dem Rekurs auf Erfahrungen und Handlungen wird auch die körperliche bzw. leibliche Ebene mit angesprochen: Erfahrungen und Handlungen sind raumzeitlich strukturiert und an einen empfindenden (passiv-rezeptiven) und agierenden (aktiv-verändernden) Leib gebunden – ohne Körper bzw. ohne Leib sind Bewegungen, Wahrnehmungen, Reflexionen, Deutungen und Handlungen nicht möglich.

Menschen sind der sie umgebenden Lebenswelt stets körperlich bzw. leiblich ausgesetzt: Sie stehen täglich vor Fragen der körperbezogenen Existenzbewältigung (im Sinne der Erfüllung körperbezogener Bedürfnisse, Notwendigkeiten und Wünsche), sie bewegen sich auf die Welt zu und in die Welt hinein, sie stoßen auf Aufgaben, Herausforderungen, Widerstände, sie gewahren und empfinden diese Widerstände, sie machen auf dieser leiblichen Grundlage Pläne und sie suchen nach einer Realisierung dieser Pläne in konkreten lebensweltlichen Bezügen. Biographien können in diesem Sinne als leiblich gebundene Aufschichtungen von Handlungs- und Erfahrungsepisoden gedacht werden (zur Aufschichtung von Erfahrungen vgl. Alheit/Hoerning 1989, bes. S. 8 ff., S. 123 ff. bzw. 148 ff.).

Fischer und Kohli (1987) machen darauf aufmerksam, dass der Körper (bzw. der Leib) Erfahrungen und Handlungen ebenso ermöglicht wie begrenzt und dass das Körperliche damit für soziologische Fragestellungen *eigentlich* eine Schlüsselfunktion innehaben sollte – sie stellen aber zugleich treffend und bedauernd fest: „Die theoretische Ausarbeitung von ‚Leiblichkeit' oder die Kritik des ‚Körpers' als sozialer Kate-

gorie steht in der Soziologie noch weitgehend aus" (Fischer/Kohli 1987, S. 28). Ganz in diesem Sinne sucht man auch in dem Werk „Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung" (Alheit/Hoerning 1989) vergeblich nach einer *expliziten* Benennung und Entfaltung der *körperlichen* bzw. *leiblichen* Dimensionen der biographischen Erfahrung – der dort eingesetzte Erfahrungsbegriff bleibt eigentümlich ‚körperlos' und ‚leibfern', Körperspuren lassen sich mehr erahnen als dass sie ausbuchstabiert und expliziert würden.

Auch wenn der Zusammenhang zwischen Biographie und Leiblichkeit inzwischen deutlicher ausgearbeitet wurde – wegweisend für den deutschsprachigen Raum ist der von Peter Alheit et al. (1999) herausgegebene Sammelband „Biographie und Leib" – so lohnt ein (erneuter) Blick in soziologische Klassiker, um dem Leiblichen in der Biographie und dem Biographischen des Leibes näher zu kommen. Aussichtsreich sind hierzu die Überlegungen von Alfred Schütz sowie von Peter L. Berger und Thomas Luckmann – wie in Abschnitt 4. gezeigt wird (ausführlich dazu Abraham 2002).

Für den angelsächsischen Raum lässt sich feststellen, dass es zwar ausgewiesene Traditionen im Bereich der soziologischen Thematisierung des Körpers gibt (etwa durch Turner und Shilling) und eine rege aktuelle Körperthematisierung (wie das Publikationsorgan „Body & Society" beweist), aber auch hier ist der Zusammenhang von *Biographie* – Körperlichkeit – Gesellschaft bisher nicht systematisch behandelt worden – allenfalls finden sich Beiträge zu biographisch benachbarten Feldern wie „Autoethnography", „Self" oder „Identity".

## 4 Der Leib als fundierender Ort des Ich, der Intersubjektivität und des Sinns (Schütz)

Alfred Schütz hat in einem frühen Manuskript „Die Theorie des Lebensformen des Ich und ihrer Sinnstruktur" (Schütz 1981, zuerst 1925), den Versuch unternommen, das handlungstheoretische Konzept Max Webers leiblich zu fundieren und dabei zugleich die transzendentale Bewusstseinsphilosophie Edmund Husserls zu ‚erden' – dieser *sinnliche* Ausdruck sei an dieser Stelle gestattet, um zu verdeutlichen, dass Schütz eine Verankerung der Bewusstseinsphilosophie in der mundanen Welt und im unmittelbaren Erleben des Ich vermisst hat. Am handlungstheoretischen Ansatz Webers kritisiert Schütz, dass Weber das Problem der *Sinnkonstruktion* und das Problem der *Intersubjektivität* nicht hinreichend geklärt hat; an philosophischen und erkenntnistheoretischen Konzeptionen seiner Zeit moniert Schütz, dass nicht hinreichend nach den *konstitutiven Voraussetzungen* der Sinngeltung logischer Strukturen gefragt wird. Er erachtet es als einen massiven Fehler, das äußerst komplexe Gebilde der ‚Logik' – etwa im Sinne einer ‚Struktur des reinen Denkens' oder im Sinne der Reduktion der Sinn- und Intersubjektivitätsfrage auf die ‚logische Diskursivität von Sätzen' – als die einfachste Ebene und als quasi ‚natürliches' Werkzeug des Verste-

hens anzusehen. Eine solche Sicht hintergeht in seinen Augen die Quelle oder den fundierenden Grund, aus dem Erkenntnis, intersubjektives Handeln und Verstehen erwächst.

Mit Rückgriff auf Erkenntnisse der Lebensphilosophie verfolgt Schütz daher das Anliegen, „zu den Quellen der Sinnsetzung (…) hinabzusteigen und den Sinnsetzungsprozess in allen seinen Phasen zu durchleuchten" (Schütz 1981, S. 25) – und diese Quelle liegt für ihn im unmittelbaren *Erleben* des Einzelnen und in den konstitutiven Gegebenheiten der *leiblichen Existenz* des Menschen.

Schütz entwirft in diesem Sinne in Anlehnung an Henri Bergson eine Stufung von Bewusstseinsschichten, die er „Lebensformen" nennt und in deren Verbindung das einheitliche Ich aufgehoben. Die Stufen bilden ein Kontinuum zwischen dem Pol der „reinen Dauer" – den man auch als das Sein, oder als das (leiblich verfasste) Hingegebensein an Raum und Zeit oder das Leben bezeichnen kann – und dem Pol des „begrifflich denkenden Ich". Die Annahme eines Kontinuums impliziert, dass Übergänge und Durchstiege von einer Stufe zu nächsten möglich bzw. sogar nötig sind (was durch Formen der *Symbolisierung* im Sinne der Abgrenzung, Hervorhebung und Fixierung von Erlebnissen aus dem kontinuierlichen Erlebnisstrom gelingt), und dass auf jeder höheren Stufe die niederen Stufen präsent sind, wenn auch in abgeschatteter Weise. Mit anderen Worten: Gedächtnis und Erinnerung, Handeln, Interaktion, Sprechen und Denken bauen aufeinander auf und rekurrieren stets auf die Lebensform der „reinen Dauer des Ich" bzw. auf die (leiblich gegebene) Verortung des Ich in Raum und Zeit und das Hingegebensein an den Strom der Ereignisse im je aktuellen Daseinsfluss. Schütz betont damit, dass das *Erleben* vor dem *Erkennen* liegt und dass das Erkennen nur durch das Erleben motiviert und deduzierbar gemacht werden kann.

Auf der Stufe der reinen Dauer des Ich wird der Leib von Schütz wie folgt eingeführt: als – mehr oder weniger deutliches und bewusstes – *Qualitätsbild* des Leibes sowie als im Raum *Ausgedehntes,* das (mithilfe des „somatischen Lebensgefühls" und der Sinnestätigkeit) die Wahrnehmung von Grenzen und Differenzen erlaubt. Um Grenzen wahrnehmen zu können, muss das (handelnde) Ich sich jedoch bewegen, es muss die Dinge des Außen in seine Aktionssphäre hineinholen, es muss „zu den Dingen hin" handeln – dies ist die Voraussetzung dafür, dass „aus der undimensionierten Mannigfaltigkeit der Qualitäten" eine „Diskontinuität des homogenen, von Quantitäten erfüllten Raumes" werden kann (Schütz 1981, S. 164) bzw. dass das Ich etwas als ‚etwas' (als ein Ding, ein Anderes, ein Gegenüber) erkennen kann. Der Leib ist hier also zentraler *Vermittler* des in der reinen Dauer verhafteten Ich zur Außenwelt und er ist weiter *Träger* und *Werkzeug* des handelnden Ich, wobei das handelnde Ich in seinem Bewusstsein durch das „somatische Lebensgefühl" (physiologische Prozesse, Sinnestätigkeiten, Stimmungen) bestimmt wird.

Auch in dem Werk „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt" (Schütz 1993, zuerst 1935) räumt Schütz dem Leib eine prominente Stellung ein: Der Leib ist und bleibt konstitutives Moment des Seins und des Erlebens und ist zentrales Medium im Pro-

zess des Fremdverstehens. Der Leib bildet in seiner je aktuellen Verfasstheit die Basis, von der aus ein *Ereignis* zu einem („wohlumgrenzten" und „sinnhaften") *Erlebnis* wird. Dies beinhaltet, dass der Leib ein spezifisches ‚So' des Moments herstellt, von dem aus ein Ereignis in den Blick gefasst und damit zum Erlebnis wird, denn die je aktuellen leiblichen, sinnlichen und gefühlsbezogenen Zustände geben dem jeweiligen ‚So' ihre Farbe und moderieren oder bestimmen darüber, *was* und *wie* etwas in diesem Moment in den Blick fällt und zu einem mit Sinn behafteten Erlebnis wird.

Diese Hinweise sind im Hinblick auf die Frage nach der Aufschichtung von Erfahrungen im biographischen Kontext ausgesprochen gewinnbringend, denn sie können dazu beitragen, dass das Erfahrungsverständnis in der Biographieforschung (aber bei weitem nicht nur dort), das stark auf mentale Denkvorgänge und Wissensbestände abhebt bzw. das die leiblichen Dimensionen und Verweisungen von Erfahrungen nicht systematisch rekonstruiert, erweitert wird um eine Analyse der fundierenden Dimensionen leiblich bedingter und leiblich konstituierter Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse.

## 5 Der „Organismus" in der Theorie der Wissenssoziologie (Berger/Luckmann)

Peter L. Berger und Thomas Luckmann räumen dem Körper (bzw. dem „Organismus") in ihrer Theorie der Wissenssoziologie (Berger/Luckmann 1996, zuerst 1966) ebenfalls systematisch einen Platz ein und beziehen sich dabei sowohl auf Alfred Schütz als auch auf Vertreter der Philosophischen Anthropologie, insbesondere auf Helmuth Plessner, Arnold Gehlen und Adolf Portmann. Für eine „verkörperte Soziologie" resp. für die Erschließung zentraler Dimensionen der „Verkörperung des Sozialen" sind vor allem die folgenden Akzente von Bedeutung:

1) Die „Wirklichkeit der Alltagswelt" ist um das „‚Hier' meines Körpers und das ‚Jetzt' meiner Gegenwart herum angeordnet" und dies ist der Punkt, „von dem aus ich die Welt wahrnehme"; „die Zone der Alltagswelt, die meiner direkten körperlichen Handhabung erreichbar ist", ist mir am nächsten, sie ist für mich von unmittelbar pragmatischem Interesse und in ihr vollziehen sich die grundlegenden Prozesse der unmittelbaren Lebensvollzüge (Berger/Luckmann 1996, S. 25).
2) Aufgrund seiner ‚Frühgeburt' (Portmann) und seiner ‚Instinktarmut' (Gehlen) ist der Mensch auf die versorgende und schützende Nähe anderer Menschen (nicht nur in den ersten Lebensjahren) zwingend angewiesen (a. a. O., S. 49 ff.). Dies führt zu der entwicklungspsychologisch hoch bedeutsamen Tatsache, dass die leibliche Nähe und Präsenz anderer Menschen von immenser Bedeutung für die Entwicklung des Selbst ist, da erst durch die interaktive und unmittelbare soziale Nähe der Aufbau von Erfahrung und Wissen ermöglicht und strukturiert werden kann.

3) Entsprechend nachhaltig wird auf die Bedeutung der Intersubjektivität und die Gestaltung von Interaktionen in „Vis-à-vis-Situationen" aufmerksam gemacht: „Die fundamentale Erfahrung des Anderen ist die von Angesicht zu Angesicht. (…) Jede andere Interaktionsform ist von ihr abgeleitet. Als Vis-à-vis habe ich den Anderen in lebendiger Gegenwart, an der er und ich teilhaben, vor mir." (a. a. O., S. 31) Eine gemeinsam geteilte Welt, in der ein Verstehen möglich wird, kann nur entstehen und gestaltet werden, wenn die Chance zu unmittelbar leiblicher Begegnung gegeben ist.
4) Die ‚Ungerichtetheit' der Triebe und Instinkte erzeugt die Möglichkeit, aber auch die Notwendigkeit von „Externalisierungen" im Sinne der Schaffung kultureller Objektivationen (materielle und immaterielle Güter), die dem Menschen Orientierung, Abstimmung des Handelns und emotionalen Halt verschaffen (vgl. a. a. O., bes. S. 54 ff.).
5) „Organismus" (oder „biologisches Substrat") und Gesellschaft stehen in einem *dialektischen Verhältnis,* das folgende Formen annehmen kann: a) der Organismus hat und artikuliert Bedürfnisse, die von der Gesellschaft aufgenommen und befriedigt oder aber auch eingeengt, kontrolliert, unterdrückt oder zurückgewiesen werden können; die Art des Umgangs mit diesen Bedürfnissen prägt im Zuge der Sozialisation und biographischen Entwicklung das Selbstbild und die Identität des Einzelnen auf je spezifische Weise; b) der Organismus setzt gesellschaftlichem Handeln Grenzen (bestimmte Dinge lassen sich aufgrund der menschlichen Physiologie nicht realisieren und vielleicht noch nicht einmal denken); c) der Organismus wird in seinen Möglichkeiten durch gesellschaftliches Handeln begrenzt (etwa wenn bestimmte Potenziale des Körpers nicht erkannt, nicht genutzt, nicht gefördert oder an ihrer Entfaltung gehindert werden); der Organismus kann aber auch technologisch entgrenzt werden, indem Hilfsmittel erfunden werden, die seine Fähigkeiten und Vermögen ausdehnen oder steigern; d) der Organismus kann sich gegen gesellschaftliche Zumutungen und Zurichtungen wehren, er kann „Widerstand" erzeugen und sich verweigern – etwa wenn ihm ein unphysiologischer Rhythmus des Wachens und Schlafens oder des Essens aufgezwungen wird oder wenn er sich in seiner Existenz bedroht sieht (a. a. O., S. 194).

Peter L. Berger und Thomas Luckmann haben mit der Hervorhebung der dialektischen Verschränkung von „Organismus" und „Gesellschaft" und dem gleichzeitigen Verweis auf die damit verbundenen Konsequenzen für die Entwicklung des Selbst und der Identität, die im Rahmen einer gemeinsam konstruierten und geteilten Alltagswelt angebahnt und realisiert wird, einen Theorierahmen bereit gestellt, der für die Rekonstruktion und das Verstehen biographischer Verläufe *in ihrer Körperlichkeit bzw. Leiblichkeit* genutzt werden kann.

## 6 Körperlichkeit, Habitus und Biographie (Bourdieu)

Die fundierende Funktion des Körpers bzw. des Leibes im Rahmen individueller Sozialisations- und Bildungsprozesse ist auch von Pierre Bourdieu immer wieder herausgearbeitet worden. Auch wenn sich Bourdieu nicht explizit mit einer *biographischen Perspektive* befasst hat, so sind seine Arbeiten doch geprägt von dem – auch biographisch grundlegenden – Gedanken, dass Menschen über eine zeitliche Dauer in sozial konstituierte *Prozesse* eingewoben sind und, situiert in einem je spezifischen sozialen Raum, eine „Sozialisation" erfahren und eine „Geschichte" entwickeln.

Eine Schlüsselstellung nimmt im Werk Bourdieus der „Habitus" ein, der als ein Knotenpunkt in der Verschränkung von Körper bzw. Leib, Subjekt (einschließlich seiner Geschichte) und Gesellschaft aufgefasst werden kann. Bourdieu (2001) betont in diesem Zusammenhang: „Als Körper und biologisches Individuum bin ich ebenso wie die Dinge an einem Ort situiert: Ich nehme einen Platz im physischen und sozialen Raum ein." (a. a. O., S. 168) Weiter stellt Bourdieu fest, dass dieser Körper „als Prinzip der Individuation funktioniert (insofern er in Raum und Zeit lokalisiert, trennt, isoliert usw.)" und „ein (…) Prinzip der Vergesellschaftung darstellt" (a. a. O., S. 171 f.). Besonders beachtenswert ist, dass Bourdieu diesen Körper als einen „realen Akteur" konzipiert und den Körper dabei „*als* (Herv. d. V.) Habitus mit seiner eigenen Geschichte und den von ihm verkörperten Eigenschaften" (a. a. O.) denkt. Mit der Gleichsetzung von „Körper", „Ich" (der Körper, der *ich* als biologisches Individuum *bin*) und „Habitus" und der Verschmelzung von Körper-Ich-Habitus mit einer im gesellschaftlichen Raum erworbenen Geschichte, die durch den Habitus leiblich präsentiert bzw. verkörpert wird, macht Bourdieu deutlich, dass die persönliche Entwicklung des Ich (resp. seine Sozialisation, Bildung, biographische Prägung) nur über eine solche, sich in einem je spezifisch ausgestatteten sozialen Raum in den Körper (als Habitus) einschreibende Geschichte zu verstehen ist.

Bourdieu erläutert die Wirkmächtigkeit des Körpers bzw. der leiblichen Ebene für den Prozess der Entwicklung des Menschen wie folgt: „Da er (der Körper; d. V.) die (biologische) Eigenschaft hat, der Welt gegenüber offen, also ihr ausgesetzt zu sein und somit von ihr formbar, durch die materiellen und kulturellen Lebensbedingungen, in die er von Anfang an gestellt ist, modellierbar, unterliegt er einem Sozialisierungsprozess, aus dem die Individuation selbst erst hervorgeht, wobei die Singularität des ‚Ich' sich in den gesellschaftlichen Beziehungen und durch sie herausbildet" (a. a. O., S. 172).

Mit Verweis auf eine empirische Studie von Loïc Wacquant (2003), einem Schüler Bourdieus, kann deutlich gemacht werden, wie eine Soziologie gestaltet sein müsste, die die hier entfalteten theoretischen Grundlagen nutzt und sich aufmacht, die Genese sozialer Strukturen, sozialen Handelns und individueller Entwicklung – einschließlich seiner biographischen Dimensionen – aus den Quellen des Körpers bzw. der Leiblichkeit heraus zu erschließen und zu verstehen. Der Bezug auf Wacquant bietet sich nicht nur deshalb an, weil Wacquant seine Forschungsstudie „als eine Art

soziologischer Bildungsroman" bezeichnet – in der Biographieforschung wird der *Bildungsroman* als zentrale moderne Form des sich selbst und seines Entwicklungsweges bewusst werdenden bürgerlichen Individuums gehandelt –, sondern weil er mit seiner Studie auch das eingangs skizzierte und für das Handbuch leitende Anliegen voranbringen will: Die Soziologie muss berücksichtigen, „dass der soziale Akteur in erster Linie ein Wesen aus Fleisch, Blut und Nerven ist und über Sinn (in der doppelten Bedeutung von sinnlich und sinngebend) verfügt"; entsprechend muss die Soziologie „darauf hinarbeiten, dass diese leibliche Dimension der Existenz (…) wieder hergestellt und greifbar wird" (Wacquant 2003, S. 269). Wacquant tut dies, indem er eine Beobachtungs- und Analysetechnik einsetzt, bei der er „seinen Organismus und die ihm innewohnende Sensibilität und Intelligenz in das Epizentrum der symbolischen und materiellen Kräfte" stellt, „die er untersuchen will" – in diesem Fall in die Kräfte der Welt des Boxens und eines Box-Camps in einem US-amerikanischen Ghetto, in die er (als in Frankreich aufgewachsener und sozialisierten junger, weißer Mann) über eine andauernde und harte „Initiation" aufgenommen wird. Damit löst er in vorbildlicher Weise ein, was in der soziologischen Forschung bisher ebenfalls nicht systematisch theoretisch reflektiert und forschungspraktisch eingesetzt wurde: dass der Forscher oder die Forscherin die sinnliche und leiblich-affektive Resonanzfähigkeit des eigenen Körper ausbildet und den eigenen Körper als Erkenntnisquelle nutzt (vgl. dazu Abraham 2002, Kap. 6, Gugutzer 2012 sowie in diesem Handbuch).

## 7 Desiderata

Bei der Betrachtung der Forschungsfelder *Lebenslauf- und Biographieforschung* sowie der *Körpersoziologie* fällt auf, dass sich eine doppelte Leerstelle auftut:

Die Lebenslauf- und Biographieforschung hat den Körper und die leibliche Dimension noch nicht systematisch (genug) aufgenommen. So fehlt: a) die Ausarbeitung eines im Leiblichen situierten Erfahrungsbegriffs (siehe Abschnitt 3.), b) wird der Körper in biographischen Analysen selten *explizit* zum Gegenstand gemacht, c) wird häufig die Chance vertan, biographische Entwicklungen und Weichenstellungen im Lebensverlauf im Kontext körperlicher Mitgiften, Erfahrungen und Haltungen dem Körper gegenüber zu befragen sowie d) biographisch erworbene Selbstverständnisse in ihren körperbezogenen Dimensionen (wie körperbezogenen Widerfahrnissen und Erfahrungen) zu untersuchen.

Umgekehrt verhält sich die Körpersoziologie weitgehend abstinent gegenüber einer an Lebenslauf und Biographie orientierten Perspektive. Zahlreiche empirische Studien im Feld der Körpersoziologie nehmen einen zeitlich punktuellen Blickwinkel ein und leisten – mit durchaus großem Erkenntnisgewinn – subtile Mikroanalysen von Interaktionssequenzen oder Szenen. Dabei kann jedoch nicht in den Blick kommen, dass leibliche Erscheinungen und Ausdrucksweisen stets eine *Geschichte* haben und dass sie vor dem Hintergrund aufgeschichteter biographischer Widerfahrnisse,

Erlebnisse und Erfahrungen vom erlebenden Subjekt in subjektiv bedeutsamer Weise erlebt und gedeutet werden sowie vom Beobachter nur vor dem Hintergrund dieser Geschichte tatsächlich verstanden werden können. Im Rahmen der Rekonstruktion von Geschlecht hat Bettina Dausien (1999) in ähnlicher Weise Kritik an einem zeitlich eng gestellten und die biographische Genese sowie die biographische Selbstauslegung übergehenden Blick geübt (a. a. O., S. 180 ff).

## 8 Forschungsperspektiven

Die oben angeführten Theoriestücke *(Schütz, Berger/Luckmann, Bourdieu)* haben deutlich gemacht, dass der leiblich-affektiv verfasste Mensch von Anfang an in seiner Leiblichkeit einer sozialen Umwelt ausgesetzt ist, der gegenüber er – mit allen Chancen und Risiken – „offen" ist *(Bourdieu),* die er braucht, die auf ihn einwirkt und auf die er einwirken kann. Biographische Rekonstruktionen, die diese leibliche Verfasstheit ernst nehmen, hätten also ontogenetisch ‚sehr früh' anzusetzen und alle Körperspuren einzusammeln, derer sie ‚leibhaftig' werden können. Die nachfolgend aufgeführten Beispiele körper- und leibbezogener biographischer Analysen können zeigen, wie und mit welchem Gewinn biographische Rekonstruktionen geleistet werden können, die ontogenetisch ‚früh' ansetzen und die die fundierende Bedeutung der Leiblichkeit für die Gestaltung des Ich und des Lebensweges aufgreifen.

(1) Anke Delow (2000) untersucht nach dem ‚Fall der Mauer' die Biographien von Leistungssportlern, die in der DDR sozialisiert wurden und fragt, wie sie den Übergang in eine Moderne erleben und bewältigen, die sie den Chancen und Zumutungen eines Systemwechsels aussetzt. Sie arbeitet dabei unterschiedliche Muster heraus, die sie systematisch aus den geführten biographischen Interviews entwickelt. Hier interessiert vor allem ein Muster, das Delow explizit mit der Körperlichkeit verknüpft (wobei auch in den anderen Mustern – implizit bleibende, aber dennoch wirkmächtige – körperliche und leibliche Dimensionen stecken).

„René" – dessen Fall zur Folie für das Muster „Leistungssport als *Lebensperspektive* und körperbezogene Kompensationen" gemacht wird – hat als Kleinkind schwere Misshandlungen in der Familie erlitten und, aus Gründen des seelischen Selbstschutzes, ein ablehnendes Verhältnis zu seinem Körper entwickelt. Das zeigt sich vor allem darin, dass er sich gegenüber körperlichen Entbehrungen, Schmerzen und Verletzungen unempfindlich macht. Im Sport erlebt er seinen Körper dann auf eine andere Weise: Er kann über ihn verfügen, er ist nicht mehr ohnmächtig, sondern kann über den Körper Erfolgs- und Lustgefühle selbst erzeugen und gestalten. Dabei kommt es der positiven Neubesetzung des Körpers als Erfolgsgarant entgegen, dass René durch die Abspaltung des Körpers vom Ich zum Ertragen von fast unmenschlicher Anstrengung, Qual und Schmerz in der Lage ist und damit gegenüber der Konkurrenz Vorteile hat. Die vom System Leistungssport verlangte Härte gegen sich selbst und eine

entsprechende Instrumentalisierung des Körpers – die einer Abspaltung des Körpers vom Ich gleichkommt und eine Nähe zum verletzlichen und empfindungsfähigen leiblichen Ich verhindert – wirken im Falle Renés so intensiv und biographisch überdauernd, weil sie als Abwehr tiefer innerer Erschütterung und als Kompensation sehr früh erlittenen leiblich-affektiven Leids fungieren.

Delow bemerkt zu diesen Zusammenhängen: „Aufgrund der starken affektiven Gestaltung der frühen Identitätsbildung muss dem Körper gerade in der frühen Kindheit eine besondere Bedeutung zugesprochen werden. Beziehungsrealitäten, die bis in die körperliche Integrität des Kindes eingreifen, erzeugen oftmals rigide kompensatorische Reaktionen. Erfüllen sich die ‚Hoffnungen' auf eine andere, weniger schmerzhafte Besetzung des Körpers im Sport (…), so ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass die Identität sich symbiotisch mit dem Sport verbindet und in der Folge kaum alternative Lebenswelten zum Zuge kommen" (Delow 2000, S. 248).

(2) Peter Alheit (1999) macht ein gewinnbringendes Angebot, wenn er mit Rekurs auf *Maurice Merleau-Ponty* einerseits und *George Herbert Mead* andererseits feststellt: „In gewisser Weise ist der biographische Bezug auf das Selbst mit einer Art ‚Leibverlust' verbunden" (Alheit 1999, S. 224). Angesprochen ist damit der Zusammenhang, dass die reflexive Zuwendung des unmittelbar dahinlebenden Ich (resp. des ‚I' im Sinne Meads, das Merleau-Ponty in etwa analog als ‚moi naturel' bezeichnet und mit dem Leiberleben verknüpft) auf die eigene Person und ihre biographische Situation (nach Mead das sozial hervorgebrachte ‚Me') sowohl die Person als auch den Körper notwendigerweise zu einem *Gegenstand des Habens* macht – und wegführt von dem unmittelbar gelebten Sein. Alheit folgert nun aber nicht, dass der Leib damit verloren oder unzugänglich ist, sondern er bemerkt: „Der ‚Leib, der ich bin' braucht für den biographischen Identitätsbildungsprozess womöglich doch den ‚Körper, den ich habe'. (…) Das kontingente *I,* das an den Leib gebunden ist, scheint auf das biographische *Me* angewiesen zu sein, um als Erfahrung ins Bewusstsein zu treten" (a. a. O., S. 225).

Über die Analyse einer biographischen Erzählung (der lebensgeschichtlichen Erzählung von Anna B., die im Rahmen eines Projekts zur Erforschung von Jugendarbeitslosigkeit erhoben wurde) macht Alheit deutlich, wie in den auf den Körper und Körperliches verweisenden Äußerungen der Protagonistin die leibliche Ebene repräsentiert und greifbar wird. Alheit führt die Lebensgeschichte als eine „Identitätssuche" vor und hält sie nicht nur aufgrund des (ungewöhnlich) dichten narrativen Materials zur Körper-Leib-Thematik für beachtenswert, sondern vor allem aufgrund des „qualitativen Sprungs" vom „Körper-Haben" zum „Leib-Sein" (a. a. O., S. 226), was er im Zuge der Analyse auch übersetzt mit „Bei-sich-Sein" (a. a. O., S. 239, 241).

Grundtenor der Analyse ist, dass die Protagonistin über eine hohe Körperreflexivität verfügt. Körperbezogene Momente von spezifischen *Zurichtungen* werden intensiv wahrgenommen – etwa der latente Wunsch der Familie, sie hätte ein Junge sein sollen, die Verordnung von Brille und Zahnspange, früher Alkohol- und Tabakkon-

sum, gefährliche Ausflüge ins Moor oder eine intensive Phase des Sich-unsichtbar-Machens durch sackartige Kleidung, lange Haare und lebensbedrohliches Hungern – und diese Zurichtungen werden in ein vom eigenen Ich *distanziertes* Verhältnis gesetzt.

Alheit arbeitet die jeweiligen biographischen Besetzungen und Bedeutungen dieser unterschiedlichen Körperthematiken subtil heraus, was hier nicht nachgezeichnet werden kann. Als zentrale Dynamik wird herausgestellt: Die (selbst)kritische und mitunter zynische Distanzierung von den sie umgebenden Körperereignissen und Zurichtungen, die das Gefühl wach hält, (noch) *nicht bei sich* zu sein, eröffnet der Protagonistin die Möglichkeit, dem ‚eigentlichen leiblichen Ich' näher zu kommen. Der Durchbruch zu diesem Ich gelingt, auch wenn sich damit neue Hürden auftun, als sie mit 16 Jahren schwanger wird und erstmals sehr klar und selbstsicher gegenüber dem (verbietenden und kontrollierenden) Vater und der (sie schützen wollenden) Öffentlichkeit ein eigenes Anliegen vertritt: das Kind behalten und austragen zu wollen.

(3) Hans-Dieter König (1999) führt am Beispiel der Rekonstruktion einer Studentenbiographie einen interdisziplinären Forschungszugang vor, indem er eine soziologische (lebenslauf- und sozialisationstheoretische) Analyse mit einem psychoanalytischen Zugang verbindet. Für das Fallverstehen setzt König das Konzept der sozialstrukturellen Analyse von „Verlaufskurven" *(Schütze)* sowie das Habitus-Konzept *(Bourdieu)* ein, das um eine tiefenhermeneutische Sicht *(Lorenzer)* auf den Fall ergänzt wird. König arbeitet mit diesem doppelten Zugang heraus, wie die biographischen Wahlen und das subjektive Erleben des Protagonisten – „Marcus" – von den sozialstrukturellen Gegebenheiten abhängen, in die Marcus hineinsozialisiert wurde (hier: dem Aufwachsen in einem kleinbürgerlichen Milieu und den Schwierigkeiten, die sich mit dem sozialen Aufstieg in ein statushöheres und habituell anders verfasstes akademisches Umfeld ergeben), und in welcher Weise frühe Beziehungserfahrungen (in Kombination mit dem Milieuwechsel) den Gefühlshaushalt von Marcus geprägt haben (hier: latente Aggressionen, die zum Teil masochistisch gegen sich selbst gerichtet werden, die aber im Rahmen einer Filmdiskussion zur Sprache gebracht werden können).

Aufhänger der Analyse ist, dass sich Marcus in einer Filmdiskussion höchst erschrocken zeigt, dass ihn das Körpergehabe des Neonazis Althans (in dem Bonengel-Film „Beruf Neonazi") so angeregt und fasziniert habe und dass er an sich selbst gespürt habe, wie diese Körperstärke auf ihn übergehe, dieses „Zackige", und wie er ein neues Körpergefühl – „lockerer, männlicher und auch aggressiver" – entwickelt habe. Eine weitere Alltags-Szene, die durch den Film angestoßen wird, reflektiert Marcus: Seine Verachtung gegenüber einer Gruppe von Obdachlosen, die in ihrer schamlosen „Ungepflegtheit", „Zerrissenheit" und „Elendigkeit" (mit offenen, blutigen Wunden, roter Haut und vollgepinkelt) aggressive Impulse in ihm auslösen (er möchte den Obdachlosen „ins Fleisch gehen").

König arbeitet heraus, wie die Identifikation mit Althans und der Hass auf die Obdachlosen mit eigenen frühen und im Laufe der beruflichen Entwicklung auftauchenden leiblichen und affektiven Erfahrungen von Marcus verbunden ist: An die „unheimlichen" und „harten" Hände der Mutter ist das Versagen von liebevoller und zarter Zuwendung geknüpft, an Badeszenen mit der Mutter eine Verletzung der körperlichen Integrität von Marcus und ein Übersehen seiner Sexualität; die eruptiven Wutausbrüche des Vaters, seine vorgespielte Autorität in der Polizei-Uniform und seine eigentliche Kindlichkeit stellen für Marcus kein geeignetes Männlichkeitsmodell dar; das Leiden an den unvertrauten Habitusformen im akademischen Milieu fängt Marcus durch Rückgriffe auf vertrautere Lebensvollzüge auf – so als Krankenpfleger in einer Pflegeeinrichtung, in der er mit Blut und Kot konfrontiert wird (über die damit verbundenen psychischen Belastungen aber nicht sprechen kann) und in der er durch eine Hautallergie selber offene und blutende Hände bekommt. Die damit verbundenen „peitschenden Schmerzen", die den seelischen Schmerz über nicht erhaltene liebevolle Zuwendungen in der Kindheit überdecken, erträgt er. Offensichtlich schafft das Ansehen des Films für Marcus ein Ventil, sich der latenten Aggressionen, die er bisher auf sich selbst gerichtet hat, bewusst zu werden. Im Gegensatz zu radikalen Jugendlichen und Neonazis gelingt es ihm jedoch, die Aggressionen nicht über körperliche Gewalt auszuagieren, sondern emotional und reflexiv zu bearbeiten.

Zur Abrundung des Beitrags soll auf einige neuere Entwicklungen und Möglichkeiten in der Erforschung von Körperlichkeit und Biographie aufmerksam gemacht werden, die, wie die eben genannten Forschungsbeispiele, Lust machen können, sich verstärkt mit einer biographischen Perspektive im Rahmen einer Soziologie des Körpers auseinanderzusetzen:

(1) Im Rahmen der Biographieforschung wird unter dem Begriff „Biographizität" der Fokus stark gemacht, dass Identität nicht als ein starres Gebilde aufzufassen ist, sondern als eine fragile und prozessierende Kategorie und dass analog dazu Biographien (notwendiger Weise und mitunter schmerzhaft) Brüche und Verwerfungen enthalten, die es nicht zu ‚heilen', sondern auszuhalten und als Entwicklungschance oder Transformationspotenzial anzusehen gilt (vgl. Alheit 2010). Eine solche Perspektive ist geeignet, die ebenfalls fragile und in stetem Wandel befindliche Körperlichkeit bewusst in die Frage nach Identitätsbildungs*prozessen* und biographischen Verläufen einzubinden und zu aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen im Körperumgang (die biologisch bedingte und körperbezogene Wandlungsprozesse ebenso still stellen wie dynamisieren können) ins Verhältnis zu setzen.

(2) Aussichtsreiche Chancen der Erforschung des Zusammenhangs von Körperlichkeit, Biographie und Sozialität liegen in der Verschränkung von Biographieforschung und Ethnographie, da hier neben der sprachlichen Reflexion auch das soziale Feld

und der körperliche Habitus systematisch in den Blick kommen und das sprachlich artikulierte Selbstverstehen mit dem beobachtbaren Verhalten im Feld trianguliert werden kann (vgl. dazu etwa Dausien & Kelle 2009).

(3) Inspirierend ist die Studie von Henrike Terhart (2014), die biographische Interviews mit Migrantinnen mit fotographischen Selbstporträts kombiniert und aus der Verschränkung von Text und Bild bzw. von sprachlichen und gestischen Körperinszenierungen erschließt, welche Bedeutung dem Körper (junger Migrantinnen) als Schauplatz der Verhandlung sozialer Zugehörigkeit zukommt.

(4) Von besonderem heuristischen Wert ist schließlich die an die Analysen von Michel Foucault angelehnte Unterscheidung zwischen diskursiven und lokalen Wissensformen, wie sie etwa Andreas Hanses (2010) im Rahmen der Erforschung von Krankenkarrieren fruchtbar macht: Lokale Wissensformen zeichnen sich dadurch aus, dass sie an das leibliche Erleben gebunden sind, subjektiv und spontan gebildet werden und durch ihre subjektiv-leibliche Verankerung als ein Gegenwissen und eine Gegenmacht zu Herrschaftsdiskursen eingesetzt werden können. Hanses arbeitet heraus, wie sich im Einzelfall lokales Wissen gegenüber diskursivem Wissen durchsetzen kann, wie dieses Wissen biographisch generiert wurde und welche entscheidenden Wirkungen es im und für den biographischen Verlauf entfalten kann.

## Literatur

**Abraham, Anke (2002).** ***Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag.*** **Wiesbaden: WDV.**

**Alheit, Peter & Hoerning, Erika (Hrsg.) (1989).** ***Biographisches Wissen, Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung.*** **Frankfurt, New York: Campus.**

**Alheit, Peter et al. (Hrsg.) (1999).** ***Biographie und Leib.*** **Gießen: Psychosozial Verlag.**

Alheit, Peter (1999). Reading Body Stories. Zur „leibhaftigen" Konstruktion der Biographie. In: Peter Alheit et al. (Hrsg.), *Biographie und Leib* (S. 223–244). Gießen: Psychosozial Verlag.

Alheit, Peter (2010): Identität oder „Biographizität"? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In: Birgit Griese (Hrsg.), *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung* (S. 219–250). Wiesbaden: VS Verlag.

Berger, L. Peter & Luckmann, Thomas (1996). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer.

Bourdieu, Pierre (2001). *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Dausien, Bettina (1999). Geschlechterkonstruktionen und Körpergeschichten. Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des „doing gender" in biographischen

Erzählungen. In: Peter Alheit et al. (Hrsg.), *Biographie und Leib* (S. 177–200). Gießen: Psychosozial Verlag.

Dausien, Bettina & Kelle, Helga (2009). Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung. In: Bettina Völter et al. (Hrsg.), *Biographieforschung im Diskurs* (S. 189–212). Wiesbaden: VS Verlag.

Delow, Anke (2000). *Leistungssport und Biographie. DDR-Leistungssportler der letzten Generation und ihr schwieriger Weg in die Moderne.* Münster: LIT Verlag.

Fischer, Wolfram & Kohli, Martin (1987). Biographieforschung. In: Wolfgang Voges, *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung* (S. 25–50). Opladen: Leske + Budrich.

**Fischer-Rosenthal, Wolfram (1999). Biographie und Leiblichkeit. Zur biographischen Arbeit und Artikulation des Körpers. In: Peter Alheit et al. (Hrsg.), *Biographie und Leib* (S. 15–43). Gießen: Psychosozial Verlag.**

Fischer-Rosenthal, Wolfram & Rosenthal, Gabriele (1997): Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 17 (4),* S. 405–427.

Fuchs-Heinritz (2005). *Biographische Forschung.* Wiesbaden: VS Verlag.

Gugutzer, Robert (2012). *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen.* Bielefeld: transcript.

Hanses, Andreas (2010). Biographisches Wissen: heuristische Optionen im Spannungsfeld diskursiver und lokaler Wissensarten. In: Birgit Griese (Hrsg.), *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung* (S. 251–270). Wiesbaden: VS Verlag.

**König, Hans-Dieter (1999). Fasziniert vom Körper eines Neonazis. Soziologische und psychoanalytische Rekonstruktion einer Studentenbiographie. In: Peter Alheit et al. (Hrsg.), *Biographie und Leib* (S. 264–286). Gießen: Psychosozial Verlag.**

Kohli, Martin (1985). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37(1),* 1–29.

Sackmann, Reinhold & Wingens, Matthias (Hrsg.) (2001). *Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenz – Verlauf.* Weinheim: Juventa.

Schütz, Alfred (1981). *Theorie der Lebensformen. Herausgegeben und eingeleitet von Ilja Srubar.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Schütz, Alfred (1993). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Terhart, Henrike (2014): *Körper und Migration. Eine Studie zu Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild.* Bielefeld: transcript.

Voges, Wolfgang (1987). *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung.* Opladen: Leske + Budrich.

Wacquant, Loic (2001). *Leben für den Ring. Boxen im Ghetto.* Konstanz: UVK.

# Lebensstil

Julia Wustmann und Michaela Pfadenhauer

Der Begriff „Stil" in Verbindung mit Aspekten der Lebensgestaltung begegnet uns häufig im alltäglichen Sprachgebrauch. So sprechen wir von einem klassischen Business-Kleidungsstil, wenn sich unsere Kollegin für den farblich dezenten Hosenanzug als Büro-Outfit entscheidet. Oder aber wir sprechen von einem rasanten Fahrstil, wenn wir beschreiben wollen, dass unser bester Freund Straßenschilder und Ampeln eher als Fahrempfehlungen denn als Verkehrsregeln interpretiert.

Doch handelt es sich bei einem spezifischen Kleidungsstil oder einem markanten Fahrstil auch um einen Lebensstil? Die Lebensstilforschung würde diese Frage wohl eher verneinen. Aber was ist dann ein Lebensstil?

## 1 Was sind Lebensstile?

Die Lebensstilforschung ist durch Uneinigkeit im Verständnis des eigenen Leitbegriffs charakterisiert. Nichtsdestotrotz lassen sich Definitionen ausfindig machen, die hinsichtlich der konstitutiven Merkmale des Lebensstilsbegriffs konsensfähig sind. So definieren Gunnar Otte und Jörg Rössel (2011) im Rekurs auf Peter H. Hartmann (1999) einen Lebensstil als „[…] ein Muster verschiedener Verhaltensweisen, die eine gewisse formale Ähnlichkeit und biographische Stabilität aufweisen, Ausdruck zugrunde liegender Orientierungen sind und von anderen Personen identifiziert werden können" (Otte/Rössel 2011, S. 13).

Bezogen auf die eingangs gegebenen Beispiele markiert die Definition zunächst grundlegend, dass mit Lebensstilen nicht einzelne Handlungen wie die des Ankleidens oder des Fahrens, sondern kohärente Muster von Verhaltensweisen gemeint sind. Darüber hinaus hält die Definition fest, dass mit einem Lebensstil nicht auf eine einmalige Handlung abgehoben wird, sondern der zeitlichen Dimension und damit einhergehend einer gewissen Form von Stabilität eine entscheidende Bedeutung beizumessen ist.

Diese Kriterien allein reichen jedoch nicht hin, um von einem Lebensstil sprechen zu können. Vielmehr spielt der Aspekt der formalen Ähnlichkeit eine zentrale Rolle,

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_11

was bedeutet, dass die unter einem Lebensstil subsumierten Verhaltensweisen – deutlicher als andere Verhaltensweisen – in einem Zusammenhang gesehen werden können (vgl. Otte/Rössel 2011, S. 13). So nehmen wir es beispielsweise als stimmiger wahr, wenn eine Person, die mit Vorliebe die Werke von Fjodor Dostojewski liest, sich eher für den Besuch einer Opernaufführung als für den Besuch einer Computerspielmesse begeistert. Die Lektüre von Dostojewski und der Besuch der Oper können insofern als formal ähnliche und dergestalt zusammengehörende Verhaltensweisen angesehen werden, als sie beide dem zugerechnet werden können, was in der westlichen Gesellschaft als Hochkultur gilt. Daran wird deutlich, dass das Kriterium der formalen Ähnlichkeit eine Zuschreibung entlang übergeordneter Kategorien ist, die nicht mit Stimmigkeit bzw. Kohärenz aus subjektiver Perspektive gleichzusetzen ist.

Der eingangs genannten Definition gemäß sind Lebensstile des Weiteren die Ausdrucksgestalt tieferliegender Orientierungen. Die somit bestehende Expressivität von Lebensstilen ist ein weiteres konstitutives Moment, das umfasst, dass in einem Lebensstil etwas zum Ausdruck kommt bzw. gebracht wird, was selber nicht sichtbar ist. So kann beispielsweise mit der Entscheidung, seine Möhren im fair-trade-ausgerichteten Bio-Laden statt in der nächsten Aldi-Filiale zu kaufen, mehr als nur die Präferenz für Karotten zum Vorschein gebracht werden. Bei dieser Entscheidung können bestimmte politische oder ethische Einstellungen bezüglich gerechten Handels und/oder nachhaltiger Ökologie eine Rolle spielen, die die Wahl des Lebensmittelmarkts motivieren bzw. die durch diese Wahl demonstriert werden können.

An diesem Beispiel wird ersichtlich, dass mit dem Merkmal der Expressivität ein weiteres Charakteristikum von Lebensstilen eng verknüpft ist: die Identifizierbarkeit von Lebensstilen. Gemeint ist damit, dass Lebensstile aufgrund ihres expressiven Charakters in Interaktionssituationen nach außen, d. h. für andere Akteur/e/innen sichtbar und damit auch klassifizierbar werden (vgl. Otte 2013, S. 538; Otte/Rössel 2011, S. 13). Methodisch leiten Lebensstilforscher/innen daraus und aus dem Spezifikum der formalen Ähnlichkeit die Annahme ab, dass bereits das Erkennen weniger Teilaspekte ausreicht, um auf den gesamten Lebensstil schlussfolgern zu können.

Ein noch höherer Grad an begrifflicher Trennschärfe ergibt sich aus der Kontrastierung des Lebensstilbegriffs mit anderen Begrifflichkeiten. Der innerhalb der Lebensstilforschung gängige Begriff der Lebensführung geht in seiner Verwendung und Bedeutung grundlegend auf Max Weber zurück. Webers weist in seiner Abhandlung über die „protestantische Ethik" als eine der Grundlagen des modernen Kapitalismus auf die fundamentale Rolle religiöser Werte hin, welche ihrerseits Akteur/e/innen dazu anleiten, eine rationale Lebensführung anzustreben (vgl. Weber 1985 [1921/22]). Im Anschluss daran schlagen Otte und Rössel (2011) im Kontext der aktuellen Lebensstilforschung vor, Lebensführung als „Terminus für *übergreifende* Zusammenhänge zentraler Wertorientierungen und Lebensstilmuster" zu verwenden (ebd., S. 15; Hervorhebung im Original). Damit markieren sie einen deutlichen Unterschied zum Lebensstilbegriff, bei dessen Bestimmung die Dimension der Werte und Einstellungen von der der Handlung und Verhaltensweisen analytisch getrennt

wird. Hartmann (2011) akzentuiert die Bedeutung dieser Unterscheidung im Hinblick auf das konkrete Forschungsvorgehen, indem er aufzeigt, dass der Fokus bei der Erforschung von Lebensführungen auf Interessen und Werten liegt („Alltagsethik"), wohingegen sich der Schwerpunkt bei der Erforschung von Lebensstilen auf „sinnlich Wahrnehmbares" („Alltagsästhetik") verlagert (ebd., S. 63).

Eine weitere, der Trennschärfe der Definition dienende Abgrenzung kann schließlich in Bezug auf die im Kontext von Lebensstil häufig verwendeten Klassen- und Schichtbegriffe vorgenommen werden. Wie Stefan Hradil und Annette Spellerberg (2011) diesbezüglich festhalten, beziehen sich Klassen- und Schichtkonzepte in ihrer Begriffsgrundlegung in erster Linie auf die Verfügbarkeit bestimmter Ressourcen (bspw. das Einkommen von Akteur/inn/en), während im Kontrast dazu der Lebensstilbegriff auf deren zielgeleitete und präferenzorientierte Verwendung ausgerichtet ist (in diesem Sinne etwa die Ausgabe des Einkommens für den Erwerb einer Schallplatte der Lieblings-Punk-Band) (vgl. ebd., S. 52).

## 2 Was bewirken Lebensstile?

„Lebensstil" ist jedoch nicht nur eine Beobachterkategorie. Lebensstile haben vielmehr auch Auswirkungen auf bzw. Funktionen für Akteur/e/innen. Bezogen auf Wirkungen von Lebensstilen konstatieren Otte und Rössel (2011, S. 26) zum einen „*intertemporale* Lebensstilkonsequenzen", die sich z. B. besonders deutlich bei Verhaltensweisen eines Lebensstils zeigen, welche die Gesundheit tangieren (vgl. Otte/Rössel 2011). So kann ein gesundheitsorientierter Lebensstil, der sich bspw. in einer veganen Ernährungsweise und/oder wöchentlichen Sportaktivitäten äußert, durchaus weit in die Zukunft reichende Konsequenzen für das Risiko zeitigen, an einer Herzverfettung zu erkranken. Als „*interpersonelle* Lebensstilwirkungen" (ebd., S. 26; Hervorhebung im Original) beschreiben sie zum anderen das, was man gängigerweise unter dem Sprichwort „gleich und gleich gesellt sich gern" versteht, nämlich dass sich Akteur/e/innen mit einem gewissen Lebensstil in der Partnerschafts- und Freundschaftswahl in überdurchschnittlichem Maße für Personen entscheiden, die einen ähnlichen Lebensstil an den Tag legen.

Hinsichtlich der Funktion von Lebensstilen für Akteur/e/innen akzentuieren Otte und Rössel (2011) Lebensstile als „umfassende Verhaltenssyndrome" (ebd., S. 27). Demnach besitzen die den Lebensstilen zugrunde liegenden Orientierungen eine so hohe Prägekraft, dass jede neue Verhaltensoption hinsichtlich ihrer Kongruenz zur Grundorientierung beurteilt wird. Demnach ist nicht davon auszugehen, dass die in ihrer Grundorientierung kapitalismuskritische Freundin dem Vorschlag zustimmt, gemeinsam einen Shoppingausflug zu einem Textildiscounter zu unternehmen. Vielmehr wäre – rein unter Lebensstilgesichtspunkten – damit zu rechnen, dass sie sich dieser Unternehmung verweigert und – im Fall einer konstruktiven Grundhaltung – einen zu ihrer Grundorientierung passenden Gegenvorschlag unterbreitet.

Zum Aspekt der Funktion von Lebensstilen ist schließlich auch die sich hierdurch eröffnende Möglichkeit der Distinktion zu zählen sowie – im Umkehrschluss – die dadurch möglich werdende Signalisierung von Zugehörigkeit (vgl. Eisewicht/Grenz/Pfadenhauer 2012). Daraus resultiert als funktionaler Aspekt, dass Lebensstile zu einer Komplexitätsreduktion im Alltag beitragen, da sich auf ihrer Basis im Sinne der Routinisierung einfacher und schneller Handlungsentscheidungen treffen lassen (vgl. Hradil/Spellerberg 2011, S. 53; Otte 2013, S. 547 f.).

## 3 Wie entstehen Lebensstile?

Trifft man bereits bei der Aushandlung dessen, was ein Lebensstil ist, auf Uneinigkeit, so verstärkt sich diese nochmals hinsichtlich der Frage, wie und aus welchen Umständen heraus Lebensstile entstehen. Dies liegt grundlegend darin begründet, dass Bestimmungen von Begriffen wie den des Lebensstils untrennbar mit Vorstellungen über dessen Entstehungszusammenhang verknüpft sind, wenn sie nicht ohnehin daraus hervorgehen. Innerhalb der vorwiegend theoretisch geführten Debatte zeichnen sich gegenwärtig zwei Perspektiven ab: einerseits die der Individualisierungstheorie, andererseits die der Sozialstrukturtheorie. Vertreter/innen der ersten Perspektive beziehen sich im Hinblick auf das Individualisierungstheorem vor allem auf die Arbeiten von Ulrich Beck. Bekanntlich konstatiert Beck (1986) einen Bruch innerhalb der Moderne, die deren Herauslösung aus den Umrissen der klassischen Industriegesellschaft und Entwicklung hin zur industriellen Risikogesellschaft zur Folge hat. Aus der insbesondere nach dem zweiten Weltkrieg zu verzeichnenden Zunahme von Mobilität, Konsum, Einkommen, Bildung, sozialer Sicherheit etc. resultiert demnach ein Wandel der Sozialstrukturen, während sich die Ungleichheitsstrukturen nicht wesentlich verändert haben. Aus der Erweiterung der materiellen und zeitlichen Optionen der individuellen Entfaltung resultiert nach Beck die Individualisierung von Lebenslagen und Lebensweisen.

Individualisierung wiederum beinhaltet Beck zufolge drei Dimensionen. Mit der von ihm so genannten „Freisetzungsdimension" beschreibt er, dass Individuen aus den gegebenen Sozialformen und -beziehungen herausgelöst werden. Mit der „Entzauberungsdimension" schildert er den Verlust von traditionellen Eindeutigkeiten bezüglich des Handelns oder etwa der Wertvorstellungen. Schließlich bezeichnet er mit der „Kontroll- und Reintegrationsdimension" eine neue Form der sozialen Einbindung von Individuen, die sich in erster Linie über gesellschaftliche Institutionen vollzieht (vgl. Beck 1986, S. 206). Aus dieser Situation resultiert Beck zufolge, dass die an ein Individuum gestellten Anforderungen zunehmen bzw. sich bereits gravierend erhöht haben, da kein konstantes soziales Gefüge mehr existiert, in welches Akteur/e/innen verlässlich eingebettet sind. Vor diesem Hintergrund sind Akteur/e/innen gezwungen, die Lebensgestaltung und -organisation selbst zu bewerkstelligen (vgl. ebd.).

Im Hinblick auf Lebensstile lässt sich diese Theorie dahingehend interpretieren, dass die Zunahme von Mobilität, Bildung, Einkommen usw. im Grunde eine Zunahme verfügbarer Ressourcen bedeutet, die Akteur/inn/en individuell eine größere Handlungsfähigkeit ermöglicht. Im Zuge der damit einhergehenden Herauslösung aus familiären, religiösen, gemeinschaftlichen und anderen Zusammenhängen wird die Möglichkeit allerdings zum Zwang: Nicht nur können Akteur/e/innen nun ihr eigenes Leben immer individueller gestalten, aufgrund der verloren gegangenen Sicherheiten müssen sie dies auch tun, wodurch auch die Option des Scheiterns rasant an Bedeutung gewinnt. Um nun irgendeine Art der existenziellen Sicherheit wiederzuerlangen, schließen sich Akteur/e/inne mit anderen Akteur/inn/en zusammen, die ähnliche Wertvorstellungen und Verhaltensweisen, also Lebensstile, aufweisen. Allerdings sind diese neuen Formen der Vergemeinschaftung durch das Merkmal der Flüchtigkeit gekennzeichnet, was bedeutet, dass der Ein- und Austritt schneller erfolgt als dies bei älteren Formen von Gemeinschaft der Fall ist (vgl. Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008).

Konstitutiv für die an diese theoretische Perspektive anschließende Vorstellung von Lebensstilen ist die These der „subjektiven Stilisierung" (Hitzler 1994, S. 79). Die Genese eines Stils ergibt sich demnach „aus der *Absicht* (und der Möglichkeit), etwas (sozusagen ‚material Gegebenes') ästhetisch, d. h. nach Kriterien des ‚Gefallens', zu gestalten, zu strukturieren" (ebd., S. 80; Hervorhebung im Original). Im Umkehrschluss werden Lebensstile nicht als Akteur/e/innen determinierende, sich aus der sozialstrukturellen Positionierung ergebende Schicksale verstanden, „weil sich damit per se keine Gestaltungsabsicht verknüpft. Erst wenn das, was *ist,* weil es (warum auch immer) sein *muß* [sic!], überhöht wird zu etwas, was (auch) sein soll, entsteht ‚Stil'" (ebd., S. 80; Hervorhebung im Original). Lebensstile werden dieser Lesart zufolge zu einem Resultat von Individualisierungsprozessen (vgl. exemplarisch Hitzler/Pfadenhauer 2006).

Genau an diesem Punkt nun würden Vertreter/innen der zweiten Perspektive Einspruch anmelden. Sie insistieren trotz der zu beobachtenden Individualisierungsphänomene auf die nach wie vor bestehenden sozialen Ungleichheiten und darauf, dass die sozialstrukturelle Position von Akteur/inn/en nach wie vor Einfluss auf deren Lebensstile hat. Theoretisch rückgebunden wird diese Perspektive an die Schriften Pierre Bourdieus, die der neueren Lebensstilforschung zentrale Impulse gegeben haben. Dabei wird vor allem auf dessen Studie über „Die feinen Unterschiede" (1982) rekurriert, in der Bourdieu die bis dato vorherrschenden klassentheoretischen Vorstellungen um weitere analytische Dimensionen, wie zum Beispiel die der Distinktion oder des Geschmacks erweitert. Mittels einer Korrespondenzanalyse rekonstruiert Bourdieu die Verstrickungen von Merkmalen der Sozialstruktur (wie bspw. dem Bildungsgrad) mit Ausprägungen von Lebensstilen. Diese Verstrickungen werden graphisch über verschiedene Achsen innerhalb des „sozialen Raums" dargestellt (vgl. Bourdieu 1982).

Das theoretische Gerüst zur Erklärung dieser Ergebnisse, auf das sich die Vertre-

ter/innen der zweiten Perspektive stützen, bildet die Habitustheorie mit dem darin verankerten Konzept der Kapitalarten. Demnach existieren grundlegend drei verschiedene Kapitalsorten (ökonomisches, kulturelles, soziales Kapital), die ungleich verteilt sind und je nach Ausmaß sowie nach Zusammensetzung über die Zugehörigkeit einer Person zu einer Klasse(nfraktion) entscheiden. Im Zuge der Sozialisation innerhalb einer bestimmten Klasse(nfraktion) entwickelt sich gemäß den darin jeweils geltenden Lebensbedingungen eine spezifische Habitusformation. Diese zeitigt im Weiteren Konsequenzen für das konkrete praktische Handeln von Personen, insoweit im Habitus klassenspezifische Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata verankert sind, die sich dann wiederum über konkrete Verhaltensweisen und in diesem Sinne in Gestalt unterschiedlicher Lebensstile äußern (vgl. Bourdieu 1982).

Während die erste, vorzugsweise auf Beck rekurrierende Perspektive bei der Frage nach der Entstehung von Lebensstilen also auf die Folgen der Individualisierung fokussiert und dabei den bewussten Akt des Stilisierens hervorhebt, schreibt die zweite, vorzugsweise auf Bourdieu rekurrierende Perspektive den materiellen Gegebenheiten der Lebenslage von Akteur/inn/en eine dominantere Rolle zu, selbst wenn der empirische Fokus letztendlich auf deren Verwendung gelegt wird. Bei Streitfragen dieser Art ist es ratsam, einen schlichtenden Mediator hinzuzuziehen, wofür sich in diesem Falle die Empirie anbieten würde. Wie Hradil und Spellerberg (2011) in einem Überblick zusammenfassen, liefert die Empirie jedoch keine eindeutigen, die Richtigkeit lediglich einer der beiden Perspektiven bestätigenden Ergebnisse (vgl. ebd., S. 61). Diesen Umstand klären Hradil und Spellerberg dahingehend auf, dass die beiden Erklärungsansätze in gewisser Weise im Zusammenhang miteinander stehen. Denn die „individuelleren Wertehaltungen sind in der Regel begleitet von günstigeren Lagen im sozialen Höher und Tiefer. Lebensstilen kommt die Funktion zu, individualisierten Menschen im schnellen sozialen Wandel Orientierungen und Gemeinsamkeiten zu bieten. Lebensstile haben jedoch immer auch die Funktion, soziale Hierarchien symbolisch zu repräsentieren und so zu stärken“ (ebd., S. 61).

## 4 Was verbindet Lebensstile mit Körpern?

Für die im Rahmen dieses Handbuchs zentrale Frage nach der körperlichen Dimension von Lebensstilen kann nun die bereits kurz angerissene Habitustheorie von Pierre Bourdieu fruchtbar gemacht werden. Denn diese hebt keineswegs nur auf das Verhältnis von (materiellen) Strukturen und Lebensstilen ab. Vielmehr wird darin gerade auch dem Körper eine zentrale Bedeutung beigemessen. So ist der Körper Bourdieu (1982, S. 307) zufolge die „unwiderlegbarste Objektivierung des Klassengeschmacks“. Das bedeutet, dass der Körper das sichtbarste Zeichen des Klassengeschmacks und damit auch der Zugehörigkeit zu einer Klasse ist. Der Körper *ist* jedoch nicht schon immer Aushängeschild der Klassenzugehörigkeit, er *wird* vielmehr über einen bereits mit der Geburt einsetzenden Prozess klassenspezifisch geformt. Der Geschmack

einer Klasse kann bspw. darüber entscheiden, ob bestimmte Nahrungsmittel strikt abgelehnt oder aber als Delikatesse begehrt werden. Doch Geschmack, genauer der Geschmacksinn, bezieht sich nicht allein auf kulinarische Aspekte, sondern geht darüber hinaus: „In der Tat erweist sich über kulinarische Vorlieben […] und natürlich auch über den Gebrauch des Körpers im Arbeitsprozess wie in der Freizeit die klassenspezifische Verteilung der körperlichen Eigenschaften" (Bourdieu 1982, S. 307.). Der durch die Klassenzugehörigkeit geprägte Geschmack, also das, was gefällt, betrifft demnach auch lebensstilrelevante Bereiche wie den der Freizeit.

Geschmack ist nach Bourdieu die somatische Dimension des Habitus, welcher seinerseits das verbindende Moment zwischen klassenspezifischen Lebensbedingungen (ökonomischer, kultureller, sozialer Art) und konkreten Verhaltensweisen bildet (Bourdieu 1982, S. 277–286). Bourdieu spricht diesbezüglich vom Habitus als „nicht nur strukturierende, die Praxis wie deren Wahrnehmung organisierende Struktur, sondern auch strukturierte Struktur" (ebd., S. 279). Das Verständnis von Habitus als „strukturierte Struktur" bezieht sich darauf, dass der Habitus als Ergebnis der jeweiligen klassenspezifischen und damit materiellen Bedingungen anzusehen ist. Auf Basis dieser Bedingungen entwickeln sich über-/individuelle Dispositionen, die als „strukturierende Struktur" die konkreten Praxisformen bedingen (vgl. ebd.). Wie Paula-Irene Villa (2008) zusammenfassend konstatiert, ist die Habitustheorie durch eine „Gleichzeitigkeit von Reproduktion und Produktion im Rahmen von Vergesellschaftung" charakterisiert und wird so zu einem „soziologischen Gewinn" für die Auseinandersetzung mit dem Körper (ebd., S. 206). Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Habitustheorie – wie an der Ausführung zum Geschmackssinn verdeutlicht werden sollte – nicht rein kognitiv, sondern auch somatisch konzeptualisiert ist. So verläuft einerseits die Inkorporierung maßgeblich über den Körper und wird andererseits im wahrsten Sinne des Wortes über den Körper durch situationsangemessene Verhaltensweisen ausgelebt. Diese sich gegenseitig bedingende Trias aus (Klassen-)Habitus, (klassenspezifischen) Lebensstilen und Körper(-praktiken) verdeutlichte Bourdieu in „Die feinen Unterschiede" an allerhand Beispielen, wie etwa Essens- und Trinkverhalten, Kleidungsweisen oder ausgeübten Sportaktivitäten (vgl. Bourdieu 1982, S. 288–354).

Während Bourdieu mit seinem Habitusbegriff die sozialstrukturellen Aspekte menschlichen Handelns betont, betonen Berger und Luckmann (1969) mit ‚Habitualisierung' die „subjektive Genese des Habitus" (Knoblauch 2003, S. 188). ‚Habitus' in diesem Verstande eines Handlungsstils akzentuiert den Sachverhalt, dass jemand gewohnt ist bzw. sich daran gewöhnt und eingewöhnt hat, etwas auf eine bestimmte Weise zu tun. Dementsprechend bildet sich ein Habitus durch die Routinisierung von Handlungen heraus. Ein solches wissenssoziologisch fundiertes Verständnis von Habitus verbleibt weder im Objektivismus noch im Subjektivismus, sondern bindet die Sozialität des Habitus an die bei Bourdieu vernachlässigte Dimension des Subjektiven bzw. des Bewusstseins zurück. Denn Habitualisierung basiert zum einen auf Typisierung von Handlungen und Handelnden und setzt zudem die Bewusstseinsfähigkeit

voraus, auf polythetisch zusammengesetzte Handlungen monothetisch zuzugreifen. Zum anderen ist sie die Vorstufe für Institutionalisierung, bei der durch Wiederholung ausgebildete interaktive Handlungsmuster zu einem typischen, mehrere Handelnde verpflichtenden Handlungsablauf werden, indem sie in der Form von Wissen an andere weitergegeben werden. ‚Stil' ist somit die Äußerungsform einer verinnerlichten und inkorporierten Ordnung, die allerdings einerseits von Handelnden erzeugt wird und andererseits von Handelnden keineswegs nur nachahmend vollzogen, sondern kontrastiert und letztlich verändert werden kann (vgl. Pfadenhauer 2009).

## 5 Wie kann man Lebensstile körpersoziologisch erforschen?

Für eine Klärung der Frage, wie sich das Forschungsfeld der Körpersoziologie darstellt und welche Möglichkeiten der Erforschung von Lebensstilen sich innerhalb dessen eröffnen, soll der in Tabelle 1 und Tabelle 2 dargestellte Strukturierungsvorschlag von Robert Gugutzer (2006) als Orientierung dienen. Darin werden entlang der Kriterien der Fragestellung, des Erkenntnisinteresses und der theoretischen Perspektive folgende zwei Kategorien differenziert, innerhalb derer sich insgesamt acht analytische Dimensionen identifizieren lassen: Während sich unter die Kategorie *„Körper als Produkt von Gesellschaft"* vor allem jene Forschungsarbeiten fassen lassen, die sich damit beschäftigen, wie Körper als gesellschaftlich konstruierte Phänomene zu begreifen sind, sind unter der Kategorie *„Körper als Produzent von Gesellschaft"* jene Ansätze versammelt, mit der die körperliche Konstruiertheit von sozialer Ordnung und Gesellschaft untersucht wird (vgl. ebd., S. 13; Hervorhebung im Original). Auch wenn Gugutzer explizit betont, dass es sich bei diesem Strukturierungsvorschlag um eine rein analytische Einteilung handelt, gibt dieser doch auch Aufschluss darüber, innerhalb welcher analytischen Dimensionen körpersoziologischer Arbeiten Lebensstil eine Rolle spielen kann.

Eine erste innerhalb der Kategorie „Körper als Produkt von Gesellschaft" interessierende Dimension ist die der Körperformung, welche bei Forschungsarbeiten im Spektrum der Körpersoziologie weiterhin den am häufigsten gewählten Forschungsfokus darstellt. Zentral ist dabei die Frage, in welcher Weise Gesellschaft Körper beeinflusst und auf diese einwirkt. Dementsprechend dominiert hier ein Verständnis von Körpern als von strukturellen Settings, institutionellen Arrangements und letztlich auch von Technologien beeinflussten, ja determinierten Objekten. In diesem Sinne wird in dieser Perspektive auch der Analyse von „Ungleichheits- und Machtstrukturen" besondere Aufmerksamkeit zuteil (vgl. Gugutzer 2006, S. 14).

Im Hinblick auf die vorangehenden Ausführungen zu Bourdieus Habitustheorie tritt in dieser Sicht der Habitus als strukturierte Struktur und die damit einhergehende klassenspezifische Formung des Körpers in den Mittelpunkt. Genau an dieser Stelle eröffnet sich bei dieser Perspektive ein erster Schnittpunkt zur Lebensstilforschung, da diese – in ihrer sozialstrukturanalytischen Tradition – ebenfalls auf

**Tabelle 1** „Körper als Produkt von Gesellschaft"

| Analytische Dimension der Soziologie des Körpers | Körperformung | Körperdiskurs | Körperumwelt | **Körperrepräsentation** | Leiberfahrung |
|---|---|---|---|---|---|
| Fragestellungen | **Wie wirkt Gesellschaft auf den Körper ein?** | Wie wird der Körper diskursiv hervorgebracht? | Wie wird der Körper kommuniziert? | **Was symbolisiert der Körper?** | Wie wird der Körper gespürt? |
| Forschungsthemen | **Der Körper als Objekt von Strukturen, Institutionen, Technologien** | Der Körper als Objekt von Wissensformen, Deutungsmustern | Der Körper als Thema von subsystemischen Kommunikationen | **Der Körper als Träger von Zeichen, Zuschreibungen** | Der Körper als Ort von Leiberfahrungen |

(Quelle: Gugutzer 2006, S. 17; Hervorhebungen durch J. W./M. P.)

die Erforschung sozialer Ungleichheitsstrukturen abzielt, damit also prinzipiell einen starken Akzent auf Strukturen setzt. Zudem besteht insofern eine Verbindung, als die Annahme der Wirkmächtigkeit von Sozialstrukturen und Ressourcen ebenfalls einem Großteil der Arbeiten innerhalb der Lebensstilforschung zugrunde liegt.

Die zweite im Kontext der Lebensstilthematik aufschlussreiche Dimension ist die der Körperrepräsentation. In dieser Perspektive richtet sich der Forschungsfokus weg von der „Vergesellschaftung des Körpers" auf die „Verkörperung der Gesellschaft" (Gugutzer 2006, S. 15). Dies bildet gleichsam die andere Seite der Strukturierungs-Medaille, weil der Körper hier nicht allein als ein durch Strukturen beeinflusstes Objekt verstanden wird, sondern vielmehr auch als ein diese Strukturen symbolisierender Repräsentant. Forschungsleitend ist hier die Frage, was, d. h. welche Strukturen Köper auf welche Weise symbolisieren. Der Körper fungiert in diesem Verständnis als „nicht-intendierter Träger von Zeichen und Zuschreibungen, die auf soziale Herkunft, auf soziale Zugehörigkeit und Machtverhältnisse verweisen" (vgl. ebd., S. 15).

Im Verstande der Bourdieuschen Habitustheorie hebt diese Perspektive im weitesten Sinne auf das ab, was den Habitus als strukturierende Struktur kennzeichnet. An diesem Punkt eröffnet sich eine weitere Schnittstelle zur Lebensstilforschung, da Lebensstile in diesem Sinne als eine konkrete Form der praxisstrukturierenden Struktur verstanden werden können. Da Lebensstile den oben genannten Definitionskriterien entsprechend durch einen expressiven Charakter gekennzeichnet sind, lassen sich diese identifizieren, d. h. sie sind auch für den/die Forscher/in erkennbar und damit auch erforschbar. Durch die Charakterisierung von Lebensstilen als kohärente Muster alltäglicher Verhaltensweisen ist darüber hinaus das potenzielle Forschungsfeld abgesteckt: die Alltagspraxis von Individuen.

In Bezug auf die Frage des Stellenwerts von Lebensstilen innerhalb der Körpersoziologie ist jedoch einschränkend zu konstatieren, dass die körperliche Dimen-

**Tabelle 2** „Körper als Produzent von Gesellschaft"

| Analytische Dimensionen der Soziologie des Körpers | **Körperpraxis** | | |
|---|---|---|---|
| | **Körperroutinen** | **Körperinszenierungen** | Körpereigensinn |
| Fragestellungen | **Wie handelt der Körper gewohnheitsmäßig?** | **Wie wird der Körper präsentiert?** | Wie handelt der Körper vorreflexiv? |
| Forschungsthemen | **Der Körper als Medium für Routine- und Gewohnheitshandlungen** | **Der Körper als Medium für Selbstdarstellung, Performativität** | Der Körper als Subjekt von eigensinnigem Handeln |

(Quelle: Gugutzer 2006, S. 20; Hervorhebungen durch J. W./M. P.)

sion in dieser Perspektive zwar als konstitutives Moment mitgedacht wird, aber nicht zwangsläufig miterforscht wird. Ein großer Teil der Forschungslandschaft zu Lebensstilen besteht aus Studien, die Bourdieu zwar als theoretischen Ausgangspunkt der Untersuchung wählen, Körper und körperliche Praxen aber nicht in den Mittelpunkt der Analyse stellen. Es werden vielmehr vor allem einzelne Lebensstil-Aspekte wie Musikgeschmack (Otte 2008), Wohnstandortwahl (Rössel/Hoelscher 2012), Konsumverhalten (Lüdtke 2000) oder Gesundheitsverhalten (Abel et al. 2004) analysiert. Der Körper wird darin bestenfalls theoretisch als eine konstitutive Komponente erkannt, die in ihrer Bedeutung aber nicht weiter expliziert wird. Empirisch wird in den meisten Lebensstilforschungen der Fokus auf Zeichen und Zuschreibungen gelegt, während der Träger dieser Zeichen übersehen wird.

Um jedoch Körper (und im Anschluss daran körperliche Praxen) nicht nur als konstitutive Komponenten zu denken, sondern diese als zentrale Elemente des Lebensstil zu erforschen, muss die theoretische Fundierung der ersten Kategorie auf den Prüfstand gestellt werden. Mit der deutlichen Orientierung an Bourdieus Habitustheorie geht durchaus auch Kritik an diesem Konzept einher. Wie Ulle Jäger (2004) diesbezüglich festhält, bleibt neben der dem Körper zugeschriebenen objektivierenden „Speicherfunktion" auch die Frage nach der „Beschaffenheit des Speichers" unbeantwortet (ebd., S. 192). Dies führt zur übergeordneten Kritik, dass Bourdieu, vor allem bedingt durch seine Konzeption der Einverleibung, einer grundlegend deterministischen Lesart des Körpers erliegt, auf den lediglich eingewirkt wird. Villa (2008) konstatiert diesbezüglich: „Die *Re*produktion sozialer Ordnung kann anhand der Analyse von Einverleibungsprozessen mit Bourdieu eingefangen werden, die der (performativen) Produktion weniger" (ebd., S. 206; Hervorhebung im Original).

Erst innerhalb der zweiten von Gugutzer benannten Kategorie des „Körpers als Produzent von Gesellschaft" eröffnet sich ein Potenzial zur Untersuchung explizit körperlicher Praxen (eines Lebensstils).

Mit diesem Perspektivwechsel richtet sich das Forschungsinteresse auf die Fragestellung, wie Körper und körperliche Praktiken Gesellschaft und soziale Ordnung

produzieren, stabilisieren und transformieren (vgl. Gugutzer 2006). Bezogen auf die Lebensstil-Thematik werden der Strukturierung nach zwei Dimensionen der Kategorie der Körperpraxis relevant, die innerhalb der Tabelle 2 fett hervorgehoben wurden. Beide Dimensionen sind durch das Verständnis vom Körper als „*Medium* für soziales Handeln" charakterisiert (ebd., S. 17; Hervorhebung im Original). Dass bedeutet, dass der Körper insofern grundsätzlich den Status eines Mediums innehat, als er Grundvoraussetzung jeglicher Art sozialen Handelns ist und folglich jede Handlung immer auch eine somatische Komponente umfasst. Im Zuge ihres immer schon somatischen sozialen Handelns konstruieren Akteur/e/innen ihre jeweiligen sozialen Wirklichkeiten (vgl. ebd.). Im Weiteren sind diesbezüglich Routinehandlungen, genauer Körperroutinen, ein bestimmendes Moment in der Herstellung sozialer Ordnung und sozialer Wirklichkeit. Im Rekurs auf Arbeiten aus der ethnomethodologische Geschlechtersoziologie sowie grundlegend interaktionistisch ausgerichtete Arbeiten zeigt Gugutzer den Stellenwert des Körpers als Mittel zur Interaktion auf, welches es einzusetzen gilt (vgl. Gugutzer 2006).

Aber auch dann, wenn das Erkenntnisinteresse der Frage gilt, auf welche Weise Körper präsentiert und inszeniert werden, ist der Interaktionsaspekt zentral. Hiermit wird der Forschungsfokus auf Praktiken der bewussten körperlichen Bearbeitung gelegt, dessen Zielsetzung in der Erreichung einer bestimmten Darstellung des eigenen Selbst liegt. „Das Augenmerk liegt dabei zentral auf der Konstruktion sozialer Wirklichkeit im Vollzug körperlicher Praktiken" (Gugutzer 2006, S. 19). Was diese Fragerichtung von der nach der Körperrepräsentation unterscheidet, ist die Intentionalität des Handelns – der Körper wird von dem/der Akteur/in bewusst in sozialen Interaktionen eingesetzt.

Mit diesen beiden letztgenannten Kategorien eröffnet sich für die Lebensstilforschung ein empirischer Zugang, der insbesondere dem individualisierungstheoretischen Zuschnitt der Lebensstil-Thematik entspricht. Denn in einer sich auf Interaktion und Intentionalität rückbeziehenden Forschungsperspektive wird das Merkmal der Stilisierung, genauer: der Akt der Stilisierung einer Lebensäußerung begründbar und erforschbar, da dergestalt die Gestaltungsabsicht ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt wird. Die methodologisch in der Regel noch deutlich strukturtheoretisch ausgerichtete Lebensstilforschung kann demnach um eine handlungstheoretische bzw. phänomenologisch ausgerichtete Forschungsperspektive ergänzt werden. Einen empirischen Ansatz, der in diese Richtung geht, hat zum einen Gunnar Otte (2007) mit der Analyse körperbasierter Inszenierung von Jugendlichen in Clubs und Diskotheken vorgelegt, die den Schwerpunkt auf Aspekte der sozialen und kulturellen Ungleichheit legt. Zum anderen weist die ethnographische Studie von Loïc Wacquant (2003) in diese Richtung, da diese am Gegenstand des Berufsboxens im amerikanischen Ghetto den Versuch unternimmt, das Habitus-Konzept von Bourdieu methodologisch anzuwenden und weiterzuentwickeln. Ohne dass sich Wacquant selber in dieser Tradition verortet, erweist sich hieran die Fruchtbarkeit einer lebensweltanalytischen Ethnographie zur Erforschung eines als Stilisierung des Subjekts

verstandenen Lebensstils, in der die existentielle Teilnahme als Surplus-Verfahren zur Rekonstruktion der subjektiven Perspektive angesehen wird (vgl. Pfadenhauer/Grenz 2014).

Dieser Vorschlag einer theoretischen, methodischen wie auch epistemologischen Erweiterung der bisherigen Forschungsperspektive versteht sich letztlich auch als Plädoyer, dem für weite Teile der Soziologie bestimmenden Subjekt-Objekt- und Handlungs-Struktur-Dualismus entgegenzuwirken. Dies in dem Sinne, dass die Zusammenführung der Erträge beider Perspektiven zu einer umfassenderen Ansicht der reziproken Bedingtheit beider Schwerpunkte beitragen würde.

## Literatur


Abel, Thomas, Buddeberg, Claus & Duetz, Margreet (2004). Gesundheitsrelevante Lebensstile. In: Buddeberg, Claus (Hrsg.), *Psychosoziale Medizin* (S. 297–306). 3. Aufl. Berlin, Heidelberg, New York: Springer Verlag.

Beck, Ulrich (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit.* Frankfurt: Fischer.

Bourdieu, Pierre (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Eisewicht, Paul, Grenz, Tilo & Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2012). *Techniken der Zugehörigkeit. Karlsruhe.* KIT Scientific Publishing.

Gugutzer, Robert (2006). Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Ders. (Hrsg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports* (S. 9–53). Bielefeld: transcript Verlag.

**Hartmann, Peter H. (1999). *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung.* Opladen: Leske + Budrich.**

Hartmann, Peter H. (2011). Methodische und methodologische Probleme der Lebensstilforschung. In: Rössel, Jörg & Otte, Gunnar (Hrsg.), *Lebensstilforschung.* Sonderheft 51/2011 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (S. 62–85). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

**Hitzler, Ronald (1994). Sinnbasteln. In: Mörth, Ingo & Fröhlich, Gerhard (Hrsg.), *Das symbolische Kapital der Lebensstile* (S. 75–92). Frankfurt a. M., New York: Campus.**

Hitzler, Ronald & Pfadenhauer, Michaela (2006). Raver & Styler. Über urbane Inszenierungen. In: Faßler, Manfred & Terkowsky, Claudius (Hrsg.), *Urban Fictions. Die Zukünfte des Städtischen* (S. 119–132). München: Fink.

Hitzler, Ronald, Honer, Anne & Pfadenhauer, Michaela (2008). Zur Einleitung: „Ärgerliche" Gesellungsgebilde? In: Hitzler, Ronald, Honer, Anne & Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.), *Posttraditionale Gemeinschaften* (S. 9–31). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

**Hradil, Stefan/Spellerberg, Annette (2011). Lebensstile und soziale Ungleichheit, *Gesellschaft – Wirtschaft – Politik (GWP),* Heft 1, S. 51–62.**

Knoblauch, Hubert (2003). Habitus und Habitualisierung. Zur Komplementarität von Bourdieu mit dem Sozialkonstruktivismus. In: Rehbein, Boike, Saalmann, Gernot & Schwengel, Hermann (Hrsg.), *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen* (S. 187–201). Konstanz: UVK-Verlag.

Jäger, Ulle (2004). *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporation.* Königstein: Ulrike Helmer Verlag.

Lüdtke, Hartmut (2000): Konsum und Lebensstile. In: Rosenkranz, Doris & Schneider, Norbert F. (Hrsg.), *Konsum* (S. 117–132). Opladen: Leske + Budrich.

Otte, Gunnar (2013). Lebensstile. In: Mau, Steffen & Schöneck, Nadine M. (Hrsg.), *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands.* Bd. 1, 3. Aufl. (S. 538–551). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Otte, Gunnar (2008). Lebensstil und Musikgeschmack. In: Gensch, Gerhard, Stöckler, Eva M. & Tschmuck, Peter (Hrsg.), *Musikrezeption, Musikdistribution und Musikproduktion. Der Wandel des Wertschöpfungsnetzwerks in der Musikwirtschaft* (S. 25–56). Wiesbaden: Gabler.

Otte, Gunnar (2007). Körperkapital und Partnersuche in Clubs und Diskotheken. Eine ungleichheitstheoretische Perspektive, *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung,* Heft 2, S. 169–186.

**Otte, Gunnar/Rössel, Jörg (2011). Einführung. Lebensstile in der Soziologie. In: Rössel, Jörg/Otte, Gunnar (Hrsg.), *Lebensstilforschung. Sonderheft 51/2011 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (S. 7–34). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.**

**Pfadenhauer, Michaela (2009). Professioneller Stil und Kompetenz. Einleitende Überlegungen im Rekurs auf Bourdieus Habitus-Konzept. In: Pfadenhauer, Michaela & Scheffer, Thomas (Hrsg.), *Profession, Habitus und Wandel* (S. 7–19). Frankfurt a. M.: Peter Lang.**

Pfadenhauer, Michaela & Grenz, Tilo (2014). Uncovering the Essence. The Why and How of Supplementing Observation with Participation in Phenomenology-Based Ethnography. *Journal for Contemporary Ethnography* (im Druck)

Rössel, Jörg & Hoelscher, Michael (2012): Lebensstile und Wohnstandortwahl. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 64, 2, 303–327.

Villa, Paula (2008). Körper. In: Bauer, Nina, Korte Hermann, Löw, Martina & Schroer, Markus (Hrsg.), *Handbuch Soziologie* (S. 201–217). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wacquant, Loïc (2003), *Leben für den Ring: Boxen im Amerikanischen Ghetto,* Konstanz: UVK-Verlag.

Weber, Max (1985) [1921/22]. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie.* 5. Aufl. Tübingen: Mohr.

# Medien

Dagmar Hoffmann

Der Körper gilt als Kommunikationsmittel, als Ausdrucks- und Erkenntnismedium, als Artefakt und nicht zuletzt als Projektion. Er ist Wahrnehmungsapparat, Gedächtnis und Speicher, Träger von Informationen, System und vieles mehr. Als Forschungsobjekt ist er für viele Wissenschaftsdisziplinen von Interesse und entsprechend breit und ausdifferenziert sind die Perspektiven, Konzeptionen, Klassifikationen und Diskurse sowie Körperverständnisse. Die omnipräsente Thematisierung, Visualisierung und in jüngster Zeit auch Technologisierung des Körpers, die *in* und *über* verschiedene Medien (Genres, Formate, Anwendungen eingeschlossen) erfolgt, spiegelt sich auch in der Forschung wider. Der folgende Beitrag bemüht sich um einen übergeordneten Blick auf die verschiedenen Zugänge und Forschungsfelder, die den Konnex „Körper und Medien" bearbeiten. Die Leitfragen lauten: In welchem Verhältnis stehen Körper und Medien zueinander? Welche Bedeutung kommt welchen Medien beim körperbezogenen Handeln zu, wie determinieren Leib und Körper das mediale Handeln und wird ein medialer Habitus ausgebildet und praktiziert? Welche Funktionen übernehmen Medien in Bezug auf die Herstellung des (Körper-)Selbst? Und vice versa: Auf welche Medien greifen Menschen zurück und wie eignen sie sich diese an, um sich beispielsweise ihrer Körperlichkeit zu vergewissern, sie zu demonstrieren und zu inszenieren oder auch z. B. anderen körperlich nah zu sein? Nicht zuletzt stellt sich die Frage: Wie verändern sich in mediatisierten Gesellschaften Wahrnehmungs- und Kommunikationsprozesse, die an Leib und Körper gebunden sind? Inwieweit kann von einer medialen respektive mediatisierten Subjektivierung ausgegangen werden?

Zunächst werden die wesentlichen Bezugsdimensionen der Medien dargestellt, um zu verdeutlichen, welche Eigenschaften der Medien für welche wissenschaftlichen Betrachtungen eine Rolle spielen. Im Weiteren wird auf die Bedeutung und Funktionen der Medien in der Lebenswelt moderner Individuen eingegangen, wobei diese anhand ausgewählter soziologischer Zugänge expliziert werden und dabei zugleich aufzeigt wird, welche Potenziale und Defizite die jeweiligen Ansätze haben, wenn es um ein fundiertes Verständnis von Verkörperungen mit und mittels Medien sowie in medialen Kontexten geht. Anschließend werden einige Überlegungen zu moder-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_12

nen Subjektivierungsprozessen angestellt, die sich durch fundamentale gesellschaftliche Transformationen wandeln, wobei Mediatisierung elementarer Bestandteil dieser Prozesse ist. Zum Schluss gilt es die wesentlichen Desiderata zu systematisieren.

## 1 Bezugsdimensionen

Die begriffliche Konturierung, was im Einzelnen ein Medium ist und was dieses auszeichnet, ist schwierig. Sie bleibt disparat und vielgestaltig. Mit einem *weiten* Medienbegriff wird davon ausgegangen, dass jede Kommunikation und Interaktion eine mediale Komponente hat, die sich bereits über Sprache, Geste und Mimik vermittelt. Ein *enger* Medienbegriff fokussiert auf die technische Komponente der Geräte, die dazu dienen, etwas oder sich zu vermitteln. Sprache und sinnliche Wahrnehmung werden oftmals als primäre, technische Medien als sekundäre Medien bezeichnet. Vorrangig beschäftigte man sich in der Frühphase der Soziologie mit zwischenmenschlicher und weniger mit technisch-vermittelter Kommunikation. Medien wurde erst ab den 1960er Jahren verstärkt Beachtung geschenkt, als man erkannte, dass sie als technische Mittel konkrete Interaktionen zwischen Personen substituieren und ausschließen, dass sie das gesellschaftliche Bewusstsein mitbestimmen und Dispositive aufgreifen und widerspiegeln (vgl. u. a. Ziemann 2012). Während in der Frühen Neuzeit und der Moderne Medien als gedruckte Erzeugnisse hauptsächlich zum Austausch von Informationen und zur sozialen Kommunikation dienten, führte die zunehmende Technisierung und Digitalisierung im 20. und 21. Jahrhundert zu multimodalen Nutzungs- und Anwendungsweisen. Heute steht dem Menschen ein breites Spektrum an bildlichen, schriftlichen, auditiven und audiovisuellen Massen- und Kommunikationsmedien zur Verfügung, um sich zu informieren, zu orientieren, zu unterhalten und um sich Wissen anzueignen und anderen zu vermitteln. Massenmedien wie Hörfunk und Fernsehen konvergieren und finden sich in hybridisierter Form in anderen vernetzten Medien wieder, die mobil genutzt werden können. Ein Smartphone ist multifunktional verwendbar z. B. als Zeitung, als Fotoapparat, als Radio, zugleich dient es der Kommunikation mit der Familie, mit Freunden und auch Fremden.

Medien(r)evolution und sozialer Wandel bedingen einander. So kann die Gesellschaftsentwicklung nicht ohne dem Medienwandel erklärt werden, ebenso wie der soziale Wandel nicht von Medienentwicklungen entkoppelt betrachtet werden sollte. Soziologisch ist grundsätzlich von Interesse, wie medialer und sozialer Wandel zusammenspielen und/oder auch sich gegebenenfalls behindern. Es gilt herauszufinden, inwieweit sich durch Mediatisierungsprozesse das Zusammenleben von Menschen konfiguriert, verändert oder mitunter neu justiert. Dabei wird die Medienkommunikation als soziales Handeln verstanden, das nicht losgelöst von der sozialen Einbettung der Individuen in Gruppen respektive in die Gesellschaft betrachtet werden kann. Die Tätigkeit „Fernsehen" hat sich beispielsweise individualisiert, weil Familienhaushalte heute in der Regel über mehr als ein Gerät bzw. einen Zugang zum

Fernsehprogramm verfügen; da Programme zunehmend individuell zusammengestellt werden und der Wechsel zwischen dem regulären Programm konventioneller Sender und Streamingdiensten und/oder Videokanälen bei jungen Menschen immer üblicher wird. Medien wie Briefe und Postkarten haben weiterhin ihre Bedeutung (Riepl'sches Gesetz), werden bisweilen aber durch E-Mails sowie das digitale Posting von Bildern und Kurztexten über Instant Messenger Systeme und/oder soziale Netzwerke wie *Facebook* ersetzt.

Soziologische Perspektiven auf Medien sind mehrheitlich funktionalistisch ausgerichtet. Medien sowie das Medienhandeln, d. h. die Interaktion mittels Medien sowie die Zuwendung zu und Auseinandersetzung mit Medieninhalten und ihrer Ästhetik können dazu beitragen, dass sich Individuen über die Werte und Normen der Gesellschaft, in der sie leben, informieren und austauschen. Medien übernehmen orientierende Funktionen, geben in vielfältiger Hinsicht Auskunft über die Erwartungen der generalisierten Anderen, über die sich die Individuen wiederum selbst beobachten und ihre eigenen Inszenierungsstrategien überprüfen. Der Umgang mit Medien beschränkt sich jedoch nicht nur auf Prozesse des Informationsmanagements und der Wissensaneignung, sondern besteht ebenso in leiblichen Erfahrungen. Körper und Medien gehen intentional eine Verbindung ein. Medien, Medienakteure und Medieninhalte werden sinnlich wahrgenommen, man verhält sich zu ihnen ‚leibhaftig'. Folgt man McLuhan (1967) so erweitern Medien zugleich die Sinne und Handlungsmöglichkeiten, stellen sie Bedingungen für Wahrnehmung, Kommunikation und Sozialität dar. Neue Erfindungen und Erweiterungen von Medientechnologien sowie Mediatisierungsschübe wirken in die gesellschaftliche Praxis hinein (vgl. Krotz 2010) und fordern Individuen immer wieder heraus, auch ihr physisches Verhältnis zu Medien neu zu bestimmen.

Wir befinden uns – da ist man sich weitestgehend einig – in einer Zeit eines bedeutungsvollen Medienumbruchs, der häufig als „digitale Revolution" bezeichnet wird. Prozesse und Begriffe wie Digitalisierung und Mediatisierung deuten die Revision herkömmlicher Medienbezeichnungen, Medienmetaphern und Medienverständnisse an. Eine Betrachtung von Einzelmedien wird immer problematischer, ebenso die zugehörigen funktionalistischen Zuschreibungen, die u. a. lauten: Medien sind Kanal, sie sind ein Fenster zur Welt; sie sind Instrumente, Werkzeuge und Apparate der Wirklichkeitserzeugung, können als Spiegel gesellschaftlicher Ereignisse und Verhältnisse betrachtet werden. Sie sind zudem Filter, Wegweiser, können als Forum und als Plattform für die Präsentation von vielfältigen Inhalten betrachtet werden. Sie sind Ausweitung oder Selbstamputation des Körpers und seiner Sinnestätigkeit (vgl. im Überblick Ziemann 2012). Was sie im Einzelnen für die Individuen moderner Gesellschaften sind und bedeuten, in welcher Abhängigkeit man sich mit ihnen befindet oder wie entbehrlich sie sind, wird nicht nur situativ autonom entschieden, sondern in sozialen Situationen immer wieder ausgehandelt. Bestimmte Medienpraktiken bewähren und verfestigen sich, andere verflüchtigen sich, werden aufgegeben oder einfach sein gelassen.

Zu bedenken gilt, dass Menschen im Laufe ihrer Sozialisation mit einer Vielzahl von (Einzel-)Medien und ihren Weiterentwicklungen konfrontiert werden, von denen aber nur bestimmte (dauerhaft) domestiziert und immer nur partiell angeeignet werden (vgl. u. a. Silverstone 2006). Man denke etwa an das Kofferradio, den Walkman, den MP3-Player und den Radiowecker, die es zwar nach wie vor gibt und die noch verwendet werden, aber von ihren Funktionsweisen doch allesamt mehr oder minder vom Smartphone abgelöst wurden. Medien*ensembles* und Medien*rahmen* verändern sich diachron und synchron (vgl. Höflich 2003), was verallgemeinernde Diagnosen zu ihrem Nutzen und sozialen Gebrauch erschwert. Eine funktionalistische Fokussierung impliziert eine schwerpunktmäßige Betrachtung von Medienpraktiken und nimmt den Mediennutzer in den Blick. Dessen mediale Zuwendungs- und Aneignungsweisen verweisen auf kulturelle Alltagspraktiken, die die Lebensführung in einer modernen Gesellschaft überhaupt nur ermöglichen. Immer irreführender wird allerdings in einer Netzwerkgesellschaft der immer noch häufig gebrauchte Begriff des Rezipienten, denn längst werden nicht nur Botschaften medial empfangen, sondern auch eigenständig produziert, modifiziert, bearbeitet und distribuiert. Schon längst sind die Nutzer der Netzwerkmedien keine Flaneure mehr, sondern wissen sie die multifunktionalen Angebote des Netzes – Portale, Foren, Blogs, Dienste, Archive, Apps u. a. – durchaus gezielt für ihre Belange zunehmend kreativ zu nutzen (vgl. u. a. Hartmann 2004). Gleichwohl sind wahrscheinlich für die Mehrheit der Nutzer die Möglichkeiten und Potenziale, die über die Netzwerkmedien gegeben sind, nicht überschaubar und zudem unergründlich. Das Internet stellt einen überdimensionierten, nicht mess- und fassbaren Kumulus von Daten und Informationen dar, der nicht zu überblicken ist. Digitale Netzwerkmedien ermöglichen und erfordern neue Erfahrungsweisen und Denkgewohnheiten, sie induzieren andersartige Vorstellungen und Gefühle von Raum und Zeit, von Kommunikation und Interaktion, von (Ko-)Präsenz, von Glaubwürdigkeit und Authentizität.

Es sollen hier fünf Bezugsdimensionen von Medien der Gegenwartsgesellschaft herausgestellt werden, die mit Blick auf Untersuchungen von Leib- und Körpererfahrungen sowie von Verkörperungen bedeutsam scheinen. Intendiert wird eine differenzierte Betrachtung von Medien, medialen Infrastrukturen und Umgebungen sowie praktizierten Nutzungs- und Aneignungsweisen.

**Materialität.** Medien haben grundsätzlich einen dinglichen Charakter, auch dort wo sie flüchtig und ungreifbar scheinen wie ‚das' Internet. Sie sind Objekte, Geräte und Infrastrukturen, in denen und mit denen Kulturtechniken wie Sprechen, Lesen, Schreiben, Visualisieren, Rechnen, Hören ausgeführt werden. Ihre Bedienung setzt körperlich habitualisiertes Können voraus. Als Geräte, Bildschirme, Displays usw. haben sie ein Design und eine Form, die ästhetisch ansprechen soll. Die materiellen Eigenschaften technischer Medien stehen wiederum in Beziehung zu Körpertechniken, ohne die Medien an sich belanglos wären. Die Kulturtechnik des Schreibens kann nur mit Stift oder beispielsweise Tastatur vollzogen werden. Diese Schreibwerk-

zeuge sind technische Hervorbringungen des Menschen, die sich als kulturelle Praktiken in bestimmten Umwelten ausgebildet und auch bewährt haben. Zugleich sind sie aber veränderbar und werden neuen Gegebenheiten und Strukturen angepasst, zu denen sich jeweils der Körper physisch sowie auch reflexiv in Beziehung setzt (vgl. Mauss 1989). Materialitäten der Medien sind sichtbar und lassen sich bei Berührung (wie etwa dem Touchscreen) spüren, sie sind aber – denkt man etwa an die Infrastrukturen des Internet – auch unsichtbar, können erst bei dem Gedanken an die zugehörigen Rechenzentren, Überseekabel, Satelliten und Chips etc. ins Bewusstsein gebracht werden. Die Materialität digitaler Medien erschließt sich also nicht unmittelbar, allerdings wird sie als soziotechnischer Sachverhalt interessant, wenn man in die künstlichen Umgebungen „mit einem künstlichen Körper" (Thiedecke 2004, S. 129) eintaucht und agiert.

**Immaterialität.** Nicht direkt erfahrbar und wahrnehmbar sind die Dienste der Medien, die Anwendungen und auch medialen Infrastrukturen im ‚Hintergrund', die Kommunikation und Interaktion erst ermöglichen, konfigurieren und bisweilen moderieren. Insbesondere die digitalen Medien verfügen über Operationen und generieren Prozesse, die sich mitunter der sinnlichen Wahrnehmung entziehen. Gleichwohl beanspruchen diese Prozesse eine textuelle und/oder bildliche Geltung, schreiben sie sich in die wahrnehmbaren Resultate ein. Man denke etwa an die Algorithmen, die Suchmaschinen anwenden, und die Ergebnisse, die sie hervorbringen. Sinnlich wahrgenommen wird das finale Bild oder der angebotene Text, nicht die sich vollziehende (mehr oder minder störanfällige) Rechenprozedur. Sie wird für die meisten Menschen vermutlich nur als abstrakte Operation erlebt, die lediglich ins Bewusstsein rückt, wenn sie nicht zufriedenstellend funktioniert.

**Synthetik.** Digitale Technologien ermöglichen Kommunikation und Interaktion, ohne dass sich die Akteure körperlich begegnen (müssen) und zeitgleich füreinander da sind. Viele Alltagspraktiken haben sich in den virtuellen Raum verlagert wie etwa „banking, travel booking, shopping" oder auch das Studieren und der Austausch mit anderen („meetings"). Kommunikation erfolgt in On- und Offline-Sphären, und damit verändern sich auch die Interaktionsordnungen sowie die Raum-Zeit-Relationen. Körper verschmelzen mit Bildschirmen, die wiederum mit anderen Bildschirmmedien agieren, die von Menschen gesteuert werden und diese bzw. ihre Handlungen abbilden. Kommunikation erfolgt in synthetischen Situationen mittels skopischer Medien. Räumliche und temporale Strukturen sozialer Situationen werden mit Hilfe der synthetischen Elemente dieser skopischen Medien neu arrangiert (vgl. Knorr Cetina 2009, siehe auch Einspänner-Pflock/Reichmann 2014).

**Reziprozität.** Weder allein Medien noch Technologien determinieren den Menschen, seinen Leib und Körper, sondern Menschen setzen sich kognitiv, emotional und konativ zu den technischen Medien in Beziehung, sie wirken intentional und uninten-

diert auf sie ein, eignen sie sich an, indem sie sie benutzen, ihre Inhalte decodieren, reflektieren und verändern, reproduzieren oder kritisieren und verwerfen. Es besteht ein Zusammenhang zwischen der konstruktiven Leistung moderner Kommunikationsmedien, die Menschen entwickelt, produziert und gestaltet haben, und den (De-)Konstruktionen ihrer Nutzer (vgl. Keppler 2013). Mediale und soziale Praktiken bedingen sich gegenseitig und werden stets körpergebunden vollzogen (vgl. Faßler 2013). Die Art und Weise, wie man körperlich an medialen Praktiken partizipiert und diese ausführt, bestimmt die Dynamik und die Ordnung des Sozialen.

**Imagination.** Mediale Praktiken erfolgen zumeist routiniert und selbstverständlich. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass sie stets imaginiert werden. Dieser Aspekt wird bislang kaum wissenschaftlich beleuchtet, aber es ist sicherlich kein Zufall, dass es in der Alltagssprache immer wieder intertextuelle Bezüge in Form von Aussprüchen, Dialogen, Bildern und Szenen aus populären Formaten gibt. Das Idiom „Ich glaube, ich bin im falschen Film" verweist auf einen dramaturgischen Fehler allerdings bezogen auf das reale Leben. Es ist weder abwegig noch pathologisch, dass Medien im Vollzug von Handlungen mitgedacht werden in dem Sinne, dass man das Geschehnis nachher in das Tagebuch (oder Blog) schreiben, in den sozialen Netzwerken posten oder in einem Telefonat berichten möchte. Medien können insofern sowohl in ihrer materiellen aber auch immateriellen Form Handlungen mitbestimmen, indem sie Sekundärerfahrungen transferieren, die als Handlungswissen angeeignet werden und situativ abrufbar sind oder gar unbewusst kultiviert werden. Man denke z. B. an die erste Gerichtsverhandlung oder erste Beerdigung, die man erlebt. Diesem Ereignis sind vermutlich schon diverse fiktionale Episoden vorausgegangen, die man rezipiert hat, und bei denen man mit Ereignisorten, Zeremonien und Ritualen, Settings vertraut gemacht wurde. Von diesen Rezeptionen ist man dann in situ nicht unbeeinflusst („Ist ja (fast) wie im Fernsehen"). In einer mediatisierten Gesellschaft scheint ein Denken und Handeln nicht unabhängig von Medien(erfahrungen) möglich zu werden. In der Konsequenz heißt das auch, dass Körperpraktiken und Körpererfahrungen nicht losgelöst von subjektiven emotionalen und kognitiven Auseinandersetzungen mit Medien, Medieninhalten und Medienakteuren erfolgen. Obgleich wohl jeweils die Vehemenz und Gewichtung sozialer und medialer Prägekräfte über die Wirkmächtigkeit entscheiden (vgl. Hoffmann 2012).

## 2 Perspektiven auf die Bedeutung und Funktionen von Medien

Das Aufgaben- und Bedeutungsspektrum moderner Medien(technologien) ist breit und aufgrund vielfältiger Neuentwicklungen und Innovationen unübersichtlich. Ein Fokus auf Leib und Körper wäre dabei kein aussichtsreicher Filter, denn sowohl Leib als auch Körper sind bei jeglicher Medienzuwendung ein fixer Bestandteil, eine Konstante, ohne die weder Kommunikation noch Interaktion stattfinden könnte. Als

Agens lassen sich Leib und Körper darauf ein, sind mitunter selbst initiativ und gefordert, wenn es um die Organisation und Moderation des Alltags durch und mit Medien geht. Schreib-, Lese-, Seh- und Hörpraktiken sind leibgebunden und bedürfen eines anderen, sie haben ein notwendiges Gegenüber. Als Rezipient ist man Adressat von visuellen, textuellen, auditiven oder audio-visuellen Botschaften, als Kommunikator adressiert man Mitteilungen, in welcher Form auch immer, an andere oder mitunter auch (nur) an sich selbst. Im Umgang mit Medien werden dem modernen Individuum Freiheitsgrade gelassen, gleichwohl unterliegt die Zuwendung und Nutzung auch Zwängen und werden – so Faßler (2013, S. 202) – dauernd Anpassungsleistungen aufgrund generalisierter medientechnischer Anwesenheits-, Beteiligungs- und Entwicklungsversprechen notwendig. Körper disziplinieren sich bisweilen, lassen sich von technischen Medien konditionieren. Mediale Praktiken entwickeln (Eigen-)Dynamiken, schaffen mitunter Abhängigkeiten; bei erhöhter Nutzungsintensität können sie ab einem bestimmten Zeitpunkt, wenn z. B. das Stresslimit durch Dauernutzung und ‚information overload' erreicht ist, physische und psychische Grenzen aufzeigen. Insofern ist das Individuum zum Zweck der Selbstsorge und der Selbsterhaltung aufgefordert, seine alltäglichen Praktiken mit Medien von Zeit zu Zeit zu hinterfragen, zu reflektieren und gegebenenfalls zu modifizieren.

Mediensoziologische Gegenwartsanalysen widmen sich nunmehr verstärkt dem Zusammenspiel von ontologischem und digitalem Selbst (z. B. Keppler 2013), attribuieren den vernetzten Menschen als „digitales Subjekt" (z. B. Carstensen et al. 2013), fragen nach der Bedeutung von Praktiken und der Interaktion mit technischen Artefakten für die Ausbildung des Selbst. Immer wieder wird man mit der Frage von Baym (2010, S. 3), die darin einen wesentlichen Forschungsauftrag formuliert, konfrontiert: „What is a self if it's not in a body?". Entsprechend werden neue Formen der Selbst- und Fremdwahrnehmung, Entkörperlichungen und Verkörperungen angenommen und bisweilen auch in medienethnografischen Studien identifiziert. Noch unscharfe Überlegungen existieren in Bezug auf ein „mediales Selbst" (Faßler 2013), in dem Körper und technische Medien sich nicht mehr gegenüberstehen, sondern gewissermaßen eine Synthese darstellen. Trans- und posthumanistische Vorstellungen werden nicht zuletzt mit Rückgriff auf die Figur des Cyborgs kritisch diskutiert.

Versucht man die jeweiligen Perspektiven auf ‚mediale Körperphänomene' zu extrahieren, so lassen sich folgende nicht immer trennscharfe Sichtweisen erkennen:

**(Sozial-)Phänomenologische Zugänge.** Der Körper wird als leibliche Basis allen Erkennens betrachtet, als ein Grundelement, das sinnliche Wahrnehmung und die Herstellung von Personalität und Subjektivität ermöglicht. Phänomenologische Ansätze sind darauf ausgerichtet, vor jeglicher theoretischer Reflektion die von den Menschen geschaffenen Strukturen und Typisierungen der Lebenswelt, in denen Medien eine zentrale Variable des Handlungsfeldes sind, möglichst unvoreingenommen zu erfassen und zu beschreiben. Man interessiert sich für die Rekonstruktion der Sinndeutungs- und Sinnsetzungsvorgänge, die Menschen in ihrem alltäglichen Leben

vornehmen und die sie intersubjektiv wiederholt und erneut aushandeln (vgl. z. B. Luckmann 2003). Jedoch ist die konsequente Berücksichtigung von Leib und Körper des Beobachters als auch des zu Beobachtenden und dazugehöriger medialer Erfahrungen in diesen (Re-)Konstruktionsprozessen noch nicht obligatorisch. Allerdings ist davon auszugehen, dass Menschen nicht selten in ihrem Medienhandeln ihren Leib herausfordern wollen, indem sie sich etwa mit besonderen Ästhetiken (beispielsweise in Bezug auf Gewalt, Ekel, Sexualität) oder auch Dramaturgien (z. B. unvorhersehbare Abläufe, Spannungsmomente, Ereignisse) und Narrationen (z. B. Moralverhandlungen, Unrecht) konfrontieren.

**Symbolisch- interaktionistische Zugänge.** Hier fungiert der Körper als Zeichen- und Bedeutungsträger sowie als Agens sozialer Verständigung. Goffmans mikrosoziologischen Studien zu den vielfältigen Inszenierungs- und Austauschpraktiken auf Hinter- und Vorderbühnen sowie spezieller Rahmen werden auf synthetische Situationen, wie wir sie über die digitalen Medientechnologien vorfinden, übertragen. Die Bühnenfunktion der Medien wird hier betont. Gefragt wird danach, wie sich das Individuum zu welchem Zweck wie wem gegenüber darstellt mit welchem Effekt (vgl. u. a. Einspänner-Pflock & Reichmann 2014). Geradezu universalistisch einsetzbar und beliebig transformativ scheinen Goffmans Paradigmen über die Abläufe sozialer Kommunikation, über Interaktionsordnungen, Regelhaftigkeiten, Rahmennotwendigkeiten und Rollenverhalten zu sein. Was im Wesentlichen für face-to-face-Begegnungen gilt, wird auch für die Online-Kommunikation relevant, obgleich sich diese in ihren Handlungsvollzügen als zunächst ‚entkörperlicht' darstellt. Der „virtuelle Raum" wird häufig als Sphäre der Dematerialisierung angesehen, in der eine entkörperlichte Kommunikation stattfindet. Diese Annahme konnte in diversen Studien aber nicht bestätigt werden, denn die Akteure wollen sich stets im Netz verkörpern, wobei auf Körperzeichen referiert wird und man um die visuelle Repräsentation in vielfältigen Formen (Bildern, Avataren etc.) bemüht ist (vgl. Misoch 2011). Es werden „digitale Stellvertreter" (ebd.) kreiert, die die Anwesenheit des Akteurs im Netz ‚suggerieren' respektive simulieren. Bereits im Konzept der „connected presence" wird von Licoppe (2004) veranschaulicht, wie über die interpersonale Kommunikation mittels Mobiltelefon soziale Beziehungen gestaltet und Präsenz erzeugt werden, sodass geografische Distanzen überwunden werden und das beruhigende Gefühl entsteht, der andere ist geistig und körperlich ganz nah.

**Handlungstheoretische Zugänge.** Es werden in der Regel verschiedene Theorieansätze subsumiert (u. a. Symbolischer Interaktionismus, Verstehende Soziologie, Phänomenologie), wobei man sich immer auf die Analyse des sinnorientierten, zielgerichteten Handelns des Menschen in Bezug auf Medien konzentriert. Das Individuum setzt sich aktiv mit Medien, als Teil seiner sozialen Umwelt, auseinander und eignet sich diese an. Man fokussiert in den Betrachtungen häufig auf die kognitiven Prozesse des Decodierens von Botschaften oder auch die Übernahme und Adaption von

angebotenen Symboliken und Verhaltensweisen von Medienakteuren. Die kulturelle Formung der Körper ist in der Gegenwartsgesellschaft rückgebunden an Medien (u. a. Musik, Filme, TV-Formate etc.), die Körperentwürfe offerieren, wobei das Individuum selbst aktiv entscheidet, ob es diese anerkennt. Medien sind in die Interaktionsrahmen des Alltags als Moment wechselseitiger Orientierung integriert und ermöglichen bei regelmäßiger Zuwendung die Herstellung parasozialer Beziehungen (vgl. z. B. Vorderer 1996). Suggeriert wird unter anderem eine körperliche Nähe zu Medienakteuren, die man nach einer gewissen Zeit gut zu kennen meint.

Das Individuum ist bei der Medienrezeption zur Rollenübernahme aufgefordert. Es muss als Handelnder wie in anderen Kommunikationsprozessen auch, die Situation, sein Gegenüber (Objekt) und dessen Handlungen sowie seine eigenen Handlungen mit Bedeutung und Sinn versehen. In zahlreichen – vor allem in der Tradition der Cultural Studies sowie anderen ethnografisch oder konversationsanalytisch angelegten – Studien (exemplarisch Holly, Püschel & Bergmann 2001) konnte eindrücklich gezeigt werden, inwieweit in Alltagsgesprächen Medientexte vergegenwärtigt, re- und dekonstruiert, temporär imitiert, reinszeniert, also eigensinnig und kreativ auch im Hinblick auf die Ausbildung eines Körperselbst angeeignet werden sowie in Rezeptionsgemeinschaften die eigene Erfahrungswelt mit der Medienwelt verknüpft wird (vgl. Thomas 2008). Insbesondere in den Celebrities Studies geht es häufig um die Verkörperungen der Stars und die Aneignung mediatisierter Geschlechtlichkeit, Schönheit, Sexyness, Professionalität etc. (vgl z. B. Seifert 2010).

**Praxeologische Zugänge.** Das Interesse besteht in der Genese und Sichtbarwerdung der Körperpraktiken und der Bedingungsfaktoren, die diese in welcher Art und Weise auch immer hervorbringen. Praktiken sind nicht nur Resultat von Diskursen, Aushandlungs- und Wissensaneignungsprozessen, sie sind abhängig von den Dispositionen der sozialen Akteure und den sozialen Strukturen, in denen sich die Akteure sozialisieren. Nach Bourdieu bewegt sich der Mensch in verschiedenen Feldern, in denen seine Wahrnehmung, sein Denken und Handeln zum Ausdruck kommt. Seine Ausdrucksformen hängen von seinen individuell verfügbaren ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitalressourcen ab. Medien werden bei Bourdieu (1982) als objektiviertes kulturelles Kapital verstanden, das materiell erworben wird bzw. man erwerben kann, dessen Erwerb aber nicht unbedingt mit der kulturellen Fähigkeit zum Genuss einhergeht. Die Ausbildung einer Genussfähigkeit ist auf ein inkorporiertes kulturelles Kapital angewiesen. Medienpräferenzen und Mediennutzungsweisen offerieren soziokulturelle Zugehörigkeit und Distinktion. In der praxeologischen Mediensozialisationsforschung (vgl. Paus-Hasebrink/Kulterer 2014; Swertz et al. 2014) bemüht man sich darum, das Habituskonzept von Bourdieu – zum Teil unter Einbeziehung systemtheoretisch-konstruktivistischer Überlegungen – weiterzuentwickeln und für empirische Untersuchungen des praktischen Gebrauchs von Medien fruchtbar zu machen. Es wird davon ausgegangen, dass sich in den auf die Medien gerichteten Dispositionen, Wertzuschreibungen, Klassifikationsschemata und Abgrenzun-

gen der Habitus wiederspiegelt. Zwischen Dispositionen, einschließlich ihrer sozialstrukturellen Genese, und Ausdruck ist zu differenzieren. „Der Habitus ist in den bewussten oder unbewussten Relationen des Subjekts zu immateriellen Zeichen und materiellen Zeichenträgern [folglich den Medien, Einf. d. A.] zu verorten, die machtförmig angeeignet werden können" (Swertz et al 2014, S. 6). Sozialisatorisch bedeutsam sind vor allem die in Kindheit und Adoleszenz ausgebildeten Gewohnheiten im Umgang mit Medien und auch die komplementäre Nutzbarmachung (weiterer) vorhandener Kapitalien, um seine soziale Lage zu verbessern (vgl. Paus-Hasebrink/Kulterer 2014, S. 40). Betont wird, dass dieser Vorgang komplex ist und von vielen Faktoren abhängt wie etwa der formalen Bildung, dem Geschlecht und der damit verbundenen Körperlichkeit des Einzelnen. Habitus ist nicht nur eine Haltung des Körpers, sondern immer auch des Geistes (vgl. ebd.), wenngleich das konkrete Zusammenspiel dieser beiden Komponenten noch ungeklärt ist.

**Kultivierungsanalytische Zugänge.** Ergänzend zu den obigen Ansätzen soll noch auf ein theoretisches Konzept eingegangen werden, in dem Körperbilder und Körperentwürfe in den Medien und der Körper sowie die Körperzufriedenheit und das Körperselbstkonzept des Rezipienten hauptsächlicher Gegenstand der Betrachtung ist. Betrachtet man die Gegenwartsdebatten um Körperlichkeit und Medien, so sind Hypothesen, die von Kultivierungseffekten ausgehen, vorherrschend (vgl. im Überblick Blake 2014). Vorrangig wird davon ausgegangen, dass insbesondere Heranwachsende sozial-kognitive Vergleiche mit Medienakteuren vornehmen, die wiederum nachhaltigen Einfluss auf das eigene Körpererleben und Körperbewusstsein haben. Bestimmte Rezeptionsästhetiken bringen besondere Wirkungen und Perzeptionsformen hervor, lassen sich in entsprechenden Einstellungen und Verhaltensweisen ablesen. Diese Zugänge korrespondieren nicht mit handlungstheoretischen, da sie mediendeterministisch ausgerichtet sind und die oben beschriebene Komplexität von Medienaneignungsprozessen der Individuen, die in einer kulturell hochgradig ausdifferenzierten Gesellschaft leben und deren alltägliche Sinnwelten nicht minder diversifiziert sind, häufig vernachlässigen. Untersuchungsanlass stellen der zu beobachtende Schönheits-, Schlankheits- und Fitnesskult (zuweilen wird auch von Boom oder Wahn gesprochen) dar oder Gefühle von Körperunzufriedenheit. Medien geben demzufolge die Wirklichkeitskonstruktionen, die maßgeblich an der Genese eines Bewusstseins im Hinblick auf eine gesellschaftlich respektive individuell akzeptierte oder anzustrebende Körperlichkeit beteiligt sind, vor und Individuen ordnen sich diesen mehrheitlich unter, orientieren sich nur daran, d. h. sind bestrebt, medienvermittelten Körperidealen (wie etwa in Modelshows, Boulevardmagazinen, Reportagen präsentiert) nachzueifern. Medien wird eine überaus große Wirkmächtigkeit attestiert, d. h. ein normativer Einfluss auf das Körperselbst und auf Körperpraktiken zugestanden. Die Kritik an der Kultivierungsperspektive besteht darin, dass ignoriert wird, dass Menschen mit einem Konglomerat verschiedenster sozialer und kultureller Prägekräfte konfrontiert werden, dem sie sich in unterschiedlichster Weise tempo-

rär oder langfristig, freiwillig oder zwangsläufig, mit hohem oder niedrigen Involvement aussetzen und in dem letztlich Phänomene wie Körperpraktiken immer nur vor der Folie gesellschaftlicher Entwicklungen interpretiert und gedeutet werden können (vgl. Hoffmann 2012).

## 3 Reflexionen und mediale Subjektivierung

Die Prämisse einer kultivierenden Funktion der Medien verdeutlicht, dass „die Arbeit am Körper-Ich" (Thomas 2008) offenbar einen großen Stellenwert in der modernen Gesellschaft hat (einen größeren als früher), aber auch nicht losgelöst von gesellschaftlichen Prozessen, Anrufungen und dem Bemühen um Selbstbildung sowie dem Bestrebungen des Subjekts nach Selbstermächtigung betrachtet werden sollte. Wie Menschen ihr Selbst ausbilden, gestalten und modellieren, hat nicht nur etwas mit gesellschaftlichen Zurichtungen, medial vermittelten Imperativen zu tun, sondern mit der Bereitschaft, sich selbst formen lassen zu wollen. Vorgeschlagen wird hier von Bröckling (2007), Thomas (2008) und auch Stehling (2015) mit Verweis auf Foucault und sein Konzept der Gouvernementalität stärker als bisher die Praktiken der Fremd- und Selbstführung in den Blick zu nehmen, das immanente Wissen um Körperlichkeit und nicht zuletzt die Rationalitäten, die ausschlaggebend für bestimmte Verhaltensweisen inklusive sozialer *Zu-* und *Unter*ordnungen sind. Es gilt zu beobachten und zu erklären, was Menschen tun und wie sie es tun, wie ihr Handeln organisiert ist und wie sie auf das Handeln anderer reagieren und wie überhaupt das Handeln (strategisch) modifiziert wird nicht nur situativ, sondern auch im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen, Anforderungen und Erwartungen (vgl. Bröckling 2007, S. 33) .

Es gilt ferner herauszufinden, wie sich Menschen zu den Affordanzen der Medien verhalten, die bei neuen Technologien häufig komplex, variabel und bisweilen, wie oben ausgeführt, häufig eher versteckt sind. Zillien (2008) veranschaulicht, inwieweit sich das Affordanzkonzept zur Analyse des wechselseitigen Bedingungs- und Ermöglichungsverhältnisses von technischen Gegebenheiten und sich einspielenden Nutzungspraktiken einsetzen lässt. Es ist davon auszugehen, dass Menschen sich nicht von Techniken und all ihren Nutzungsvarianten determinieren lassen, geschweige denn diese umfänglich und grundsätzlich im Sinne des Gestalters auch zu nutzen wissen (als Beispiel wird das Smartphone angeführt, dessen Repertoire an vorhandenen Anwendungen und Funktionen von nur wenigen Menschen voll ausgeschöpft wird), sondern dass sie sich der Technik nur insoweit bemächtigen, wie es sie im Hinblick auf ihre Selbstbildung weiterbringt und nicht etwa einschränkt. Gleichwohl verläuft hier vieles im Bereich des trial and error, sind Individuen nicht immer auf die Folgen vorbereitet und können sie die Konsequenzen ihres Medienhandelns nicht immer hinreichend abschätzen. Die Sperrung und Eliminierung von Kommentaren oder Nacktbildern sowie Shitstorms in den sozialen Netzwerken sind nur einige Bei-

spiele, die auf die Kommunikationsdynamiken und Restriktionen unbedacht oder unbedarft entsandter Kommunikate verweisen sollen.

Im Zusammenhang mit der Subjektivierung im Kontext digitaler Medien geht es nicht zuletzt darum, Praktiken der Unterwerfung und der Befreiung, der Autonomie und Heteronomie aufzuspüren (vgl. Carstensen et al. 2013), die eng miteinander verzahnt zu sein und sich in einem dynamischen Verhältnis zu befinden scheinen. Insbesondere die digitalen Medientechnologien und ihre Anwendungen verheißen Emanzipation auch des Körperlichen, zugleich machen sie aber den Körper gefügig, zeigen ihm seine Grenzen in den vernetzten Sphären auf, muss er lernen sich in ihnen so zu artikulieren, dass er sich keinen Schaden zufügt.

## 4 Desiderata

Bislang werden im Konnex „Körper und Medien" vor allem die Mediennutzer, ihre Bedürfnisse, Entwicklungs- und Wahrnehmungsfähigkeiten, Kompetenzen, Gewohnheiten und ihre Reflexionsfähigkeit in den Blick genommen. Eine soziologische Analyse von Verkörperungen in medialen Kontexten, über und mit Medien wird bislang noch nicht konsequent mit den von Körpersoziologen zu recht reklamierten Ansprüchen umgesetzt. Analysen sozialisationsbedingter Gegebenheiten sowie makrosoziologischer Strukturen sowie historische Entwicklungen wären hier von großem Interesse, denn nur diese können Hinweise zur mediatisierten Subjektivierung und der in dem Kontext relevanten Funktionen des Körpers liefern. Soziale Arrangements werden vermutlich immer stärker von modernen Medien(technologien) (mit) bestimmt werden. Diese geben den Individuen vielfältige Impulse für die eigene Lebensführung – nicht zuletzt in Bezug auf die Gesundheit, die Fitness, die Attraktivität, das ‚gelingende Altern' sowie allgemein die Überforderungen oder Unterforderungen im Erwerbs- und Privatleben. Sie zeigen aber auch die Grenzen des körperlichen Leistungs-, Denk- und Wahrnehmungsvermögen auf. Waren es früher vor allem TV- und Print-Formate so werden nunmehr über die Nutzung von Apps und Diensten soziale Vergleiche in Bezug auf Körperlichkeiten, Geschlechterordnungen, sportliche Aktivitäten etc. vorgenommen. Bestimmte Medienzuwendungsweisen führen bei den Nutzern zu körperlichen Selbstvergewisserungen oder auch zu Unsicherheiten sowie Orientierungslosigkeit durch ‚information overload'. Insbesondere die affektiven und emotionalen Dynamiken, die bei der und über die Medienkommunikation freigesetzt werden, sind bislang kulturwissenschaftlich und soziologisch wenig oder nur am Rande untersucht worden. Es ist davon auszugehen, dass Emotionalität und Affektivität für das soziale Zusammenleben sowie hinsichtlich der vielfältigen Anforderungen mobiler, vernetzter und mediatisierter Welten des 21. Jahrhunderts von besonders großer Relevanz sind und weiter sein werden.

## Literatur


Baym, Nancy K. (2010). *Personal Connections in the Digital Age.* Cambridge: Polity Press.

Blake, Christopher (2014). *Wie mediale Körperdarstellungen die Körperzufriedenheit beeinflussen: Eine theoretische Rekonstruktion der Wirkungsursachen.* Wiesbaden: VS.

Bourdieu, Pierre (1982). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie der Subjektivierungsform.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

**Carstensen, Tanja, Schachtner, Christina, Schelhowe Heidi & Beer, Raphael (Hrsg.) (2013). *Digitale Subjekte. Praktiken der Subjektivierung im Medienumbruch der Gegenwart.* Bielefeld: transcript.**

Einspänner-Pflock, Jessica & Reichmann, Werner (2014). „Digitale Sozialität" und die „synthetische Situation" – Konzeptionen mediatisierter Interaktion. In: Friedrich Krotz, Cathrin Despotovic & Merle-Marie Kruse (Hrsg.), *Die Mediatisierung sozialer Welten: Synergien empirischer Forschung* (S. 53–72). Wiesbaden: Springer/VS.

Faßler, Manfred (2013). Das mediale Selbst. Eine phylogenetische Annäherung. In: Lorenz Engell, Frank Hartmann & Christiane Voss (Hrsg.), *Körper des Denkens. Neue Positionen der Medienphilosophie* (S. 189–211). München: Wilhelm Fink, S. 189–211.

Hartmann, Maren (2004). *Technologies and Utopias: The cyberflaneur and the experience of ‚being online'.* München: Reinhard Fischer.

Hoffmann, Dagmar (2012). Die relative Wirkmächtigkeit der Bilder. Ein Plädoyer für eine phänomenologische Betrachtung von Bildaneignungsprozessen. In: Stephanie Geise & Katharina Lobinger (Hrsg.), *Bilder – Kulturen – Identitäten* (S. 207–223). Köln: Herbert von Halem, S. 207–223.

Höflich, Joachim R. (2003). *Mensch, Computer und Kommunikation: Theoretische Verortungen und empirische Befunde.* Frankfurt/Main: Peter Lang.

Holly, Werner, Püschel, Ulrich & Bergmann, Jörg (Hrsg.) (2001). *Der sprechende Zuschauer. Wie wir uns Fernsehen kommunikativ aneignen.* Wiesbaden: VS.

Keppler, Angela (2013). Reichweiten alltäglicher Gespräche. Über den kommunikativen Gebrauch alter und neuer Medien. In Alfred Bellebaum & Robert Hettlage (Hrsg.), *Unser Alltag ist voll von Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge* (S. 85–104). Wiesbaden: Springer VS, S. 85–104.

Knorr Cetina, Karin (2009). The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World. *Symbolic Interaction,* 32, 1, 61–87

Krotz, Friedrich (2010). Leben in mediatisierten Gesellschaften. Kommunikation als anthropologische Konstante und ihre Ausdifferenzierung heute. In: Manuela Pietraß & Rüdiger Funiok (Hrsg.), *Mensch und Medien. Philosophische und sozialwissenschaftliche Perspektiven* (S. 91–113). Wiesbaden: Springer VS.

Licoppe, Christian (2004). ‚Connected' Presence. The Emergence of a New Repertoire for Managing Social Relationships in a Changing Communication Technoscape. *Environment and Planning D: Society and Space,* 22, 1, 135–156.

Luckmann, Thomas (2003). Von der alltäglichen Erfahrung zum sozialwissenschaftlichem Datum. In: Ilja Srubar & Steven Vaitkus (Hrsg.), *Phänomenologie und soziale Wirklichkeit. Entwicklungen und Arbeitsweisen* (S. 13–26). Opladen: Leske + Budrich.

Mauss, Marcel (1989/1934). Die Techniken des Körpers. In: Marcel Mauss (Hrsg.), *Soziologie und Anthropologie, Bd. 2* (S. 197–220). Frankfurt/Main: Fischer.

**McLuhan, Marshall (1964). *Understanding Media: The Extension of Man.* New York: McGraw Hill.**

**Misoch, Sabina (2011). Körper-Haben und Leib-Sein in virtuellen Räumen. In: Michael R. Müller, Hans-Georg Soeffner & Anne Sonnenmoser (Hrsg.), *Körper Haben. Die symbolische Formung der Person* (S. 107–120). Weilerswist: Velbrück.**

Paus-Hasebrink, Ingrid & Kulterer, Jasmin (2014). *Praxeologische Mediensozialisationsforschung. Langzeitstudie zu sozial benachteiligten Heranwachsenden.* Baden-Baden: Nomos.

Seifert, Alrun (2010). *Das Model(l) Heidi Klum. Celebrities als kulturelles Phänomen.* Konstanz: UVK.

Silverstone, Roger (2006). Domesticating domestication. Reflections on the life of a concept. In: Thomas Berker, Maren Hartmann, Yves Punie & Katie J. Ward (Hrsg.), *Domestication of media and technology* (S. 229–248).Maidenhead: Open University Press.

Stehling, Miriam (2015). *Die Aneignung von Fernsehformaten im transkulturellen Vergleich: Eine Studie am Beispiel des Topmodel-Formats.* Wiesbaden: Springer VS.

Swertz, Christian, Kern, Gudrun & Kovacova, Erika (2014). Der mediale Habitus in der frühen Kindheit. *MedienPädagogik. Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung,* Nr. 22, 1–28

Thiedecke, Udo (2004). Cyberspace: Die Matrix der Erwartungen. In: Udo Thiedecke (Hrsg.), *Soziologie des Cyberspace. Medien, Strukturen und Semantiken* (S. 121–143). Wiesbaden: VS.

**Thomas, Tanja (2008). Körperpraktiken und Selbsttechnologien in einer Medienkultur: Zur gesellschaftstheoretischen Fundierung aktueller Fernsehanalyse. In: Tanja Thomas (Hrsg.), *Medienkultur und soziales Handeln* (S. 219–233). Wiesbaden: VS.**

Vorderer, Peter (Hrsg.) 1996. *Fernsehen als „Beziehungskiste": Parasoziale Beziehungen und Interaktionen mit TV-Personen.* Opladen: Westdeutscher Verlag.

**Ziemann, Andreas (2012). *Soziologie der Medien.* 2. überarb. u. erw. Aufl. Bielefeld: transcript.**

Zillien, Nicole (2008). Die (Wieder-)Entdeckung der Medien. Das Affordanzkonzept in der Mediensoziologie. *Sociologia Internationalis,* 46, 2, 161–181

# Organisation und Institution

Christian Gärtner und Günther Ortmann

Man muss nicht gleich auf sogenannte totale Institutionen – besser: Organisationen – wie Gefängnisse, Armeen, Psychiatrien und Klöster oder auf Organhandel und Transplantationsskandale zu sprechen kommen, wenn man namhaft machen möchte, dass Körper und Organisation in enger Beziehung stehen. Aber es hilft, um klar zu machen, dass das Themenfeld mehr beinhaltet als betriebliches Gesundheitsmanagement, *Neuroenhancement* oder Schönheitschirurgie. Es geht nicht nur um die Umgestaltung und Disziplinierung, also die Re*organisation* des Körpers. Es geht auch um die Frage, welche Rolle Körper bei der Konstitution und Re-Produktion bzw. dem Wandel von Organisationen spielen: Ohne die Körperlichkeit eines Gefangenen könnten Zellen und Gitter eines Gefängnisses nicht ihren Dienst tun und die Insassen am Flüchten hindern, womit sich ein für die Organisation ‚Gefängnis' konstitutiver Zweck verflüchtigt hätte. Und ohne die leibliche Ergriffenheit der Mönche und ausgebrannten Manager bei der Ausübung klösterlicher Praktiken bliebe der Kloster-Werbeslogan ‚Wellness für die Seele' in der Lebenswelt der Akteure substanzlos.

Trotz dieser offensichtlichen Bezüge offenbart eine Analyse einschlägiger Sammelwerke und Artikel in führenden Zeitschriften zur Organisationsforschung einerseits und zur Soziologie des Körpers andererseits eine weitgehende wechselseitige Ignoranz (für eine frühe Ausnahme siehe Hassard, Holiday & Willmott 2000). In der Organisationsliteratur dominieren Konzepte, die geistige oder diskursive Konstruktionen bezeichnen; allen voran Schemata, Kommunikationen, Entscheidungen, Regeln, Verträge und Institutionen (Dale 2001; Gärtner 2007). In der Soziologie des Körpers wiederum treten Organisationen kaum auf, höchstens als Orte der Vermittlung gesellschaftlicher Erwartungen (das verrät auch der Name eines der zentralen Veröffentlichungsorgane, der Zeitschrift *Body & Society,* bei der eine Suche nach „organization", „organisation", „work" und „workplace" in den Schlüsselwörtern insgesamt fünf Treffer seit 1995, dem Gründungsjahr, liefert). Strukturalistische Zugänge fokussieren, wie der moderne Akteur durch gesellschaftliche Denk-, Norm- und Wertsysteme sozialisiert wird, während handlungsorientierte Ansätze im Körper des Akteurs ein Kommunikations- und Interaktionsmittel bzw. Symbol sehen (Gugutzer 2004). Zwar wird anerkannt, dass die Formung *in* Organisationen erfolgt (z. B. Ar-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_13

mee, Fitness-Center, Kloster), jedoch wird ausgeblendet, wie der Körper *durch* Organisationen und Organisieren geformt wird. Mehr noch: unberücksichtigt bleibt, wie Organisationen und Organisieren durch Körper konstituiert, stabilisiert oder verändert werden.

Dass sich die Körper- und Organisationsforscher gegenseitig weitgehend ignorieren, heißt allerdings nicht, dass nicht implizite Annahmen über das jeweils ausgeschlossene Konzept existierten. Auch gibt es Grenzgänger, die das Verhältnis von Körper und Organisation in unterschiedlicher Hinsicht ausgedeutet haben. Ihnen gilt unser Interesse, d. h. wir möchten anhand unseres Feldes – der Organisationsforschung – zeigen, wo und wie der Körper thematisiert wird. Zur Sondierung des Feldes entwickeln wir zunächst Vorarbeiten zu verschiedenen Modi des Körpers in der organisationsrelevanten Literatur weiter (Gärtner 2013; Gärtner & Ortmann 2016). und sichten einschlägige Forschungsergebnisse. Das Kapitel schließt mit Perspektiven für die künftige Forschung.

## 1 Modi des Körpers in der Organisationsliteratur

### Der irrelevante Körper

Das in der modernen Organisationsliteratur dominante Verständnis vom Körper folgt der Computer-Metapher und einem Cartesianischen Dualismus: Informationen sind Repräsentationen der Um- und Mitwelt und ihre mentale Verarbeitung *(Software)* ist losgelöst vom physischen Trägersystem *(Hardware).* Weil die Hardware, so die unausgesprochene Prämisse, die Informationsverarbeitungsprozesse nicht verformt, interessiert sie nicht. Im Forschungsinteresse stehen die kognitiven Prozesse der Mitarbeiter, Manager und Kunden, weil ihre mentalen Leistungen ausschlaggebend dafür sind, was gewusst und gelernt oder wie entschieden und agiert wird. Der Körper bildet keine eigenständige Analyseeinheit, ist vielmehr eine *black box;* thematisiert wird seine Irrelevanz, weil selbst die Reize, die über die Sinnesorgane aufgenommen und weitergegeben werden, noch in sinnhafte Stimuli *(cues)* verwandelt werden müssen.

Paradigmatisch für ein solches Verständnis ist die von Simon und March ausgearbeitete Organisationstheorie. Auf Basis von Simons kognitions- und informationsorientierten Vorarbeiten propagiert sie, dass „the human organism can be regarded as a complex information-processing system" (March & Simon 1993, S. 28). In ähnlicher Weise steht für Vertreter des *Sensemaking*-Ansatzes, fest, dass zwar Kognitionen – z. B. die Wahrnehmung von *cues* – in neurobiologischen Prozessen realisiert sind, diese Körperlichkeit aber keine Rolle im Sinnstiftungsprozess spielt. Diese cartesianische Trennung führt letztlich dazu, körperliche, unbewusste und emotionale Anteile an rationalem, intelligentem, angemessenem organisationalen Handeln entweder zu negieren oder Emotion und Intuition in das Reich des Körpers zu verban-

nen, so dass Logik und Ratio im Reich des Geistes bleiben. Im Gegensatz dazu holen die folgenden Ansätze das Ausgeschlossene wieder mit hinein.

### Der produzierende Körper

Auch wenn die im Folgenden dargestellten Ansätze durchaus unterschiedliche metatheoretische Wurzeln haben, fassen wir sie hier unter dem Aspekt zusammen, dass die Körperlichkeit der Akteure als produktives Element im Arbeitsalltag aufgefasst wird. Der Körper erscheint als (neuro-)biologische Ressource, und die Ansätze variieren in der Antwort auf die Frage, inwieweit die Nutzung gesteuert werden kann und inwieweit dies vom Akteur oder von außen geschieht. Damit adressieren die Ansätze das sogenannte Transformationsproblem: Da das Arbeitsvermögen als Potenzial an den Körper der Arbeitenden gebunden und nicht anders als über seiner körpergebundene Verausgabung zu haben ist, entsteht das Problem, dass nach Abschluss des Arbeitsvertrages das Arbeitsvermögen tagtäglich neu in Arbeit transformiert werden muss. Die Lösungen klassischer Organisationstheorien zielen auf Arbeitsplatzgestaltung, Vorgesetztenverhalten, Anreize, Regeln oder Organisationskultur. Aber es gibt auch Studien, die auf die Körperlichkeit der Mitarbeiter abstellen.

Ein zentrales Forschungsfeld ist die Untersuchung der Wirkung bio-chemischer oder genetischer Unterschiede auf soziales Verhalten. Zahlreiche Untersuchungen erforschen beispielsweise den Zusammenhang zwischen dem Testosteron- und Dopamin-Level und wie er sich auf Offenheit, Neugierde, intrinsische Motivation oder Risikoverhalten auswirkt, was insbesondere für die Entrepreneurforschung von Interesse ist (White, Thornhill, & Hampson 2006). In ähnlicher Weise wurden die Relationen der Körper der Organisationsmitglieder vermessen (Muskelkraft, Schönheit, Wohlgeformtheit, Körpergröße) und auf ihren Einfluss hinsichtlich unterschiedlicher Dimensionen des Erfolges am Arbeitsplatz hin untersucht. So zeigt sich, dass die Körpergröße positiv mit Wertschätzung, Durchsetzungsfähigkeit und Gehalt verbunden ist (Judge & Cable 2004). Zu diesen vergleichsweise einfachen Messverfahren sind in den letzten Jahren die technologisch deutlich aufwändigeren Methoden der Erforschung des neuronalen Teils des Körpers hinzugetreten: Das menschliche Gehirn wird zur eigentlichen Quelle menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns. Unter dem Label *organizational neuroscience* werden Bilddarstellungen gegeben, die das Verhalten der Organisationsmitglieder – hier vor allem: Bewerten, Entscheiden, Vertrauen – als deutlich stärker von unbewussten, affektiven und wertebeladenen Faktoren beeinflusst sehen, als es in den Modellen der klassischen ökonomischen und auch soziologischen Organisationsforschung berücksichtigt ist (Becker, Cropanzano, & Sanfey 2011).

Unter die Implikationen aus diesen Studien gesellt sich immer auch die Frage nach der Beeinflussbarkeit. Das Ausmaß an Eingriffen, die Unternehmen, aber auch der ‚Arbeitskraftunternehmer' selbst ausüben, variiert: die von BP an 14 000 Mitarbei-

ter verschenkten Fitnessarmbänder sollen ebenso wie die Schrittzähler bei Telefónica Deutschland und die landauf-landab tätigen Ernährungsberater für Kantinenbetreiber zur Verbesserung der Gesundheit der Belegschaft beitragen – damit der Lösung des Transformationsproblems neben motivationalen nicht auch noch gesundheitliche Barrieren im Wege stehen. Außerhalb der Arbeitszeit trimmen die Mitarbeiter ihren Körper selbst: mit Atemtechniken, Meditation, Fitness-Programmen (im Studio und auf dem Mobiltelefon), *Body Building* und *Wellness-* oder *Beauty*-Produkten bis hin zu Schönheitschirurgie und Pillenschlucken zur Verbesserung der kognitiven Leistungsfähigkeit *(neuroenhancement).* Dies alles erfolgt im Sinne der Optimierung der Ressource Körper für den Arbeitsalltag, und oft lässt sich kein dezidierter Fremdzwang ausmachen. Die Sorge um den Körper ist eher ein fremdinduzierter Selbstzwang und die Arbeit am Körper immer auch Signalproduktion, mit der man etwas mitteilt und sich abhebt, mithin Identitätsregulation betreibt. Fitness-Studios bzw. Gillette verkaufen nicht nur Bauch-Beine-Po-Trainings bzw. Rasierapparate, sondern – via *signalling* – auch: Vitalität und Perfektion der Konsumenten und nicht zuletzt ein Produktionsmittel für deren Signalproduktion. Sie (ge-)brauchen die Ressource Körper – das knackige Gesäß bzw. das glattrasierte Gesicht –, um ihrerseits Qualitäten wie Fitness, Sauberkeit, Solidität, Vitalität und Perfektion zu signalisieren – unausdrücklich, womöglich im Modus des Impliziten, und mit erheblicher performativer Wirkmacht. Die Kunden, die ja gleichzeitig oft auch Mitglieder profitorientierter Organisationen sind, befinden sich dabei in einem Positionsrennen um Status und Prestige: es geht darum, den Körper als Ressource zu nutzen, um etwas zu produzieren (Arbeitsleistung, Aussehen, Status, Eindruck, etc.), um sich von den Anderen abzuheben – sei es im Dienste der Karriere, sei es im Dienste eines demonstrativen Konsums, oder sei es ‚nur' zur Selbstdarstellung und zum *impression management.*

Während oben beschriebene Ansätze weitgehend auf die Idee beschränkt bleiben, dass Organisationsmitglieder einen Körper *haben,* betonen phänomenologisch und praxeologisch ausgerichtete Studien das Körper-*Sein,* also die leiblich-sinnliche Verfasstheit jeglichen Handlungsvollzugs. Zentral für diese Konzeption ist ein leiblich gebundenes, sensomotorisches Können wie es Michael Polanyi vor Augen hat: „Unser Körper ist das grundlegende Instrument, über das wir sämtliche intellektuellen oder praktischen Kenntnisse von der äußeren Welt gewinnen" (Polanyi 1985, S. 23). So, wie der Blinde seinen Stock in eine Art Verlängerung seines Körpers verwandelt, so ist der Körper eine Basis des Verständnisses von Maschinen, Computern, Theorien, Zahlen und ganzen Zahlenwerken und schließlich auch Handlungsketten und -systemen (Gärtner 2007). Das beginnt mit den sensomotorischen Fähigkeiten des Fahrradfahrers bis hin zu jenen des Arztes, dem das theoretisch-abstrakte Wissen nicht ausreicht, um ein Röntgenbild lesen zu *können.* Strati (2007) hat diese Idee für differenzierte Analysen der leiblichen Wahrnehmungs- und Handlungsvermögen von Mitarbeitern einer Sägemühle, einer Dachdeckerfirma und eines Sekretariats genutzt. Studien aus diesem Umfeld kommen immer wieder zu dem Schluss, dass sich

die körperlich-leibliche Könnerschaft nicht restlos in Worte fassen lässt: es lässt sich nicht restlos auf Begriffe bringen, *wie es ist,* wenn man nach einer Holzplanke greift, ohne sich an der Säge zu verletzen, oder wie man mit Dachpappe auf dem Rücken auf einem Dachbalken balanciert, ohne zu stürzen. Ähnliche körperliche Vermögen der ‚Wissenden/Könnenden' hatte Polanyi vor Augen, als er eine im Handlungsvollzug wirkende *tacit dimension* postulierte. Die Unmöglichkeit, diese Könnerschaft in Begriffe zu übersetzen – schon, weil man manchmal gar nicht weiß, *wofür* die Worte fehlen –, führt dazu, dass die Postulate einschlägiger Gestaltungsmöglichkeiten vorsichtiger als in den eingangs dieses Abschnitts thematisierten Ansätzen ausfallen. Nur über Einübung, die aufgrund des ständigen Wiederholens einen langen Atem erfordert, wird aus dem Novizen ein Experte (Dreyfus & Dreyfus 2005). Versuche hingegen, diese implizite Dimension zu kodifizieren und über formale Managementstrukturen einer Nutzung zuzuführen, die sowohl körperunabhängig als auch dauerhaft ist, scheitern oft. Eindrucksvoll zeigen dies Kamoche und Maguire (2010) am Beispiel von „pit sense", einer Fähigkeit von Tunnelarbeitern, Gefahrensituationen zu erspüren, die mit Bauchgefühl nur ungenügend beschrieben ist, weil einerseits die Sensomotorik (z. B. Gas riechen können), und andererseits die materielle Beschaffenheit der Umwelt mitendscheidend dafür sind, was als *pit sense* im jeweiligen Kontext gilt (z. B. unterschiedliche Risse und Formen der Staubentwicklung erkennen, um harmlose von jenen unterscheiden zu können, die Steinschlag an- und bedeuten).

Die eben skizzierten Ansätze unterfüttern die Idee des Leibes in Abgrenzung zur bloßen (neuro-)biologischen Körpermasse, indem sie auf sensomotorische Vermögen aufmerksam machen, ohne die kompetentes Arbeitshandeln selten zu haben ist. Insofern auch die affektiv-emotionale Komponente betont wird, stehen die Studien in der Tradition von Hochschilds (1983) Emotionsarbeitern, die in der Interaktion mit dem Kunden Gefühle vorspielen, unterdrücken oder sogar wahrhaft erleben müssen, um die Dienstleistung gelingen zu lassen. Der empfindsame, spürende, fühlende Leib ist eine Ressource, die nicht nur Flugbegleiter, sondern auch Unternehmensberater oder Service-Techniker und Facharbeiter zur Produktion ihrer Arbeitsleistung einsetzen. In diesen unsicheren und unplanbaren Arbeitskontexten sind Kompetenzen gefragt, die den erfahrenden und erfahrenen Leib voraussetzen und nutzen (Böhle 2004). Gerade in *face-to-face*-Situationen und *in situ*-Abstimmungen, wie sie in Projekt- oder Team-basierten Organisationsformen an der Tagesordnung sind, bleibt das wichtig, was die Organisationsmitglieder mit ihrem Körper tun und lassen können (z. B. verständnisvoll nicken oder ungeduldig mit den Fingern trommeln, einschüchternd aufbrausen und sich aufbauen oder aufmunternd zulächeln). Schließlich findet auch die Signalproduktion in Inter-Aktion statt. Da ist der volle Körpereinsatz ganz besonders gefragt, weil Signale falsch sein können, wir aber im Maße der Steigerung *berechneter* Signalproduktion umso mehr nach Verlässlichkeit lechzen – und uns besonders gern auf solche Signale verlassen, die intendiert nicht produziert werden können (oder von denen wir das jedenfalls glauben). Körpersignale – z. B. das Lächeln von Flugbegleiterinnen, Beratern oder sonstigen kundenorientierten Dienst-

leistern – sind zum Teil von dieser Art, und wir stützen uns deshalb so gern auf sie und unser dazu gehöriges implizites Wissen, das zum Teil allerdings nur gefühltes Wissen ist. Genau deshalb bleibt *face-to-face*-Kommunikation so wichtig und so schwer steuerbar.

Noch einen Schritt weiter gehen Arbeiten, die in den sensomotorisch-affektiven Erfahrungen einen kritischen Faktor für die Entwicklung abstrakten Denkens sehen. Basis dieser Studien sind Erkenntnisse über die metaphorische Struktur unserer Sprache und des Verstehens von Konzepten und Schlussfolgerungen (Johnson & Lakoff 2002): als Kinder begreifen wir wortwörtlich, dass ‚gut oben ist' (z. B. mehr Spielzeug türmt sich zu einem Berg, die liebende Mutter beugt sich von oben herab), und übertragen das auf andere Gegenstandsbereiche (z. B. ‚erfolgreiche Mitarbeiter schaffen es bis nach oben'). Im Laufe des Erwachsenwerdens übertragen wir primäre Metaphern und kombinieren sie zu immer abstrakteren Konzepten, so dass sich beispielsweise die Benachteiligung von Frauen und ethnischen Minderheiten bei Beförderungsrunden mit der Metapher der *glass ceiling* gut verstehen lässt (Cornelissen & Kafouros 2008): Die gläserne Decke hindert die Betroffenen, nach den ‚guten' Stellen ‚oben' zu greifen, nur dass sie zusätzlich unsichtbar ist – und was wir nicht sehen können, hat es schwerer, als Wissen akzeptiert zu werden. Anders herum formuliert: die Existenz der *glass ceiling* kann leichter bezweifelt werden, und Manager können es unterlassen etwas dagegen zu unternehmen. Solche und andere Metaphern sind in den Köpfen der Organisationsmitglieder verankert und werden zur Begründung von Handlungen herangezogen. Ein anderes ist es, diese dann zu ändern oder neue handlungsleitende Metaphern – wortwörtlich – zu begreifen und einzuüben (Jacobs & Heracleous 2006).

## Der produzierte Körper

Akzeptiert man die Einsicht Bourdieus, dass ein verkörperter Habitus immer strukturierend wirkt und *strukturiert ist,* so lässt sich bei all den produzierend wirkenden Facetten des Körpers nach den Faktoren fragen, die ihn strukturieren, kontrollieren, disziplinieren, normieren. In der Organisationsliteratur wird diese Frage weniger systematisch als vielmehr kursorisch in Bezug auf einige disziplinierende Praktiken behandelt. Dabei liegt es auf der Linie der Logik moderner Organisationen, ihren Mitgliedern die Zurichtung und den Einsatz ihrer Körper weitgehend selbst zu überlassen, weil Selbstzwang kostengünstiger ist und situativ effektiver eingesetzt werden kann als Fremdzwang und direkte Kontrolle. Auf letzteres verzichten Organisationen aber nie ganz, sondern steuern die Produktion erwünschter Körper durch die üblichen Instrumente: Selektion, Qualifikation, Training, Foucaults Dreiklang „Strafen, Prüfen und Belohnen", der sich in vielfältigen, formalen und informellen Bewertungs- und Bewährungsproben zeigt (z. B. *Assessment Center,* Mitarbeitergespräche, *Management by objectives,* Leistungsturniere, *communities of practice;* Townley 1993).

Von der Organisation aus gesehen, sind die Körper ihrer Mitglieder eher *mitlaufendes Resultat* dieser Praktiken und weiterer Techniken zur Beherrschung des Körpers. Dass beispielsweise *Body Building* – im weitesten Sinne – mit der Signalproduktion und in Positionierungskämpfen mitläuft und einschlägig routinierte Körper als Produkt hervorbringt, haben wir schon erwähnt. Fluchtpunkt all dieser Anstrengungen ist es, den mangelhaften und hinfälligen Körper zu verbessern, zu perfektionieren und im Idealfall unsterblich zu machen.

Auffällig sind daran die geballten Anstrengungen organisierten „body buildings" in Fitness-Studios, Schönheitsfarmen, Wellness-Einrichtungen, Krankenhäusern, Pflegeheimen, in der plastischen Chirurgie, aber auch immer mehr *in* profitorientierten Unternehmen (BP, Telefónica, u. v. a.) und *über* profitorientierte Unternehmen wie Nike, Adidas oder Apple, die mit Armbändern, Apps und allzeit verfügbarer Information und Bewertung über soziale Netzwerke eine Kombination aus Sog und Druck zur Selbstoptimierung geschaffen haben, die zum Milliardengeschäft taugt. All dies verfällt keineswegs von vornherein der Kritik. Es droht allerdings aus dem Ruder zu laufen, wenn mehrere Faktoren ineinandergreifen: wenn es in die Mühlen organisationaler, ökonomisch forcierter Rekursivität und medialer Verstärkung gerät, in der isolierte Zwecke die Mittel heiligen *und* die Mittel – etwa professioneller Schönheitschirurgie – ihrerseits die Zwecke unantastbar machen *und* in Überbietungsrennen treiben, die ihrerseits Wasser auf jene Mühlen sind; wenn eine Zweck-Mittel-Verkehrung der Art Platz greift, dass die Organisationsimperative – insbesondere Entpersonalisierung und Optimierung – die ursprünglichen Zwecke dominieren; wenn schließlich, nicht zuletzt *via organisierter* medialer Verstärkung, weite Bereiche der Gesellschaft davon erfasst werden. Dann wird Organisation, neben und in wechselseitigem Steigerungsverhältnis zur Technik, zu einem entscheidenden Movens der Antiquiertheit des Menschen.

Es sei hier, so wichtig es ist, nur exemplarisch erwähnt, dass es einen Unterschied macht, wenn dasjenige Handeln, das den Körper zum produzierten Objekt macht, *organisiertes* Handeln ist, also Handeln, das mit den ungleich gewaltigeren Ressourcen von Organisationen ausgestattet und das den selektiven Zwecken, Imperativen und Funktionserfordernissen von Organisationen unterworfen ist. Die Automobilbranche sorgt für die Bewegung unserer Körper, die Tourismusbranche für (körperliche) Erholung, die Pharmabranche für Gesundheit, die Unterhaltungsindustrie für Entspannung, Fitness-Center für Fitness, Organhandel und -transplantation für Ersatzteile, und die Energiewirtschaft für Licht, Wärme und dafür, dass wir nur noch Knöpfe drücken müssen. Unseren Hunger stillen die industrialisierte Landwirtschaft, die Nahrungsmittelindustrie und Restaurants, zunehmend, zumal in Fastfood- und Restaurantketten mit *convenience*-Produkten, unseren Durst die Wasserwirtschaft, zunehmend private Unternehmen, und die Getränkeindustrie. Zum mehr oder weniger wehrlosen Opfer organisierten Handelns wird der produzierte Körper dort, wo Organisationen – ganz besonders: Unternehmen – ihre Externalisierungsmacht in puncto Umwelteffekte ausspielen. Überweidung, Artensterben und Klimawandel betreffen

oft zuerst die Körper der Tiere, bevor sie, entlang der Nahrungskette, die der Menschen erreichen. Schließlich sind wir alle Objekte oder Opfer dessen, was man heute unter dem Stichwort Biopolitik zusammenfasst.

Die Erforschung solch umfassender Disziplinierung bedarf der Mehrebenenanalyse, weil über die Analyseeinheit ‚Organisation' hinaus interorganisationale Netzwerke und gesellschaftliche Institutionen betrachtet werden müssen. So ließe sich beispielsweise fragen, wie sich der jeweilige gesellschaftliche Zeitgeist in organisationstheoretischen Paradigmen (z. B. Taylorismus, Humanisierung der Arbeit, Kontingenzansatz, Konstruktivismus oder Systemtheorien) und dann wiederum in Managementinstrumenten und den organisationalen Kontrollpraktiken über die Körper der Mitglieder niederschlägt. Angebracht wäre hier Foucaults Argumentation, dass die Verteilung von Körpern über Raum und Zeit sowie über Beobachtungskaskaden hinweg Wege zur Kontrolle des Verhaltensspielraums oder sogar der Deutungs- und Denkschemata sind. Allerdings sind uns relativ wenige Untersuchungen bekannt, die sich dieser Denkfigur durchgängig bedienen oder Mehrebenenanalysen wären. Einerseits gibt es eine Reihe von Studien, die die disziplinierenden Auswirkungen der Büroarchitektur oder der physischen Ausgestaltung und zeitlichen Taktung von Produktionsstätten untersuchen (Dale 2005). Dies alles zwar im Gestus der Kritik hinsichtlich der beliebigen Unterordnung der Körper unter die Erfordernisse arbeitsteilig funktionierender, Gewinn- und Dividende-orientierter Unternehmen, allerdings ohne systematischen Rekurs auf gesellschaftliche Institutionen. Andererseits zeigen Arbeiten aus dem Umfeld des (Neo-)Institutionalismus, wie und welche gesesellschaftsweiten Normen und Vorstellungen ‚guten Managements' sich aus dem jeweiligen Zeitgeist (z. B. Humanisierung der Arbeit) in die Logik von Organisationen einprägen und sich in Managementpraktiken manifestieren (z. B. fixe statt variable Vergütung; Eisenhardt 1989). Allerdings haben diese Studien keinen Blick für die körperliche Dimension.

Zuletzt sei noch angemerkt, dass es nicht nur foucauldianisch-marxistisch geprägte Kritiker unter den Organisationswissenschaftlern gibt, die den produzierten Körper erforschen. Seit Ende der 1990er hat sich eine Bewegung formiert, die ein „Positives Management" zu etablieren versucht. Themen sind beispielsweise die Forcierung positiver Dispositionen, um die organisationale Leistungsfähigkeit zu steigern (Luthans 2002), oder die Auswirkungen positiver Beziehungen am Arbeitsplatz auf das Herz-Kreislauf- und das Immunsystem (Heaphy & Dutton 2008). Im ersten Fall geht die Wirkungsrichtung vom Körper auf die Beziehungen und das Handeln in Organisationen, im zweiten Fall sind die Reaktionen des biochemischen Systems eine Folge der organisationalen Verhältnisse. Beide Male werden jedoch Formen des Managens und Organisierens – anders formuliert: Disziplinierungsmethoden – beschrieben, die positive körperliche Erfahrungen in Organisationen verbreiten sollen.

## 2 Fazit

Bevor wir ein inhaltliches Fazit ziehen, sei angemerkt, dass sich die meisten Organisationsforscher methodisch auf die Untersuchung von Verbalisierungen und Kodifizierungen statt auf beobachtende und ethnografische Verfahren verlassen. Die Datensammlung erfolgt also eher über Interviews, Fragebögen und Dokumente statt über teilnehmende Beobachtungen, Autoethnographie oder Videoaufnahmen. Dass distanzierte Methoden weder dem (Leib-)Körper der Forschungsobjekte noch dem des Forschers gerecht werden, liegt wohl auf der Hand.

### Die Relevanz von Modi des Organisierens für Körper

Organisation ist von großer Bewandtnis für den Körper in jedem der oben beschriebenen Modi. *Erstens* dadurch, dass die Modi unter die Herrschaft selektiver, spezialisierter Zwecke, *zweitens* dadurch, dass sie unter den Einfluss von Rentabilitäts-, Überbietungs- oder doch Effizienzerfordernissen gebracht werden, Erfordernisse etwa der Objektivierung/Entpersonalisierung, der gleichförmigen Wiederholung und Standardisierung sowie des Überlebens der Organisation – Zweck-Mittel-Verkehrung nicht ausgeschlossen. *Drittens* dadurch, dass sie informellen Regeln und organisationsspezifischen Kulturen unterworfen werden, *viertens* dadurch, dass Organisationen – im Rahmen der damit gesteckten Grenzen – mit ihren ungleich größeren Ressourcen ganz andere Kontingenzen eröffnen und schließen als individuelle Akteure es vermöchten, und dies nicht zuletzt *fünftens* durch ihren Einfluss auf gesellschaftsweit etablierte Institutionen. *Schließlich* dadurch, dass auch organisiertes Handeln nicht-intendierte, und nun besonders gravierende nicht-intendierte Konsequenzen hat, die alle diese Modi betreffen können.

### Die Relevanz von Modi der Körper für Organisation

Wenn auch die oben angeführten Studien zu unterschiedlichen Modi des Körpers die Bewandtnis der Körperlichkeit von Akteuren in Organisationen belegen, so lässt sich doch fragen, wie relevant Körper für Organisationen, insbesondere *die Konstitution von* Organisationen, sind. Dass das Thema eine nahezu leere Schnittmenge zwischen Organisations- und Körpersoziologie bezeichnet, könnte zwar im Wissenschaftsbetrieb, der nach Innovation lechzt, eine gute Nachricht sein: Hier ist ein neuer Claim – stecken wir ihn ab und melden unsere Ansprüche auf Tagungen und in Journalen an! Vielleicht ist es aber auch eine schlechte Nachricht. Es könnte auch der Sache geschuldet sein und indizieren, dass Körper für moderne Organisationen keine nennenswerte Rolle spielen. Zumindest dafür spricht einiges, das wir hier der Kürze halber, ohne auf medientheoretische Argumente, Alphabetisierung und Virtualisierung Bezug zu

nehmen, ganz handfest mit Léroi-Gourhans Stichwort „Regression der Hand" zusammenziehen – mit Arbeitsteilung, Maschinisierung, Automatisierung und Informatisierung als den bekannten Stationen. Nur halbwegs satirisch hat Léroi-Gourhan (1980, S. 167) das Bild einer zahnlosen Menschheit an die Wand gemalt, „die in liegender Stellung lebte, und das, was ihr vom vorderen Glied geblieben ist, dazu benützte, auf Knöpfe zu drücken". Vom *click* als der typischen Handbewegung der *digital natives* konnte dieser Autor noch gar nichts wissen. Aus grauer Vorzeit scheint Frederick W. Taylors Roheisenverlader Schmidt mit seinem kräftigen Körper in unserer verblassenden Erinnerung auf. Wenn der Taylorismus der Maschinisierung und Automatisierung den Boden bereitet hat, dann auch seiner allmählichen Selbsterübrigung: zumindest in der westlichen Hemisphäre kam es zu einer Marginalisierung wenn nicht des Körpers, so doch körperlicher Arbeit. Heute drückt der Mensch nurmehr Knöpfe, wenn schon nicht zahnlos und im Liegen, so doch mit schlechten Zähnen und im Sitzen.

Dagegen ließe sich zunächst die erwähnte Relevanz der Körperlichkeit für die *face to face*-Kommunikation und Koordination in Stellung bringen. In Zeiten, da der taylorisierte Körper sei es problemlos vorausgesetzt werden kann, sei es entbehrlich oder gar kontraproduktiv geworden ist; da der zwingende Blick des Meisters und die physische Architektur der Disziplin abgelöst ist durch die Architektur von IT-Systemen; in Zeiten, da bei der Erbringung mancher Dienstleistungen voller Körpereinsatz gefragt ist; in Zeiten schließlich der Projekt-, der Team- und der Netzwerkorganisation werden körperliche Fähigkeiten wichtiger, die der Abstimmung und Koordination von Aktivitäten *in situ* und *face to face* förderlich sind. Da geht es um Kommunikation, das Geben und Nehmen von ‚Signalen'. Das alles ließe sich unter Rekurs auf Bernhard Waldenfels' Phänomenologie der Responsivität noch erheblich vertiefen, u. a. mit Blick auf die Reziprozität des Gebens und Nehmens von Antworten, das nicht auf schiere Nutzenerwägungen gegründet sein *kann.* Auch die Fähigkeit, Vertrauens- und Glaubwürdigkeit *auszustrahlen,* zählt zum nicht direkt Organisierbaren und bedarf einer dafür günstigen Organisations*kultur,* die aber ihrerseits nicht herbeigeregelt werden kann.

Es ließe sich auch einwenden, dass zwar die körperliche Arbeit in den Hintergrund tritt, dass sich aber nach Foucault genau in der zur Gewohnheit gewordenen, alltäglichen Formierung und Normalisierung der Körper jene Disziplinarmacht zeigt, die er auch schon für das 19. Jahrhundert postuliert hat. Was aber, wenn die Grund legende historische Arbeit der Zivilisation, der Disziplinierung und der Geometrisierung, jedenfalls im Westen, im Wesentlichen getan wäre und uns Heutigen da nur noch ein paar marginale Verfeinerungen als Studienobjekt blieben? Dann geschieht, was wir seit Ende der 1990er Jahre beobachten: Zwar findet der Körper vermehrt Eingang in die Management- und Organisationsforschung, was insbesondere der breiten Akzeptanz praxistheoretischer Ansätze zu verdanken ist, jedoch überwiegend als eine Forschung *über* Körper in Organisationen. Wir wissen wenig über die Konstitution und Re-Produktion von Organisation (im Sinne eines reflexiven Strukturierens

von Handlungsströmen) durch die Körperlichkeit von Akteuren. So bleibt ausgeschlossen, dass und wie Organisationen die Körperlichkeit der Akteure nicht nur formen, sondern auf sie angewiesen sind und durch sie reproduziert werden. Ergebnisse dieser Art würden in ihrer Relevanz nur noch übertroffen von darauf aufsetzenden, vergleichenden Analysen, die die Unterschiede in der Logik des Organisierens (zwischen Organisationen) auf unterschiedliche Modi des Körpers zurückführen können (Michel 2011). Darin würde sich das Verhältnis zwischen Körper und Organisation/Institution als rekursive Re-Produktionsbeziehung behandeln lassen. Es ginge dann um die Auswirkung organisationaler Praktiken und gesellschaftlicher Institutionen auf die Körper und umgekehrt um die Frage, wie Körper als formender Bestandteil der Logik organisationaler und gesellschaftlicher Praxis gedacht und analysiert werden können (Gärtner & Ortmann 2016).

## Literatur


Becker, William J., Cropanzano, Russell, & Sanfey, Alan G. (2011). Organizational neuroscience: Taking organizational theory inside the neural black box. *Journal of Management, 37*(4), 933–961.

Böhle, Fritz (2004). Die Bewältigung des Unplanbaren als neue Herausforderung in der Arbeitswelt. In: Fritz Böhle, Sabine Pfeiffer, Nese Sevsay-Tegethoff (Hrsg.), *Die Bewältigung des Unplanbaren* (S. 12–54). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Cornelissen, Joep P., & Kafouros, Mario. (2008). The emergent organization: primary and complex metaphors in theorizing about organizations. *Organization Studies, 29*(7), 957–978.

**Dale, Karen (2001). *Anatomising embodiment and organisation theory.* Basingstoke: Palgrave.**

Dale, Karen (2005). Building a social materiality: Spatial and embodied politics in organizational control. *Organization, 12*(5), 649–678.

**Dreyfus, Hubert L. & Dreyfus, Stuart E. (2005). Expertise in real world contexts. *Organization Studies, 26*(5), 779–792.**

Eisenhardt, Kathleen M. (1988). Agency- and institutional-theory explanations: The case of retail sales compensation. *Academy of Management Journal, 31*(3), 488–511

Gärtner, Christian (2007). *Innovationsmanagement als soziale Praxis. Grundlagentheoretische Vorarbeiten zu einer Organisationstheorie des Neuen.* München & Mering: Hampp.

**Gärtner, Christian (2013). Cognition, knowing and learning in the flesh: Six views on embodied knowing in organization studies. *Scandinavian Journal of Management, 29(4), 338–352.***

Gärtner, Christian, & Ortmann, Günther (2016). Recursiveness: Relations between bodies, metaphors, organizations and institutions. In: Walgenbach, Peter, & Weik, Elke (Hrsg.): *Institutions Inc.* (S. 94–123). Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Gugutzer, Robert (2004). Soziologie des Körpers. Bielefeld: transcript Verlag.

Hassard, John, Holiday, Ruth, & Willmott, Hugh (Hrsg.). (2000). *Body and organization.* London: Sage.

Heaphy, Emily D., & Dutton, Jane E. (2008). Positive social interactions and the human body at work. *Academy of Management Review, 33*(1), 137–162.

**Hochschild, Arlie R. (1983). *The managed heart: Commercialization of human feeling.* Berkeley: University of California Press.**

Kamoche, Ken & Maguir, Kevin (2010). Pit sense: Appropriation of practice-based knowledge in a UK coalmine. *Human Relations, 64*(5), 725–744.

Johnson, Mark L., & Lakoff, George (2002). Why cognitive linguistics requires embodied realism. *Cognitive Linguistics, 13*(3), 245–263.

Luthans, Fred (2002). Positive organizational behavior: Developing and managing psychological strengths. *Academy of Management Executive, 16*(1), 57–72.

Jacobs, Claus D., & Heracleous, Loizos Th. (2006). Constructing shared understanding: The role of embodied metaphors in organization development. *The Journal of Applied Behavioral Science, 42*(2), 207–226.

Judge, Timothy A., & Cable, Daniel M. (2004). The effect of physical height on workplace success and income: preliminary test of a theoretical model. *Journal of Applied Psychology, 89*(3), 428.

Leroi-Gourhan, André (1980). *Hand und Wort: Die Evolution von Sprache, Technik und Kunst.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

March, James G./Simon, Herbert A. (1993 [1958]). *Organizations.* 2. Aufl., New York: John Wiley & Sons.

Michel, Alexandra (2011). Transcending socialization A nine-year ethnography of the body's role in organizational control and knowledge workers' transformation. *Administrative Science Quarterly,* 56(3), 325–368.

Polanyi, Michael (1985). *Implizites Wissen.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**Strati, Antonio (2007). Sensible knowledge and practice-based learning. *Management Learning, 38*(1), 61–77.**

Townley, Barbara (1993). Foucault, power/knowledge, and its relevance to human resource management. *Academy of Management Review, 18*(3), 518–545.

White, Roderick E., Thornhill, Stuart, & Hampson, Elizabeth (2006). Entrepreneurs and evolutionary biology: The relationship between testosterone and new venture creation. *Organizational Behavior and Human Decision Processes, 100*(1), 21–34.

# Popkultur

Jochen Bonz

Im Anschluss an einem Vortrag über Rollenmodelle in der Popmusikkultur des Metal meldete sich ein Student mit der Meinung zu Wort, ihm habe der Vortrag nicht zuletzt deshalb sehr gut gefallen, weil hier Körperlichkeit nicht problematisiert, sondern einfach vorausgesetzt worden sei. Er konstatierte damit die universelle Körperlichkeit des Sozialen, deren Untermauerung von der vorliegenden Publikation angestrebt wird. Zugleich brachte er damit jedoch auch das zum Ausdruck, was für die Popkultur gerade keine Gültigkeit besitzt – das selbstverständliche Gegebensein eines Körpers. Wenn ein solches sozial-kulturell geprägtes, habituelles Dasein des Körpers in der Popkulturforschung überhaupt thematisiert wird, so erscheint die Körperlichkeit nicht als ‚normal', sondern es haftet ihr etwas Bizarres an. So etwa wenn Paul Willis in seiner kanonischen Ethnografie einer Gruppe englischer Hippies deren Körperlichkeit als ‚leblos' und ‚schwerfällig' qualifiziert (vgl. Willis 1981, S. 130); Eigenschaften, in welchen Willis das die Hippiekultur durchziehende, ‚homologe' Charakteristikum ausgedrückt sieht, die ‚ontologische Unsicherheit' (vgl. ebd., S. 114): „The bad co-ordinations spoke of a kind of stance before existence, an unspoken understanding of the nature of ‚reality' and one's own position in the dialectic of determinateness and freedom" (Willis 2014, S. 129). Ein anderes Beispiel für eine Darstellung von Körperlichkeit, die das selbstverständliche Gegebensein nicht zu zeigen vermag, ohne zugleich das Seltsame, Absonderliche hervorzuheben, ist Dick Hebdiges Beschreibung des Styles der Punks. ‚Style' gebraucht Hebdige als Begriff zur Bezeichnung einer subkulturellen symbolischen Ordnung, die auch er durch Homologie gekennzeichnet sieht. Im Fall des Style der Punks besteht das homologe Moment im Bruch. In dieser Hinsicht schreibt er über den Umgang der Punks mit Make-Up: „Contrary to the advice of every woman's magazine, make-up for both boys and girls was worn to be seen. Faces became abstract portraits: sharply observed and meticulously executed studies in alienation" (Hebdige 1997, S. 107).

In diesen Beispielen klingt durch, was in der Mehrzahl sozialwissenschaftlicher Studien, die Körperlichkeit an Popkulturphänomenen adressieren, einmal mehr, einmal weniger ausdrücklich im Fokus steht: Anstatt zu versuchen, Körper in ihrem sozial-kulturell geprägten Dasein zu begreifen, beschreiben sie vielmehr ein Wer-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_14

den des Subjekts, das sich am Körper festmacht. Bevor ich im Weiteren drei Formen eines solchen Werdens ausführlich anhand prominenter Studien aus dem Feld der Popkulturforschung beschreibe, einleitend zwei kurze Beispiele für das, was von mir in diesem Zusammenhang mit ‚Werden' gemeint ist.[1] (1) Einen kulturtheoretischen Ertrag ihrer ethnografischen Auseinandersetzung mit der Heidelberg-Mannheimer HipHop-Szene in den späten 90er Jahren bildet Stefanie Menraths Schlussfolgerung, ein ‚Habitus der Innovation' sei hier wirksam. „Im HipHop wird der einzelne Künstler als Innovationspunkt aufgefasst. Die als Körperwissen in dem Umfeld eines ‚Habitus der Innovation' erlernten skills befähigen den Künstler, eine individuelle Interpretation schon bestehender Techniken zu geben." (Menrath 2001, S. 75) Bereits in der Art des Bezugs auf Bourdieus Habitusbegriff artikuliert sich hier der Aspekt des Werdens. Bezeichnet Bourdieu mit dem Habitus doch eine Seinsweise, die aus einer milieuspezifischen Prägung resultiert und maßgeblich die Wahrnehmungskategorien, den Geschmack und die Handlungsmotivationen dieses Milieus reproduziert und auf diese Weise ein Subjekt einer relativ stabilen Ontologie hervorbringt. Im Gegensatz hierzu zeigt Menrath mit der Verwendung des Habitusbegriffs zwar auch eine überindividuelle Gültigkeit von Kategorien, Geschmack, Motivationen etc. an, aber diese findet die Person erstens nicht im Milieu der Eltern, sondern in der Subkultur, und, was entscheidender ist, diese schaffen zweitens gerade keine im wesentlichen stabile Ontologie, sondern sie sind am Wandel orientiert. Der ‚intelligible'[2], oder vielleicht passender: respektable Körper ist hier einer, der sich über das bekannte Maß hinaus bewegt, also in einen tendenziell unabgeschlossenen Prozess der Veranderung eingetreten ist. (2) Garry Robsons Studie über Fans des Südostlondoner Fußballclubs FC Millwall kulminiert in seiner Beschreibung des ‚Millwall Roars', einem im Stadion während des Spielgeschehens auftretenden Phänomen, das wesentlich in oft minutenlangem Gebrüll der quasi ins unendliche gedehnten Silbe ‚Miiiiiiiiill' besteht. „Being effectively wordless, and lacking any decisive harmonic resolution, this merging of the resonating individual voice with sustained collective performance produces an atmosphere of extraordinary intensity, a kind of sonic field in which time stands still and being itself hangs, static and unelaborated in the air. As the roar of one singers dies another begins, crashing into and rolling over one another against sustained aural backdrop of thousands of open throats and resonating chests." (Robson 2004, S. 183) Robson begreift das Südostlondoner Millwall-Fantum als „a celebration of intensely male working-class values" (ebd., S. 3) und als einen Habitus im Sinne Bourdieus. Wenn er nun über den Roar schreibt, „[t]he roar brings the collective and its world alive" (ebd., S. 183), so lässt sich darin die kulturelle Funktion der Re-Identifikation erkennen: In seiner körperlichen Spürbarkeit nimmt der Roar das Subjekt

1 Die Bezeichnung ‚Werden' verwende ich hier unspezifisch, um eine Dynamik anzuzeigen. Freilich bildet aber die terminologische Verwendung bei Gilles Deleuze und Félix Guattari (1997) den Hintergrund dieser Begriffswahl.

2 Vgl. Judith Butler 1993.

ein; er verändert es, indem er die Wirksamkeit einer im Subjekt angelegten Identifikation wachruft und verstärkt.[3]

Exemplarisch wird bei Menrath und Robson erkennbar, dass der Körper in der Popkulturforschung als ein Medium von Veränderung im Bereich der Subjektivität aufgefasst wird. Er wird in einer Funktion beschrieben, die darin besteht, als Transportmittel für Identifikationsbewegungen zu fungieren.[4] Drei solcher Dynamiken des Werdens werden von mir im Folgenden dargestellt. Die erste Identifikationsbewegung führt das Subjekt ausgehend von der Langeweile zur Faszination für ein Bild vom begehrenswerten Körper. Die zweite führt von der mimetische Aneignung von Körperbildern, -codes, -bewegungen zur Identifikation in der Dimension der symbolischen Ordnung. Hier zeichnet sich ein quasi klassischer Sozialisationsprozess unter popkulturellen Bedingungen ab.[5] Als eine dritte Form des Werdens fasse ich die in der Popkulturforschung häufig anzutreffenden Beschreibungen der Überschreitung gesellschaftlicher Konventionen, die einem Abstreifen habitualisierter Körperlichkeit gleichkommt. Während an dieser Dynamik meist das Subversionspotential des Pop festgemacht wird, möchte ich mit der Verankerung, die eine Identifikation im wiederholten und massiven leiblichen Erleben erfährt, auch auf eine alternative Interpretationsmöglichkeit hinweisen. Den Kontext dieser Interpretation einer quasi entgrenzten Körperlichkeit bildet die spätmoderne Identitätsarbeit.

## 1 Faszination durch das Bild des Andersseins

Es bedarf keinerlei empirischen Aufwandes um wahrzunehmen, dass die Popkultur eine Kultur der Bilder ist. Man denke nur an einige ikonischen Darstellungen aus der Popmusikgeschichte wie John Lennon und Yoko Ono zusammen im Bett, Jimi Hendrix in Woodstock, Patti Smith' androgyne Erscheinung auf dem Cover ihres Debütalbums *Horses,* das Portrait Elisabeth II. mit einem von einer Sicherheitsnadel verschlossenen Mund auf dem Cover der Sex Pistols-Single *God Save the Queen,* an

3 Die hier präsentierte Überlegung ist angelehnt an Althussers (1973) Vorstellung von ‚Anrufung'. Der wichtige Unterschied besteht darin, dass die Anrufung über das Auftreten des großen, das Gesetz verkörpernden Anderen funktioniert. Sie ereignet sich damit wesentlich in der Dimension der symbolischen Ordnung. Der Roar, dagegen, verstärkt eine in der symbolischen Ordnung bereits angelegte Identifikation, indem der Körper in seiner schieren Leiblichkeit ergriffen wird. Mit den Lacan'schen Termini formuliert: Die Identifikation im Symbolischen erfährt im Realen eine Verstärkung (vgl. Bonz 2014a).

4 Um noch ein weiteres Beispiel wenigstens zu erwähnen: In seiner Studie zum Berliner ‚Proll-Stil' spielt auch bei Moritz Ege der Aspekt des Werdens eine zentrale Rolle, die er unter der Bezeichnung ‚Selbst-Figurierung' fasst (vgl. Ege 2014).

5 Die Bewegung entspricht damit – nicht im Einzelnen, aber grundsätzlich – derjenigen Identifikationsdynamik, die Lacan in seinen frühen Seminaren in den 1950er Jahren als Psychogenese beschreibt: Von der imaginären Identifikation mit dem kleinen anderen im Spiegelstadium über die Dialektik des Begehrens im Kastrationskomplex zur Identifikation mit dem Signifikanten des Namens des Vaters als großem Anderen im Symbolischen (vgl. etwa Lacan 2006, Kap. X und XI).

Fotografien Madonnas, Michael Jacksons, Kurt Cobains. Aber auch die Relevanz der Titelbilder von Zeitschriften, der Musicvideoclips, diverser Internet-Fotoseiten verdeutlicht den hohen Stellenwert, der Bildern im Pop zukommt.

Der Omnipräsenz der Bilder entspricht eine Wirkmächtigkeit, die als Pop-spezifisch zu bezeichnen übertrieben wäre, da sie in der Spätmoderne ein allgemein weit verbreitetes Phänomen darstellt, die aber sehr wohl in der Popkultur mit besonderer Deutlichkeit hervortritt und deshalb am Pop thematisierbar und der Erforschung zugänglich wird: Das Eingenommen-Werden des Subjekts durch das Bild. Diederichsen formuliert es in folgender Weise, wenn er über die „schier unendliche Vielfalt" der Bilder im Pop schreibt, dieser korrespondiere eine Rezeptionshaltung, die diese in dreierlei Weise gebrauche: „[S]o will ich sein. Den/die will ich haben. Da will ich hin." (Diederichsen 2007: 331)

Eingebracht in die kulturwissenschaftliche Diskussion und stark gemacht wurde die Thematik der Wirkmächtigkeit der Bilder im Pop durch Angela McRobbies Untersuchung der „teeny-bopper culture" (McRobbie u. Garber 1991: 12) in den 70er Jahren, die sie maßgeblich über die Abbildungen von Stars beschreibt, mit denen sich die adoleszenten Mädchen umgeben.[6] Aus McRobbies Sicht wird auf diese Weise die Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht in einer Weise erst möglich, wie sie in der sozialen Realität der britischen Arbeiterschicht aus einer Reihe von Gründen unvorstellbar wäre. Sie erläutert: „Young pre-teen girls have access to less freedom than their brothers. Because they are deemed to be more at risk on the streets from attack, assault, or even abduction, parents tend to be more protective of their daughters than of their sons […]. Teeny-bopper culture takes these restrictions into account. Participation is not reliant on being able to spend time outside the home on the streets. Instead teeny-bopper styles can quite easily be accommodated into school-time or leisure-time spent in the home" (ebd., S. 13). McRobbie betont, dass tatsächliche sexuelle Erfahrungen vermieden werden wollen, während sexuelle Phantasien gesucht würden. „Sexual experience is something most girls of all social classes want to hold off for some time in the future. They know, however, that going out with boys invariably carries the possibility of being expected to kiss, or ‚pet'. The fantasy boys of pop make no such demands" (ebd.). Anstatt bedrohliche Anforderungen zu stellen, stellen sich die ‚fantasy boys' vielmehr aus und laden damit zur eingehenden Betrachtung und zu Tagträumereien ein: „The pictures which adorn bedroom walls invite these girls to look, and even stare at length, at male images (many of which emphasise the whole masculine physique, especially the crotch). These pin-ups offer one of the few opportunities to stare at boys and to get to know what they look like. While boys can quite legitimately look at girls on the street and in school, it is not acceptable for girls to do the same back. […] The kind of fantasies which girls construct around these figures play the same kind of role as ordinary daydreams" (ebd.). Die Distanz,

6 Bei den folgenden Ausführungen zu McRobbie, Blümner und Burchill handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines bereits publizierten Textes, vgl. Bonz 2014b.

die zwischen Bild und Betrachterin besteht, scheint hier ein Begehren dadurch zu ermöglichen, dass sie diesem im Vorstellungsvermögen des Subjekts einen Raum gibt. Auf diese Weise schafft die Kultur der teeny-bopper Platz für eine Nähe in der Fantasie. Zwar mit Bezug auf ein anderes Objekt, aber im selben Modus des Wahrnehmens, argumentiert die Musikjournalistin Heike Blümner, wenn sie ihr jugendliches Fansein in folgender Weise beschreibt. „Mit 15 Jahren liebte ich Sade. Und zwar so unschuldig und aufrichtig, wie es nur 15jährige Mädchen können, deren instinktives Bedürfnis nach einer glitzernden Welt täglich durch den Anblick kleinstädtischer Fußgängerzonen beleidigt wird, die von männlichen Pubertätsmonstern, Leib-und-Seele-Hausfrauen mit Einkaufskörben und beigen Rentnern überbevölkert sind. Sade durfte glänzen, ihre Strahlen kitzelten meine unterfütterte Phantasie“ (Blümner 2001, S. 55). Die Art der Nähe, die in der Faszination durch das Bild zu entstehen vermag, wird hier spezifiziert: Sie besteht in diesem Fall darin, dass das faszinierende Bild nicht einfach irgend etwas zeigt, sondern einen phantastischen Entwurf des Selbst enthält. Julie Burchill führt diesen Aspekt in ihrer Autobiografie weiter aus in einer Reflexion ihrer Faszination für die Fotografie, die Patti Smith auf dem Albumcover von *Horses* zeigt: „Ich sehe ihr Bild vor mir, wie sie an eine Wand gelehnt dasteht, die Jacke über die Schulter geworfen. Für jene unter uns, die 1976 dieses Schwarzweißfoto sahen, besitzt es den gleichen immerwährenden Symbolwert wie Marilyn über dem U-Bahn-Schacht oder das ausgelassene englische Team von 1966. Es war ein Beweis für die Vollkommenheit“ (Burchill 1999, S. 136). Das Bild bringt eine Vollkommenheit zum Ausdruck, die „nicht etwas Totes, Vergangenes, das man in einem Kasten aufbewahrt, sondern eine beinahe gewöhnliche, alltägliche Vollkommenheit“ (ebd.) sei. „Ich empfinde die Vollkommenheit nicht wie andere Menschen, die sie mit Ehrfurcht, Selbsthass und Distanz betrachten; für mich ist sie ein Fest, das jeder von uns besuchen kann, wenn er nur den richtigen Moment auswählt“ (ebd.).

Zusammengenommen zeichnet sich in diesen Ausführungen ab, dass es sich bei der popkulturellen Faszination für das Bild um ein kulturelles Muster handelt, einen spezifischen Modus der Wahrnehmung von Selbst und äußerer Realität. Mit dem als vollkommen idealisierten Körperbild, das für immer unerreichbar strahlt, das einnimmt und dessen Wahrnehmung als Selbstentwurf flankiert ist von der Abgrenzungen gegenüber anderen Körperbildern (‚beige Rentner‘ etc.), die nur als Negativfolie fungieren und eine Entwertung erfahren, ja, deren Funktion für das Selbst darin besteht, überhaupt nicht als Selbstentwurf in Frage zu kommen, weist dieser Modus die wesentlichen Kennzeichen des ‚Imaginären‘ auf, die Lacan (1996) prominent in seinem Vortrag über das Spiegelstadium ausgeführt hat. Zwei Konsequenzen, die der Modus des Imaginären im Lacan’schen Sinne für das Subjekt, dessen Wirklichkeitswahrnehmung sich in diesem Modus bewegt, mit sich bringt, sind hervorzuheben: (a) Es findet ein Eingenommenwerden in der narzisstischen Orientierung an einem bestimmten Ideal statt, das nicht ohne Weiteres aufzubrechen ist. (b) Das Imaginäre ist ein Medium des Vergleichs, in dem es um alles oder nichts geht: Die Gefangennahme im Bild führt deshalb in Rivalitätsbeziehungen, die darum kreisen, wer dem

Bild am nächsten kommt, und die von Aggressivität geprägt sind. Es herrscht in ihm das Begehren, den Rivalen zu vernichten.

Während die Thematisierung der allgemeinen Bildlichkeit in der Popkulturforschung weit verbreitet ist, sind die mit der Identifikation im Modus des Imaginären einhergehenden Konsequenzen bislang kaum untersucht (vgl. Waltz 2001). Mit ihrer Zusammenführung von Identifikationskraft und Aggression bildet die imaginäre Identifikation auch ein gesellschaftspolitisch relevantes Desiderat für allgemein sozialwissenschaftliche und insbesondere körpersoziologische Forschungen.

## 2 Mimesis: ‚Anähnelung' an Körpercodes und die habituelle Identifikation

Unter (1) habe ich das Eingenommen-Werden durch das Bild von einem idealen Körper beschrieben. Die zweite Identifikationsbewegung, die ich vorstellen möchte, ist scheinbar sehr nahe an der ersten gelagert, aber sie funktioniert in sich doch ganz anders. Sie wird mit der Bezeichnung ‚Mimesis' gefasst und es geht bei ihr um eine Aneignung von Vorstellungen vom Selbst, die in der gesellschaftlichen Realität das Subjekt umgegeben und eine spezifische kulturelle Codierung aufweisen. In einer von Gabriele Klein und Malte Friedrich unternommenen Studie über HipHop erscheint sie im Zusammenhang mit der Frage, wie global kursierende Ästhetiken lokal rezipiert werden, in der folgenden Weise: „Globale Bilder des HipHop können ihre Wirksamkeit nur dann entfalten, wenn die Bilder von den Konsument/innen mimetisch nachvollzogen, in einem performativen Akt der Neukonstruktion verkörpert und auf diese Weise lebensweltlich neu gerahmt werden" (Klein und Friedrich 2003, S. 133). In Anlehnung an Bourdieu, Gebauer und Wulf skizzieren sie eine Theorie der ‚mimetischen Identifikation' (vgl. ebd., S. 195–198), in deren Mittelpunkt die „Verleiblichung der kontextimmanenten Spielregeln durch Anähnelung" (ebd., S. 195) steht. Die Identifikationsbewegung besteht in der „Nachahmung, Darstellung und Konstruktion" (ebd.) und beinhaltet, „sich in die Wirklichkeit einzufühlen, sie nachzuvollziehen und sie sinnlich-sinnvoll darzustellen" (ebd., S. 196). „Mit dem Begriff der mimetischen Identifikation wird der Prozess der Aneignung als ein leiblicher Vorgang beschreibbar, der nicht ‚passiert', sondern vollzogen wird. […] In der Nachahmung von Körpercodes, Bewegungstechniken und Styles entsteht […] etwas Neues, weil das Bild mit der eigenen Sozial- und Körperwelt verknüpft wird" (ebd., S. 197).

Das in diesem Vorgang neu Entstehende, wird von Klein und Friedrich nicht ausdrücklich genannt, wenn sie schreiben: „[I]n der mimetischen Identifikation wird nicht auf der Ebene des Körpers eine vorgegebene Wirklichkeit nachgeahmt, es wird eine neue Wirklichkeit hergestellt" (ebd.). Aber verstanden werden kann die Entstehung einer ‚neuen Wirklichkeit' in diesem Zusammenhang nur als Veranderung eines Subjekts. Diesem stellt sich die Wirklichkeit anders dar, nachdem es selbst in der mimetischen Identifikation ein anderes geworden ist. Eine Identifikationsbewe-

gung findet statt, die sich am Körper festmacht: In der performativen körperlichen Aneignung des Bildes werden sowohl das Bild als auch das Subjekt in Bewegung versetzt. Es erstaunt nicht, dass Klein und Friedrich diese Überlegung in der Beschäftigung mit HipHop entwickeln als einer auch in körperlicher Hinsicht enorm dynamischen, ja, denkt man an Breakdance und die Moves, wie sie in Rap-Videoclips zur Aufführung kommen, zweifellos artistischen Popkultur.

Was eröffnet sich? Zieht man Ann Kaplans (1993) vielbeachtete Interpretation des Phänomens Madonna als Beispiel heran, so besteht die Eröffnung zunächst in einer Verdopplung: In den Inszenierungen des Popstars selbst artikulieren sich ‚Anähnelungen', deren leiblicher Charakter insofern ausgestellt ist als es sich bei den Bildern respektive Codes, mit denen Madonna spielt, um als die ausgesprochen mit Körperlichkeit konnotierten der geschlechtlichen Differenz, der Androgynität und sexueller Praktiken handelt. Madonna erscheint damit grundsätzlich in einer analogen Position zum Pop-Fan, der die Identifikation mit dem Körperbild sucht. Nach Kaplan, die hier eine virtuose Anwendung der Überlegungen Judith Butlers zur gesellschaftlichen Konstruktion von Körper/Geschlecht/Subjekt auf ein popkulturelles Phänomen bewerkstelligt, eröffnen Madonnas mimetischen Inszenierungen im engeren Sinne eine Reihe von Subversionsmöglichkeiten an herrschenden Vorstellungen von Körper, Geschlecht, Subjekt. Zum einen würde Madonna für junge Frauen ein fortschrittliches Rollenmodell anbieten, „refusing the passive patriarchal feminine, unmasking it, and replacing it with strong and autonomous female images" (Kaplan 1993, S. 160). Darüber hinaus würde Madonna patriarchale Fantasien reproduzieren und zwar auf eine Weise, die diese als dem Zweck der Täuschung dienende Inszenierung überführe. Die dritte und radikalste Form der Subversion geht für Kaplan schließlich damit einher, dass Madonna „usefully adopts one mask after another to expose the fact that there is no ‚essential' self and therefore no essential feminine but only cultural constructions" (ebd.). Sie betreibe ein Spiel mit der herrschenden symbolischen Ordnung, eine Politik auf der Ebene des Signifikanten.

Eine weniger spektakuläre, dafür aber auf eine interessante qualitative Methodik gestützte Verwendung des Mimesis-Konzeptes präsentiert die australische Kulturwissenschaftlerin Gerry Bloustien (2004) in ihrer Studie *Girl Making.* Ich stelle die Studie an dieser Stelle etwas ausführlicher vor, weil sie im deutschsprachigen Raum bislang kaum zur Kenntnis genommen wird. [7] Die mehrjährige, in den 1990er Jahren realisierte Studie befasst sich mit Identifikationsprozessen einer Reihe von Mädchen respektive jungen Frauen in Adelaide. Bloustien gebraucht die Bezeichnung ‚serious play' zur Charakterisierung eines wesentlichen Momentes dieser Prozesse „to indicate attempts to work with perceived or internalized structural constraints, which are used ‚to designate the objectively oriented lines of action which social agents continually construct in and through practice'" (Bloustien 2003, S. 12 f.), wie sie, Bourdieu zi-

7 Eine Ausnahme bildet meine andernorts publizierte Zusammenfassung der Studie, die ich im Folgenden in leicht variierter Form reproduziere (vgl. Bonz 2013).

tierend, formuliert. Ernsthaftes Spielen sei demnach „a way of simultaneously investigating, constituting and representing what kind of self is deemed appropriate, what kind is possible and, by implication, what kind is totally unthinkable" (ebd., S. 71). Im ‚serious play' gehe es um mimetische Identifikationen, in denen das Anderssein ausprobiert werde – „trying [otherness] on for size"(ebd., S. 51), wie sie mit Taussig formuliert. Auf diese Weise – indem sich das Subjekt ins Ungekannte entäußert – werde es ihm möglich, ein ungekanntes Selbst zu spüren; das bislang Unaussprechliche zu sprechen (vgl. ebd., S. 117).

Für ihre Studie entwickelte Bloustien einen speziellen ethnografischen Forschungsansatz. Dieser bestand zum einen darin, über mehrere Jahre hinweg wiederholt viel Zeit mit einzelnen Mädchen und Gruppen von Mädchen zu verbringen und sie in ihrem Alltag im Sinne einer ethnografischen teilnehmenden Beobachtung zu begleiten. Zum anderen stattete sie die Mädchen mit Filmkameras aus und ermutigte sie, sich selbst in ihren Tätigkeiten zu dokumentieren und auch Überzeugungen und Wünsche in Szene zu setzen. Das Filmmaterial bildete die Grundlage für ausführliche Interviews.

Eindrücklich legt Bloustien die Funktionsweise des ernsthaften identifikatorischen Spiels der Mimesis am Beispiel des Popmusikhörens dar. Mit Simon Frith geht Bloustien davon aus, dass sich den Rezipient_innen in der Popmusik ein Raum für Fantasien eröffne, der durch Idealvorstellungen geprägt ist – vom Selbst sowie umfassender von der sozialen Wirklichkeit. (Vgl. ebd., S. 217 ff.) Diese würden von der Musik aber nicht, wie etwa von einem Text, als Vorstellungen evoziert, sondern seien in der Musik ‚lebendig' (vgl. ebd., S. 222). Die jenseits des Alltagslebens der Jugendlichen angesiedelten idealen Werte, Orte und Gemeinschaften stellten sich ihnen beim Musikhören deshalb als eine „intensely personal bodily experience" (ebd., S. 222) dar. „Music is powerful because it brings together both the experience of the intensely and personal with the external, cultural and collective." (Ebd., S. 223)

Die mimetische Identifikation bringt eine Dynamik mit sich, die das Subjekt auch aus dem Bereich des ernsten Spielens hinaus führen kann. „Sometimes the exploration of the self became too threatening […]. It evolved, then […] into mimetic excess. This was either expressed by adoption of an extreme parodic or ironic stance or emerged as ‚dark play' where no humour was possible" (ebd., S. 71). Das dunkle Spielen tritt in Bloustiens Studie in drastischer Form zum Beispiel im Drogenkonsum eines Mädchens zutage, der zum Tod führt. Der mimetische Exzess kann aber auch einfach den Anschein der Übertreibung besitzen. In der dichten Beschreibung einer Situation, die darin besteht, dass eine Gruppe von Mädchen in einem Kaufhaus intensiv Kleidung anprobiert und sich in ihrem Tun filmt, thematisiert Bloustien das Umschlagen eines ernsthaften ins exzessive Spiel (vgl. ebd., S. 86 ff.). Die Anprobe erfolgt mit Bewilligung der Kaufhausleitung, die den Mädchen die Kleidung gewissermaßen zur Verfügung stellt und einen Umkleidekabinentrakt für sie reserviert. Zu Bloustiens Verwunderung stürzen sich die Mädchen ins Anprobieren und warten gar nicht erst auf die Installation der mitgebrachten Kamera. „It seemed as though they

were not dressing up for the camera but rather for themselves" (ebd., S. 86). Die Anprobe ist von einer intensiven Ernsthaftigkeit geprägt. „They divided into the changing rooms and then reemerged wearing the dresses, looking at themselves critically in the mirror and asking of the others, usually quite seriously, ‚What do you think?'" (ebd., S. 87). Mit einer zweiten Auswahl an Kleidern wandelt sich die Atmosphäre. „The girls now demonstrated an interesting contrast in their play with the clothes themselves – trying them on, swirling in front of the mirrors and making derogatory comments about the garments. There were screams of laughter as they came out of the changing rooms (even when such a reaction was unwarranted in my eyes)" (ebd.). Die Stimmung ist jetzt überdreht, das ernsthafte Spiel hat sich in Parodie verwandelt. Bloustien beschreibt, wie die Kleider nun stark als Bedeutungsträger in ihrem semantischen Gehalt wahrgenommen werden. So fällt den Anderen angesichts eines Kleides ein, was der Trägerin jetzt noch fehle, sei eine Zigarette; woraufhin diese in eine stilisierte Raucherpose fällt und beginnt, in einem übertriebenen Laufsteg-Stil zu gehen. Ein anderes Mädchen, das ein hautenges schwarzes Kleid anprobiert, wird dazu aufgefordert, mit dem Po zu wackeln. Die irritierte Forscherin spricht die Mädchen später auf den Stimmungswandel an und erfährt, dass es für die Mädchen undenkbar wäre, die im zweiten Teil anprobierten Kleider im Alltag zu tragen. Zugleich habe gerade diese Unwirklichkeit der Kleider dem Anprobieren seinen Reiz gegeben und Spaß gemacht. Die mit den Kleidern verbundene „alternative expression of femininity through clothes and style" (ebd., S. 89) ist angesichts der Selbstwahrnehmungen in den Spiegeln und mittels der Beurteilungen durch die Anderen schließlich zu viel gewesen. Die Anprobe endet in der Zurückweisung des Ungekannten.

Wiederholt weist Bloustien auch auf die Grenzen des Spielbaren hin. Abgesteckt sind diese nach Bloustiens Beobachtung durch die jeweiligen Herkunftsmilieus; in deren Werte- und Wahrnehmungshorizont bewegt sich das utopische Spielen. Bloustien verdeutlich dies etwa am Beispiel der Einrichtungen der Jugendzimmer der Mädchen: „For each girl, I argue that the ‚individual' selves reflected in their choice of decor in their rooms, reinforced familial values rather than challenged them" (ebd., S. 147). Besonders eindrücklich werden die Grenzen der mimetischen Identifikationsmöglichkeiten des Spielens jedoch in Bloustiens Analyse der soziokulturellen Verhältnisse verschiedener Schulen, welche die Mädchen besuchen. Diese sind sämtlich durch ein relational hierarchisch strukturiertes Cliquenwesen gekennzeichnet, an dessen Spitze jeweils die Clique der ‚coolen' Mitschüler_innen steht. Bloustien erkennt eine Homologie zwischen der jeweiligen Schule und den Merkmalen, durch die die coole Gruppe gekennzeichnet ist. So gilt beispielsweise eine Schule als besonders exklusiv und leistungsorientiert. „Concern about public image, uniforms and overtly disciplined behaviour, academic results, awards and formal prizes was a vital part of the overt structure and the circulated discourse within the school." (Ebd.: 195) Die Gruppe der Coolen entspricht mehr als alle anderen Cliquen den von der Schule artikulierten Werten. Im Gegensatz hierzu war Coolness unter den Schülerinnen eines feministischen Mädchengymnasiums, „founded on feminist principles with the

aim of empowering girls" (ebd., S. 203), anders definiert. „For the individuals in this school, to be cool meant to be not simply nontraditional but actively ‚antitraditional' in terms of codes of femininity; that is, to be unsophisticated, although greatly interested in and aware of the opposite sex: to talk freely and openly about sex and sexual encounters; to be scathing about what they perceived as usual female preoccupations with fashion and weight. It would seem […] that the Cool Group had absorbed and were reproducing the same value system and ideals of their parents" (ebd., S. 204). Bloustien spricht von einem „continuous link between youth behaviour, styles, and values and their parent cultures" (ebd., S. 211). Die mimetische Identifikationsbewegung führt in diesem Fall dorthin, wo sie ihren Ausgang nahm, zum Habitus der Eltern, in den Wirkungsbereich einer symbolischen Ordnung, die vom Herkunftsmilieu bestimmt ist. Die Grenzen der mimetischen Identifikationsbewegung liegen in dem Rahmen, die die im Subjekt bereits wirksame habituelle Identifikation steckt. Bloustien beschreibt hier eine Form der Sozialisation unter den Bedingungen spätmoderner westlicher Gesellschaften. Hieran anschließende Studien wären unbedingt wünschenswert.

## 3 Jouissance

„Everyone seems agreed, the music's lovers and loathers alike, that rock and roll means sex", schreibt Simon Frith (1998) in *Performing Rites* und artikuliert damit *den Mythos* der Popmusik schlechthin. Gegen dessen rassistische Aufladung argumentierend, zitiert er kulturpessimistische musikwissenschaftliche Ausführungen aus den 1950er Jahren, die einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Hören von Rock'n'Roll und „orgies of sex and violence" (Frith 1998, S. 129) herstellen. Prominent figuriert in den von Frith angeführten Argumenten die große Relevanz, die der Aspekt des Rhythmus im Rock besitzt. Für Frith handelt es sich bei der Gleichsetzung von Rhythmus und Sex zwar um „European high cultural ideology" (ebd., S. 141), aber freilich streitet er die von afrikanischen Musikformen übernommene Akzentuierung des Rhythmus und die mit ihm einhergehende Körperlichkeit auch nicht völlig ab. „The body, that is to say, is engaged with this music in a way that it is not engaged with in European music, but in musical rather than sexual terms." (Ebd.) Es handelt sich hierbei um den Einbezug der Rezipienten in das Musikereignis und den hiermit einhergehenden partizipativen Aspekt rhythmusbetonter Musik (vgl. ebd., S. 142).

Die vergleichsweise unmittelbare Adressierung des Körpers durch Rhythmus bzw. die materiale Qualität der Musik (‚materiality of sound'), die mit dem Aspekt des Rhythmus korrespondiert, wird von Jeremy Gilbert und Ewan Pearson (1999) in ihrer Studie *Discographies – Dance Music, Culture and the Politics of Sound* als „corporeality of musical experience" (Gilbert und Pearson 1999, S. 44) gefasst und in dieser Weise begründet: „[S]ound waves vibrate slowly enough to resonate throughout the

body“ (ebd., S. 46). Besonders zum Tragen komme dies in der bassbetonten elektronischen Dance Music der Gegenwart. „[I]t is precisely the bass end of the frequency spectrum – comprising of the slowest vibrating sound waves – that provides listeners and dancers with the most *material,* most directly *corporeal,* types of experience. It is the bass and sub-bass which are felt at least as much as they are heard“ (ebd., Hervorhebung im Original).

Gilbert und Pearson beschreiben den Effekt der ausgesprochen am Körper ansetzenden Klangerfahrung als eine Öffnung im Wirklichkeitserleben des Subjektes, die sie poststrukturalistisch als Herauslösung des Subjekts aus dem Wirkungsbereich einer symbolischen Ordnung begreifen. Mit der Herauslösung geht für sie ein Nachlassen der Artikulations- und Bindungskraft der Sprache einher, insbesondere ein Nachlassen der Bindungskraft der Gender-Subjektpositionen ‚Mann‘ und ‚Frau‘ und überhaupt der Bindungskraft von Subjektpositionen, von denen aus sich für die Menschen die Wirklichkeit ordnet. An deren Stelle tritt ein Zustand der Unordnung, undifferenzierter Fülle, den sie hier mit dem von Lacan geprägten und in der Folge von Poststrukturalist_innen wie Julia Kristeva und Roland Barthes verwendeten Begriff *jouissance* bezeichnen: „[D]ance music should be seen as tending to induce an ecstatic experience of *jouissance* which is – if only partially and temporarily – an escape from gender itself, a return to a moment when there was no ‚I‘ and especially no ‚I'm male‘ or ‚I'm female‘. We might say, in fact that this is precisely how the central experience of ‚rave‘ works; it offers us ecstasy by liberating us from the demands of the symbolic order, the demand to be male or female, the demand to speak and understand, the demand to be anything at all“ (ebd., S. 67, Hervorhebung im Original). „Jouissance“, so Gilbert und Pearson, sei dabei nicht als ein Regressionseffekt misszuverstehen, sondern es handele sich um „[the] interruption and displacement of particular discursive terms. We might say that *jouissance* is what is experienced at the moment when the discourses shaping our identity are interrupted and displaced such that that identity is challenged, opened up to the possibility of change, to the noise at the borders of its articulation“ (ebd., S. 105).[8]

Eine vergleichbare Öffnung im Wirklichkeitserleben des Subjekts beschreibt Konstantin Butz an dem „moment of pure presence“ (Butz 2012, S. 225), den er als Zentrum der Kultur des kalifornischen Skateboardfahrens der 80er Jahre ausmacht. Als gesellschaftliche Rahmung skizziert Butz den Diskurs des suburban California, der ein „peaceful and secure life“ (ebd., S. 50) mit materialistischer Konsumorientierung, Konformismus, reaktionärem Individualismus, architektonischer Gleichförmigkeit, landschaftlicher Fragmentierung und nicht zuletzt neoliberaler ökonomischer Verunsicherung und sozialer Dysfunktionalität amalgamiert. Gegen diesen Hintergrund einer „doomed ideal middle-class utopia“ (ebd., S. 83) und motiviert von der Langeweile, welche diese zusammen mit einem diffusen Unbehagen erzeugt, bildet sich

8 Die hier entfaltete poststrukturalistische Subversionslogik findet sich auch bereits in Wolfgang Scherers Patti Smith-Buch, vgl. Scherer 1983.

die kalifornische Skateboarder-Kultur mit ihren lokalen Szenen, Orten, Helden sowie eigenen Medien und dem Hardcore Punk als Soundtrack heraus, die wiederum codierte Bilder vom Dasein repräsentieren und den Diskurs des suburban California in gebrochener Weise reproduzieren. Nur die Bewegung des Körpers selbst, entlang der Fliehkräfte von Geschwindigkeit und Schwerkraft, das Gleiten über den Beton, das Eintauchen in die ‚Halfpipe' trockengelegter Swimmingpools, das Fliegen, das Fallen und Aufschlagen und die hieraus resultierenden Verletzungen führen das Subjekt mit dem Mittel der körperlichen Erfahrung aus dem Wirkungsbereich der Diskursivität heraus – „skating as such, i. e. the physical movement of the body, seems to provide the possibility to surpass the medial representation and with it the contradictions of an environment it actually seeks to resist" (ebd., S. 227).

Butz interessiert, wie die „modes of discursive representation" (ebd., S. 268) mit den „moments of corporeal presence" (ebd.) in Beziehung stehen. „They influence and affect each other." (Ebd.) Hiermit verbindet sich seine Überlegung, dass die Brüche mit der Konvention mit den ephemeren Momenten auch die Möglichkeit hervorbringen, „to create something new, different, and unprecedented" (ebd., S 269).

Gabriele Klein formuliert in ihrer Techno-Studie *Electronic Vibration* ähnliche Schlussfolgerungen: „Für die Raver ist tanzen die Lust am Erleben der körperlichen Physis […] Und so ist beim Tanzen allein schon die Erfahrung des Körpers das wesentliche Ereignis. Beim Techno ist es zudem die Lust an der Überwindung der eigenen Grenzen, das Vergnügen an der Überschreitung der Selbstkontrollen und Körpernormierungen. Der Objektcharakter des Körpers (…) löst sich im Tanz auf" (Klein 1999, S. 186). Adressiert wird der Körper als ‚Leib': „das innere, unmittelbare und kinästhetische Empfinden" (ebd., S. 270). An den massiven Körpererfahrungen betont sie nicht das Moment des subversiven Aktes, sie interpretiert diese „körperliche[n] Aktivitäten als Möglichkeiten der Selbstvergewisserung" (ebd., S. 298). Andere Studien im Bereich der elektronischen Dance Music argumentieren vergleichbar, indem sie nachzuzeichnen versuchen, wie sich dort eine Welt kollektiver Gegenstände und Werte von der Erfahrung des Selbst in seiner schieren Körperlichkeit her aufbaut (vgl. Bonz 2014a, Rhensius 2012, Schwanhäußer 2010, Wittinger 1998). Aber diese Abkehr von der Verknüpfung popkultureller Phänomene mit Subversionswünschen und die Hinwendung zu einer Auffassung dieser Phänomene unter dem Gesichtspunkt einer Identitätsarbeit, die in dem Bereich der subjektiven Wirklichkeitswahrnehmung angesiedelt ist, die Lacan als ‚das Reale' bezeichnet, steht noch ganz am Anfang. Weitere Forschungen sind hier unabdingbar.

## 4 Desiderata

Die Aufgaben zukünftiger körpersoziologischer Forschungsvorhaben im Bereich der Popkultur sind potentiell sehr umfassend. In der vorausgegangenen Thematisierung der drei Identifikationsbewegungen, durch die ich die Darstellung von Körperlichkeit in vorliegenden Studien gekennzeichnet sehe, habe ich die Desiderata bereits angesprochen und fasse sie hier abschließend noch einmal zusammen.

Zu (1), dem körperlichen Bild-Werden. Sowohl die große Relevanz, welchen Bildern in der Popkultur zukommt, wie auch deren Attraktivität als Identifikationsangebote sind unbestritten. Ein Desiderat stellt jedoch die Frage nach den subjektivierenden Effekten dieser Attraktivität dar. Vor dem Hintergrund psychoanalytischer Ansätze erscheint das popkulturelle Bild-Werden als eine ausgeprägte Form des Narzissmus. Dieser bzw. die Konsequenzen des imaginären Modus der Identifikation ließen sich an popkulturellen Phänomenen sowohl in historischer Perspektive als auch gegenwartsbezogen eingehend untersuchen.

Zu (2), den mimetischen Identifikationen. Phänomene der Aneignung und Resignifizierung bilden ein Grundmotiv der Kultur der Spätmoderne und treten entsprechend in unendlich vielfältiger Form auf. Dies zu beschrieben scheint mir eine Hauptaufgabe kulturwissenschaftlicher Gegenwartsforschung darzustellen. Ein wirkliches Desiderat stellt allerdings die Untersuchung von Erscheinungsformen und Ausprägungen des mimetischen Spielraums in seiner Qualität dar, d. h. in den Möglichkeiten, sich auszuprobieren, wie in seinen Grenzen.

Zu (3), der jouissance. Eindrückliche Erfahrungen schierer Körperlichkeit unter Subversionsgesichtspunkten zu begreifen, scheint mir angesichts des hohen Stellenwertes, den solche Erfahrungen in den unterschiedlichsten Ausprägungen – vom Workout bis zum Burnout – in der spätmodernen Kultur besitzen, nicht angemessen. Dagegen erscheint es mir enorm vielversprechend, sie unter dem Gesichtspunkt zu untersuchen, dass gerade sie es sein könnten, von denen aus in der Popkultur im engeren Sinne, der Populärkultur im weiteren Sinne oder auch in ganz anderen gesellschaftlichen Bereichen von einzelnen Personen oder auch ganzen Subkulturen ein Werden angelegt wird. Dass die spätmoderne Identitätsarbeit maßgeblich in der körperlichen Selbstvergewisserung ihr Fundament findet, erscheint mir als Forschungsthematik von ungeheuren Ausmaßen und höchster Relevanz.

## Bibliografie

Althusser, Louis (1973). Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: Ders., *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie* (S. 108–153). Berlin: VSA.

Bonz, Jochen (2008). Subjekte des Tracks. Ethnografie einer postmodernen/anderen Subkultur. Berlin: Kadmos.

Bonz, Jochen (2013). Anproben des Selbst. Konzeptualisierungen popkultureller Erfahrungsräume des Utopischen im ‚mimetic turn'. In: rock'n'popmuseum, Thomas Mania, Sonja Eismann, Christoph Jacke, Monika Bloss & Susanne Binas-Preisendörfer (Hrsg.): ShePOP. Frauen. Macht. Musik! (S. 73–86). Münster: Telos Verlag.

Bonz, Jochen (2014a). Acid House als Grenze des praxeologischen Kulturverständnisses. Zum Realismus der sensuellen Ethnographie. In Lydia Maria Arantes & Elisa Rieger (Hrsg.), Ethnographien der Sinne. Wahrnehmung und Methode in empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschungen (S. 233–250). Bielefeld: Transcript.

Bonz, Jochen (2014b). Zeichen, Bilder, Atmosphären. Die Popularkultur als quasi-universelles Medium spätmoderner Wirklichkeitsartikulationen. In: Uwe Breitenborn, Thomas Düllo & Sören Birke (Hrsg.), Gravitationsfeld Pop (S. 173–189). Bielefeld: Transcript.

Bloustien, Gerry (2004). Girl Making. A Cross-Cultural Ethnography on the Processes of Growing up Female. New York & Oxford: Berghahn Books.

Butler, Judith (1993). Leibliche Einschreibungen, performative Subversionen. In: Dies., Das Unbehagen der Geschlechter (S. 190–208). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Burchill, Julie (1999): Verdammt – ich hatte recht. Eine Autobiographie. Reinbek: Rowohlt.

Butz, Konstantin (2012). Grinding California. Culture and Corporeality in American Skate Punk. Bielefeld: Transcript.

Deleuze, Gilles & Guattari, Félix (1997). Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie. Berlin: Merve.

Diederichsen, Diedrich (2007). Allein mit der Gesellschaft. Was kommuniziert Pop-Musik? In: Christian Huck & Carsten Zorn (Hrsg.), Das Populäre der Gesellschaft. Systemtheorie und Populärkultur (S. 322–334). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ege, Moritz (2014). ‚Ein Proll mit Klasse'. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frakfurt a. M. & New York: Campus.

Frith, Simon (1996). Performing Rites. On the Value of Popular Music. Cambridge: Harvard University Press.

Gilbert, Jeremy & Pearson, Ewan (1999). Discographies. Dance Music, Culture and the Politics of Sound. London und New York: Routledge.

Hebdige, Dick (1997). Subculture. The Meaning of Style. London & New York: Routledge.

Kaplan, E. Ann (1993). Madonna Politics. Perversion, Repression, or Subversion? Or Mask/s and/as Master-y. In: Cathy Schwichtenberg (Hrsg.), The Madonna Connection. Representational Politics, Subcultural Identities, and Cultural Theory (S. 149–165). Boulder u. a.: Westview Press.

Klein, Gabriele (1999). Electronic Vibration. Pop Kultur Theorie. Hamburg: Rogner & Bernhard.

Klein, Gabriele & Friedrich, Malte (2003). Is this real? Die Kultur des HipHop. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Lacan, Jacques (1996). Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. In: Ders., Schriften 1 (S. 61–70). Weinheim & Berlin: Quadriga.

Lacan, Jacques (2006). Die Bildungen des Unbewußten. Das Seminar von Jacques Lacan Buch V, 1957–1958. Wien: Turia + Kant.

McRobbie, Angela & Garber, Jenny (1991). Girls and Subcultures. In: Angela McRobbie, Feminism and Youth Culture. From ‚Jackie' to ‚Just Seventeen' (S. 1–15). Boston: Unwin Hyman.

Menrath, Stefanie (2001). Represent What… Performativität von Identitäten im HipHop. Hamburg: Argument.

Rhensius, Philipp (2012). Dubstep. Ethnographische Studie einer innovativen Musikszene in London, Magisterarbeit am Institut für Soziologie und am Institut für Musikwissenschaften an der Justus Liebig-Universität Gießen (unveröffentlicht).

Robson, Garry (2004). ‚No One Likes Us, We Don't Care'. The Myth and Reality of Millwall Fandom. Oxford & New York: Berg.

Scherer, Wolfgang (1983). Babbelogik. Sound und die Auslöschung der buchstäblichen Ordnung. Basel u. Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Roter Stern.

Schwanhäußer, Anja (2010). Kosmonauten des Underground. Ethnografie einer Berliner Szene. Frankfurt a. M. und New York: Campus.

Waltz, Matthias (2001). Zwei Topographien des Begehrens. Pop/Techno mit Lacan. In: Jochen Bonz (Hrsg.), Sound Signatures (S. 214–231). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Willis, Paul (1981). ‚Profane Culture'. Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur. Frankfurt a. M.: Syndikat.

Willis, Paul (2014). Profane Culture. Princeton & Oxford: Princeton University Press.

Wittinger, Daniel (1998). Raver im Wunderland. Techno-Parties als neue Rituale. In: Projektgruppe ‚Tanzen' am Ludwig-Uhland-Institut (Hrsg.), Tanzlust. Empirische Untersuchungen zu Formen alltäglichen Tanzvergnügens (S. 169–175). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.

# Religion

Uta Karstein und Marian Burchardt

Ungeachtet seiner berühmt gewordenen Weigerung, den Begriff der Religion zu definieren, eröffnete Max Weber seine Religionssoziologie mit der Feststellung: „Religiös oder magisch motiviertes Handeln [sei], in seinem urwüchsigen Bestande, *diesseitig* ausgerichtet. ‚Auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden', sollen die religiös oder magisch gebotenen Handlungen vollzogen werden" (Weber [1922] 1972, S. 318). Weber entwickelte damit zumindest implizit eine zentrale Verbindungslinie zwischen Religion und Körper über die Thematisierung von Lebensführung, Gesundheit, Leben und Tod. Als physische Träger des Lebens nehmen Körper in den Beobachtungen, Ideen und Praktiken aller religiösen Traditionen einen wichtigen Stellenwert ein. Die rituelle Begleitung der Momente der Geburt und des Sterbens, die Beginn und Ende des physischen Lebens markieren, wie auch zeremonielle Umgangsformen mit dem Tod in Bestattungsriten sind für die frühesten gesellschaftlichen Formationen belegt und gehören zum Kernbestand menschlicher Kultur überhaupt. Die Orientierung auf Wohlergehen und „langes Leben" verweist darauf, dass es nicht nur um Formen seelischer Gesundheit geht, sondern auch um die körperliche Seite individueller Existenz. Viele religiöse Traditionen halten dementsprechend Heilungspraktiken und medizinische Vorstellungswelten parat, mit Hilfe derer die Fragilität und Sterblichkeit des Körpers unter Rückgriff auf erfahrungsgesättigtes Beobachtungswissen einerseits, Unterstützung durch Götter, Ahnengeister und charismatisch oder spirituell begabte Virtuosen andererseits, thematisiert und bearbeitet wird.

Angesichts der großen Bedeutung des Körpers für Religion überrascht die relative Randständigkeit des Körperthemas vor allem in der deutschsprachigen Religionssoziologie. Bisherige Schwerpunktthemen der Religionssoziologie wie Säkularisierung und Säkularismus wie auch religiöse Revitalisierung und Pluralisierung kamen weitgehend ohne die Thematisierung der körperlichen Aspekte der in den Blick genommenen Wandlungsprozesse aus. Befördert wurde dies nicht zuletzt durch die Prominenz theoretischer Zugriffe, die – beispielsweise im Falle der Systemtheorie – die soziologische Aufmerksamkeit eher auf Sinn und Kommunikation lenkten als auf die leiblich-körperlichen Facetten von Religion. Die Diskussion körperlicher Prak-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_15

tiken wie Pilgern, Meditationen oder Fasten und damit verbundener leiblicher Erfahrungen fand eher in den Feldern von Ethnologie, Volkskunde und Religionswissenschaften statt, wobei sogar gesellschaftlich aktuelle Themen allenfalls punktuell Aufmerksamkeit zu erregen vermochten, wie etwa die Beschneidungsdebatte im Jahre 2013. Meredith McGuires bereits vor 25 Jahren formulierter Aufruf zu einer körperzentrierten Religionsforschung hatte letztlich wenig Resonanz (McGuire 1990).

Veränderungen im Feld der (deutschsprachigen) Religionssoziologie sind allerdings dort zu verzeichnen, wo sich im Zuge der Neuen Religiösen Bewegungen Formen von Religiosität bzw. Spiritualität entwickelt haben, die den Körper als Mittel zur Erlangung individuellen Heils positiv adressieren (Yoga, Zen-Meditation) und dabei die Grenzen zu Fragen der Heilung im medizinischen Sinne überschreiten. Darüber hinaus beginnt sich hierzulande eine Rezeption der sogenannten *material religion studies* abzuzeichnen, in deren Folge auch der Körper als Medium religiöser Praxis und Erfahrung stärker in den Fokus rückt.

## 1 Thematisierung des Körpers bei Klassikern der Religionssoziologie

(a) Religion war ein zentrales Thema für alle frühen Soziologen, insbesondere für *Max Weber* und Emile Durkheim. Weber stellte die Erforschung der materiellen Grundlagen und ethischen Orientierungen der Weltreligionen in den Mittelpunkt seiner Theorie der Moderne und der Entstehung des westlichen Kapitalismus. Auch wenn Weber kaum über Ansätze zu einer religionssoziologischen Theorie des Körpers hinausgekommen ist, erwiesen sich seine Überlegungen und Diagnosen zu *Disziplinierung* und *Rationalisierung* doch als enorm produktiv. Dabei lassen sich Webers Forschungen prinzipiell mit Hilfe der analytischen Differenzierung von „Körpersein" und „Körperhaben" (vgl. dazu grundlegend Plessner 1975), also über ontologische und instrumentelle Körperbezüge verstehen.

Die Perspektive des Körperseins eröffnet sich zum Beispiel bei der Beschäftigung mit religiösem Virtuosentum. Hierunter fallen die körperlichen Zustände und religiösen Praktiken aller charismatisch oder spirituell besonders „Begabten", etwa Schamanen, Hexen, Wahrsager, Propheten und Zauberer. In vielen religiösen Kulturen wird der Körper des Virtuosen durch Tanz, ekstatische Bewegung, Gesänge und rituelle Rhythmik in einen besonderen Modus gebracht. Erst dieser besondere Modus erlaubt es, mit Ahnengeistern oder Gott in Kontakt zu treten, bestimmte religiöse Wahrheiten zu ergründen, Schuldige und Sünder zu benennen, die Zukunft zu sehen oder positive Energien in das Leben der Menschen zu speisen. Häufig wird der Körper der Virtuosen durch die Einnahme von berauschenden Säften oder Substanzen weiter manipuliert, um so bestimmte religiöse Ziele zu erreichen. Das exklusive und für Laien schwer ergründbare Charisma der Virtuosen besteht unter anderem darin, dass es eben „verkörpert", d. h. untrennbar mit dem Körper des religiösen Spezialis-

ten verbunden ist und damit weder umstandslos weitergegeben noch über rationale Methoden unterrichtet und vermittelt werden kann. Das bedeutet auch, dass die besonderen Zustände des Körpers nicht frei verfügbar sind: Sie gründen im „Virtuosen-Sein" und in der Wohlgestimmtheit der Gottheit oder sonstigen transzendenten Macht, die auf ihre eigene Weise auf den Körper der Virtuosen zugreifen.

Je weniger in bestimmten Epochen oder Kulturen Charisma und außeralltägliche Begabung in primordialen Begriffen bestimmten Personen zugeschrieben werden, sondern als prinzipiell erreichbar verallgemeinert werden, desto wichtiger wird aus typologischer Perspektive das Motiv des Körperhabens und die Idee der Umsetzung bestimmter transzendenter sozialer Visionen oder Utopien über die Instrumentalisierung körperbezogener Fähigkeiten und Praktiken. Webers Arbeiten zum mittelalterlichen Klosterleben stellen hier die Schnittstelle zwischen Charisma und Institution dar und markieren den genealogischen Übergang von Ritual zu Disziplin. Parallel zu Sigmund Freud analysierte Weber Ideologien und Praktiken der Askese als historisch bedeutsame Ausdrucksformen von ideellen Interessen. So sah er in der *innerweltlichen Askese* der methodischen Lebensführung eine entscheidende Quelle gesellschaftlicher Rationalisierung und eine historische Weichenstellung auf dem Weg in bestimmte Varianten des modernen Kapitalismus, bei der es im Wesentlichen um die „Vernichtung der Unbefangenheit des triebhaften Lebensgenusses" gegangen sei (Weber [1920] 1988, S. 117). *Außerweltliche Formen der Askese,* wie die volle Hinwendung des Eremiten zur Erlösung durch Gebet und andere religiöse Vollzüge und Verhaltensregime, sah er hingegen als weniger kapitalismusförderlich an. Wichtig ist, dass jedwede Form der Askese Rationalisierungsleistungen des Körpers freisetzt und befördert. Regime der Askese sind somit einerseits Urszenen der Disziplinargesellschaft; da es bei der Disziplinierung der Körper aber sowohl um die Kanalisierung, Ordnung und Sublimierung von Lebens- und Körperenergien wie auch um die Kultivierung und Erweiterung von Bedürfnissen geht, sind sie ebenso Urszenen der Konsumgesellschaft. Während Weber betonte, dass die Institutionen Kloster und Militär die hauptsächlichen Quellen moderner Disziplin seien, sind seine Überlegungen zu den kulturgeschichtlich bedeutenden Disziplinierungsleistungen des Protestantismus weltweit bis in die Gegenwart hinein am einflussreichsten geworden. Seine These war, dass der Glaube der puritanischen Protestanten an ewige göttliche Vorbestimmung eine methodische Systematisierung und Rationalisierung der Lebensführung auslöste, die mit ihrer Leib- und Affektfeindlichkeit für die Entstehung des modernen Kapitalismus eine besonders günstige Bedingung darstellten (Weber 1988, S. 133, 183, 235). Nachfolgende Soziologinnen und Soziologen (Gorksi 2003) fanden hier wichtige Anknüpfungspunkte für Forschungen zu Disziplinierung und Unterwerfung von Körpern in modernen Verhaltensregimes.

(b) Ähnlich wie Weber, wenn auch aus einer stärker nietzscheanisch orientierten Perspektive, analysierte *Michel Foucault* (1982) die Zusammenhänge von Religion und Körper in ihrer Bedeutung für die Entstehung der modernen Disziplinarinstitutionen.

Foucaults Zugang zum Thema Religion verläuft dabei primär über die Geständnistechnologien, deren Verhältnis zu religiösen Heilszielen (Erlösung, Unsterblichkeit) und deren Rolle als praktischem Scharnier zwischen verschiedenen Subjektivierungsformen: Im Geständnis, so Foucault, konstituieren sich Subjekte gleichzeitig als Gegenstände von Machttechniken, von Wissen und von Selbsttechniken. Innerhalb dieser Techniken erscheint das Geständnis als Bedingung und Resultat der für die westliche Kultur typischen Verknüpfung von Wahrheit und Subjektivität. Foucault zeichnet dabei verschiedene historische Linien – von den Beichttechniken der griechischen Antike zu jenen des frühen und dann mittelalterlichen Christentums sowie von den Inquisitionsgerichten über die Entwicklung von Ermittlungs- und Vernehmungsmethoden bis hin zur Entstehung der Psychoanalyse als moderner Geständnis-Wissenschaft.

Im Rahmen seiner Machtanalyse thematisierte Foucault das Verhältnis von Religion und Körper wiederum unter Bezug auf Gesundheit. Mit dem Begriff der *Pastoralmacht* kennzeichnet Foucault (1982, S. 782) hier einen Machttypus, dem es um die Führung von Individuen zur Erlösung in der jenseitigen Welt geht. Die in der Gegenwart massiv gestiegene Sorge um Gesundheit und Wohlergehen interpretiert er als Verschiebung der Ziele der Pastoralmacht von der Erlösung im Jenseits hin zu einer Erlösung im Diesseits. Wie auch andere Religionssoziologen beschreibt Foucault diesen Wandel in funktionalen Begriffen als Niedergang kirchlicher Institutionen und gleichzeitigen Aufstieg neuer ideologischer Apparate, etwa der Psychotechniken und Selbstführungstechnologien, mittels derer der Körper zum Vehikel für Glück und Erlösung wird. Pascal Eitler (2007, S. 5) hat diesen Wandel mit Blick auf die New Age Bewegung diskursanalytisch als eine „Somatisierung des Religiösen" charakterisiert: Dem Ziel einer immer umfassenderen Selbstverwirklichung, Selbstheilung und Selbstkontrolle habe man dort vor allem mit spirituellen Körperpraktiken aus Fernost näher zu kommen versucht.

(c) *Emile Durkheim* stellte ähnlich wie Weber die Religionssoziologie in den Mittelpunkt seiner Theorie der Gesellschaft. Anders aber als Weber verfolgte Durkheim dabei einen primär anthropologisch-ethnographischen Zugang und beschäftigte sich vorwiegend mit den vermeintlich einfacheren nichteuropäischen Kulturen der australischen und amerikanischen Ureinwohnerinnen. An ihnen wollte er die elementaren Bausteine von Religion identifizieren. Seine religionssoziologischen Analysen bergen eine ganze Reihe an Implikationen der materialen und körperbezogenen Seite des Religiösen in sich (Durkheim [1912] 1994). Als besonders anschlussfähig erwies sich in der Durkheim-Rezeption die These, dass nicht der Glaube an spirituelle Wesen das Entscheidende an Religion sei, sondern die Trennung zwischen *sakralen* und *profanen* Bereichen des Lebens (ebd., S. 67). Breit rezipiert wurden zudem sein Konzept der *kollektiven Efferveszenz* und seine ritualtheoretischen Überlegungen.

So zeigte der Durkheim-Schüler Robert Hertz, dass die Dichotomie von sakral-profan auch auf den Körper bezogen wird. In verschiedenen Kulturen korrespon-

diere sie mit der Unterscheidung von Rechts- und Linkshändigkeit, was dazu führe, dass bestimmte religiöse Praktiken nur mit rechts ausgeführt würden, die linke Hand hingegen oft das Profane – und das heißt wiederum: das Schmutzige, Böse, Schlechte – repräsentiere, so Hertz. Auch Mary Douglas (1988) knüpfte an Durkheim an. Ihr zufolge sind in vielen Kulturen Reinheitsvorstellungen und -praktiken mit der sakral-profan-Unterscheidung verbunden und dienen auf diese Weise der Stabilisierung sozialer Hierarchien – beispielsweise zwischen den Geschlechtern.

An Durkheims Ausführungen zur religiösen Bedeutung von Kollektivritualen und den darüber ermöglichten außeralltäglichen Erfahrungen kollektiver Effervesszenz („Aufwallungen") knüpften Soziologinnen (Shilling/Mellor 1997) wie Religionswissenschaftler (Schüler 2012) an und verdeutlichten die konstitutive Bedeutung, die dabei dem Körper zukommt. Nicht nur ist der Körper in religiösen Ritualen auf spezifische Weise in Aktion (Bewegung, Gesang etc.) und mit gruppen- bzw. kulturspezifischen Insignien (Bemalung, Kleidung etc.) ausgestattet; die dabei gemachten rauschhaften Erfahrungen sind überhaupt nur als verkörperte denkbar: Die in Interaktionsritualen freigesetzte *emotionale Energie* (Randall Collins) wird sinnlich wahrgenommen und erlebt. Sie geht damit gewissermaßen ‚durch den Körper hindurch' und wird zu einem Teil des Körpergedächtnisses. Dabei stellt die Kompetenz zu körperlichem Synchronhandeln eine grundlegende somatische Disposition (Schüler 2012, S. 84) dar, die Phänomene kollektiver Effervesszenz – d. h. die unmittelbare körperlich-leibliche Teilhabe an einem kollektivsymbolischen Ganzen – erst ermöglicht. Durkheim sah darin die elementare Basis von Sozialität, da die Erfahrung, während eines Kollektivrituals von einer elementaren Kraft in Besitz genommen geworden zu sein, von den Subjekten externalisiert und objektiviert wird – beispielsweise in Form eines Totems oder eines Gottes (Durkheim 1994, S. 561, 565).

(d) *Pierre Bourdieu* ist durch sein Habituskonzept, das das Kernstück seiner Theorie der sozialen Praxis ausmacht, körper- wie religionssoziologisch einflussreich geworden. Als ein „System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen", die als „Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für Praktiken und Vorstellungen" (Bourdieu 1987, S. 98) fungieren, stellt der *Habitus* für Bourdieu das „einverleibte, zur Natur gewordene" (ebd., S. 105) Soziale dar. Gesellschaft werde im Rahmen von Sozialisationsprozessen nicht nur in Form von Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata internalisiert, sie schreibe sich auch in den Körper ein, forme Haltung, Geschmack, Aussehen und Fertigkeiten („Hexis") – und zwar auf eine klassenspezifische Art und Weise, so Bourdieu. Der Körper ist dabei nicht nur Träger, sondern auch Produzent von Zeichen und somit an der Erzeugung und (Re-)Produktion des Sozialen mittels (klassenspezifischer) Praktiken elementar beteiligt. Seine Formung erhält der verkörperte Habitus und mit ihm die soziale Praxis jedoch nicht nur durch die soziale Lage eines Akteurs, sondern ebenso durch die sozialen Felder, in denen sich dieser bewegt. Folgerichtig geht Bourdieu auch von der Existenz eines spezifisch *religiösen Habitus* aus. Dabei sei der Einfluss auf die Praxis und Weltsicht der Laien letztlich das allen reli-

giösen Experten gemeinsame Interesse und der Kampf um diesen Einfluss der dynamische Motor des religiösen Feldes.

Während Bourdieu sich vor allem für die Machtbeziehungen im religiösen Feld interessierte, haben sich Rezipienten seiner Arbeiten stärker mit den körperlichen Aspekten religiöser Praxis beschäftigt (Csordas 1990; Mellor/Shilling 2010). So konstatieren Philip Mellor und Chris Shilling (ebd., S. 32 f) in kritischem Anschluss an das Habitus-Konzept, dass jeder Religion eine charakteristische *Körperpädagogik* innewohne, die den Habitus der Gläubigen forme. Das meint nicht nur grundlegende symbolische Bezüge (bspw. der leidende Körper Christi am Kreuz), sondern die je unterschiedlichen körperlichen Aspekte beim Vollzug einer Religion. Über diese (ritualisierten) Vollzüge werden religionsspezifische Erfahrungen stimuliert und strukturiert, die wiederum eigene – und von anderen Religionen unterscheidbare – Gefühle und geistige Haltungen hervorrufen.

In den 1990er Jahren diagnostizierte Bourdieu einen Gestaltwandel des religiösen Feldes, das sich durch den Eintritt „neuer Geistlicher" (Bourdieu 1992, S. 231) wie Psychoanalytiker, Yogalehrer, Heilpraktiker, Sexologen usw. zu einem erweiterten Feld der Heilung von Körper und Seele transformiere. Charakteristisch hierfür seien konkurrierende Definitionen von Gesundheit, Heilung und der Kur von Leib und Seele. Bei dieser Transformation spielen Anbieter spiritueller Körperpraktiken wie Yoga, Meditation, Shiatsu, Thai Chi etc. eine besondere Rolle, da sie es vor allem sind, die mit ihrem Anspruch auf Ganzheitlichkeit die bisher institutionalisierten Grenzen zu den Feldern der Medizin und des Sports unterwandern (vgl. dazu Karstein/Benthaus-Apel 2012).

(e) *Thomas Luckmann* ist in der deutschsprachigen religionssoziologischen Debatte vor allem durch sein Buch „Die unsichtbare Religion" (Originalausgabe auf Englisch 1967, dt. 1991) einflussreich geworden. Luckmann entwickelte darin einen funktionalen Religionsbegriff, der die religiöse Qualität des Transzendierens der biologischen Natur durch den menschlichen Organismus betont (1991, S. 86). Religion im engeren Sinne habe die Aufgabe, den Umgang mit diesen Transzendenzerfahrungen zu vergesellschaften, wobei sich die Weltreligionen in der Regel vor allem auf die großen Transzendenzen konzentriert hätten. Mit Blick auf die Moderne vertritt Luckmann die These, dass sich nur die Sozialstruktur säkularisiert habe, nicht jedoch die Menschen. Religion sei individualisiert und privatisiert worden, habe aber nicht an personaler Bedeutung verloren. Daran anschließend hat Robert Gugutzer den Körperkult als eine Spielart dieser *individualisierten Sozialform des Religiösen* bestimmt, der Sinn stifte und Identitätssicherung ermögliche (Gugutzer 2012, S. 286). Er symbolisiere gewissermaßen in Reinform, dass „Religion zu einer Privatsache und das Selbst zum zentralen Gegenstand religiöser Sinnbildungen geworden ist" (ebd. S. 292 f). Charakteristisch für den Körperkult sei, dass er tendenziell auf kleine Transzendenzen fokussiere, etwa die Erfahrung der eigenen leiblichen Begrenztheit. Gugutzer unterscheidet insgesamt vier Typen des Körperkults: Ästhetik, Diätetik, Askese und

Ekstase (ebd.), wobei vor allem die letzten beiden auch auf höhere Transzendenzniveaus zielen.

## 2 Körpersoziologische Perspektiven auf Religion – empirische Befunde

Bei der nun folgenden Darstellung empirischer Befunde orientieren wir uns an einer analytischen Differenzierung von Gabriele Klein (2010), der zufolge der Körper soziologisch a) als Instrument und Produkt sozialer Praktiken, b) als Agent und Repräsentant sozialer Ordnungen, c) als Medium der Selbstpositionierung und sozialen Zuordnung sowie d) als Argument für soziale In- und Exklusion thematisch werden kann. Quer dazu liegt die körpersoziologisch wichtige Unterscheidung von Körperhaben und Körpersein. Sie lässt sich auch in der Religionsforschung wiederfinden, nämlich je nachdem, ob der Körper als geprägt und geformt und damit in erste Linie auf irgendeine Art und Weise religiös oder spirituell sozialisiert und vergesellschaftet aufgefasst wird (Körperhaben), oder ‚als er selbst', mit all seinen Befähigungen und Widerständigkeiten, als am sozialen Geschehen beteiligt und dieses selbst formend und gestaltend konzeptualisiert wird (Körpersein).

### (a) Der Körper als Instrument und Produkt religiöser, Praktiken, Rituale und Normierungen

In allen religiösen Traditionen ist der Körper ein Instrument und Mittel zur Durchführung religiöser Praktiken und Rituale, beispielsweise beim Beten oder Pilgern. Darüber hinaus wird der Körper oft bewusst manipuliert, um bestimmte Zustände zu provozieren, von denen man sich eine besondere magische, spirituelle oder religiöse Qualität erhofft, so zum Beispiel beim Fasten, Meditieren, mittels religiöser Tänze oder der Einnahme bewusstseinserweiternder Substanzen (Schamanismus). Zudem werden viele religiöse Praktiken wie die christliche Taufe oder die Krankensalbung am Körper vollzogen. Daneben gibt es Praktiken wie Exorzismus und charismatische Heilungsprozeduren, bei denen dem Körper die Rolle eines Authentizitätsgaranten zukommt, insofern an körperlichen Reaktionen abgelesen werden könne, ob die Teufelsaustreibung oder Heilung bei den Betroffenen ‚tatsächlich' erfolgt sei (Csordas 1990).

Darüber hinaus ist der Körper in vielen religiösen Traditionen Gegenstand von vergeschlechtlichten Normierungen und Regulierungen. Dies zeigt sich an den je besonderen religiösen Regeln für weibliche und männliche Körper, die zum Beispiel das Verhalten von Frauen während der Schwangerschaft regeln oder den Zutritt für Frauen während der Menstruation zu religiösen Kultstätten einschränken oder untersagen wie auch an geschlechtsspezifischen Kleidervorschriften. Es zeigt sich ebenso

an der spirituell herausgehobenen Stellung von geschlechtlichen Grenzgängerinnen wie Transvestiten in Indien und Thailand oder an den historisch bekannten Formen der „heiligen" Tempelprostitution.

Daran wird erkennbar, dass in der religiösen Beschäftigung mit dem Körper Geschlecht und Sexualität aufs Engste miteinander verbunden sind (Burchardt 2011). So ist die Regulierung des weiblichen Körpers nicht nur eine der Verwendung seiner Arbeitskraft und reproduktiven Fähigkeit, sondern in erster Linie eine Regulierung seiner Sexualität. Insbesondere im Christentum verbinden sich mit der weiblichen Sexualität Ängste vor Chaos, Verschwendung und Transgression. Weibliche Körperlichkeit erscheint hier als verführerisch, gefährlich und wurde deshalb in der Geschichte wiederholt Gegenstand umfassender religiöser Normierungen. Im europäischen Mittelalter steigerte sich die Furcht vor den sexuellen Potenzen des Körpers massiv und wurde in eine allgemeine Vorstellung von der Schwäche des „Fleisches" und der Verdorbenheit und Sündhaftigkeit der körperlichen Existenz generalisiert.

Stärkster Ausdruck der religiösen Vorstellung vom zu unterwerfenden Körper sind alle Arten von Selbstkasteiungen und Flagellationen, welche die Verletzungsoffenheit des Körpers nutzen, um am Maßstab des Herausschiebens der Schmerzgrenze den Willen und die Fähigkeit der Unterwerfung unter den Willen Gottes abzulesen. Spiegelbildlich zur Lustfeindlichkeit, die nicht nur die katholischen Klöster, sondern – wie von Foucault (1983) detailliert erforscht – generell die Welt des viktorianischen England beherrschte, verhält sich die später von evangelikalen Bewegungen propagierte Idee des Körpers als „Tempel des Heiligen Geistes" (Burchardt 2015). Die Reinheit des Körpers ermöglicht hier die Erlösung der Seele (während Foucault umgekehrt von der Seele als Gefängnis des Körpers sprach). Besondere sexuelle Regeln gelten auch für religiöse Virtuosen, vor allem sexuelle Enthaltsamkeit für katholische Priester sowie Mönche und Nonnen in christlichen und buddhistischen Traditionen. Komplexe sexuelle Regeln sind bereits für das Klosterleben und die philosophischen Schulen im antiken Griechenland überliefert (etwa die Praxis der Knabenliebe).

Dabei sind besonders bei Nonnen, Mönchen und anderen religiösen Virtuosen sexuelle Regeln nur Teil einer viel umfassenderen Regulierung von körperbezogenen Praktiken, die allesamt darauf abzielen, einen herausgehobenen Status der Heiligkeit zu erlangen – oder diesem gerecht zu werden – und somit verschiedenste Arten von Heilsgütern zu erlangen. Dies zeigt sich an komplexen diätetischen Regeln etwa im Buddhismus, Christentum und Judentum. In anderen Religionen wiederum, wie im Hinduismus, sind Speiseregeln Teil von Reinheitsvorschriften, mit deren Hilfe eine Überschreitung der Kastengrenzen verhindert werden soll, die als „Verunreinigung" (siehe auch Douglas 1988) wahrgenommen und interpretiert wird.

In den bisher skizzierten religiösen Praktiken steht der Körper als Gegenstand von Kontrolle und Unterwerfung im Mittelpunkt. Umgekehrt war der Körper aber immer auch als Ort der Befreiung von Bedeutung. Wir haben solche Möglichkeiten weiter oben mit Blick auf das Klosterleben angesprochen. Mittlerweile spielen religiös begründete Formen der Körperlichkeit aber auch für breite Bevölkerungsschich-

ten eine wichtige Rolle. Mit dem Aufstieg von Selbstverwirklichung und Selbsterfahrung als Kernpunkten postmaterialistischer Werteorientierung ging in westlichen Gesellschaften seit den 1970er Jahren auch eine Neubewertung von körperlicher *Erfahrung* einher, die häufig als Teil neuer spiritueller Sensibilisierungen und Offenheit für Momente des sich Treibenlassens, des Durchströmtseins von Energie und des ‚Fließens' in alltagsweltlichen Kontexten thematisch wird (vgl. Knoblauch 2005). Der Körper ist in diesem Zusammenhang mehr als nur ein Instrument zur Erlangung körperlichen und seelischen Wohlbefindens, sondern rückt als sinnstiftende Instanz selbst ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Insofern kann hier von einer Sakralisierung des Körpers gesprochen werden (vgl. Gugutzer 2012).

Die sinnlichen Aspekte religiöser Erfahrung sind auch in sozialanthropologischen Studien herausgearbeitet worden. Viele Studien zum Pfingstchristentum widmen sich der Rolle von Körpern und der visuellen Vermittlung und Wahrnehmung körperlicher Ekstase in kollektiven religiösen Praktiken. So hat Birgit Meyer (2010) den Zusammenhang zwischen religiöser Ästhetik und sinnlichen Formen in westafrikanischen Pfingstbewegungen herausgearbeitet und den Begriff des „Sinnesregimes" vorgeschlagen.

### (b) Der Körper als Agent und Repräsentant religiöser Ordnungen

Religiöse soziale Ordnungen und Hierarchien werden immer auch über die Inszenierung und Präparierung des Körpers mittels Kleidung, Frisur und Körperhaltung (re-)produziert. So sind die verschiedenen Ränge und Ämter in christlichen Kirchen mit bestimmten liturgischen Gewändern und Accessoires verbunden. Auch schreiben entsprechende Rituale wie die Eucharistie bestimmte Körperhaltungen und -bewegungen vor, die einer auserwählten Gruppe von religiösen Experten vorbehalten sind. Schamanen und Heiler tragen am Körper festgemachte Attribute, um ihre sozial herausgehobene Rolle sichtbar zu symbolisieren. Mönche werden zuallererst über ihre Bekleidung (und oft auch Frisur) wahrgenommen. Diese wirkt nach außen hin abgrenzend, nach innen vereinheitlichend und stabilisiert so die kollektive religiöse Identität. Wie auch in anderen Institutionen artikuliert religiöse Uniformierung das besondere, durch Ämter vermittelte Repräsentationsverhältnis religiöser Spezialisten zu religiösen Machtapparaten.

Die Verkörperung religiöser Ordnungen geschieht des Weiteren über Raumordnungen, etwa Sitzordnungen in Kirchen und Tempeln. Bauten konstituieren über die Regelung von Körperhaltungen, Wahrnehmungen und Praktiken gläubige Subjekte mit. Sie rahmen die Kultivierung des Glaubens, weisen einen Platz im religiös-sozialen Gefüge zu und machen Vorgaben für angemessenes religiöses Verhalten.

In den Weltreligionen finden sich auch viele Beispiele dafür, wie durch Rituale und Feste bestehende soziale Hierarchien phasenweise außer Kraft gesetzt werden, beispielsweise beim indischen Frühlingsfest Holi, wo die Körper der Teilnehmenden

mit Hilfe eingefärbten Wassers auch optisch ‚gleichgemacht' werden. Die räumliche Anordnung von Körpern in rituellen oder zeremoniellen Kontexten folgt damit zwei entgegengesetzten Logiken: Erstens der Logik von Ordnung und Disziplin, wo analog zu Praktiken des militärischen Drills und militärischer Paraden die Unterwerfung des individuellen Körpers Mittel zur Ordnungserzeugung im Kollektivverband ist; zweitens der Logik der anarchischen, nach dem Zufallsprinzip entstehenden amorphen Masse, wo gerade über die Abwesenheit von Ordnung Transzendenz mittels kollektiver Effervеszenzerfahrungen ermöglicht wird. Anhand solcher Überlegungen können letztlich auch zeitgenössische Musikevents wie Raves über Transzendenz und Effervеszenz konzeptualisiert werden.

### (c) Der Körper als Medium religiöser Selbstpositionierung und Zuordnung

Der Körper ist nicht nur Repräsentant sozialer Ordnung, sondern er wird auch gezielt als Medium der Selbstpositionierung und sozialen Zuordnung eingesetzt. Zu fragen ist damit einerseits, inwieweit religiöse körpergebundene Statuszuweisungen für allgemeinere gesellschaftliche Kategorisierungsprozesse relevant werden, und andererseits, wie Zuordnungen innerhalb des religiösen Feldes über Körper vermittelt sind. Entscheidend ist dabei, ob Religion und soziale Positionierung als individuell wählbar oder grundsätzlich zugewiesen und als relational oder kategorial verstanden werden. So gelten Stammesreligionen als obligatorisch und nichtwählbar, wobei rituelle Markierungen wie Tätowierungen oder andere Formen körperlichen Dekors gleichermaßen die Zugehörigkeit zu Stammesgruppen, Kohorten und religiösen Gruppen zum Ausdruck bringen. Religiöses Virtuosentum ist hier ebenfalls am Körper ablesbar, etwa an Besessenheitskulten und Ekstaseerfahrungen.

Diese Dynamiken veränderten sich grundlegend mit dem Aufkommen universalistischer Erlösungsreligionen wie Buddhismus, Christentum und Islam. Diese schwächten die Hierarchien zwischen Virtuosen und Laien ab, generalisierten die Erlösungsmöglichkeit und damit auch die Pflicht zu religiöser Anstrengung. Damit wurden innerhalb der religiösen Praktiken Steigerungsdynamiken freigesetzt, die in immer neuen Frömmigkeitsbewegungen Ausdruck fanden. Auch die Selbstpositionierungen im Feld der Frömmigkeitskulte laufen dabei häufig über körperorientierte Praktiken, so zum Beispiel bei charismatisch-pfingstlerischen Gemeinden, wo vor allem mittels körperlicher Reaktionen angezeigt wird, dass die Beteiligten an Heilung oder Teufelsaustreibung innerlich teilhaben. Thomas Csordas (1990, S. 15) interpretiert solche typischen somatischen Manifestationen wie Brüllen, Schreien, Erbrechen, Glossolalie und unwillkürliche Zuckungen als „embodied process[es] of self-objectivication[s]". Ein anderes Beispiel ist die Idee vom „keuschen Körper" und dessen Verhüllung. Dass im Zusammenhang mit dem Körper als Medium von Positionierung und Zuordnung Sichtbarkeit prinzipiell einer der zentralen Aspekte ist, wurde in Europa unlängst in den Diskussionen um die islamische Vollverschleierung

(Burka, Niqab) deutlich. Während in religiösen Begründungsfiguren das Verbergen weiblicher Reize bzw. allgemein die *Unsichtbarkeit* der Frau gegenüber den Blicken nichtverwandter Männer im öffentlichen Raum im Zentrum steht, bewirkt die Praxis der Vollverschleierung im westlichen Kontext genau das Gegenteil, nämlich absolute Sichtbarkeit. Es entsteht eine paradoxe Hypervisibilisierung.

Auch unter religiösen Virtuosen spielt die körperbezogene Selbstpositionierung seit jeher eine wichtige Rolle. So verliehen beispielsweise die Franziskanermönche ihrem kritisch gegen die Kirche gerichteten Armutsideal mit ihrer betont schlichten Kleidung Ausdruck. Darüber hinaus gibt es Laiengruppen, die sich verpflichtet fühlen, ihr Virtuosentum besonders unter Beweis zu stellen. Gut beobachten lässt sich dies bei Konvertiten und ihrem gegenüber alteingesessenen Gemeindemitgliedern oft gesteigerten Bedürfnis nach Zuschaustellung ihres biographischen Wandels.

### (d) Der Körper als Argument für religiöse und soziale In- und Exklusion

Viele religiöse Gemeinschaften vollziehen die symbolische Inklusion ihrer Mitglieder durch Körpermarkierungen. Im Judentum symbolisiert die Beschneidung der neugeborenen Jungen den Bund Gottes mit Abraham und ist für die Anerkennung als vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft verpflichtend. Die öffentlichen Debatten der letzten Jahre zeigen jedoch, dass solche Praktiken nicht nur religiöse Inklusion vollziehen, sondern gleichermaßen das Verhältnis zu Staat und (oft mehrheitlich säkularer) Gesellschaft berühren. Ging es bei der Beschneidungsdebatte um das Verhältnis von religiösem Gebot und dem Recht auf körperliche Unversehrtheit Minderjähriger, so werden in der Kontroverse um Kopftuch, Niqab und Burka Fragen religiöser Neutralität öffentlicher Institutionen, religiöser Selbstbestimmung sowie des Geschlechterverhältnisses verhandelt. In der Konsequenz führt zum Beispiel das Tragen einer Burka in Frankreich zur Exklusion aus dem öffentlichen Raum, in Deutschland sind damit Einschränkungen bei der Berufswahl verbunden.

Kopftuchstreitigkeiten sind mittlerweile geradezu klassische Beispiele für Konflikte um am Körper getragene religiöse Insignien und dienen als Argument für zum Teil weitreichende In- und Exklusionen. Dabei geht es einerseits um die Frage, in welchen Bereichen öffentlicher Institutionen das Tragen des muslimischen Schleiers legitim ist, und ob es sich um ein Zeichen religiöser Zugehörigkeit oder aber um eine religiöse Praxis handelt. Andererseits werden Fragen nach subjektiven Motiven der Verschleierung und von Entscheidungsprozessen diskutiert, wie auch gefragt wird, welche Machtbeziehungen – zwischen den Geschlechtern, der Mehrheitsgesellschaft und religiösen Minderheiten sowie innerhalb religiöser Minderheiten – dabei zutage treten. Deutlich wurde innerhalb dieser Debatte, dass durch die diskursiven Praktiken aller daran Teilnehmenden der weibliche Körper zum zentralen Austragungsort von Verhandlungen um die gesellschaftliche Moderne und zur Projektionsfläche politischer Ansprüche wurde. Solche Ansprüche betreffen im weitesten Sinne die Fra-

ge, inwieweit Religion und Moderne miteinander vereinbar sind. Im engeren Sinne wird hier verhandelt, wie die Präsenz sichtbarer religiöser Symbole von Minderheiten gegenüber hegemonialen Leitkulturideologien verteidigt werden und gleichzeitig mit den Normen individueller Freiheit und staatlicher Neutralität vereinbart werden können. Aus einer körpertheoretischen Perspektive zeigen sich an diesen Auseinandersetzungen auf besonders prägnante Weise Kämpfe um die Definition von legitimer Weiblichkeit und deren Verknüpfung mit der Verhüllung und Enthüllung des Gesichts als desjenigen Körperteils, an welchem der moderne Staat Individualität registriert und Personen identifiziert (wie die Praxis des Passbildes zeigt).

## 3 Ausblick

„What if people – the subjects of our research and theorizing – had material bodies?" Diese simple, aber folgenreiche Frage, die Meredith McGiure (1990) der sozialwissenschaftlichen Religionsforschung ins Stammbuch schrieb, ist auch heute noch offen. Während das Embodiment-Paradigma im angelsächsischen Raum schon deutliche Spuren hinterlassen hat, ist in der hiesigen Religionssoziologie und -ethnologie davon noch wenig zu spüren.

Die Verkörperung von Religion ernst zu nehmen bedeutete, den Körper nicht mehr länger lediglich als ein Objekt zu verstehen, das man in Bezug auf Religion und Kultur untersuchen könne, sondern als ein kulturelles Subjekt, als „existenzielle Basis von Kultur", so Thomas Csordas (1990, S. 5). Auf diese Weise käme in den Blick, dass Schlüsselideen, Konzepte und Symbole einer Religion nur über den ‚Umweg' von Körperpraktiken individuelle und gesellschaftliche Relevanz erlangen. Erst diese Praktiken eröffnen nämlich Möglichkeiten der konkreten Erfahrung und führen so zu einer nachhaltigen Transformation in Richtung einer spezifischen religiösen Identität (Mellor/Shilling 2010). Zu fragen wäre hier also unter anderem, welchen Ritualen und Mechanismen bei der Schaffung eines spezifischen religiösen Habitus ein zentraler Stellenwert zukommt, welche Differenzen sich hier religionsvergleichend zeigen und welchen Emotionen dabei besondere ‚authentische' Qualitäten zugesprochen werden.

Ein im Zuge der Globalisierung zunehmend relevanter werdendes Forschungsfeld sind zudem die – oft nur ausschnitthaft erfolgenden – Importe spiritueller oder religiöser Körperpraktiken und ihre Wechselwirkungen mit den Körperpädagogiken angestammter Religionsgemeinschaften. Auch die Erscheinungsweisen und Folgen der Sakralisierung des Körpers in säkularen Kontexten der späten Moderne (Gugutzer 2012) sind erst in Ansätzen erforscht. Notwendig wäre zudem eine verstärkte religionssoziologische Beschäftigung mit den neueren Entwicklungen an der Schnittstelle von Religion und Medizin und damit verbundenen Kontroversen um die Definition von Gesundheit und Krankheit sowie Heil und Heilung, die nicht zuletzt durch den Erfolg des esoterischen Heilungsmarktes provoziert werden.

## Literatur


Bourdieu, Pierre (1979). *Entwurf einer Theorie der Praxis.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1992). Die Auflösung des Religiösen. In: Pierre Bourdieu *Rede und Antwort* (S. 231–237). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Burchardt, Marian. (2011). Missionaries and Social Workers: Visions of Sexuality in Religious Discourse. In: Titus Hjelm (Hrsg.) *Religion and Social Problems* (S. 142–56). London & New York: Routledge.

Burchardt, Marian (2015). Faith in the Time of AIDS: Religion, Biopolitics and Modernity in South Africa. Basingstoke: Palgrave.

**Csordas, Thomas J. (1990). Embodiment as a Paradigm for Anthropology. *Ethos. Journal of the Society for Psychological Anthropology. 18,* 5–47.**

**Douglas, Mary (1988). *Reinheit und Gefährdung.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.**

Durkheim, Emile ([1912] 1994). *Die elementaren Formen des religiösen Lebens.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Eitler, Pascal (2010): „Alternative" Religion. Subjektivierungspraktiken und Politisierungsstrategien im „New Age" (Westdeutschland 1970–1990). In: Sven Reichardt, Detlef Siegfried (Hrsg.): *Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983* (S. 335–352). Göttingen: Wallstein Verlag.

Foucault, Michel (1983). *Sexualität und Wahrheit, Bd. 1: Der Wille zum Wissen.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1982). The Subject and Power. *Critical Inquiry* 8, 777–795.

Gorski, Philip S. (2003). *The disciplinary revolution: Calvinism and the rise of the state in early modern Europe.* Chicago: University of Chicago Press.

Gugutzer, Robert (2012). Die Sakralisierung des Profanen. Der Körperkult als individualisierte Sozialform des Religiösen. In: Robert Gugutzer & Moritz Böttcher (Hrsg.), *Körper, Sport und Religion. Zur Soziologie religiöser Verkörperungen* (S. 285–310). Wiesbaden: VS-Verlag.

Klein, Gabriele (2010). Soziologie des Körpers. In: Georg Kneer & Markus Schroer (Hrsg.), *Handbuch spezielle Soziologien* (S. 457–474). Wiesbaden: VS-Verlag.

Karstein, Uta & Benthaus-Apel, Friederike (2012). Asien als Alternative oder Kompensation? Spirituelle Körperpraktiken und ihr transformatives Potential (nicht nur) für das religiöse Feld. In: Robert Gugutzer & Moritz Böttcher (Hrsg.), *Körper, Sport und Religion. Zur Soziologie religiöser Verkörperungen* (S. 311–340). Wiesbaden: VS-Verlag.

Knoblauch, Hubert (2005). Einleitung: Soziologie der Spiritualität. *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 13, 123–131.

Luckmann, Thomas ([1967] 1991). *Die unsichtbare Religion.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**McGuire, Meredith B. (1990). Religion and the body. Rematerializing the Human Body in the Social Sciences of Religion. *Journal for the Scientific Study of Religion 29,* 283–296.**

**Mellor, Philip A. & Shilling, Chris (2010). Body pedagocics and the religious habitus: a new direction for the sociological study of religion. *Religion 40,* 27–38.**

Meyer, Birgit (2010). Aesthetics of persuasion: global Christianity and Pentecostalism's sensational forms. *South Atlantic Quarterly 109,* 741–763.

Plessner, Helmut ([1928] 1975). *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie.* Berlin/New York: de Gruyter.

Schüler, Sebastian (2012). Synchronized Ritual Behavior: Religion, Cognition and the Dynamics of Embodiment. In: David Cave, Rebecca Sachs Norris (Hrsg.): *Religion and the Body. Modern Science and the Construction of Religious Meaning* (S. 81–105) Leiden: Brill.

**Shilling, Chris & Mellor, Philip A. (1997). *Re-forming the body. Religion, community modernity.* London: Sage.**

Weber, Max ([1922] 1972). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß einer verstehenden Soziologie.* Tübingen: Mohr.

Weber, Max ([1920] 1988). *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I.* Tübingen: Mohr.

# Schwangerschaft und Geburt

Yvonne Niekrenz

Schwangerschaft ist eine mit vielfältigen körperlichen und leiblichen Veränderungen einhergehende Phase des Umbruchs und Bestandteil zahlreicher weiblicher Lebensläufe. Von der Befruchtung der Eizelle bis zur Geburt dauert sie durchschnittlich 266 Tage. Meist wird die Schwangerschaft (Gravidität) in Wochen angegeben, wobei man vom ersten Tag der letzten Menstruation ausgeht. Dann dauert die Schwangerschaft 40 Wochen (durchschnittlich 280 Tage). Der Begriff Schwangerschaft wird ausschließlich beim Menschen verwendet, während man bei anderen Säugetieren von Trächtigkeit spricht. Das heranreifende Kind wird ab der neunten Entwicklungswoche, also wenn die inneren Organe ausgebildet sind, als Fötus (oder Fetus) bezeichnet, davor als Embryo. Die Schwangerschaft ist ein Leib-Körper-biografisches Schlüsselerlebnis, das – im Falle der Erstgeburt – eine Frau ohne Kind zu einer Frau mit Kind macht. Schwangerschaft kann daher als leiblich-körperlich vermittelte Statuspassage verstanden werden. Ähnlich wie die Pubertät markiert sie über den Körper und seine Veränderungen einen Statuswechsel. Der Übergang zur Mutterschaft wird mehr und mehr von medizinisch, psychologisch, pädagogisch, politisch oder soziologisch motivierten Diskursen überformt. Insbesondere in vom demografischen Wandel ergriffenen Gesellschaften scheint die Schwangerschaft um so mehr an Brisanz zu gewinnen, je seltener sie statistisch vorkommt.

Als anthropologische Konstante sind Schwangerschaft und Geburt Forschungsfelder, die für die Körpersoziologie eine Fülle an ergiebigen Forschungsfragen nahelegen und durch zahlreiche Schnittmengen mit angrenzenden (Teil-)Disziplinen lohnenswerte interdisziplinäre Zugänge bieten.

## 1 Forschungsstand: Schwangerschaft und Geburt als Forschungsfeld

Aus soziologischer Sicht ist nicht die Schwangerschaft ein relevantes Forschungsthema, sondern die *festgestellte* Schwangerschaft. Erst mit diesem Wissen kann sie als Statuspassage verkörpert, also körperlich-leiblich vermittelt werden. Dem Entdecken

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_16

einer Schwangerschaft gehen leibliche Zeichen voraus: ein Ziehen in der Brust oder im Unterleib, Müdigkeit oder Unwohlsein und das „verdächtigste" Anzeichen, nämlich das Ausbleiben der Menstruation. Diese leiblichen Signale sind aber interpretationsbedürftig und können auch fehlgedeutet werden. Bleibt die Monatsblutung aus, gerät nicht nur die Regelmäßigkeit des Zyklus durcheinander, sondern auch die Alltagsroutinen werden irritiert. Mit Schwangerschaftstests aus der Drogerie oder der Apotheke stehen Methoden der Selbstdiagnose zur Verfügung, durch die Frauen Sicherheit über die Situation erlangen können (vgl. Mercer 1995, S. 39). Allerdings vertreiben diese Tests nicht alle Unsicherheiten. Erst durch die Bestätigung von ärztlicher Seite bekommt die Schwangerschaft in der Regel Evidenz. Wird eine Schwangerschaft entdeckt, gerät das „Denken-wie-üblich" (Alfred Schütz) zunächst in eine Krise. Der Fluss der Gewohnheiten des alltäglichen Lebens wird unterbrochen, denn die Person steht – zumindest vorübergehend – in Distanz zu den Idealisierungen des „Und-so-weiter" und des „Ich-kann-immer-wieder" ihres bisherigen Alltags. Die Idealisierungen der Kontinuität („und-so-weiter") und der Wiederholbarkeit („ich-kann-immer-wieder") sind zunächst einmal infrage gestellt, bis die betroffene Person eine Neuordnung ihrer Routinen vornehmen konnte.

Weil das Körpergefühl und das Körperwissen der Betroffenen oft nicht hinlänglich sind, bedarf es einer professionellen Instanz, die eine eindeutige Diagnose stellt. Daher folgt der Besuch bei der Gynäkologin oder dem Gynäkologen meist auf einen positiven häuslichen Schnelltest. Schwangerschaft und Geburt sind ein biopolitisches Feld, das von der Frauen- und Geschlechterforschung immer wieder thematisiert worden ist. So diagnostiziert etwa Barbara Duden (1991) mit einem kulturhistorischen Blick auf Schwangerschaft eine mit der Modernisierung zunehmende Entfremdung der Frau von ihrem eigenen Leib. Wissenschaftliche Erklärungen und medizinische Diagnosen deuten leibliche Vorgänge und dominieren mehr und mehr den Diskurs über Leib und Körper. Das leibliche Spüren und Wissen trete in den Hintergrund und werde überlagert oder verdrängt von medizinischer Diagnose. Das gelte nicht nur für die Schwangerschaft. Duden geht der Frage nach, wie seit dem 18. Jahrhundert die wissenschaftliche Tatsache ‚Frau' so hergestellt und popularisiert wurde, dass sie Frauen an sich selbst erleben (vgl. Duden 1991, S. 18). So macht sie beispielsweise deutlich, wie Visualisierungstechniken das Erleben der Schwangerschaft und die Konzeption des Fötus als nun „öffentlicher Fötus" (ebd., S. 65–71) verändert haben. Mit der Diagnose durch den Facharzt oder die Fachärztin beginnt eine regelmäßige ärztliche Vorsorge, die die Schwangerschaft unter medizinische Überwachung stellt und die im Mutterpass rhythmisiert ist. Die Untersuchungen und das Expertenwissen sind für die Patientinnen gleichermaßen beruhigend und beunruhigend, denn pränataldiagnostische Untersuchungen erzeugen auch Risiken. Mit den diagnostischen Möglichkeiten sollen mögliche Normabweichungen vor der Geburt festgestellt werden, was etwa auch zum unspezifischen und routinisierten Einsatz von Ultraschall führt. Die möglichen Anomalien werden als Risiken entworfen, denen die Schwangere mit regelmäßigen Kontrollen begegnen könne.

Die Frauen sind einem „Vorsorgeappell" ausgesetzt, der als Ausweg aus dem Risiko konstruiert wird, wie Elisabeth Beck-Gernsheim nachzeichnet (1996). Beck-Gernsheim zeigt am Beispiel der Pränataldiagnostik, wie genetische Risiken öffentlichkeitswirksam inszeniert werden, und zeigt die Bedingungen auf, die zur wachsenden Nachfrage nach Pränataldiagnostik führen. Dabei warnt die Autorin vor den oft unausgesprochenen Konsequenzen, die diagnostische Möglichkeiten haben. Denn im Falle von festgestellten bzw. für wahrscheinlich gehaltenen Normabweichungen gibt es meist keine Therapiemöglichkeiten. Die Frau steht dann vor der Entscheidung für oder gegen einen späten Schwangerschaftsabbruch. Schwangerschaft gerät so zu einem technisch-apparativen Projekt, wie Eva Schindele (1995) – vor den Konsequenzen von Pränataldiagnostik warnend – formuliert. In diesem medizinischen System rückt der Körper der Frau zugunsten einer Orientierung am Ungeborenen in den Hintergrund.

Mit der Frage, wie vorgeburtliche Gendiagnostik soziale Kontrolle nach sich zieht und die Familienplanung sowie das Verständnis von Gesundheit beeinflusst, beschäftigt sich Elizabeth Ettore (2009). Diese Technologien seien machtvolle Mechanismen, die Normalitätsverständnisse von Familie und Gesundheit regulieren sowie Frauen in „‚good' and ‚bad' reproducers" einteilen (ebd., S. 461). Die Medikalisierung von Schwangerschaft wird von zahlreichen Studien kritisch diskutiert (z. B. Duden 1991; Kolip 2000; Schindele 1995). Der Begriff beschreibt die Tatsache, dass Körperprozesse medizinisch betreut werden, obwohl kein Behandlungsbedarf besteht. Bereits mit der Pubertät geraten Frauenkörper unter regelmäßige medizinische Überwachung. Umbruchsphasen wie Schwangerschaft, aber auch Pubertät und Wechseljahre sind hierzulande fast selbstverständlich medikalisiert und unterliegen damit, wie Petra Kolip (2000) feststellt, der Normierung, Pathologisierung und Regulierung. Sie werden also im Hinblick auf Normwerte beurteilt; Abweichungen davon werden als behandlungsbedürftig definiert und der Korrektur bzw. Regulierung unterzogen (ebd., S. 18–20). Die Frauen sind aber in ihrem Bedürfnis nach Bestätigung von Normalität und Sicherheit, aber auch nach Abgabe von Verantwortung selbst Akteurinnen in diesem komplexen Prozess. Medikalisierung verläuft also nicht nur „top-down" entlang medizinischer Deutungsprozesse, sondern wird auch eingefordert, um Sicherheit zu erlangen oder mitunter aus einem Wunsch nach Übergangsritualen heraus (vgl. Mozygemba 2011, S. 85).

Die Diagnose „Schwangerschaft" geht oft mit Verunsicherungen einher, die nicht nur mit dem Risikodiskurs um die „Normalität" des Nachwuchses oder anstehenden Rollerwartungen zu tun haben können. Auch die erwarteten leiblichen und körperlichen Zeichen der Schwangerschaft bedeuten „andere Umstände". Die Frauen sind in einen Zustand der Erwartung massiver körperlicher Veränderungen versetzt. Das deutlichste (zukünftige) Symptom ist der wachsende Bauch, der die Schwangerschaft am anschaulichsten belegt. Schwangerschaft bedeutet für die Frau eine Übergangsphase – sie wird Mutter. In dieser Übergangsphase wird die Mutterrolle „einverleibt". Kati Mozygemba (2011) zeigt auf der Grundlage einer qualitativen Interviewstudie,

wie sich in dieser Phase Körperwissen und Leiberleben verschränken und wie Frauen den Statusübergang und das Mutter-Werden erleben. Dabei arbeitet sie heraus, dass die Frauen „vor der Geburt Mutter werden" (ebd., S. 143). Die Vergegenständlichung der Schwangerschaft (Körperwissen) verschränkt sich mit dem Spüren der Schwangerschaft (Leiberleben). Damit konkretisiert sich für die Frauen ihr Schwanger-Sein und das eigene Mutter-Werden (vgl. ebd., S. 144). Der Statusübergang führt zu einer Konkretisierung der Rollenübernahme, die sich zum Beispiel in Verhaltensänderungen zeigt. Die Studie kann deutlich machen, dass dieses Konkret-Werden vor allem bei erwünschten Schwangerschaften erfolgt, wogegen die Rollenvorstellung abstrakt bleibt, wenn sich die Frau gegen das Mutter-Werden wehrt. Der Umgang mit dem schwangeren Körper orientiert sich am Wohl des ungeborenen Kindes. Auch hier greift die „Verantwortungsrhetorik" (Beck-Gernsheim 1996, S. 289) eines naturwissenschaftlichen Risikodiskurses. Verantwortungsübernahme drückt sich in einem gesundheitsorientierten Umgang mit dem eigenen Körper aus. Dies betrifft Ernährungsgebote und -verbote, Bewegung, Umgang mit Stress, Verzicht auf Alkohol und Nikotin usw. „Für- und Vorsorge wird zur überspannenden Leitinstanz einer Schwangerschaftsmentalität" (Hornuff 2014, S. 23). Der schwangere Körper wird vom nicht-schwangeren Körper unterschieden, wobei der schwangere Körper eines besonderen Umgangs bedarf, um Risiken zu vermeiden. Dies führt zu der Frage nach dem „richtigen" und „falschen" Verhalten, aber auch zu Bewertungen von körperlicher Attraktivität (vgl. Maier 2000). Zwar sind schwangere Körper zum Teil von Schönheitsidealen entlastet, dennoch gilt es, als unattraktiv bewertete Schwangerschaftsstreifen zu vermeiden und die Gewichtszunahme nach der Geburt so schnell wie möglich wieder zu regulieren (vgl. Mozygemba 2011, S. 167).

Neben der Unterscheidung von schwangeren und nicht-schwangeren Körpern fällt die Trennung des Körpers der Frau vom Körper des ungeborenen Kindes auf. Nicht zuletzt aufgrund von Visualisierungstechniken wird der Fötus als Kind mit eigenem Körper im eigenen Körper figuriert. Das routinemäßige Sichtbarmachen des Ungeborenen mittels Ultraschall trägt dazu bei, dass der Fötus nicht mehr als „Leibesfrucht", sondern als eigenständiges Leben verstanden wird (vgl. Hampe 1997, S. 342). Aus dem schwangeren Körper werden zwei verkörperte, autonome Subjekte (vgl. Sänger 2010, S. 46). Ultraschalluntersuchungen haben neue kulturelle Muster des Sehens zur Folge: Viele Frauen schreiben den Ultraschallbildern die Bedeutung einer Personenfotografie zu und nutzen sie, um das Ungeborene kennenzulernen und familiär zu vergemeinschaften, so die These der Studie von Eva Sänger (vgl. ebd., S. 54). Deren Ergebnisse zeigen aber auch, dass die Frauen Ultraschallbilder und -untersuchungen als technische Mittel der Kontrolle und Absicherung vor bzw. Begrenzung von Schwangerschaftsrisiken sehen – verbunden mit ambivalenten Gefühlen aufgrund des Dilemmas begrenzter Therapiemöglichkeiten bei Anomalien. Auch die ethnografische Studie von Birgit Heimerl (2013), die Ultraschallsprechstunden als ‚soziale Situation' im Sinne Erving Goffmans betrachtet, zeigt, wie der Blick auf das ‚Kind' eingeübt wird. Heimerl geht es um die Praktiken der Bildherstellung, in

die beteiligte Körper, technische Apparaturen und Personen involviert sind. Auf der Grundlage von ethnografischen Beobachtungen und mit einem praxeologischen Konzept von Sozialität wird die soziale Situation des Ultraschalls rekonstruiert. Dabei zeigt sich, dass auch hier die Visualisierung auf dem Display als ‚Kind' gedeutet wird. Aber erst durch Erklärungen der Professionellen werden Ungeborene ‚ins Bild gesetzt' und der Körper des ‚Kindes' zwischen dem mit dem Schallkopf bearbeiteten Bauch und dem Bildschirm konstituiert. So „wird für den Laienblick *seh*bar, was das technische Display *sicht*bar macht" (Heimerl 2013, S. 331, Herv. i. O.). Ultraschallbilder tragen also wesentlich zur Vergegenständlichung des Kindes und der Schwangerschaft bei. Sie sind diagnostisches Mittel und führen zugleich die Veränderungen im Körper vor Augen. Insbesondere zu Beginn der Schwangerschaft kommt dem Ultraschall für deren Vergegenständlichung eine hohe Bedeutung zu, da in dieser Zeit körperlich-leibliche Zeichen die Schwangerschaft noch nicht evident genug belegen.

Dies ändert sich mit dem eigenleiblichen Spüren der ersten Kindsbewegungen, deren Beginn um die 20. Schwangerschaftswoche herum als typisch angesehen wird. Hinzu kommen von außen sichtbare Veränderungen am Körper. Der Schwangerschaftsbauch als Symbol für die Schwangerschaft wird zur „eigenkörperlichen Vergegenständlichungshilfe" (Mozygemba 2011, S. 195). Mit der deutlichen Sichtbarkeit des Schwangerschaftsbauchs verändert sich die Bedeutung externer Vergegenständlichungshilfen, wie z. B. medizinische Untersuchungen und Ultraschall. Die zunehmende Körperfülle wird von den Frauen im Spiegel, auf Fotos oder auch über die Notwendigkeit weiter geschnittener (Umstands-)Kleidung beobachtet. Der Bauch ist Bedeutungsträger und symbolisiert das Wachsen, die fortschreitende Schwangerschaft und die Entwicklung des Kindes. Im letzten Schwangerschaftsdrittel dominiert der Bauch in seiner Größe und seinem Gewicht die Schwangerschaft, weil er zu Anpassungen nötigt, z. B. hinsichtlich Beweglichkeit, Leistungsfähigkeit oder Schlafposition. Für die Vergegenständlichung des Kindes hat der Bauch nun eine entscheidende Bedeutung, weil sich Kindsbewegungen nicht nur eigenleiblich spüren lassen, sondern weil sie mitunter auch von außen und für Andere sicht- und fühlbar sind. Der Bauch wird zunehmend zur Hülle, die das Kind umschließt. Die Trennung des Körpers der Frau vom Körper des Kindes tritt noch deutlicher hervor.

Die körpersoziologischen Untersuchungen zum Forschungsfeld Schwangerschaft fokussieren auch das soziale Umfeld der schwangeren Frau. Es ist bedeutsam für die Zuschreibung der Schwangerenrolle. Der schwangere Körper wirkt auf die Interaktion mit Anderen ein und konkretisiert auch im Umfeld die Statuspassage. Die Sichtbarkeit des schwangeren Bauchs sorgt für Reaktionen aus dem sozialen Umfeld. Er rückt – im wahrsten Sinne ‚zunehmend' – ins Zentrum der Aufmerksamkeit. So kann immer weniger die Frau selbst entscheiden, wen sie über ihre Schwangerschaft informiert, sondern der Bauch symbolisiert diese. Die Anteilnahme und das Interesse an der Entwicklung des Kindes wachsen, sodass die Lebenssituation der Frauen öffentlich thematisiert werden kann, auch von außenstehenden Personen. Dies kann ebenso als Grenzüberschreitung gesehen werden wie die Berührung des

Bauches (durch Fremde), um zum ‚Kind' Kontakt aufzunehmen. Die Teilnahme anderer an der Schwangerschaft wird teilweise als Ausdruck sozialer Kontrolle empfunden, wenn das Handeln der Schwangeren bewertet oder um Ratschläge angereichert wird. Oft wird diese soziale Kontrolle der Mutter oder auch Schwiegermutter zugeschrieben. Hier deutet sich dann ein Konfliktfeld an, das mit der Ablösung des (nun schwangeren) Kindes von der Mutter (und nun werdenden Großmutter) zu tun hat, denn die Tochter wird (insbesondere mit der Erstgeburt) autonom und gründet ihre eigene Familie. Vom Umfeld kommentiert werden etwa die Ernährung, Körperpflege oder sportliche Betätigung – nicht selten unter Rückgriff auf die „Verantwortungsrhetorik", die den Fötus in den Fokus rückt und die Frau lediglich als nährende Umgebung für den werdenden Menschen deutet. Die Mechanismen sozialer Kontrolle sind bei Schwangeren besonders wirksam, weil sie „in anderen Umständen" Unsicherheiten, Ängste und Sorgen erleben, die sich auf medizinische Aspekte des Verlaufs der Schwangerschaft und der Entwicklung des Kindes beziehen, aber auch soziale Aspekte haben, z. B. im Hinblick auf die zukünftige Mutterrolle und die damit verbundenen sozialen Erwartungen und Rollenanforderungen.

Die „Geburt der Väter" (Wulf 2008) ist ein Teilprozess von Schwangerschaft, der ebenfalls körpersoziologisch relevant ist. Die werdenden Väter antizipieren eine grundlegende Transformation ihres Lebens, wie die Interviewstudie von Christoph Wulf (2008) zeigt. Die Veränderungen vollziehen sich vor allem in der Vorstellungswelt der zukünftigen Väter und in Praktiken des Zusammenlebens, mit denen sie auf das veränderte körperliche Befinden der Frauen reagieren (vgl. ebd., S. 61). Als unmittelbar Beteiligte haben sie im Falle einer intakten Paarbeziehung privilegierten Zugang zur Schwangerschaft. Sie begleiten die Frauen etwa zu Ultraschalluntersuchungen und nehmen teil an den Visualisierungen, die ein „Bild vom Kind" ermöglichen. Weil sie das Ungeborene nicht in ihrem Körper fühlen, sondern es lediglich von außen ‚sehen' und ertasten können, spielt diese Technik für sie eine wichtige Rolle. Die interviewten Väter in der Studie von Wulf empfinden die Bilder „als eine faszinierende Möglichkeit, sich Informationen über ihr zukünftiges Kind zu verschaffen, und als Chance, mit ihm Kontakt aufzunehmen und eine Beziehung zu entwickeln, die sie auf ihre Lebenssituation als Vater vorbereitet" (ebd., S. 70). Die Technik vermittelt also für die Väter einen wichtigen Zugang zum ‚Kind', der zur Vergemeinschaftung des Ungeborenen beiträgt (vgl. auch Heimerl 2013, S. 177–202; Sänger 2010). Sie setzen sich aber auch mental und emotional mit dem erwarteten Kind auseinander, indem sie auf frühere Erfahrungen mit Kindern, Erinnerungen an die eigene Kindheit, Fernsehfilme oder Fotografien von Neugeborenen etc. Bezug nehmen.

Die Studie „Vater, Mutter, Kind werden" von Cornelia Schadler (2013) geht dem Prozess des Eltern-Werdens während der Schwangerschaft mit ethnografischen Methoden nach, indem zum Beispiel der „Nestbau" mit Umzug in eine größere Wohnung, Einrichtung des Kinderzimmers und Kauf des Kinderwagens als Praktiken des Eltern-Werdens unter die Lupe genommen werden. Hier kommt das (heterosexuel-

le) Paar zu Wort, um die Praktiken werdender Elternschaft zu rekonstruieren. Körperpflege, Ernährung und die Entwicklung eines Schwangerschaftsbewusstseins sind unter körpersoziologischen Gesichtspunkten besonders relevant, zeigt sich doch, dass über Ernährungs-, Pflege- und Bewegungsregeln sowohl elterliche Körper als auch der Körper des Fötus figuriert werden (vgl. Schadler 2013, S. 179). Die Körperpraktiken im Kontext von Ernährung und Pflege sind bei den in der Studie befragten Eltern mit mentalen Konzepten verbunden, die von einigen als „Schwangerschaftsbewusstsein" bezeichnet werden. Diese Körperpraktiken schaffen Evidenz – sie „machen schwanger" und sind Teil einer neuen Wirklichkeitskonstruktion des Paares, das nun Eltern wird. Schwangerschaftsroutinen – wie z. B. die tägliche Einnahme von Folsäure, das Cremen des Bauches, das tägliche Essen von Obst – sorgen aber auch für Orientierung in einer neuen Lebensphase und für Sicherheit angesichts verunsichernder neuer Körpererfahrungen. Die Studie nimmt nicht nur die Schwangere selbst in den Blick, sondern berücksichtigt auch am Eltern-Werden beteiligte Akteure wie den Partner, Familie und Freunde oder GeburtshelferInnen.

Gesundheitswissenschaftlich orientierte Arbeiten, die die Schwangerschaft, ihre körperliche Bedeutung und die Beteiligung des Umfeldes erfassen, stellen ein weiteres Forschungsfeld dar. Sie verfolgen die Frage, wie GeburtshelferInnen mit schwangeren Körpern umgehen. HebammenforscherInnen, Pflege- und GesundheitswissenschaftlerInnen nehmen die Schwangerschaft sowie deren Konflikt- und Problemfelder in den Blick. In jüngerer Forschung kommt immer häufiger die lange vernachlässigte Sicht der schwangeren Frauen selbst zum Tragen, wie der Band von Katja Makowsky und Beate Schücking (2013) zeigt. Die Herausgeberinnen versammeln qualitative wie quantitative Studien, die auch sehr problembelastete Schwangerschaften (wie z. B. mit pränataler Diagnose „Nichtlebensfähigkeit" des Kindes, mit HIV-Infektion) untersuchen. Zwar geht es dem Band auch um die Frage nach den Erwartungen der Schwangeren an die Hebammen und ÄrztInnen im Rahmen der professionellen Begleitung und darum, wie danach darauf vonseiten der Profession reagiert werden kann. Dennoch zeigen die oft interdisziplinär angelegten Arbeiten körpersoziologische Aspekte auf – z. B. im Forschungsfeld Wunschkaiserschnitt oder im Hinblick auf subjektives Schmerzempfinden bei Wehen, die von Frauen mit Frühgeburt als weniger schmerzhaft empfunden werden als von Frauen mit Termingeburt. Für einen Wunschkaiserschnitt entscheiden sich Frauen insbesondere aus Angst vor der Unvorhersehbarkeit einer Geburt, vor dem Ausgeliefertsein und vor dem Verlust der Körperkontrolle, auch wenn sie den Kaiserschnitt keinesfalls als gefahrlos betrachten. Das Unbehagen angesichts der Nichtplanbarkeit einer Spontangeburt ist für die soziologische Perspektive reizvoller Ausgangspunkt einer körpersoziologisch basierten Gesellschaftsdiagnose.

Die Geburt als Endpunkt der Schwangerschaft wird von anthropologischen, ethnologischen und kulturgeschichtlichen Studien mit breiter Aufmerksamkeit bearbeitet. Auch psychologische Studien zu Konfliktlagen während Schwangerschaft und Geburt gibt es, wie etwa die hermeneutisch orientierte empirische Arbeit von Maria

Luise Köster-Schlutz (1991), die der Geburtsvorbereitung, dem Geburtserleben und den Erfahrungen von Selbstbestimmung und Autonomie in Gruppendiskussionen auf den Grund geht. In der Soziologie wird das Thema ‚Geburt' erst in jüngerer Zeit in Forschungsprojekten (vgl. Wulf 2008) und Publikationen beachtet. Paula-Irene Villa, Stephan Möbius und Barbara Thiessen (2011) zeigen in ihrem Band „Soziologie der Geburt", wie das soziale Phänomen heute von Ritualen begleitet, als Projekt behandelt und zu einem Teil von „doing family"-Praktiken wird. Die Geburt ist die „Entbindung" eines Körpers. Das Kind kommt zur Welt, indem es vom Körper der Mutter getrennt wird. Es wird zu einer Entität mit eigener Begrenzung. Die Geburt wird in der Regel schon während der Schwangerschaft vorbereitet, indem spezielle Kurse aufgesucht und die Wahl des Ortes und der Rahmenbedingungen der Geburt verhandelt werden. Der Geburtsprozess ist von Wehen begleitet, die das Kind aus dem Körper der werdenden Mutter bewegen. Diese Wehen werden als nicht gezielt kontrollierbar beschrieben, können aber pharmakologisch gefördert oder gehemmt werden. Mittels Atemtechniken, die zumeist auch im Geburtsvorbereitungskurs vermittelt werden, können die mit den Wehen verbundenen Schmerzen erträglicher werden. Aber auch durch Medikamente oder die Periduralanästhesie (PDA) werden Schmerzen medizinisch behandelbar. Im Kontext von Geburt gibt es eine große Bandbreite an Ritualen, auf die bereits Marcel Mauss (2010 [1935]) in seinen „Techniken des Körpers" hinwies. Geburtsrituale sind Übergangsrituale, die in einer Phasenstruktur ablaufen, wie sie auch von Robert Hertz, Arnold van Gennep und Victor Turner beschrieben wird. Körperliche Prozesse, die zugleich mit Änderungen im Lebenslauf einhergehen, wie z. B. Geburt, Pubertät oder Tod, werden durch Rituale strukturiert und soziokulturell interpretiert. Diese Übergangsriten sehen aktuell sicherlich anders aus als in ethnologischen Studien traditioneller Gesellschaften beschrieben. Villa, Moebius und Thiessen (2011) heben Praktiken hervor, die Geburt heute zu einem (weiteren) Projekt im Leben eines solchen Selbst machen, das ökonomisierten Logiken folgt. Das betrifft beispielsweise Abwägungen im Hinblick auf den optimalen Zeitpunkt für die Geburt, die produktiv genutzte Zeit der Schwangerschaft, die Effizienz von Atmungs- und Entspannungsübungen oder die Risikominimierung durch technische Überwachung der Geburt. Die Risiken der Geburt sollen „gemanagt" werden, damit sich die Akteure in der Risikogesellschaft handlungsmächtig fühlen. Hintergrund dieses Managements sei die Angst vor der existenziellen Erfahrung der Geburt, für die es in diesem „Risikodiskurs" kaum Übergangsrituale oder soziale (Anerkennung-)Räume gebe. Dies belege etwa auch der Wunsch nach Vermeidung von körperlich-leiblichen Schwangerschafts- und Geburtsspuren.

Wie Schwangerschaft aktuell und bezogen auf die Bundesrepublik Deutschland als sozialer Prozess erfasst werden kann, wird im Folgenden unter Rückgriff auf die Studie von Stefan Hirschauer, Birgit Heimerl, Anika Hoffmann und Peter Hofmann (2014) dargestellt. Diese will eine „Soziologie der Schwangerschaft" begründen und bezieht sich auf ein langjähriges exploratives Forschungsprojekt. Dabei geht es auch (aber nicht nur) um körpersoziologische Themenfelder. Die umfangreiche Studie will

auf ein Desiderat soziologischer Forschung reagieren und sozialtheoretische Begriffe und Konzepte von Schwangerschaft liefern.

## 2 Soziologie der Schwangerschaft

Hirschauer et al. suchen in ihrer empirisch fundierten „Soziologie der Schwangerschaft" nach soziologischen Beschreibungsmöglichkeiten für die Schwangerschaft, indem sie fragen, wie Schwangerschaft festgestellt und kommuniziert wird, wie es zur personalen Differenzierung von Schwangerer und Kind kommt, wie familiale Vergemeinschaftungsprozesse stattfinden, wie pränatale Sozialität abläuft und wie während der Schwangerschaft Zweigeschlechtlichkeit kulturell reproduziert wird. In der Studie geht es auch um die Prüfung der Tauglichkeit theoretischer Konstrukte, z. B. der Handlungs- oder Kommunikationstheorien. Wenn die Zeugung eines Kindes zumeist auf *Unterlassen* von Verhütung beruht, inwiefern greift dann *handlungs*theoretisches Vokabular? Und wie ist kommunikationstheoretisch damit umzugehen, wenn Schwangere im Plural („Wie geht es euch?") oder auch nur der Bauch als Kindsstellvertreter adressiert werden? Die empirische Basis bilden (1) Schwangerschaftsinterviews mit schwangeren Frauen und zum Teil mit dem Paar, wobei sowohl geschlechtsungleiche als auch geschlechtsgleiche Paarbeziehungen berücksichtigt wurden, (2) Schwangerschaftstagebücher, die zum Teil aus dem Internet stammen und zum Teil im Auftrag des Projekts angefertigt wurden, sowie (3) Beobachtungen von Schwangerschaftsinteraktionen wie z. B. Ultraschallsituationen. Die Darstellung der Ergebnisse folgt der deskriptiven Identifizierung von Schwangerschaftsstationen: Entdeckung, Mitteilung, visuelle Bilder vom ‚Kind', leibliche Sondierungen und Körperkontakte, Gendering des Ungeborenen und die Namensfindung. Die Projektierung des Kindes (Kinderwunsch) und die Geburt werden hier also nicht als eigene Phasen behandelt. Die Theoretisierung von Schwangerschaft läuft auf das Konzept einer „sozialen Schwangerschaft" hinaus. Diese ist nicht an einen Körperzustand gebunden, sondern vor allem eine kommunikative Tatsache, das heißt sie muss zunächst kommunikativ „zur Welt gebracht" werden (Hirschauer et al. 2014, S. 259). Dieser Prozess beginnt mit der Deutung leiblicher Zeichen als Schwangerschaftszeichen und der schrittweisen Mitteilung der Schwangerschaft. Hier zeigt sich mitunter eine Mitteilungsinszenierung sowohl paarintern als auch im Hinblick auf weitere signifikante Andere. Die „kommunikative Entbindung" (ebd., S. 260) der Schwangerschaft nimmt oft durch eine soziale Selbstläufigkeit Fahrt auf – die Schwangerschaft spricht sich herum. Die Mitteilung hat autosuggestive Wirkungen, die den Prozess der psychischen Realisierung der Schwangerschaft fortsetzen, allerdings kann der kommunikative Prozess auch der psychischen Realisierung enteilen.

Die soziale Schwangerschaft besitzt einen Erwartungsbogen und eine eigene soziale Zeit, die nicht der medizinischen Zeit der Schwangerschaft entspricht. Während die Medizin Zeitregime errichtet, die auf die Entwicklung des Kindes ausgerichtet

sind, hat das Paar seine eigene Taktung mit eigenen Phasen, Rhythmen, Schwellen und Verläufen. Diese richten sich auf die Stationen der Projektierung des Kindes, die Entdeckung und Feststellung der Schwangerschaft, die Entscheidung für oder gegen die Schwangerschaft, die Mitteilung und Aneignung der Schwangerschaft, die visuellen und leiblichen Erstkontakte über Ultraschall und Kindsbewegungen, die planerische Vorwegnahme über Erstausstattung und Namensfindung und schließlich die Geburt. Daneben gibt es aber auch markante Schwellen, die Überlebenszeitpunkte betreffen: die körperliche Einnistung des Embryos, die rechtlich gewährte Frist für eine indikationslose Abtreibung und die Lebensfähigkeit des Ungeborenen im Falle einer Frühgeburt. Nach diesen Zeitpunkten werde eine Schwangerschaft jeweils anders erlebt, weil sie an Realität gewinnt (vgl. ebd., S. 261). Die soziale Zeit der Schwangerschaft verläuft nicht linear oder entlang der Eigenzeit der Entwicklung des Fötus, sondern in Sprüngen und verschiedenen Tempi.

Neben den unterschiedlichen Zeitregimen nimmt die Studie auch die innerkörperliche Präsenz eines anderen Wesens in den Blick. Es wird gefragt, ob die Schwangere noch eine Einzelne darstellt oder ob aus dem Individuum ein „Dividuum" (ebd., S. 277) wird. Es existiert während der Schwangerschaft eine eigentümliche Zweiheit. Die Inwändigkeit des Ungeborenen führe zu komplizierten Interaktions- oder sogar Kommunikationsmöglichkeiten. Der Fötus ist in der Frau verschlossen und hat doch eine enorme soziale Präsenz. Er kann die Frau inwändig erleben und zugleich bis zu einem bestimmten Grad wahrnehmen, was „draußen" passiert. Daher stellen sich Schwangere in ihrem Verhalten oft selbst unter Beobachtung, z. B. im Hinblick auf Stress und Stimmungen, die vom Ungeborenen miterlebt werden könnten. In seiner Eigenbeweglichkeit steckt das Ungeborene sein Territorium ab. Seine Position wird zunehmend für die Frau wahrnehmbar: Der ungeborene Körper kann mit dem eigenen Körper wahrgenommen werden, wobei dieses Körpererleben auf einer perzeptiven Teilungsleistung der Frau beruht. Sie trennt zwischen einem inwändigen und einem auswändigen Körper, zwischen dem Anderen und dem Eigenen (vgl. ebd., S. 282). Diese Teilung erst macht die Konstruktion eines körperlichen Interaktionspartners möglich. Mit der Geburt und der endgültigen Trennung der Körper von Mutter und Kind wird dann eine Bindung konstituiert, die schon vor der Geburt vorbereitet wurde. Die physische Ent-Bindung bedeutet ja den Beginn einer sozialen Bindung, in die wiederum körperliche Anforderungen integriert sind, wie z. B. das Stillen, Füttern und Tragen. Die Studie nimmt die Verschränkung körperlicher, kommunikativer und psychosozialer Prozesse in den Blick und erschließt die Lebensphase Schwangerschaft nicht nur empirisch, sondern auch theoretisch. Gleichzeitig skizziert sie Themenfelder, die zahlreiche zukünftige Forschungsperspektiven einer Soziologie der Schwangerschaft aufzeigen.

## 3 Forschungsdesiderata und zukünftige Forschungsperspektiven

Eine Beschäftigung mit dem Thema Schwangerschaft jenseits geschlechtersoziologischer oder biopolitischer Fragestellungen hat in jüngster Zeit – die für das Quellenverzeichnis ausgewählte Literatur zeigt dies – deutlich zugenommen. Die Studien nehmen Schwangerschaft als ein Thema in den Blick, das im sozialen Kontext, in Paarkonstellationen, in Situationen medizinischer Untersuchung, im Hinblick auf den Übergang in eine neue soziale Rolle oder einen neuen Status eine Fülle an soziologischen Fragestellungen anregt. Insbesondere in körpersoziologischer Hinsicht sind hier noch Themenfelder zu vertiefen. Welche Unterschiede in der symbolischen Bedeutung von Schwangerschaft und schwangeren Körpern sind etwa beobachtbar, wenn verschiedene soziale Milieus in den Blick genommen werden? Einen systematischen Milieuvergleich hinsichtlich der symbolischen Bedeutung und Bewertung von schwangeren Körpern gibt es nicht. Ein Anschluss an einen sozialstrukturell differenzierenden Zugang würde sich anbieten, da Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit nach sozialen Milieus variieren, wie Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999) zeigen, und Geschlechtsrollenbilder innerhalb von Paarkonstellationen mit der Schwangerschaft als symbolischer Übergangsphase mitunter Veränderungen erfahren. Ebenso fehlt Forschung zu Milieuvergleichen hinsichtlich (der Verschränkung) von Körperwissen und Körpererleben während der Schwangerschaft.

Studien zur Schwangerschaft differenzieren zumeist zwischen schwangeren und nicht-schwangeren Körpern. Um Aufschluss darüber zu erlangen, wie sich Körpererleben und leibliche Empfindungen mit der Gravidität verändern, wären Interviews mit Frauen *vor* der Schwangerschaft, *während* der Schwangerschaft und *nach* der Schwangerschaft hilfreich. Wie verändern sich darüber hinaus Selbstkonzept, Körperbild oder Risikobewertung? Wie sind Leib-Körper-Erfahrungen in der Übergangsphase an Neuordnungen von Identität beteiligt? Welche Unterschiede gibt es im Erleben von erster Schwangerschaft und Geburt im Vergleich zur zweiten oder dritten? Kommt es schrittweise zu einer präziser definierten Mutterschaft und zu Routinen im Umgang mit der Übergangsphase? Neben der Differenz zwischen schwangerem und nicht-schwangerem Körper wird auch die Unterscheidung zwischen dem Körper der Mutter und dem des ‚Kindes' getroffen. An dieser Trennung sind v. a. die Möglichkeiten der Bildwerdung des Fötus beteiligt (vgl. Hornuff 2014). Dabei sollten nicht nur Strategien der Entzweiung der Körper, sondern auch Strategien der Einswerdung und Bindung in den Blick genommen werden.

An der Schnittstelle von Körper- und Techniksoziologie sind Untersuchungen nötig, die besondere soziotechnische Arrangements wie Keimzellenspende oder Leihmutterschaft in den Blick nehmen. Weiterhin fehlen systematische Untersuchungen zu Schwangerschaften bei homosexuellen Paaren oder auch Single-Müttern, die zwar in einigen Studien vorkommen, die aber nicht einer expliziten und durch eine eigene Fragestellung geleiteten Analyse unterzogen werden. Ebenso fehlen weiterführende Untersuchungen von Schwangerschaften, die nicht den „idealtypischen" Verlauf neh-

men, also z. B. mit Fehl- oder Totgeburt enden, abgetrieben werden oder etwa eine positive Pränataldiagnose (z. B. Trisomie 21) erhalten.

Diese Themenfelder lohnen eine interdisziplinäre Zugangsweise, die für die Körpersoziologie generell empfehlenswert ist. Medizinische, gesundheitswissenschaftliche, psychologische oder kulturwissenschaftliche Perspektiven würden die soziologische sinnvoll ergänzen. Neben interdisziplinären Kooperationen ist auch die internationale Verankerung des Themas angezeigt. Dazu gehören auch international vergleichende Studien, die insbesondere im Hinblick auf unterschiedliche geburtshelferische Begleitungen von Schwangerschaft und Geburt lohnenswerte Fragestellungen nahelegen. Schließlich gilt es aber auch, Ergebnisse und Schlussfolgerungen aus körpersoziologischen Untersuchungen von Schwangerschaft für andere Übergangsphasen anschlussfähig zu machen. Schwangerschaft ist eine Statuspassage, während der sich der Körper sehr rasant verändert. Wie lassen sich die Befunde dieses körperlichen „Umbauprojektes" übertragen auf andere körperlich-leiblich vermittelte Statuspassagen wie z. B. die Jugendphase mit ihren irritierenden körperlichen Veränderungen der Pubertät? Und umgekehrt: Wie lassen sich Erkenntnisse aus der Jugendforschung auf körpersoziologische Fragen zur Schwangerschaft beziehen? Auch Jugendlichen stellt sich die Aufgabe, etwas zu werden, was sie noch nicht sind. Die körperliche Reifung kann wichtiger Impulsgeber sein, muss aber gleichzeitig auch verarbeitet werden. In Übergangsphasen scheint der Zusammenhang von Leib, Körper und Selbstkonzept auf besondere Weise hervorzutreten. Eine weiterführende sozialtheoretische Betrachtung der Übergangsphase Schwangerschaft ist daher lohnenswert.

## Literatur

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1996). Die soziale Konstruktion des Risikos. Das Beispiel Pränataldiagnostik. *Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis,* 47. Jg., 284–296.

Duden, Barbara (1991). *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben.* Hamburg: Luchterhand.

Ettore, Elizabeth (2009). Prenatal Genetic Technologies and the Social Control of Pregnant Women: A Review of the Key Issues. *Marriage and Family Review,* 45, 448–468.

Hampe, Ruth (1997). Geburt. In: Christoph Wulf (Hrsg.), *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie* (S. 341–352). Weinheim, Basel: Beltz.

**Heimerl, Birgit (2013). *Die Ultraschallsprechstunde. Eine Ethnografie pränataldiagnostischer Situationen.* Bielefeld: transcript.**

**Hirschauer, Stefan/Heimerl, Birgit/Hoffmann, Anika/Hofmann, Peter (2014). *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität.* Stuttgart: Lucius & Lucius.**

Hornuff, Daniel (2014). *Schwangerschaft. Eine Kulturgeschichte.* Paderborn: Wilhelm Fink.

Kolip, Petra (2000). Frauenleben in Ärztehand. Die Medikalisierung weiblicher Umbruchphasen. In: Petra Kolip (Hrsg.), *Weiblichkeit ist keine Krankheit. Die Medikalisierung körperlicher Umbruchphasen im Leben von Frauen* (S. 9–30). Weinheim, München: Juventa.

Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich.* Konstanz: UVK.

Köster-Schlutz, Maria Luise (1991). *Schwangerschaft und weibliche Identität. Individuelle und institutionelle Konflikte als Ausdruck kultureller Pathologie. Eine empirisch-hermeneutische Studie.* Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Maier, Maja (2000). Milieuspezifische Verkörperungen von Weiblichkeit. Zur Symbolik des schwangeren Körpers. In: Cornelia Koppetsch (Hrsg.), *Körper und Status. Zur Soziologie der Attraktivität* (S. 125–145). Konstanz: UVK.

Makowsky, Katja/Schücking, Beate (Hrsg.). (2013). *Was sagen die Mütter? Qualitative Forschung rund um Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett.* Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Mauss, Marcel (2010). Die Techniken des Körpers. In: Marcel Mauss (Hrsg.). *Soziologie und Anthropologie.* Band 2 (S. 197–220). Wiesbaden: VS.

Mercer, Ramona T. (1995). *Becoming a Mother. Research on Maternal Identity from Rubin to the Present.* New York: Springer.

**Mozygemba, Kati (2011). *Die Schwangerschaft als Statuspassage. Das Einverleiben einer sozialen Rolle im Kontext einer nutzerinnenorientierten Versorgung.* Bern: Hans Huber.**

Sänger, Eva (2010). „Einfach so mal schauen, was gerade los ist." Biosoziale Familiarisierung in der Schwangerschaft. In: Katharina Liebsch/Ulrike Manz (Hrsg.), *Leben mit den Lebenswissenschaften. Wie wird biomedizinisches Wissen in Alltagspraxis übersetzt?* (S. 43–61). Bielefeld: transcript.

**Schadler, Cornelia (2013). *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft.* Bielefeld: transcript.**

Schindele, Eva (1995). *Schwangerschaft. Zwischen guter Hoffnung und medizinischem Risiko.* Hamburg: Rasch und Röhring.

**Villa, Paula-Irene/Moebius, Stephan/Thiessen, Barbara (Hrsg.). (2011). *Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken, Perspektiven.* Frankfurt a. M.: Campus.**

Wulf, Christoph (2008). Die Geburt der Väter. In: Christoph Wulf/Birgit Althans/Julia Foltys/Martina Fuchs/Sigrid Klasen/Juliane Lamprecht/Dorothea Tegethoff (Hrsg.), *Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung* (S. 59–95). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.

# Sexualität

Stefanie Duttweiler

Kaum ein Thema scheint so sehr mit dem Körper verschränkt wie Sexualität, denn Körper sind immer auch sexualisierte Körper. In der deutschsprachigen Körpersoziologie findet diese basale Einsicht bislang wenig Resonanz, die Körpersoziologie ist weitgehend sexualitätsabstinent wie umgekehrt die Soziologie der Sexualität weitgehend körperblind. Das erstaunt, denn der Körper ist Basis aller Praktiken und Symbolisierungen, Normierungen und Hierarchisierungen von Sexualität.

Aus einer körpersoziologischen Perspektive interessiert vor allem, inwieweit sexuelle Körper als Produkt und Produzent von Gesellschaft zu verstehen sind, in den bisherigen Forschungen wird der sexualisierte Körper jedoch vor allem als Produkt der Gesellschaft ausgewiesen. Im Folgenden werden ausgewählte Forschungsarbeiten vorgestellt, die auf den Zusammenhang von Körper, Sexualität und Gesellschaft fokussieren (1). Ein wichtiges Forschungsfeld ist dabei ‚Körperwissen', das Körper und Praktiken prägt (2). Immer wieder kreisen hier die Auseinandersetzungen direkt oder indirekt um das Verhältnis von Natur und Kultur. Besonders deutlich wird dies im Hinblick auf die Thematisierungen des Zusammenhangs von Körper, Geschlecht und sexueller Orientierung (3) sowie auf die Prozesse der Sexualisierung von Körpern (4). Die soziologische Sexualwissenschaft widmet sich darüber hinaus dem Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Transformationen und den Veränderungen der Sexualität (5). Abschließend werden die wenigen Ansätze vorgestellt, die als Antwort auf die Frage, ob und wie der sexualisierte Körper vergesellschaftend wirkt, zu verstehen sind. Dies bleibt jedoch weitgehend ein Forschungsdesiderat (6).

## 1 Körper, Sexualität und Gesellschaft

Die Erkenntnis, Körper und Sexualität sind vergesellschaftet, ist eine Grundannahme der Human- und Sozialwissenschaften. Das gilt selbst für diejenigen Aspekte, die als eigenleibliches Spüren wahrnehmbar werden und so den Anschein erwecken, jenseits des Sozialen zu stehen. Körperteile und -zonen sowie sexuelle Praktiken sind eingebettet in eine moralische Anatomie, die zwischen gut und schlecht, rein und

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_17

schmutzig, sexualisiert oder neutral unterscheidet. Diese Zuschreibungen und Wertungen, die geschlechtsspezifisch differenziert sind, beeinflussen Handlungen, Interaktionen ebenso wie Fantasien, Wünsche und das sexuelle Begehren - auch wenn sie sie nicht determinieren. Gerade auch die ‚verbotene' Handlung und das ‚verworfene' Begehren können sexuelle Lust hervorrufen. Wie diese sexuelle Lust sich artikuliert, welche Praktiken ausgeübt, wie und ob ein Orgasmus erlebt wird, welche anderen Personen oder Hilfsmittel ins Spiel kommen (dürfen) ist historisch, sozial und kulturell variabel.

Auch wenn im Alltagsverständnis Sexualität nach wie vor als etwas angesehen wird, das der menschlichen ‚Natur' entspringt, ist die Erkenntnis der sozialen Bedingtheit der Sexualität so neu nicht. Schon Sigmund Freud fasst den Sexualtrieb nicht ausschließlich biologisch, sondern als denjenigen Ort, an dem sich biologische und kulturelle Einflüsse verdichteten. Für die Klassiker der Soziologie ist Sexualität dennoch kein zentrales Thema: Max Weber behandelt Sexualität nur beiläufig im Rahmen seiner religionssoziologischen Schriften, Georg Simmel wirft einen mikrosoziologischen Blick auf Liebe und Erotik. In beiden Fällen wurde die Körperlichkeit der Sexualität nicht thematisch. Anders dagegen bei Norbert Elias, für den Körper, Nacktheit und Sexualität Beispiele für die generelle Ausweitung der Disziplinierung von Körper(lichkeit) und der Affektsteuerung im Zivilisationsprozess darstellen.

Erst die systemtheoretisch inspirierten Arbeiten von Sven Lewandowski (2004) setzen den Körper im Hinblick auf Sexualität ins Zentrum der Analyse. Die soziologische Beschäftigung mit Sexualität fasst er nicht als Anwendungsfeld einer soziologischen Subdisziplin wie Geschlechter-, Körper- oder Paarsoziologie, vielmehr argumentiert er in konsequenter Weiterentwicklung systemtheoretischer Prämissen, dass sich in der Moderne körperprozessierende Systeme und damit auch autonome Sexualität als eine eigenständige Emergenzebene des Sozialen ausdifferenziert haben. Ihr Kern ist die Erlangung sexueller Lust, als Leitdifferenz fungiert die Unterscheidung von sexuellem Begehren/sexueller Befriedigung. Dementsprechend zentral wird der Orgasmus: Er etabliert einen Kohärenzpunkt in der Vielfalt von Verhaltensweisen, der es erlaubt, diese Verhaltensweisen als sexuelle zu beobachten. Die Durchsetzung des „Orgasmusparadigmas" ist mithin Bedingung der Möglichkeit der Ausdifferenzierung eines Funktionssystems Sexualität. Es setzt eine *körperliche* Reaktion ins Zentrum, verhält sich aber indifferent gegen jegliche sexuelle Praktik und Objektwahl – entscheidend ist allein, ob sexuelle Befriedigung erlangt werden kann. Da die binäre Codierung von Begehren/Befriedigung – im Unterschied zu anderen gesellschaftlichen Leitdifferenzen in Wirtschaft, Recht oder Wissenschaft – sozialstrukturell irrelevant ist, können, so Lewandowski, moderne Gesellschaften flexibel und unaufgeregt auf sexuelle Pluralisierung und vormals als abweichende sexuelle Praktiken und Identität reagieren.

Diese These der Irrelevanz der Sexualität für die moderne Gesellschaft steht in krassem Widerspruch zu den Arbeiten von Michel Foucault, der die Geschichte der Sexualität eng mit der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft verzahnt. Foucault si-

tuiert Sexualität im Kern politischer Macht-und Wissenspraktiken und dekonstruiert die Auffassung, Sexualität sei das vermeintlich Innerste und Natürlichste des Menschen. Er weist vielmehr den Sex als denjenigen idealen Punkt aus, „der vom Sexualitätsdispositiv und seinem Funktionieren notwendig gemacht wird" (Foucault 1977, S. 185). Was mit dem 18. Jahrhundert historisch als Sexualität auftaucht, ist nicht die spezifische kulturelle Umformung einer biologischen Naturgegebenheit, sondern „ein großes Oberflächennetz, auf dem sich die Stimulierung der Körper, die Intensivierung der Lüste, die Anreizung zum Diskurs, die Formierung der Erkenntnisse, die Verstärkung der Kontrollen und der Widerstände in einigen großen Macht- und Wissensstrategien miteinander verketten" (ebd., S. 128). Die Geschichte der Sexualität rahmt Foucault damit als Geschichte der modernen Machtdispositive, d. h. der Veränderungen in den Technologien von Macht und Wissen über den Menschen und dessen Körper im 18. und 19. Jahrhundert: Zum einen entdeckt der moderne Staat im 18. Jahrhundert die Bevölkerung als Ressource, der Sex wird zu einer „Sache, die man zum größtmöglichen Nutzen aller regeln und optimal funktionieren lassen muß" (ebd., S. 36). Zum anderen verschieben sich die Praktiken von der Seelen- zur Menschenführung. Dabei wurden im 19. Jahrhundert die geistlichen Experten zunehmend von medizinischen abgelöst, und es verschieben sich die Wahrheitsprozeduren von der Beichte zu medizinischen, psychiatrischen und psychotherapeutischen Untersuchungs- und Klassifikationstechniken, die en detail zwischen abweichender und normaler (d. h. ehelicher, reproduktionsorientierter, heterosexueller) Sexualität unterscheiden. Diese Verschiebungen des Machtdispositivs setzen den Sex zentral, er fungiert nun als Schnitt- und Verbindungsstelle zwischen dem individuellen (Begehrens-)Körper und dem kollektiven Körper der Bevölkerung – er ist zentrales Moment der Biomacht, die „der Macht Zugang zum Körper verschafft" (ebd., S. 170).

Implizit ist damit auch eine Soziologie des Körpers geschrieben, die die Bedingungen und Praktiken seiner Vergesellschaftung auslotet. Denn Sexualität im Kern als eine politische Technologie des Lebens zu beobachten, negiert gerade nicht den Körper und seine Anatomie. Das Machtdispositiv schaltet sich „direkt an den Körper", seine „Funktionen, physiologischen Prozesse, Empfindungen, Lüste" (ebd., S. 180 f.). Durch den Begriff Sex wird es möglich, „anatomische Elemente, biologische Funktionen, Verhaltensweisen, Empfindungen und Lüste in einer künstlichen Einheit zusammenzufassen und diese als fiktive Einheit als ursächliches Prinzip, allgegenwärtigen Sinn und allerorts zu entschlüsselndes Geheimnis funktionieren zu lassen" (ebd., S. 184). Es konstituiert sich mithin ein *Körper,* der seine Lust als eine sexuelle wahrnimmt, und ein *Subjekt,* das als begehrend begriffen wird und das durch den Sex Zugang zu Selbsterkenntnis und Identität erlangt (ebd., S. 185). Diese radikal neue historisch-theoretische Verortung des Sexuellen hat den Blick geöffnet für den Zusammenhang von Wissens- und Machttechnologien und die Produktion (re-)produktiver Körper, Identitäten und Subjekte, dem in Anlehnung an Foucault in vielen Studien zur Biopolitik nachgegangen wurde.

## 2 Körperwissen

Wie Foucault (1977) aufzeigt hat, sind es vor allem medizinische, sexualwissenschaftliche und therapeutische Expertendiskurse, die in Auseinandersetzung mit Modellen der Trieborientierung und der Unterscheidung zwischen Normalität und Abweichung sexuelles Körperwissen (re)produzieren. Sie konstituieren sexuelle Körper, geben körperlichem Handeln eine (sexuelle) Form und prägen so nicht zuletzt das Verhalten der Einzelnen zu Körper und Sexualität. Besonders eindrucksvoll zeigt sich diese Wechselwirkung zwischen Körperwissen, Handlungen und Einstellungen im Hinblick auf die so genannten Kinsey-Reporte (1954). In einer detaillierten sozialwissenschaftlichen Befragung einer großen Anzahl amerikanischer Männer und Frauen untersuchte der amerikanische Biologe Alfred Kinsey die Frage, was die männlichen und weiblichen Mitglieder der Spezies homo sapiens sexuell tun. Dabei konzentrierte er sich im Männerband (1948) auf diejenigen sexuellen Aktivitäten, die im Organsums kulminieren, im Frauenband (1953) wird diese Verengung aufgegeben. Gerade diese auf die Biologie fokussierte Sichtweise, die das Sexualverhalten des Menschen als natürliche körperliche Funktion ausweist und jenseits moralischer oder rechtlicher Vorbehalte die Möglichkeiten des Orgasmus auslotet, etablierte neues sexuelles Körperwissen, das in kurzer Zeit popularisiert wurde und so zur Normalisierung sexueller Praktiken im Sinne der Orientierung an der statistischen Normalverteilungen beitrug.

Die ehemaligen Mitarbeiter Kinseys John Gagnon und William Simon lösten sich von der Auffassung, Sexualität sei die natürlichste Tätigkeit des Menschen. Sie sehen Sexualität als „vielleicht genau jenes Feld, in dem das Soziokulturelle am umfassendsten über das Biologische herrscht“ (Gagnon/Simon 1974, S. 15) und untersuchten die Verschränkung von kulturellem Wissen und konkreten sexuellen Interaktionen. Denn, so ihre These, Handlungen, Gefühle und Körperteile werden erst durch die Anwendung soziokultureller Skripte sexuell. Dementsprechend fragen sie nach der Entstehung, Entwicklung, Aufrechterhaltung und Modifikation sexueller Skripte und identifizieren dabei drei Dimensionen: *Kulturelle Szenarien* umfassen die normativen Instruktionen, Selbstverständlichkeiten und sexuellen Rollenerwartungen einer Gesellschaft, die sich aus kulturellen Narrativen in medialen Darstellungen, öffentlichen Debatten und dem Allgemeinwissen speisen. Sie stellen wählbare Handlungsanleitungen und Interpretationsoptionen zur Verfügung, die von den Einzelnen aufgegriffen, aber auch modifiziert und verworfen werden. *Interpersonelle Skripte* entstehen dagegen in der interaktiven Aushandlung konkreter sexueller Beziehungen und dem Sprechen über Sex mit Dritten. Im Rückgriff auf unterschiedliche Varianten kultureller Szenerien werden diese interaktiv zu Skripten für das Verhalten in spezifischen Kontexten umgeformt. *Intrapsychische Skripte* erwachsen aus der (reflexiven) Verarbeitung kultureller Szenarien und körperlicher Erfahrungen und organisieren die individuelle Begehrensformen und erotisch-sexuellen Reaktionen. So entsteht ein individuelles Set sexueller Skripte, das den individuellen Erfahrungen Gestalt gibt

und das Verhältnis zu interpersonellen und kulturellen Skripten bestimmt. Dieses Modell, das die Verbindung von kulturellem Körperwissen, konkreten Interaktionen und individuellen verkörpernden Verarbeitungen stark macht und somit Basisannahmen aktueller Praxistheorien vorwegnimmt, wurde vor allem in der angloamerikanischen Forschung weitergeführt; in der deutschsprachigen Soziologie wurde es z. B. von Rüdiger Lautmann (2002) aufgegriffen.

In der deutschsprachigen Forschung wurde in jüngster Zeit vor allem ein genauerer Blick auf Expertendiskurse über Sexualität geworfen. So hat Yvonne Bauer den Expertendiskurs zu Sexualität im Hinblick auf seine Körperkonzepte untersucht. Das Körperkonzept der Sexualwissenschaften, so ihr Befund, wandelt sich vom industriellen Lustkörper, der ausgehend von der Vorstellung eines natürlichen Sexualtriebes quasi mechanistisch auf Triebbefriedigung zielt, zu einem kybernetischen Lustkörper, der nun als informationsverarbeitendes Netzwerk verstanden und selbst in die Aushandlungsprozesse über sexuelle Berührungen einbezogen wird. „Der Lustkörper ist nicht mehr die materielle Basis, um sexuelles Begehren auszuleben, vielmehr wird er in den sexuellen Kommunikationen selbst als Zeichen gebender Akteur verstanden" (Bauer 2003, S. 262). Neben und zwischen wissenschaftlichen Diskursen hat sich das in allen Medien präsente Ratgebergenre als wirkmächtige (Re-)Produktionsinstanz für sexuelles Körperwissen herausgebildet, denn hier wird Wissen *über* den sexuellen Körper und Wissen *des* Körpers auf unterhaltsame Weise auf konkret nachgefragte Problemlagen bezogen und wird so alltagsrelevant (vgl. Duttweiler 2010).

Studien zur Sozialisation zeigen jedoch auch, wie insbesondere in der Jugendphase Körperwissen interaktiv und explizit in (gemeinsamen) Erzählungen in der Peergruppe ausgetauscht, re-produziert und bewertet wird. Wie Götsch (2014) hervorhebt, ist es ein „kollektiv gewusstes Wissen, das die soziale (heteronormative) Welt, (eigene) Werte, Normen, (Macht)Strukturen sowie Inklusionen und Exklusionen bezüglich Geschlecht und Sexualität herstellt und erklärt" (ebd., S. 248). Es ist, so Götsch, ein komplexitätsreduzierendes und zugleich ein widersprüchliches und brüchiges Wissen über die Bipolarität und Hierarchie von Geschlecht und Sexualität. Auffallend ist dabei, dass neben der Ausgestaltung der eigenen Geschlechtlichkeit auch die Möglichkeit zur Veränderung des Geschlechtskörpers ‚gewusst' und akzeptiert wird. Die Jugendlichen halten lediglich an der Vorstellung der geschlechtlichen Kohärenz zwischen gefühltem und (angepasstem) Körper-Geschlecht fest.

## 3 Körper, Sexualität und Geschlecht

Den Zusammenhang von Geschlechtskörper, Geschlechtsidentität und sexueller Orientierung zu dekonstruieren, war und ist Gegenstand feministischer und queertheoretischer Auseinandersetzungen, die in ihm den Kristallisationspunkt kritischer Gesellschaftsanalysen und emanzipatorischer Sexualpolitiken (Bührmann 2014) ausmachen. Diskursbestimmend wurden die Auseinandersetzung mit Judith Butlers

Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ (1991), in der diese die Stabilisierungs- und Destabilisierungsprozesse sexueller und geschlechtlicher Identitätsbildung beschreibt. Dazu führt Butler den Begriff der „heterosexuellen Matrix“ ein, die die soziale und kulturelle Anordnung bestimmt, in der anatomischer Geschlechtskörper (sex), soziale Geschlechterrollen (gender) und erotisches heterosexuelles Begehren (desire) normativ aufeinander verwiesen sind und als natürlich figuriert werden. „Heteronormativität“ avancierte zu einem der Schlüsselbegriffe, um die wirkmächtigen Bezeichnungs-, Regulierungs- und Normalisierungsverfahren zu verstehen, die jeden Bereich gesellschaftlicher Ordnung durchzieht: Sie normiert das Verhältnis der Körper und ihr (sexuelles) Verhältnis zueinander, Identitäten und Biographien, Familien-, Verwandtschaftsordnungen (Heirat, Erbschaft, Adoption) sowie Nationenbildung und Klassenstrukturen und legitimiert diese als natürlich.

Ziel der Queer Theory ist es daher, die enge Verschränkung der Triade von sex-gender-desire zu lösen. Damit wird nicht zuletzt eine zentrale leiblich-affektive Alltagsevidenz in Frage gestellt, die vom Körper auf das Geschlecht, vom Geschlecht auf den Körper und vom Geschlecht auf das Begehren schließt – und umgekehrt. Wer beispielsweise als Frau eine andere Frau begehrt, gilt als homosexuell, und wer als heterosexueller Mann eine andere Person begehrt, nimmt diese mit großer Wahrscheinlichkeit als ‚weiblich‘ wahr. Durch die vermeintliche Fundierung des Geschlechts in der leiblich-affektiven Betroffenheit des Begehrens verschränken sich Körper(-wahrnehmung), Geschlechter und Sexualität wechselseitig, denn sexualisierte Situationen, sexuelles Begehren und sexuelles Handeln sind emotional aufgeladene Momente, in denen Geschlechterdifferenz und -gleichheit immer wieder bestätigt und aktiviert wird.

Doch die Queer-Theory analysiert nicht nur die Bedingungen der Ordnungen des Sexuellen, sie lotet auch die Brüche und Zwischenräume, die Vervielfältigung und Veruneindeutigung jenseits der Zweigeschlechtigkeit und der Unterscheidung von hetero- und homosexuell aus. Dazu werden Phänomen wie Transgender, Transsexualität und Intersexualität sowie verschiedene Begehrenspositionen jenseits der Heterosexualität empirisch untersucht respektive bestehende Untersuchungen neu kontextualisiert. Körpersoziologisch interessant sind dabei vor allem jene Arbeiten, die explizite Körperpraktiken des Umarbeitens von Geschlecht und Sexualität untersuchen. So konnte beispielsweise Gesa Lindemann (1995) in ihrer Studie zu Transsexualität zeigen, dass Geschlechtszeichen ihre geschlechtliche Signifikanz verlieren können, wenn sie durch die gesamte Körpergestalt und sexuelle Interaktion anders kontextualisiert werden. Selbst wenn Genitalien also als Sexualorgane fungieren, markieren sie nicht zwingend das zugeschriebene Geschlecht. Lindemann betont dabei die Sonderstellung des Penis. Wird er isoliert von der Person wahrgenommen oder in der sexuellen Erregung eigenleiblich gespürt, fällt es schwer, ihn *nicht* als Zeichen von Männlichkeit zu dechiffrieren – wenngleich es nicht unmöglich ist. Diese Sonderstellung belegen auch Studien, in denen Männer über ihren Körper und ihre Sexualität sprechen. Hier zeigt sich die „extensive Aufladung des Penis

mit Bedeutung und Funktionen im Hinblick auf die Konstitution von Männlichkeit" (Hofstadler/Buchinger 2001, S. 252). Für die theoretische Reflexion ergibt sich mithin die Frage nach dem Verhältnis von Penis (als Körperteil) und Phallus (als symbolische Kristallisation der Männlichkeit). Der Penis symbolisiert den Phallus, *ist* aber nicht der Phallus. „Je mehr Symbolisierung statthat, desto geringer ist die ontologische Verbindung zwischen Symbol und Symbolisiertem" (Butler 1995, S. 118). Es besteht also keine direkte Verbindung zwischen dem Symbolisierten und dem Symbol, es können auch andere Körperteile oder Artefakte ‚phallisch' werden.

Einige Studien im Feld der Queer-Studies zeigen Bedingungen auf, die es erleichtern, Körper, Geschlecht und Sexualität auf neue Weise zu verbinden. So kann beispielsweise Uta Schirmer zeigen, wie die körperlichen Erfahrungen von Drag-Inszenierungen eine Eigendynamik entfalten, die das Planvolle und Intentionale übersteigen: Frühe Körpererfahrungen werden erinnert und neue Körperwünsche können gebildet werden, die auch im Alltag wirksam werden. Wie Schirmer betont, fungiert der Kontext der lesbischen Subkultur als Container „für das, was im Zuge der (Re-)Formulierung binärer, biologisch begründeter Geschlechter als konstitutives Außen von Weiblichkeit und Frausein produziert und genau deswegen männlich codiert wurden" (Schirmer 2010, S. 20). Sven Lewandowski (2015) argumentiert aus einer interaktionistisch und psychoanalytisch informierten Perspektive, dass durch die Polysemie sexueller Praktiken (insbesondere von Oral- und Analverkehr) diese auch zwischen Personen verschiedenen Geschlechts als Medium der Überschreitung der ‚monosexuellen Verbissenheit' (Schmidt) fungieren können. Gerade die Offensichtlichkeit der Heterosexualität und die manifeste Objektwahl fungieren als Schutzschirm und bieten so Raum für eine Vielzahl sexueller wie objektorientierter Abweichungen zwischen Homo- und Heterosexualität. „Mithin wird ein soziales Vergessen der *Hetero*sexualität gerade auch in und durch hetero*sexuelle* Interaktionen denkbar" (ebd., S. 180, H. i. O.) Doch alle diese Positionen zeigen: Unabhängig von der Begehrensposition als eindeutig homo- oder heterosexuell und unabhängig vom Ausüben veruneindeutigender sexueller Praktiken – doing sexuality ist zugleich doing gender, auch wenn es, wie Uta Schirmer treffend herausarbeitet, in einer Weise gelebt wird, ‚Geschlecht anders zu gestalten'.

## 4 Sexualisierung der Körper

Fragt die Queer-Theorie vor allem machttheoretisch nach Verbindungen und Brüchen der sex-gender-sexuality Triade, sind andere Studien vor allem an der lebensgeschichtlichen Herausbildung sexualisierter Körper interessiert. So weisen beispielsweise die Untersuchungen der Gruppe um Frigga Haug (1983) die „Sexualisierung der Körper" als Zusammenspiel gesellschaftlicher Machtverhältnisse mit selbsttätig Angeeignetem als zwei Seiten desselben Vergesellschaftungsprozesses aus. Mit „Erinnerungsarbeit" als spezifischer Methode (körper-)soziologischer Erkenntnisproduk-

tion – der detaillierten Schilderungen biographischer Situationen, die in Rekurs auf Foucault machttheoretisch gerahmt wurden – befragten sie ihre eigenen Erzählungen über Haare, Körper, Beine oder (körpernahe) Kleidung nach ihrer Einschreibung in patriarchale und kapitalistische Machtverhältnisse. Gerade durch das Versprechen auf Glück, Lust, Spaß, Selbständigkeit, Erwachsenwerden und gesellschaftliche Positionierung, so ihre These, werden sexualisierte Körper zu Orten der Verschränkung von Körperlichkeit, Sexualität, Macht und Unterwerfung.

Nehmen Haug et al. ihre eigenen Erfahrungen zum Ausgangspunkt der Analyse, beziehen sich andere Arbeiten auf psychologische und entwicklungssoziologische Befunde. So weist die Soziologin Marlene Stein-Hilbers in ihrem Buch „Sexuell werden" (2009) sexuelle Erlebnisfähigkeit, sexuelles Verlangen und sexuelles Verhalten als Resultate komplexer Lern- und Entwicklungsprozesse nach. Kindheit, Jugend und frühes Erwachsenenalter sind dabei nur „dichte Durchgangsstadien" eines lebenslangen Prozesses sexueller Sozialisation. Stein-Hilbers betont, dass dieser Prozess schon mit der Geburt beginnt. Die einzige biologische Grundlage der Sexualisierung bildet die neurophysiologische Ausstattung der Säuglinge, Körperkontakt als angenehm zu empfinden, einige Körperzonen sind dabei besonders sensibel für stimulierende Berührungsreize. Kinder erwerben in (körperlichen) Interaktionen mit ihrem sozialen Nahfeld sexuelles Körperwissen und erlernen die Bedeutung und normative Bewertung von Objekten und Handlungen sowie symbolische und tatsächliche Ausdrucksformen von Sexualität und entwickeln emotionale Strukturen. Dementsprechend prägen Klasse, Ethnizität, Alter oder Religiosität der Eltern, regionale und biographische Erfahrungen die Ausbildung des eigenen Erlebens und Verhaltens (ebd., S. 9). Auch Stein-Hilbers zeigt die Verbindung von vergeschlechtlichender und ‚sexualisierender' Sozialisation auf. So entwächst beispielsweise aus dem Tabuisieren und Verdecken der Genitalien und (weiblichen) Brüste nicht nur die Wahrnehmung, ein bestimmtes Geschlecht zu sein, sondern auch die Signifikanz der Genitalien als sexuell. Durch die Peinlichkeit, mit der explizite sexuelle Aufklärung nach wie vor verbunden ist, schreibt sich zugleich eine Ambivalenz in den sexuellen Körper und den Bereich des Sexuellen ein: Sexualität erscheint geheimnisvoll und nicht kommunizierbar und zugleich ist sie omnipräsent und hoch relevant. Darüber hinaus akzentuiert die leiblich-affektiv wahrgenommene Angst und Scham die geschlechtliche Signifikanz des Körpers (ebd., S. 66).

Besondere Beachtung findet in der Forschung die Pubertät (als Zeit der körperlichen Geschlechtsreife) und Adoleszenz (als Zeit der psychischen Integration physischer und sexueller Veränderungen), da in dieser Lebensphase der Körper in besonderer Weise ‚aufdringlich' wird (vgl. King 2011). Die körperlichen Veränderungen werden als Geschlechts- und Sexualitätszeichen gedeutet, zu denen sich die Jugendlichen positionieren müssen. Dabei tritt der veränderte Körper dem kindlichen Selbst wie etwas ‚Fremdes' gegenüber, dessen Erleben mit ambivalenten Gefühlen und Phantasien, Erwartungen und Befürchtungen einhergeht. Geschlechtsunterschiede werden hier besonders relevant gemacht. Der weibliche Körper wird als etwas figu-

riert, das inszeniert, bearbeitet, gepflegt und geschützt werden kann und muss. Und auch für Jungen und deren adoleszenten „riskanten Praktiken" (Meuser) ist der Körper eine „Bühne adoleszenter Konflikte" – es wird mit ihm gespielt, er wird aufs Spiel gesetzt und zugleich zu beherrschen versucht. Der Körper, so betont insbesondere King (2011), wird nicht zuletzt im Hinblick auf Sexualität thematisch, denn die sexuelle (und damit meist auch psychische) Verschmelzung mit einem oder einer anderen und der damit verbundene situative Selbstverlust realisieren sich *leiblich,* als Gegengewicht muss daher die Kontrolle des *Körpers* betont und stilisiert werden. Wie Studien zum Körperhandeln von Jugendlichen zeigen, werden Stilisierungen erprobt, die in (heterosexuelles) Begehren und Verhalten einüben. Dabei entwickeln sich sexuelle Handlungsstile, die eng mit Milieu- und Lebenslagen verknüpft sind (zusammenfassend in Götsch 2014).

Studien über das leibliche Erleben von Sexualität von Erwachsenen gibt es kaum. Auch die Untersuchungen der Ratgeberkolumne „Liebe Marta", in der Originalbriefe an eine Sexualratgeberin ausgewertet wurden (Duttweiler 2010), erbrachte – wider Erwarten – kaum Erkenntnisse über konkrete körperliche Erfahrungen mit Sexualität. Spuren leiblich-körperlichen Erlebens finden sich dagegen in der Studie von Hofstadter/Buchinger (2001), in der homo- und heterosexuelle Männer zu ihrem Körpererleben einschließlich ihrer Sexualität befragt wurden. Sexualität, so artikulieren die Männer dies- und jenseits ihres Schweigens über ihre Sexualität, hat das Potential zu verunsichern und Angst zu machen (ebd., S. 191) – sowohl im Hinblick auf die Erfahrungen der Scham und möglicher Grenzerfahrungen als auch im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen eigener Körpergestalt, eigenem Körperbild und gesellschaftlichem Körperideal. Die Männer, so ein zentraler Befund dieser Studie, sind sich ihrer Attraktivität für andere und der sexuell-erotischen Besetzung des eigenen Körpers sehr bewusst; nicht attraktiv und potent zu sein, passt nicht in das Konstrukt ihrer Männlichkeit. Die Studie zeigt so nicht zuletzt, dass der Männerkörper vor allem Schauplatz von Rangordnungskämpfen und Machtverteilungen zwischen Männern geworden ist.

Ähnliches zeigt sich in der Studie von Kemler et al. (2012) zu Bisexualität. Alle Befragten berichteten von gleichgeschlechtlicher Sexualität, die sie neben ihren heterosexuellen Partnerschaften leben, als primär *körperlicher* Praxis, die nicht in eine Partnerschaft mündet. Sexualität wird von den Interviewten entweder als ‚unausweichliches Triebschicksal', als ‚starker Sexualitätsdrang' oder als weitgehend emotionsfreier körperbezogener Raum gefasst und so als „dem handelndem Zugriff entzogen konstruiert" (ebd., S. 335). Somit bleibt „Heterosexualität die normative Struktur, vor der Bisexualität zur Chance oder zur Herausforderung wird […]. Immer jedoch scheint die heterosexuelle Anordnung nicht zu genügen – und ermöglicht doch zugleich die bisexuelle Positionierung" (ebd.). Während Kemler et al. die Naturalisierung des Körpers als Konstruktion der Befragten ausweisen, „da dieser in Form einer doxischen Gewissheit die Heterosexualität, Homosexualität oder auch Bisexualität eines Menschen vorzugeben scheint" (ebd.), spricht Gary W. Dowsett

dem Körper selbst ein stärkeres ‚Gewicht' zu. Dowsett argumentiert, dass es der Körper ist, *seine* Lust, *sein* aktives Streben nach ‚homosex', das zu sexuellen Aktivitäten jenseits der heterosexuellen Beziehungsmuster anreizt. In beiden Sichtweisen scheint sich zu bestätigen, dass gerade im ‚Jenseits' der heterosexuellen Matrix die „Widersprüche spätmoderner sexueller Selbstwerdung" sichtbar werden, die Sexualität zum einen als naturhaft, dem Handeln entzogen konstruiert und zum anderen als modellierbar, im Sinne eines kreativen Umgangs mit den Anforderungen, welche aus der als sozial erfahrenen Sexualität resultieren (vgl. Kemler et al. 2012).

## 5 Transformation des Sexuellen?

Die hier konstatierten Freiräume dies- und jenseits der heterosexuellen Matrix sind Momente der aktuellen Transformationen des Sexuellen in Richtung Entpathologisierung und Entstigmatisierung vormals als abweichend markierter Sexualpraktiken (mit Ausnahme der Pädophilie und Sexualität mit Tieren). In der Soziologie der Sexualität werden sie als Effekte von Individualisierung, Pluralisierung, Liberalisierung, Demokratisierung und Kommerzialisierung ausgewiesen. Als Bedingungen sexueller Interaktionen gelten nun lediglich Freiwilligkeit und wechselseitiges Einvernehmen, normativ bewertet wird nicht mehr die Handlung als solche, sondern ihr Zustandekommen. Diese Neubewertung wird als zentrales Element des partnerschaftlichen Beziehungsideals gefasst, das sexuelle Handlungen in den Rahmen einer Verhandlungsmoral stellt. Einflussreich für diese Perspektive war das Anfang der 1990er Jahre erschienene Buch von Anthony Giddens (1993), das den „Wandel der Intimität" in der Spätmoderne thematisiert. Sexualität, so die These, ist nicht länger in eine generationenübergreifende Verwandschaftsordnung eingebunden, vielmehr Teil des reflexiven Projekts der Identität, sie wird „zum Eigentum des Individuums" und „ein Mittel, um Beziehungen zu anderen auf der Basis von Intimität herzustellen" (ebd., S. 190). Leitbild ist nun die demokratisch verfasste Intimität und die ‚reine Beziehung', die weder durch Institutionen und Traditionen noch aufgrund materieller Interessen und Verantwortung, sondern ausschließlich um ihrer selbst willen eingegangen wird.

Neben dieser nach wie vor zentralen Einbindung von Sexualität in intime Beziehungen wird auch die Loslösung von der Liebes- und Beziehungssemantik beobachtet wie auch die reflexive und expressive Suche nach Erregung im Kontext von Liberalisierung und Kommerzialisierung. Wie Volkmar Sigusch (2005) unter dem Titel „Neosexualitäten" verhandelt, sind heute Selbstliebe, Thrills und Prothetisierungen des Sexuellen durch Sex-Toys und pharmakologische Produkte (Viagra, Östrogenpräparate) neue Parameter des Sexuellen. Masturbation mit oder ohne technische Hilfsmittel nimmt als Praxis zu und wird als eigene Sexualform gewertet, (orgastische) Befriedigung wird auf vielfältige Weise erlebt. Der heterosexuelle Koitus, so seine Zuspitzung, würde zur Rarität. Sigusch geht daher von der „Entdramatisierung" des Sexuellen aus. Während man in der Sexualität eine „innere Wahrheit" vermutet

und ihr in den 1960er und 1970er Jahren revolutionäres Potential beigemessen hat, gilt Sexualität heute als banalisiertes Freizeitvergnügung, das vor allem der Entspannung und der Gesundheit dient. Die Untersuchung des Diskurses um Sex-Toys legt den Befund nahe, dass die Fixierung auf den Orgasmus diesen möglicherweise letztlich aus dem Bereich des Sexuellen herauslösen könnte, in welchem Erregung und erotische Besetzung zusammenfallen (Duttweiler 2015).

Angesichts der neuen Kommunikations- und Informationstechnologien, die auch virtuelle Begegnungen ermöglichen, stellt sich darüber hinaus die Frage nach der Entsinnlichung und Entkörperung des Sexuellen. Neben dieser Position der Befürchtung tritt diejenige, in der Sexualität im Internet transformatives Potential zugesprochen wird. So inszenieren Jugendliche sich und ihre Sexualität im Internet und setzen sich mit realen und virtuellen (pornographischen) Bildern auseinander (Götsch 2014). Darüber hinaus hebt beispielsweise Dowsett die Fähigkeit des Cybersex hervor, (sexuelle) Identität als eine Kategorie der Sicherheit und der Differenz zu destabilisieren. Die Anonymität der Begegnung lässt Geschlecht und sexuelle Orientierung des Gegenübers im Unklaren und ermöglicht so einen Spielraum für sexuelle Fantasien und neue Erfahrungen. Das gilt auch dann, wenn der Körper – wie etwa beim webcamsex – sichtbar wird, denn ein erigierter, ejakulierender Penis, der sich im webcamsex präsentiert, kennt keine sexuelle Orientierung und kann von verschiedenen sexuellen Interessen nachgefragt werden (Dowsett 2000).

In Auseinandersetzung mit dieser These untersucht Arne Dekker explizit die *körperlichen* Subjektivierungsformen in der erotischen Kommunikation in Internet-Chatforen. In Anlehnung an Butlers Verständnis der Morphe als psychischer Dimension des Körpers geht er davon aus, dass sich erotische Erfahrungen beim Online-Sex dann ergeben, wenn im utopischen Raum eine mehr oder weniger kongruente Repräsentation des materiellen Körpers aufscheint, „dessen fiktionale Performanz die Morphe des realweltlichen Körpersubjekts affiziert" (Dekker 2013, S. 231). Entscheidend ist also die Verschränkung des materiellen Körpers vor dem Bildschirm mit dem virtuell konstruierten Körper im Netz. Als notwendige Bedingung erwies sich die glaubwürdige Darstellung der am Körper festgemachten sozialen Ungleichheit (Alter, Geschlecht, Hautfarbe, Attraktivität etc), die von den Usern explizit und implizit überprüft werden, sowie das Gefühl „gemeint sein". Dekkers Studie zeigt das Veränderungspotential von Cybersex durch die Erweiterungen der Vorstellungen und Erfahrungen und dem Fundus neuer Möglichkeiten des Lusterlebens. Doch hebt er abschließend auch hervor, dass viele der Befragten nach anfänglicher Begeisterung die Lust an dieser Praxis verlieren, wenn den Authentifizierungsstrategien nicht geglaubt und die Interaktion abgebrochen wird oder die User sich einsam und nicht gemeint fühlen (ebd., S. 283). Sexualität scheint weiterhin mit Intimitäts- und Authentizitätswünschen verbunden, auch wenn sie ihre Dramatik (weitgehend?) verloren hat.

In den Queer-Studies werden diese Entwicklungen nicht modernisierungs-, sondern machttheoretisch gerahmt und in den Kontext aktueller Herrschaftstechniken

gestellt. Sie sind, so die gesellschaftskritische Analyse, nicht mehr auf eindeutige, stabile und naturalisierte Identitäten, sondern auf flexible und selbstverantwortliche Individuen angewiesen. Es stellt sich daher die Frage nach neuen Formen kritischer Intervention und politischen Handelns, denn es zeigen sich, so kritische Queer-TheoretikerInnen, gefährliche Allianzbildungen mit dem Projekt der neoliberalen Transformation des Kapitalismus. Gerade durch die vermeintliche Liberalisierung queerer und homosexueller Lebensweisen entfaltet sich die Macht produktiv im Inneren der Subjekte. Die Ideologie der freien Gestaltbarkeit von Körper und Sexualität, die Ästhetisierung und Ökonomisierung prägen auch die sexuelle Subjektivierung (Engel 2009), mehr noch: die Lebensstile von Queers fungieren als (unfreiwillige) Wegbereiter des neoliberalen Kapitalismus. Die ‚Entdramatisierung des Sexuellen' bedeutet somit keine ‚Entdramatisierung des (sexuellen) Körpers', im Gegenteil: Heute verlaufen die Trennlinien nicht mehr entlang eindeutiger, normativer Grenzziehungen zwischen akzeptierten, weniger akzeptierten und verworfenen Identitäten und Praktiken, sondern entlang des ökonomischen Erfolgs, der durch einen fitten, gesunden, sportiven und sexuell attraktiven Körpers beglaubigt werden muss.

## 6 Sexuelle Körper als Produzenten von Gesellschaft?

Spielte der Körper in den bisherigen Forschungen lediglich als ‚ausübender Ort' des Sexuellen eine Rolle und wird er vor allem in seiner sozialen Konstruiertheit untersucht, gibt es soziologische Forschungen, die das körpersoziologische Postulat, der Körper sei Produkt *und* Produzent von Gesellschaft, ernst nehmen oder die Unterscheidung von Leib und Körper für die Sexualität fruchtbar machen, bislang nur in Ansätzen. So postuliert Rüdiger Lautmann in seiner „Soziologie der Sexualität" den „soziosexuellen Körper" als handelnd: „Das Sexuelle ist wohl derjenige Bereich unseres Sozialverhaltens, in dem die Handlungsqualität des Körpers am stärksten ausgeprägt ist" (Lautmann 2002, S. 28). Doch auch er beschreibt vor allem die unterschiedlichen Rahmungen des Sexuellen (Erotik-Rahmen, Geschlechter-Rahmen, Biographie-Rahmen, Gesundheits- und Störungsrahmen) und zitiert Forschungsergebnisse über erotische Sensationen, die Rolle von Emotionen, die Strukturen sexuellen Handelns als symbolische Interaktion sowie ihre (institutionellen) Einbindungen durch Weltanschauung, Familie, Beziehungsformen und Geschlechterdualismus. Am deutlichsten tritt der Aspekt des ‚handelnden Körpers' vielleicht in den Untersuchungen homosexueller Männern in den 1990er Jahren von Dowsett (2000) hervor, der die Entdeckungen und Sensationen des Körpers als handlungsleitend, biographieprägend und beziehungs- und subkulturgestaltend herausarbeitet. Er schlägt den Begriff „bodies-in-sex" vor, um den Beitrag der verkörperten (physischen und emotionalen) Erfahrungen im sozialen Charakter der Sexualität zu betonen. Damit möchte er sowohl zum Essentialismus als auch zum körpervergessenen Konstruktivismus in Distanz gehen und plädiert für ein Forschungsprogramm, das den Kör-

per ernst nimmt: „We must place bodies and bodies-in-sex at the heart of sociality not as recipients of inspiration but as progenitors of relationality. Such an analysis moves us from a sexuality of individual psychologized need toward a mutually creative/created culture of desire" (ebd., S. 41). Dowsett fasst Sexualität nicht als dekontextualisierte oder hormongesteuerte körperliche Aktivität, vielmehr als „relationally bounded, emotionally grounded, and embodied" (ebd.). Sexualität ist fundiert in Sozialität – und sie prägt Sozialität: „our sociality is built through the sexual, and through the enactment of desire – desire not conceived of as lack, as deeply structured need, but as a creation" (ebd).

Diese Forschung, den Körper – seine Bewegungen, seine Wahrnehmungen, sein Spiel mit dem an- oder abwesenden Gegenüber, das eigenleibliche Spüren des eigenen Körpers und anderer Körper – ins Zentrum der Analyse zu stellen, steht jedoch noch aus. Das gilt auch für eine soziologische Forschungsperspektive, die das eigenleibliche Spüren der Sexualität in den Blick nimmt. So könnten qualitative soziologische Studien, die das sexuelle Erleben in den Mittelpunkt rücken, möglicherweise Erkenntnisse über die soziologisch bislang kaum empirisch ausgeleuchteten Überschreitungen und Verwischungen von sexueller Orientierung, Geschlecht oder Alter in und durch (die möglichen Verschmelzungserfahrung in der) Sexualität befördern. Hierzu scheinen bislang vor allem die methodischen Werkzeuge noch nicht gefunden zu sein.

## Literatur


Bauer, Yvonne (2003): *Sexualität – Körper – Geschlecht. Befreiungsdiskurse und neue Technologien.* Opladen: Leske + Budrich.

Bührmann, Andrea D. (2014): Sexualität und Begehren als Kristallisationspunkte kritischer Gesellschaftsanalysen. In: Andrea D. Bührmann et al (Hrsg.): *Arbeit – Sozialisation – Sexualität. Zentrale Felder sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 325–450). Opladen: VS-Verlag

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (1995*): Der Körper von Gewicht.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dekker, Arne (2012): *Online-Sex. Körperliche Subjektivierungsformen in virtuellen Räumen.* Bielefeld: transcript

**Dowsett, Gary W. (2000). Bodyplay. Corporeality in a Discursive Silence. In: Regina M. Barbosa, Peter Aggleton & Richard G. Parker (Hrsg.),** ***Framing the sexual subject. The Politics of Gender, Sexuality, and Power*** **(S. 29–45). Berkeley: University of California Press.**

Duttweiler, Stefanie (2015): Von Kußmaschinen und Teledildonics. Oder: Verändern technische Sexual-Objekte das Sexuelle? In: Peter-Paul Bänziger, et al. (Hrsg): *Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren* (S. 131–150). Bielefeld: transcript.

Duttweiler, Stefanie (2010): Expertenwissen, Medien und der Sex. Zum Prozess der Einverleibung sexuellen Körperwissens. In: Rainer Keller, Michael Meuser (Hrsg.): *Körperwissen* (S. 163–183). Wiesbaden: VS-Verlag.

Engel Antke (2009): *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus.* Bielefeld: transcript.

**Foucault, Michel (1977): *Der Wille zum Wissen, Sexualität und Wahrheit.* Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.**

Giddens, Anthony (1993): *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften.* Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Götsch, Monika (2014): *Sozialisation heteronormativen Wissens. Wie Jugendliche Sexualität und Geschlecht erzählen.* Opladen/Berlin/Toronto: Budrich UniPress.

Haug, Frigga (1983 ) (Hrsg.): *Sexualisierung der Körper.* Berlin/Hamburg: Argument Verlag.

Hofstadler, Beate; Buchinger, Birgit (2001): *KörperNormen – KörperFormen. Männer über Körper, Geschlecht und Sexualität.* Wien: Turia + Kant.

Kemler, Eva, Martina Löw & Kim Ritter (2012): Bisexualität als Überschuss sexueller Ordnung. Eine biografieanalytische Fallstudie zur sexuellen Selbstwerdung. *Zeitschrift für Sexualforschung 25,* 314–338.

**King, Vera (2011): Der Körper als Bühne adoleszenter Konflikte. Dimensionen der Vergeschlechtlichung. In: Niekrenz, Yvonne/Witte, Matthias D. (Hrsg.): *Jugend und Körper. Leibliche Erfahrungswelten* (S. 79–92). Weinheim/München: Juventa.**

Kinsey, Alfred (1954): *Kinsey-Report.* Berlin: Fischer. (2 Bände)

Lautmann, Rüdiger (2002): *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur.* Weinheim: Juventa-Verlag.

Lewandowski Sven (2004): *Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse.* Bielefeld: transcript.

**Lewandowski, Sven (2015): Das Geschlecht der Heterosexualität oder Wie heterosexuell ist die Heterosexualität?, in: ders/Koppetsch, Cornelia (Hrsg.): *Sexuelle Vielfalt und die UnOrdnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität* (S. 151–180). Bielefeld: transcript.**

Schirmer, Uta (2012): Jenseits von lesbisch und schwul – oder mit und gegen? Von lesbischen Transmännern, schwulen Drag Kings und anderen Geschlechtern. In: Bodo Niendel, Volker Weiß, (Hrsg.): *Queer zur Norm. Leben jenseits einer schwulen oder lesbischen Identität.* (S. 12–29). Hamburg: Männerschwarm Verlag.

Sigusch, Volkmar (2005): *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion.* Frankfurt/Main: Campus.

**Simon, William/Gagnon, John (1974): *Sexual Conduct. The Social Source of Human Sexuality,* London: Hutchison.**

Stein-Hilbers, Marlene (2000): *Sexuell werden. Sexuelle Sozialisation und Geschlechterverhältnisse.* Opladen: Leske und Budrich.

# Soziale Bewegungen

Imke Schmincke

## 1 Einleitung: Körper und Protest – Body politics[1]

Demonstrationen mit Tausenden von Menschen, die zum Beispiel für höhere Löhne, gegen Atomkraftwerke oder Datenüberwachung im Internet protestieren, prägen das mediale Bild von sozialen Bewegungen. Platzbesetzungen wie in Kairo der Tahir-Platz, in Istanbul der Gezi-Park und die verschiedenen Besetzungsformen der *Occupy*-Bewegung oder auch die spektakulären Aktionen der Gruppe *Femen,* die vor allem mit nacktem, d. h. oberkörperfreien Protest die mediale Aufmerksamkeit auf sich zogen, sind Beispiele vom Beginn der 2010er Jahre, die verdeutlichen, wie sehr sozialer Protest auch ein Protest der Körper (der Aktivist_innen) ist. „Ohne sichtbaren Protest gibt es keine soziale Bewegung", schreiben Roland Roth und Dieter Rucht in ihrem einschlägigen Handbuch zu sozialen Bewegungen in Deutschland (2008, S. 26). Hinzuzufügen bliebe aber, dass diese Sichtbarkeit ganz wesentlich über die Körper der Protestierenden produziert wird.

Nach Roth/Rucht kann man soziale Bewegungen geradezu als Kennzeichen der Moderne begreifen, als sie deren zentrales Selbstverständnis ‚verkörpern': die Gestaltbarkeit sozialen Wandels (ebd., S. 14). Die Vorstellung, dass die Gesellschaft durch Menschen zu gestalten und zu verändern ist, korrespondiert, so die diesem Beitrag zugrundeliegende These, mit einem veränderten Körperverständnis in der Moderne. Der Körper wird zunehmend als ebenfalls gestaltbar und eben nicht zuletzt auch als politisierbar wahrgenommen und eingesetzt. Während in den traditionalen Gesellschaften Europas der konkrete Körper mit der politischen Macht des Herrschers identifiziert wurde, wurde er mit dem Übergang zur modernen Demokratie zu einem Medium symbolischen Ausdrucks, so Thomas Alkemeyer (2007, S. 7) Die Körper wurden aber nicht nur zu einem Mittel der Politik sondern auch deren Gegenstand, wie im Konzept der Biopolitik vielfach beschrieben (vgl. Foucault 1983). *Body politics,* die Politisierung der Körper, kann somit sowohl als Top Down-Prozess wie beispielsweise in Programmen der Bevölkerungspolitik als auch als Bottom Up-Prozess

1 Für wichtige Literaturhinweise zum Thema danke ich Simon Teune.

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_18

wie in den sozialen Bewegungen verstanden werden. Dass und wie die menschlichen Körper die ‚Materialität' sozialer Bewegungen konstituieren, soll auf den folgenden Seiten anhand einiger Studien zum Thema sowie der Analyse dreier exemplarischer sozialer Bewegungen erläutert und diskutiert werden.

## 2 Der Körper in der Bewegungsforschung

Von sozialen Bewegungen kann man nach Roth/Rucht dann sprechen, „wenn ein Netzwerk von Gruppen und Organisationen, gestützt auf eine kollektive Identität, eine gewisse Kontinuität des Protestgeschehens sichert, das mit dem Anspruch auf Gestaltung des gesellschaftlichen Wandels verknüpft ist, also mehr darstellt als bloßes Neinsagen" (Roth/Rucht 2008, S. 12). Diese Definition wurde aus Beschreibungen und Analysen der sogenannten neuen sozialen Bewegungen gewonnen, die ab den 1960er Jahren entstanden waren und die Entwicklung einer systematischen Bewegungsforschung nach sich zogen. Anders als die alten Bewegungen standen für die neuen sozialen Bewegungen Fragen der Lebensweise und damit auch subjektive Faktoren im Zentrum politischer Forderungen (vgl. Raschke 1987, S. 74). Dass damit aber auch das körperlich-affektive Moment einen prominenteren Status bekommen hat, sollte in der Forschung erst sehr viel später und bisher auch erst in Ansätzen reflektiert werden.

In der Nachkriegszeit dominierten zunächst zwei unterschiedliche Forschungstraditionen, die stärker die Ursachen für das Entstehen der Bewegungen als diese selbst in den Blick nahmen (vgl. Kern 2008). In der vor allem europäischen Forschungstradition war dies ein marxistisch orientierter sozialstruktureller Ansatz, der soziale Bewegung auf gesellschaftliche Antagonismen zurückführte und die Auseinandersetzungen als eine notwendige evolutionäre Entwicklung zu einer höheren Gesellschaftsformation deutete. Die andere Tradition nahm mit Gustave Le Bons Massenpsychologie einen eher kulturpessimistischen Blick auf soziale Bewegungen ein, erklärte sie diese vor allem mit den Verlusten traditioneller Werte und Bindungen und dem Versuch der vereinzelten Individuen, diese Verluste im „Aufgehen innerhalb der Masse" zu kompensieren. Insbesondere diese theoretische Perspektive fokussierte als Erklärung zentral auf Ängste und Affekte und brachte damit schon früh ein somatisches Element in die Analyse von Bewegungen mit ein. Die mit diesem Ansatz verbundenen Deprivationstheorien der 1950er/60er Jahre (vgl. ebd., S. 10) wurden schließlich von einer stärker pragmatischen Perspektive abgelöst, welche weniger die Ursachen erforschte, sondern von einem rational handelnden Bewegungsakteur ausging und dessen Ressourcennutzung und Mobilisierungsstrategien untersuchte. Diese sehr empirische Forschungsrichtung aus den USA nahm in den vergangenen Jahrzehnten auch in Europa starken Einfluss auf die soziologische und politikwissenschaftliche Forschung zu den neuen sozialen Bewegung. Analysiert wurden nun die *Mechanismen der Mobilisierung,* zu denen die Bildung *kollektiver Identitäten,* die *Mo-*

*bilisierung von Ressourcen,* das *Framing* als Bereitstellen gemeinsamer Deutungsrahmen und die *politischen Gelegenheitsstrukturen* gehörten. Letztere bezeichnen externe Bedingungen wie die Offenheit oder Geschlossenheit politischer Systeme, die das Entstehen einer Bewegung begünstigen oder behindern. Während Emotionen und Affekte also zunächst negativ belegt waren, wurden sie schließlich mit dem Fokus auf den rationalen Akteur aus der Analyse wieder verdrängt. Seit den 2000er Jahren ist jedoch durch den *cultural turn,* der auch die Bewegungsforschung erfasst hat, eine größere Öffnung für die Bedeutung von Emotionen zu verzeichnen. „By the turn of the century," so der Bewegungsforscher James M. Jasper, „the new cultural synthesis had transformed social movement theory, providing ways to talk about meaning and feeling that were not only richer and more systematic but also less pejorative than earlier efforts." (2010, S. 72) Jasper betont die Notwendigkeit einer Kulturanalyse, die es ermöglicht, Bedeutungen, Gefühle und Moral als sowohl Mittel wie Zwecke sozialer Bewegungen zu analysieren. So sei beispielsweise die Wirkung von Führungsfiguren ohne affektive Bindungen an diese kaum erklärbar. Ähnliches gilt für andere zentrale Konzepte wie Ressourcenmobilisierung, Organisationen, Gelegenheiten, Framings, Netzwerke und Strategien: Sie alle sind ohne kulturelle, d. h. symbolische und emotionale Vermittlung oder Aneignung nicht zu verstehen. Und so schlussfolgert Jasper: „Meanings and feelings must be seen as parts of strategic engagements in structured arenas, not loafing mysteriously on their own. People have both passions and purposes. And when we figure out how these interact, we will be much closer to understanding social movements." (Ebd., S. 101)

Dass die Rolle von Emotionen in den Fokus der Bewegungsforschung rückt, lässt sich auch daran ablesen, dass das Handbuch *The Blackwell Companion to Social Movements* dem Thema ein eigenes Unterkapitel einräumt. Jeff Goodwin, James M. Jasper und Francesca Polletta argumentieren dort, dass Emotionen nicht einseitig als irrational abgetan werden sollten. Sie seien vielmehr in sehr unterschiedlicher Weise für das Funktionieren sozialer Bewegungen von Relevanz. Die Autor_innen schlagen folgende Differenzierung vor: „immediate reflex emotions, longer-term affective commitments, moods, and emotions based on complex moral and cognitive understandings." (Goodwin/Jasper/Polletta 2008, S. 413) Sozialer Protest sei in vielfältiger Weise durch Gefühle beeinflusst: Auf der Mikroebene bewirken Gefühle, dass sich Menschen angesprochen fühlen und engagieren; Gefühle werden für die Öffentlichkeitswirksamkeit instrumentalisiert; organisationale Strukturen managen Gefühle innerhalb von Netzwerken; auf der Makro-Ebene geht es um die Akzeptanz bzw. Legitimität von Gefühlen als Motivation für Protest und manchmal ist das Ziel eines Protests, Gefühle und Meinungen in einem größeren Rahmen zu verändern (vgl. ebd., S. 414).

Selbst wenn die Bewegungsforschung mittlerweile systematischer die Funktion von Gefühlen in ihre Analysen mit einbezieht, gibt es doch nur vereinzelte Arbeiten, die sich im weiteren Sinn auf die Bedeutung von Körpern beziehen. Hierzu gehören die Arbeiten von Andrea Pabst, die vor allem die Reflexivität des Körperlichen verschränkt mit der Leibebene betont, um die Eigenmächtigkeit des protestierenden

Körpers analytisch erfassbar zu machen. Körper würden nicht nur für und in sozialem Protest eingesetzt, sie würden durch diesen Einsatz auch verändert, d. h. die Protesterfahrung bzw. die Auseinandersetzung mit möglichen körperlichen Verletzungen im Straßenprotest reflektiert sich auch auf einer körperlichen Ebene und materialisiert sich dort (vgl. Pabst 2010, 2011).

Randolf Hohle präsentiert einen weiteren analytischen Zugang zur Bedeutung der Körper in sozialen Bewegungen. Er diskutiert die Möglichkeiten und Grenzen sowohl biopolitisch argumentierender Top-Down-Ansätze wie phänomenologischer Bottom-Up-Ansätze und plädiert schließlich für eine performativitätstheoretische Perspektive auf den Körper im sozialen Protest. Diese betont die Gleichzeitigkeit von Zwang und Handlungsmacht in der mimetischen Produktion sozialer Normen mittels körperlicher Akte. Die verkörperten Performances in sozialen Kämpfen (in Demonstrationen, Sitzstreiks, Happenings) stellen Möglichkeiten der Veränderung dar, weil sie bestehende Normen in Frage stellen (können) und Kollektivität und Solidarität auf Seiten der Aktivist_innen erzeugen (vgl. Hohle 2010).

Die Studie von Orna Sasson-Levy und Tamar Rapoport verweist auf den Zusammenhang von Geschlechterstrukturen und der Relevanz des Körpers im sozialen Protest. Im Vergleich zweier israelischer Protestgruppen arbeiten sie heraus, dass und wie sich die geschlechtliche Arbeitsteilung in Bewegungen über die Hierarchisierung von Wissen und Körpern reproduziert und dass ein primär körperlich inszenierter Protest wie im Beispiel der *Women in Black,* in der vornehmlich die physische Präsenz der Körper die Botschaft des Protests artikuliert, kollektiven Ausdruck ermöglicht und dabei tiefgreifend Genderhierarchien destabilisiert. Der (weibliche) Körper sei somit ein wesentlicher Agent für sozialen Wandel. Ihr Fazit lautet daher: „Social movement researchers should consider the potential power of the protesting body as an agent of social change" (Sasson-Levy/Rapoport 2003, S. 400).

## 3 Die Körper in exemplarischen sozialen Bewegungen

### 3.1 Feministischer Protest

*Slutwalks, One-Billion-Rising* und nicht zuletzt die spektakulären Auftritte von *Femen* erzeugen nicht nur den Eindruck, es gäbe ein Revival feministischer Proteste in der Öffentlichkeit, sondern auch, dass feministischer Protest (fast) immer ein körperlicher ist, sowohl in Bezug auf die Ursachen bzw. Ziele (gegen Vergewaltigung und Sexismus) wie auch in den Mitteln (das Ausstellen queerer, tanzender oder nackter Körper).[2]

2 Ausführlichere Informationen zu diesen jüngeren Protestereignissen und -formen finden sich auf den folgenden Internetseiten: http://slutwalkmuenchen.blogsport.de/; http://www.onebillionrising.org/; http://femen.org/about. Letzter Aufruf 5. 9. 2014

Die sich Anfang der 1970er Jahre in Westeuropa und Nordamerika bildende Neue Frauenbewegung stellte, anders noch als die erste Welle des Feminismus im 19. Jahrhundert, in besonderer Weise den Körper ins Zentrum ihres Protests. Speziell für die westdeutsche Frauenbewegung gilt, dass erst die gemeinsamen Proteste gegen den § 218 ab 1971 zu einer Massenmobilisierung führten (vgl. Lenz 2008 und Gerhard 2008). Die hierin artikulierten Forderungen nach sexueller und körperlicher Selbstbestimmung fungierten als kleinster gemeinsamer Nenner, über den sich trotz aller Unterschiede an diesem Punkt eine kollektive Identität der Frauen herstellen ließ. Es entstanden Frauengruppen, die sich in Selbsterfahrungsgruppen und mit selbst produzierten Handbüchern ein eigenes Wissen über Fragen zu Sexualität und Gesundheit aneigneten. Mitte der 1970er Jahre entstanden Frauengesundheitszentren, Frauencafés, eigene Zeitschriften und Verlage. Neben den Themen Sexualität und Gesundheit wurde auch das Thema Gewalt gegen Frauen zu einem wichtigen Ziel feministischer Proteste, Frauen gründeten das erste Frauenhaus sowie Notrufe und andere Formen der Beratung für die von Gewalt bedrohten Frauen. Feministische Analysen wie *Der kleine Unterschied* von Alice Schwarzer (1975) oder Kate Milletts *Sexus und Herrschaft* (1971) verorteten patriarchale Herrschaft in der Sexualität und sahen dort sowohl den Grund von Herrschaft wie die Möglichkeit der Befreiung.

Körper und Sexualität waren somit wichtige Themen dieser Frauenbewegung und der Slogan *Das Private ist politisch* einer der zentralen Deutungsrahmen feministischer Mobilisierung. Ilse Lenz stellt in ihrem Überblick fest, dass sich die Frauen mehr oder weniger zwangsläufig erst über die Auseinandersetzung mit diesen Themen und die Aneignung körperlicher Autonomie als politische Subjekte konstituieren konnten: „[Die Neue Frauenbewegung] vollzog eine epistemische Revolution vom ‚anderen Geschlecht' zur Frau als Individuum – zum individuellen Subjekt der eigenen Sexualität und Beziehungen" (Lenz 2008, S. 100). Sexualität sei deshalb zur „Schlüsselfrage" geworden, weil sie da ansetzte, wo die Ungleichheit der Geschlechter seit der bürgerlichen Moderne verankert wurde: in der ‚Natur' der Geschlechter bzw. der Frau als Geschlecht und Naturwesen.

Während also Körper und Sexualität für die Frauenbewegung Thema und Gegenstand waren, an denen sich Unmut entzündete und auf die bezogen Frauen Forderungen sowie Aktionsformen entwickelten, spielte der Körper in den Aktionsformen selbst ebenfalls eine große Rolle. Frauendemonstrationen, Happenings und Performances schafften jeweils eine Sichtbarkeit nach außen – Frauen als offensive Akteurinnen im öffentlichen Raum – sowie eine Zusammengehörigkeit nach innen. Die starke Solidarität und Verbundenheit wurde befördert durch die autonome Organisierung und die Schaffung eigener Räume wie Frauenzentren und Buchläden, durch die Organisation von Frauenfesten, Frauenwohngemeinschaften etc. Dass diese Separierung auch intern Ausschlüsse produzierte und die Frauenbewegung von Beginn an auch durch interne Konflikte und Differenzen geprägt war, ist ebenfalls Teil der Geschichte.

Die Politisierung der Körper fand hierbei auf verschiedenen Ebenen statt: In Gestalt von öffentlichen Thematisierungen, Problematisierungen und Forderungen, in Analysen zu Macht und Herrschaft und nicht zuletzt in den *Praktiken* der Frauenbewegung (die Praxis der Selbsterfahrung, der Selbsthilfe, der Selbstuntersuchung), in denen sich Frauen zu politischen Subjekten der Bewegung transformierten (vgl. Schmincke 2013).

Wie sehr Weiblichkeit gesellschaftlich nach wie vor durch Körperlichkeit bestimmt und aufgeladen ist, konnte man an den feministischen Protesten der 2010er Jahre sehen, die jeweils unterschiedlich mit ihren Aktionsformen auf Gewalt gegen Frauenkörper aufmerksam machten und dabei in je eigener Weise den Körper als Spektakel inszenierten. Während die *Slutwalks* dank der neuen Medien vor allem transnational entstanden und die mit diesen bezeichneten Demonstrationen das Recht auf körperliche und sexuelle Selbstbestimmung mittels Slogans und verschiedener queerer Inszenierungen ins Bild setzen, versucht die aus der Ukraine stammende Gruppe *Femen* stets mit blankem Oberkörper in jeweils ausgesuchten, mediale Aufmerksamkeit garantierenden Settings Sichtbarkeit für ihre Forderungen herzustellen, die sich die Aktivistinnen manchmal in einfachen Botschaften auf Bauch und Brust schreiben oder während des Spektakels in die Menge schreien. Aber gerade diese Protestform bleibt häufig dem verhaftet, wogegen sich feministischer Protest erhebt: der Verobjektivierung von Weiblichkeit qua Körper. Die Rezeption dieser Bilder ist nur sehr bedingt zu steuern und kann einen gegenteiligen Effekt haben. Wie Barbara Sutton angesichts eines anderen nackten Protests einer Teilnehmerin beim Weltsozialforum 2003 in Porto Alegre schreibt, steht der Einsatz nackter Frauenkörper vor einem Dilemma:

> „On the one hand, women's enacting nakedness on their own terms and for their own political ends may disrupt dominant notions that depict women's bodies as passive, powerless, or as sexual objects for sale. On the other hand, in the context of Western, media saturated societies, women's naked protests may risk re-inscribing dominant discourses onto women's naked bodies by emphasizing that disrobing is the only means of expression available to women. Under these circumstances, many spectators might not pay attention to whatever these naked women have to say, but may impose ‚nudity' on the ‚nakedness'." (Sutton 2007, S. 145)

### 3.2 Behindertenbewegung

Die Behindertenbewegung oder auch „Krüppelbewegung" entstand nicht nur in einer zeitlichen Nähe zur Frauenbewegung und anderen ‚68er'-Bewegungen, sondern hat überdies mit der Frauenbewegung auch inhaltliche Berührungspunkte, dies nicht zuletzt an der Frage der körperlichen Selbstbestimmung, welche aber gerade hinsichtlich der Forderung nach dem Recht auf Abtreibung in den Bewegungen sehr kontro-

vers diskutiert wurde. Nicht behinderte Frauen zeigten sich unsensibel bis ignorant gegenüber den Problemen und Bedürfnissen behinderter Frau. Der ‚behinderte Körper' wurde auch in der Frauenbewegung ein weiteres Mal ausgegrenzt.

Ansätze der autonomen Behindertenbewegung entwickelten sich Ende der 1970er, aber erst seit Anfang der 1980er wurden diese stärker als Bewegung öffentlich wahrgenommen (vgl. Köbsell 2012). Ausgangspunkt war der Wunsch der Selbstorganisierung, sich aus bevormundenden und stigmatisierenden Strukturen zu befreien, als autonome Akteur_innen wahrgenommen zu werden und selbst für die eigenen Belange zu kämpfen. Insofern waren Selbstbestimmung sowie der Kampf gegen Ausgrenzung die zentralen Ziele zur Verbesserung der Situation von Menschen mit Behinderung. Mit spektakulären Aktionen machten die Aktivist_innen der Bewegung in den 1980er Jahren auf die Exklusion aus dem öffentlichen Raum aufmerksam, thematisierten beispielsweise (den nicht-barrierefreien) öffentlichen Personennahverkehr, in dem sich Menschen mit Behinderung nicht alleine bewegen konnten, sowie allgemein fehlende Zugänge und Barrieren. Schon allein die öffentlichkeitswirksamen Demonstrationen und Aktionen rückten den Körper der Aktivist_innen in einer doppelten Weise ins Zentrum: Zum einen war der Körper das Mittel, über das der Protest in die Öffentlichkeit getragen wurde, d. h. Mittel zur Aufmerksamkeitsgenerierung, Mittel zur Blockade von Straßenbahnschienen etc. Zum anderen war aber der behinderte Körper selbst Zweck der Aktion, seine bloße Präsenz in der Öffentlichkeit verschob Sehgewohnheiten und kritisierte damit die Aussonderung und Exklusion von Menschen mit Behinderung aus dem öffentlichen Leben bzw. holte sie faktisch in diese Öffentlichkeit zurück.

Ähnlich wie bei der Frauenbewegung ist der Körper hier ein konstitutives Thema der Bewegung und die Forderung nach Selbstbestimmung zentraler Bezugspunkt. Anders jedoch als bei der Frauenbewegung wird der Körper hier nicht nur ebenfalls als Mittel relevant, er ist gleichzeitig Mittel und Zweck der Bewegung.

### 3.3 Umweltbewegung

Die Umweltbewegung zählt ebenfalls zu den neuen sozialen Bewegungen, auch wenn historische Vorläufer sich bereits im 19. Jahrhundert gebildet haben (vgl. Kern 2008). Ohne hier auf Differenzierungen, Aktionsformen und Ideologien eingehen zu können, sei darauf hingewiesen, dass die Umweltbewegungen mit Naturschutz und Tierschutz und vermittelt auch der Anti-Atombewegung nur der Oberbegriff für eine Vielzahl von Teilbewegungen ist, die sich alle in irgendeiner Form gegen die Folgen technologischer Entwicklung und die Zerstörung ‚natürlicher' Grundlagen wenden. Gemein ist den Teilbewegungen die Annahme einer Bedrohung der menschlichen bzw. tierischen ‚Natur', deren Lebensweise und Gesundheit. Insofern spielt der Körper als Thema eine gewichtige Rolle, vor allem der durch Umweltgifte, Strahlen oder genmanipulierte Nahrung gefährdete Körper. Ähnlich wie bei der Frauen- und der

Behindertenbewegung wird der Körper hier *thematisch,* jedoch anders als dort nicht in seiner Unmittelbarkeit, in seiner konkreten Gestalt, sondern in Hinblick auf eine Zukünftigkeit und seine potenzielle Verletzbarkeit. Die Dramatisierung des Körpers wird auch in den Mitteln angewandt wie beispielsweise in spektakulären Aktionen des Abseilens, Ankettens und anderer dem Repertoire zivilen Ungehorsams zugehörigen Aktionen, in denen der einzelne menschliche Körper sich der Gegenmacht und damit auch einer potenziellen Verletzung aussetzt.

### 3.4 Der arabische Frühling

Das Aussetzen des eigenen Körpers, vielmehr der absolut existenzielle Einsatz der eigenen Körperlichkeit kommt am drastischsten in Aktionen wie Hungerstreiks (zuletzt im Rahmen der neuen Flüchtlingsbewegung in Deutschland 2013) und in öffentlichen Selbstverbrennungen zum Ausdruck. Der Arabische Frühling wurde durch ein solches Ereignis ausgelöst. In Tunesien zündete sich ein junger Mann aus Verzweiflung selbst an. Sein Tod führte zu einer großen Welle der Mobilisierung. Viele Menschen solidarisierten sich und thematisierten in Demonstrationen und Platzbesetzung ihre eigene Unzufriedenheit mit der ökonomischen und politischen Situation in ihren Ländern. Dank neuer Medien konnten einzelne Proteste sichtbar werden und sich schnell verbreiten, d. h. hier beförderten die kulturell-technischen Gelegenheitsstrukturen die Ausbreitung. Die Rolle der Öffentlichkeit und der für diese konstitutiven Medien ist für soziale Bewegungen ein unverzichtbarer Bestandteil. „Eine Bewegung, über die nicht berichtet wird, findet nicht statt", stellt Raschke dazu lakonisch fest (1987, S. 343). Kathrin Fahlenbrach arbeitet in Hinblick auf die '68er-Bewegung heraus, dass es zwischen der Bewegung und den visuellen Medien ein paradoxes Wechselverhältnis gibt, weil beide die Visualität und Expressivität neuer Kommunikationsmedien für ihre Zwecke nutzen (2002, S. 165). Dies gilt in besonderer Weise für eine transnationale Bewegung, deren Aktionen notwendigerweise vermittelt werden müssen, wenn sie über das konkrete Publikum hinaus Wirkung entfalten sollen. Dank der Niedrigschwelligkeit neuer Medien wie Twitter und Internet konnten sich Nachrichten und Bilder relativ ungefiltert und in großer Schnelligkeit verbreiten. Die zunehmende Bedeutung von Medien geht Hand in Hand mit der zunehmenden Bedeutung von Bildern und für diese sind wiederum die unterschiedlichen Inszenierungen der Körper relevant (vgl. hierzu Thomas 2013). Der und die Körper spielten als Mittel aber auch direkt vor Ort eine zentrale Rolle, sei es in der Formierung von Massendemonstrationen und der Besetzung von Plätzen (die physisch durch das Campieren für einen längeren Zeitraum angeeignet wurden), aber auch bezogen auf die Dimension des Geschlechts. So sind die weiblichen Körper in den sozialen Protesten in besondere Weise gefährdet und verletzbar, d. h. Angriffen und Gewalt in der Öffentlichkeit ausgesetzt, wie in vielen Berichten nachzulesen war.

## 4 Körper in sozialen Bewegungen – ein Systematisierungsvorschlag

Körper werden für Bewegungen relevant als *Zweck, Mittel* und *Ressource.* Aber auch umgekehrt können soziale Bewegungen eine transformierende Wirkung auf die partizipierenden Körper ausüben und *Protestkörper* produzieren.

Körper können insofern *Zweck* sozialer Bewegungen sein, als sie das Thema des Protests bilden, wie prominent zu sehen war in den Protesten der Neuen Frauenbewegungen, die das Recht auf körperliche Selbstbestimmung zum Ziel hatten. Soziale Proteste, die sich an Fragen der Sexualität, der körperlichen Unversehrtheit und Gesundheit oder der Kritik an Körpernormen entzünden und hierauf bezogen Forderungen stellen und Rechte geltend machen, machen den Körper zum Gegenstand politischer Aushandlungen. Als Beispiele wären neben der Frauenbewegung zu nennen die Behindertenbewegung oder aktuell die Fat Acceptance Movement. Soziale Bewegungen bedienen sich dabei immer auch der Körper, um auf ihre Anliegen aufmerksam zu machen. Der Körper ist somit auch ein *Mittel* des Protests, um diesen auszudrücken und vor allem um Sichtbarkeit zu erzeugen. Mittels der physischen Präsenz häufig in Verbindung mit verbalen Botschaften wird der Protest buchstäblich auf die Straße getragen. Der Körper fungiert hier als Vehikel und Instrument, sei es zur Artikulation von Forderungen oder eben vor allem auch zur Generierung von Öffentlichkeit mithilfe der genannten Sichtbarkeit. Die durch die Öffentlichkeit von protestierenden Körpern produzierten Bilder können einfacher (als Texte) zirkulieren und sind in vielfacher Weise anschlussfähig. Dabei liegt die Form der Anschlüsse, die Rezeption der Bilder jedoch nicht immer in der Hand der Protestierenden, wie bereits beispielhaft im Zusammenhang mit den Protesten der Gruppe *Femen* erwähnt (vgl. hierzu Thomas 2013). Aber auch für den performativen Charakter sozialer Bewegungen ist der Körper ein unverzichtbares Medium. Neben diesen im weiteren Sinne kommunikativen und den performativen Aspekten des Körpers als Mittel sind die räumlich-interaktiven zu nennen. Körper werden zur Waffe, wenn sich die Teilnehmenden im Rahmen eines geschlossen auftretenden Demonstrationszugs Zugang zu versperrten Bereichen verschaffen oder wenn sie wiederum als Kollektivkörper organisiert Zugänge blockieren wie beispielsweise bei den Anti-Castor-Protesten der Anti-AKW Bewegung. Auch in der kollektiven Aneignung öffentlicher Plätze wie in den Protesten des Arabischen Frühlings wirkt der Körper als ein wichtiges Instrument. Verschiedene Formen des zivilen Ungehorsams setzen gerade in Ermangelung gewaltförmiger Waffen oder als Protest gegen diese den Körper als Waffe ein. Einige gehen dabei so weit, die Verletzung der Körper zu riskieren. Hier wird der Körper zur *Ressource,* d. h. der Rückgriff auf die eigene Verletzungsoffenheit wird zum existentiellen Einsatz gebracht, um die Dringlichkeit des Protests offensichtlich zu machen und die Gegenseite zum Einlenken zu zwingen. Der Einsatz der körperlichen Versehrtheit als Ressource stellt dabei ein hochgradig risikoreiches Protesthandeln dar, dessen Ausgang nicht vorausberechnet werden kann, wie sich nicht zuletzt an der

Zahl von Verletzungen und Tötungen im Rahmen von Demonstrationen und sozialem Protest sehen lässt. Auch in weniger dramatischen Situationen kommt der Körper als Ressource zum Tragen, wenn er die Authentizität der Protestierenden und ihrer Anliegen beglaubigen soll, wie insbesondere in verschiedenen Formen des nackten Protests beabsichtigt (vgl. Lunceford 2012). Eine weitere wichtige Facette des Körpers als Ressource sind Emotionen und Affekte. Sie sind wesentlich für das Entstehen von Protest, d. h. für die Motivation des Engagements. Wut, Empörung oder Mitleid bilden häufig den Auslöser und motivieren sozialen Protest. Außerdem fungieren Gefühle als Bindemittel für die Bildung einer kollektiven Identität. Die Identifizierung mit dem Kollektiv und Gefühle der Zugehörigkeit sind in sozialen Bewegungen insofern relevant, als in diesen kollektive Identität nicht über formale Mitgliedschaft hergestellt wird. Und nicht zuletzt setzen soziale Bewegungen strategisch auf Emotionen, um Aufmerksamkeit für ihre Themen zu erzielen und nach innen und außen mit ihren Argumenten zu überzeugen. Dies zeigt sich an den entsprechenden Framings, wie sie beispielsweise die Umweltbewegung mit ihrer 5-vor-12-Rhetorik verschiedentlich zum Ausdruck gebracht hat oder auch an den drastischen Bildern und Slogans, mit denen die Tierrechtsbewegung *Peta* auf ihre Belange aufmerksam macht.

Dass die in den Protest involvierten Körper ihrerseits nicht statisch sind, allgemeiner formuliert: dass soziale Bewegungen und Körper in einem Wechselverhältnis stehen, soll in der letzten Dimension zum Ausdruck gebracht werden. Körper bleiben von den Protesterfahrungen nicht unberührt und transformieren sich zu *Protestkörpern.* Andrea Pabst, die diesen Begriff geprägt hat, weist damit auf die leibliche Seite der körperlichen Existenz hin, die von verschiedenen phänomenologisch argumentierenden (Körper-)Theoretiker_innen in Anschluss an Helmuth Plessner, Maurice Merleau-Ponty und Hermann Schmitz für körpersoziologische Fragen anschlussfähig gemacht wurde. Auch der Protestkörper wird in verschiedenen Facetten sichtbar. Pabst weist darauf hin, wie als Folge durch Erfahrungen der Verletzungsoffenheit im Protest der Körper geschult werden kann, um sich besser schützen zu können. Ihr Beispiel sind autonome Gruppen der Antiglobalisierungs-Bewegung, die durch spezielle Trainings und Ausstattung auf die Verletzungsmacht der Gegenseite reagieren, effektiven Selbstschutz körperlich einüben und damit eine Selbstermächtigung (wieder-)herstellen. Aber auch die kollektive Erfahrung Teil einer Protestbewegung zu sein, verstärkt durch negative Erfahrung von Gewalt und Ohnmacht oder positive der Zugehörigkeit durch das Campieren und Besetzen von Plätzen etc., erzeugt Veränderung, die sich körperlich niederschlagen, sei es in der Wahrnehmung, im Gefühl, allgemeiner: im Habitus der protestierenden Personen. Insbesondere die Erfahrung eines Kollektivkörpers verändert mitunter die Wahrnehmung der eigenen singulären Körper-Leiblichkeit.

## 5 Forschungsdesiderata und Perspektiven

Die vorgeschlagenen vier unterschiedlichen Dimensionen, in denen Körper für sozialen Protest relevant werden (und umgekehrt), müssten an verschiedenen sozialen Bewegungen und Protestformen genauer empirisch beleuchtet werden. Eine umfassende Systematik zur Bedeutung des Körperlichen für soziale Bewegung steht ebenso aus wie eine Ausweitung empirischer Einzelanalysen. Hier läge für die Bewegungsforschung viel Forschungsbedarf vor. In theoretischer Hinsicht lassen sich wiederum verschiedene Zugänge für eine solche thematische Perspektive auf den Körper sinnvoll nutzen: Neben dem erwähnten phänomenologischen Ansatz, der ein besonderes Augenmerk auf die Verschränkung von Körper und Leib legt, sind Konzepte wie Verletzungsoffenheit und Verletzungsmacht, aber auch Biopolitik und Gouvernementalität für die Analyse der Körperlichkeit von Protestbewegungen hilfreich. Vor allem performativitätstheoretisch argumentierende Ansätze lassen sich gewinnbringend nutzen, dies insbesondere auch deshalb, weil sie geeignet sind, den gegenwärtigen Veränderungen in den Formen und Ausdrucksmöglichkeiten sozialen Protests Rechnung zu tragen. Neuere Formen des Protests bedienen sich viel stärker der Ironie und der Mimikry wie beispielsweise das Radical Cheerleading, bei dem Elemente des Cheerleading (Puschel, bunte Kostüme, synchrone Bewegungen) durch Verschiebung in einen anderen Kontext subversives Potential entfalten können. So erklären beispielsweise die Radical Cheerleaders der feministischen migrantischen Gruppe *maiz,* sie „verschieben Grenzen und bekämpfen mit Ironie vorherrschende Repräsentationen mit etwas, das im Kontext von politischen Demonstrationen unerwartet ist. Durch die Kooptation der klassischen Form von Cheerleading wird politische Aktion als kreative Form von Straßenprotest erfasst."[3]

Performative Elemente aus dem Repertoire sozialer Bewegungen diffundieren wiederum in andere gesellschaftliche Bereiche, wie beispielsweise das Phänomen der Flashmobs gezeigt hat. Durch die zunehmende Relevanz von Social Media für die Mobilisierung und Verbreitung von Protest wird auch die Visualität von Protest wichtiger. Dass und wie diese mit Körperlichkeit verknüpft ist, wäre ebenfalls in zukünftigen Projekten zu erforschen. Gabriele Klein weist auf die Bedeutung der Körper für die Ästhetik des Protests hin, welche sie als genuinen Bestandteil des Politischen begreift (vgl. Klein 2014).

Abschließend lässt sich festhalten, dass auch das Umgekehrte gilt: das Forschungsfeld soziale Bewegung ist von der Körpersoziologie bisher noch viel zu wenig berücksichtigt worden. Die Erkenntnisgewinne einer körpersoziologischen Perspektive auf sozialen Protest wären sowohl forschungspraktischer wie gegenstandsbezogener und wissenschaftstheoretischer Art. Sie liegen darin, Dichotomien wie die von Struktur und Handlung, Objekt und Subjekt, Gesellschaft und Akteur aufbrechen und auf eine neue und andere Weise den Fokus auf die Praxis des Protests selbst legen zu kön-

3 http://www.migrazine.at/node/668 Zuletzt aufgerufen am 5. 8. 2014

nen. So lässt sich mitunter genauer analysieren, warum soziale Bewegungen entstehen, wie sie wirken, wann sie gelingen und warum sie scheitern. Dass soziale Bewegungen genuin mit einer Perspektive auf Körper verknüpft sind, veranschaulicht überzeugend folgendes Zitat der Tanzwissenschaftlerin Susan Leigh Foster, die eine sehr präzise und sensible Beschreibung der körperlichen Dimension von Protest vorgelegt hat:[4]

> „[…] the process of creating political interference calls forth a perceptive and responsive physicality that, everywhere along the way, deciphers the social and then choreographs an imagined alternative. As they fathom injustice, organize to protest, craft a tactics, and engage in action, these bodies read what is happening and articulate their imaginative rebuttal. In so doing they demonstrate to themselves and all those watching that something can be done. Could this be why they are called political ‚movements'?" (Foster 2003, S. 412)

## Literatur


Alkemeyer, Thomas (2007). Aufrecht und biegsam. Eine politische Geschichte des Körperkults. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 18, 6–18.

Fahlenbrach, Kathrin (2002). *Protestinszenierungen. Visuelle Kommunikation und kollektive Identitäten in Protestbewegungen.* Wiesbaden: Springer.

Foster, Susan Leigh (2003). Choreographies of Protest. *Theatre Journal* 55, 395–412.

Foucault, Michel (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Gerhard, Ute (2008). Frauenbewegung. In: Roland Roth/Dieter Rucht (Hrsg.), *Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch* (S. 187–217). Frankfurt a. M.: Campus Verlag.

**Goodwin, Jeff, Jasper, James M. & Polletta, Francesca (2007). Emotional Dimensions of Social Movements. In: David A. Snow, Sarah Anne Soule & Hanspeter Kriesi (Hrsg.), *The Blackwell companion to social movements* (S. 413–431). Malden, MA: Blackwell Pub.**

**Hohle, Randolph (2010). Politics, Social Movements, and the Body. *Sociology Compass 4,* 38–51.**

Jasper, James M. (2010). Cultural Approaches in the Sociology of Social Movements. In: Bert Klandermans & Conny Roggeband (Hrsg.), *Handbook of social movements across disciplines* (S. 59–109). New York et al: Springer.

Kern, Thomas (2008). *Soziale Bewegungen. Ursachen, Wirkungen, Mechanismen.* Wiesbaden: VS Verlag.


4 Die von ihr gewählten Beispiele sind Sit-Ins der Civil Rights Movement, Dying Act Up im Rahmen der Aktivitäten zu AIDS und die Antiglobalisierung-Proteste in Seattle.

Klein, Gabriele (2014). Choreografien des Protests. Zu den Bewegungsordnungen kollektiver Aufführungen. In: Martina Löw (Hrsg.), *Vielfalt und Zusammenhalt: Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund 2012.* Teilbd. 1 u. 2. (S. 805–814). Frankfurt am Main: Campus Verlag,

Köbsell, Swantje (2012). *Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung.* Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher.

**Lenz, Ilse (Hrsg.) (2008). *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung.* Wiesbaden: VS Verlag.**

Lunceford, Brett (2012). *Naked politics. Nudity, political action, and the rhetoric of the body.* Lanham: Lexington Books.

Pabst, Andrea (2010). Protestkörper und Körperprotest – Eine politische Soziologie des Körpers. In: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen: Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008.* Wiesbaden: VS Verlag, CD Rom.

**Pabst, Andrea (2011). Protesting Bodies and Bodily Protest – A plea for a ‚thinking through the body' in social movement research. In: Lorena Anton & Timothy S. Brown (Hrsg.), *Between the Avant-Garde and the Everyday. Subversive Politics in Europe, 1958–2008* (S. 191–200). New York: Berghahn Books.**

Raschke, Joachim (1987). *Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriss.* Frankfurt a. M.: Campus Verlag.

**Roth, Roland & Rucht, Dieter (Hrsg.) (2008). *Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch.* Frankfurt a. M.: Campus Verlag.**

Sasson-Levy, Orna & Rapoport, Tamara (2003). Body, Gender, and Knowledge in Protest Movements: the Israeli Case. *Gender & Society* 17, 379–403.

Schmincke, Imke (2012). Von der Politisierung des Privatlebens zum neuen Frauenbewusstsein: Körperpolitik und Subjektivierung von Weiblichkeit in der Neuen Frauenbewegung Westdeutschlands. In: Julia Paulus, Eva-Maria Silies & Kerstin Wolff (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik* (S. 297–317). Frankfurt a.M: Campus Verlag.

Sutton, Barbara (2007). Naked Protest: Memories of Bodies and Resistance at the World Social Forum. *Journal of International Women's Studies* 8, 139–148.

Thomas, Tanja (2013). Blanker Protest – Sichtbarkeit, Sagbarkeit und Handlungsfähigkeit in Medienkulturen. *Medien Journal* 3/2013, 19–31.

# Soziale Ungleichheit

Christian Steuerwald

Die Frage nach einem Zusammenhang von Körpern und sozialen Ungleichheiten ist eine in der Soziologie bisher nicht hinreichend beantwortete Frage. Zwar gibt es Studien und Publikationen, die sich Fragen nach Ungleichheiten im Sport, der Gesundheit oder Attraktivität annehmen und ihre Auswirkungen auf den Körper untersuchen (Bourdieu 1999; Dunkake et al. 2012; Mielck 1994; Steuerwald 2010). Systematische Arbeiten, die nach sozialen Ungleichheiten und Körpern fragen, fehlen aber immer noch. Dies mag verwundern, da die Soziologie sozialer Ungleichheiten ein Kernthema der Soziologie ist und der Körper relativ früh in der Fachgeschichte und auch in aktuellen Forschungen immer wieder untersucht wird.

Die vorhandenen kultur- und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zu Körpern und sozialen Ungleichheiten gehen grundlegend von der Annahme aus, dass es einen beobachtbaren Zusammenhang zwischen Körpern und dem Strukturgefüge sozialer Ungleichheiten gibt, der empirisch nachweisbar ist. Demzufolge lassen sich bspw. unterschiedliche Körpergrößen oder Mortalitätsrisiken sozialer Statusgruppen aufzeigen (Lampert/Kroll 2014; Steuerwald 2010, S. 180 ff.). So sind Personen aus statushohen Gruppierungen im Vergleich zu Personen aus statusniedrigen Gruppierungen im Durchschnitt nicht nur wenige Zentimeter größer. Sie haben in der Regel auch eine um mehrere Jahre höhere Lebenserwartung. Wie diese empirisch beobachtbaren Unterschiede zu erklären sind, wird in den vorhandenen Studien unterschiedlich beantwortet. Trotz zahlreicher Differenzen im Detail lassen sich idealtypisch zwei Herangehensweisen voneinander unterscheiden. In der einen Perspektive wird der Zusammenhang als Einfluss des Körpers auf das Gefüge sozialer Ungleichheit erklärt. Der Körper ist dort die unabhängige (Explanans) und die sozialen Ungleichheiten sind die abhängige Variable (Explanandum). In der anderen Perspektive ist der Körper eine Folge sozialer Ungleichheiten, sodass soziale Ungleichheiten den Körper prägen. In dieser Perspektive ist der Körper die abhängige Variable (Explanandum) und die sozialen Ungleichheiten sind die unabhängige Größe (Explanas).

Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen ist es, einen Überblick über theoretische und empirische Forschungen zu Körpern und sozialen Ungleichheiten zu geben. Unter sozialen Ungleichheiten soll dabei einerseits die strukturelle und an

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_19

gesellschaftliche Positionen gekoppelte ungleiche Verteilung knapper, wertvoller und die Lebensbedingungen beeinflussender Ressourcen und Güter (Verteilungsungleichheit) verstanden werden sowie andererseits die Zugangschancen zu diesen gesellschaftlichen Positionen (Chancenungleichheit). Im Anschluss an die vorgestellte idealtypische Unterscheidung der Herangehensweisen werden im ersten Abschnitt theoretische Ansätze, Studien und Forschungsfragen aufgeführt, die den Körper primär als unabhängige Variable verstehen und die Auswirkungen des Körpers auf das Strukturgefüge sozialer Ungleichheiten untersuchen. Das zweite Kapitel behandelt die Forschungsarbeiten, die schwerpunktmäßig von einem Einfluss sozialer Ungleichheiten auf den Körpern ausgehen. Die Abhandlung schließt mit einer Zusammenfassung und einem Ausblick.

## 1 Biologische Körper und soziale Ungleichheiten

Die ersten für diese Abhandlung relevanten Studien, die sich mit dem Zusammenhang von Körpern und sozialen Ungleichheiten auseinandersetzen und die Auswirkungen des Körpers auf das Strukturgefüge sozialer Ungleichheiten analysieren, sind Studien aus dem Bereich geschlechtsspezifischer Ungleichheiten. Auslöser hierfür sind soziokulturelle Modernisierungsprozesse seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, die neben Differenzierungs- und Rationalisierungsprozessen zu einer Freisetzung der Frauen aus ständisch vorgegebenen Lebensweisen führen in Folge einer sich allmählich auflösenden Ständeordnung. Auch wenn diese ersten geschlechtsspezifischen Untersuchungen vornehmlich der Anthropologie, Philosophie oder Medizin entstammen, sind die Abhandlungen körpersoziologisch aufschlussreich, da dort nicht nur Aussagen über den Körper, sondern auch über typische Verhaltensweisen und gesellschaftliche Positionssysteme enthalten sind. Zuerst wird der Körper als eine nicht gesellschaftliche Größe verstanden, der ausschließlich der Natur zugeordnet wird. Unter dem Einfluss biologischer Denksysteme wird aber nicht nur der Körper als eine biologische Kategorie aufgefasst und im Anschluss von einer „natürlichen" Differenz zwischen den Geschlechtern ausgegangen, sondern diese „natürlichen" Differenzen zusätzlich und u. a. aufgrund der Herausbildung medizinischer und anthropologischer Deutungssysteme auf kulturelle, soziale und psychische Strukturen übertragen. So werden Frauen Persönlichkeitseigenschaften aufgrund ihrer weiblichen Anatomie und ihres „natürlichen" Geschlechts zugeschrieben wie „einfühlsam", „schwach" oder „irrational". Männern hingegen werden aufgrund ihres biologischen Körpers Eigenschaften attestiert wie „kräftig", „rational" oder „willensstark". Da Frauen nach den damaligen Schlussfolgerungen aufgrund ihres Körpers „schwach", „emotional", „einfühlsam" und „irrational" sind, ist es nach der zeitgenössischen Logik folgerichtig, dass Frauen von bestimmten gesellschaftlichen Positionen ausgeschlossen und ihnen gleichzeitig bestimmte Bereiche wie Familie und Kindererziehung zugeordnet werden. In Folge dieser geschlechtsspezifischen Chancenungleichheiten erhalten Frauen

von bestimmten ungleichheitsrelevanten Gütern wie Wissen, materieller Wohlstand oder Macht regelmäßig weniger als Männer. Die diagnostizierten natürlichen Ungleichheiten des Körpers werden damit zu faktischen sozialen Ungleichheiten.

Im gleichen Zeitraum lassen sich auch Studien auffinden, die sich unabhängig des Geschlechts körperlichen Unterschieden annehmen, und zwar vor allem ethnischen Ungleichheiten bzw. Ungleichheiten der „Rasse". Insbesondere Schriften der frühen Anthropologie und Phrenologie gehen von der These aus, dass körperliche Merkmale wie die Schädelform oder die Gesichtszüge auf geistige Fähigkeiten oder Persönlichkeitseigenschaften schließen lassen (Gould 1988). Ähnlich geht die Anthropologie im Anschluss an die rassentheoretischen Formulierungen der Philosophie davon aus, dass „Rassen" sich nicht nur aufgrund biologischer Merkmale unterscheiden würden wie der Hautfarbe, der Behaarung und der Schädelform, sondern auch hinsichtlich der Intelligenz und zentralen Persönlichkeitseigenschaften. In Folge dieser Annahme führt die Klassifizierung des Menschen schließlich zu einer Hierarchisierung unterschiedlich biologisch definierter Menschengruppen (vgl. zur Kritik Gould 1988), die im Anschluss zu unterschiedlichen Chancen sozialer Positionszuweisungen wie auch zu unterschiedlichen Ausstattungen mit ungleichheitsrelevanten Merkmalen führen.

Nachfolgende Untersuchungen der Ungleichheitssoziologie schließen an diese Forschungen an mit dem Unterschied, dass zwar Auswirkungen eines weiterhin ausschließlich biologisch verstandenen Körpers auf das Strukturgefüge sozialer Ungleichheiten angenommen wird. Biologische Strukturen und die Anatomie des Körpers führen aber in der Regel nicht mehr automatisch und zwangsläufig zu Persönlichkeitseigenschaften und typischen Verhaltensweisen. Vielmehr funktioniert die Zuordnung in der Regel über sozialisatorisch und vor allem in Familien vermittelte Verhaltens- und Denkweisen oder über Zuschreibungsprozesse, sodass in Interaktionen Akteure Personen aufgrund ihres Körpers unterschiedlich bewerten, sozial einordnen und somit ihre Verhaltensweisen ausrichten. Programmatisch sind in dieser Hinsicht die Bemühungen Max Webers, die Begriffe „Ethnie" und „Rasse" als kulturelle und nicht als biologische Kategorien zu verstehen, die „rassensoziologischen" Studien von Du Bois, die funktionalistischen Schichtungs- und Gemeindestudien aus den Vereinigten Staaten der 1930er bis 1960er Jahre sowie Studien zu den Auswirkungen von Attraktivität.

Im Anschluss an die anthropologischen Vorstellungen der Ungleichheiten zwischen einzelnen „Rassen", die nicht nur über anatomische Merkmale Unterschiede in der Intelligenz feststellen wollen, sondern auch die „natürliche" Ordnung einer Sklavenhaltergesellschaft, bemüht sich Du Bois (1906) als einer der Ersten um eine soziologische Aufarbeitung ethnischer Ungleichheiten. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass sich trotz der Auflösung der Sklaverei die „schwarze" Hautfarbe und die Zugehörigkeit zu der „afroamerikanischen Rasse" unübersehbar in der Klassenstruktur der US-amerikanischen Gesellschaft abbilden. So stellt Du Bois fest, dass Afroamerikaner nicht nur im Durchschnitt eine niedrigere Bildung aufweisen und wirtschaftlich deutlich niedrigere Einkommen erzielen. Auch sind „Schwarze" an der

politischen Partizipation benachteiligt etwa aufgrund der Abhängigkeit des politischen Wahlrechts in vielen südlichen Bundesstaaten von Lese- und Schreibkenntnissen sowie dem Einkommen. Hinzu kommt eine soziale Trennung der Lebenswelten, die sich wohl am deutlichsten in Wohngebieten zeigt. Dementsprechend bemerkt Du Bois (1906, S. 55), dass „es fast in jedem südlichen Gemeinwesen möglich [ist], auf der Karte eine Farbengrenze zu ziehen, welche die Wohnungen der Weißen von denen der Schwarzen trennt".

Wenig beeindruckt von anthropologischen Konzepten, die die Schlechterstellung aufgrund körperlicher Eigenschaften erklären, führt Du Bois die Schlechterstellung der „schwarzen" Bevölkerung auf gesellschaftliche Strukturen, und zwar vor allem auf Strukturen des ökonomischen Systems zurück. Die Herauslösung der „schwarzen" Bevölkerung aus dem auf Sklaverei beruhenden agrarökonomischen System beinhaltet zwar durchaus eine „freiere" wirtschaftliche Selbstständigkeit der „Schwarzen". Gleichzeitig führt sie aber auch zu neuen Abhängigkeiten vor allem aufgrund der Einführung eines komplexen Halbpachtsystems, indem „Schwarze" von den „weißen" Grundbesitzern Land pachten und bewirtschaften (1906, S. 35 ff.). Die Folge ist, dass der Großteil der „schwarzen" Pächter trotz hohem Arbeitspensum verarmt, da die Erträge kaum die Ausgaben decken, während die Grundbesitzer zunehmend reicher werden. Darüber hinaus identifiziert Du Bois verschiedene Persönlichkeitseigenschaften und Verhaltensmuster, die es „Schwarzen" erschwert, wirtschaftlich selbstständig zu arbeiten. Diese Persönlichkeitseigenschaften und Verhaltensweisen erklärt Du Bois aber nicht über den Körper, wie es für die Anthropologie des 19. Jahrhunderts üblich ist, sondern sozialisationstheoretisch, indem sich ein jahrhundertelanges System der Unterdrückung und Unselbstständigkeit tief in die Denk- und Verhaltensweisen eingeschrieben hat. Hinzu kommen noch Zuschreibungs- und Bewertungsprozesse, die „Schwarzen" bestimmte Verhaltensweisen attestieren wie kriminelle Neigungen, sodass „Schwarze" aufgrund ihrer Hautfarbe eine Ungleichbehandlung erfahren und ihnen demzufolge bestimmte Positionen zugewiesen werden.

Während Du Bois mehrere Ursachen identifiziert, wie wirtschaftliche Strukturen und ethnische Beziehungen landwirtschaftliche Arbeit, Lebenswelten und soziale Ungleichheiten bestimmen, geht die funktionalistisch geprägte Ungleichheitsforschung Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem von Zuschreibungsprozessen aus, die maßgeblich die gesellschaftlichen Positionen und die Klassenstruktur der Vereinigten Staaten prägen. Richtungsweisend in dieser Hinsicht sind die theoretischen Arbeiten von Parsons, in denen er sich um eine Aufklärung sozialer Schichtung bemüht. Ausgangspunkt von Parsons (1968) ist, dass soziale Schichtung vor allem Handlungsorientierungen bereitstellt und damit nicht nur die Entscheidungen für oder gegen bestimmte Verhaltensweisen erleichtert, sondern auch soziale Ordnung ermöglicht. Soziale Schichtung ist demzufolge funktional. Soziale Schichtung kann aber nur dann Orientierungen bereitstellen, wenn Individuen bekannt ist, wo sie und ihre Interaktionsteilnehmer sich in der Rangfolge befinden. Die Frage, wie diese Statuserkennung möglich ist, beantwortet Parsons über ein Wertungssystem, das allen Personen zur

Verfügung steht, um Menschen in die Schichtungsskala einzustufen. Parsons (1968: 187 f.) führt insgesamt sechs Elemente auf, die als Zuordnungskriterium für eine Statusbestimmung Verwendung finden.

1) Mitgliedschaft in einer Verwandtschaftsgruppe
2) Persönliche Eigenschaften
3) Leistungen
4) Eigentum
5) Autorität
6) Macht

Während Parsons mit der Mitgliedschaft in einer Verwandtschaftsgruppe die Bedeutung der familiären Herkunft für Statuszuweisung anerkennt und diese mit eigenen Leistungen etwa im Beruf, den verfügbaren ökonomischen Ressourcen sowie Machtpotenzialen koppelt, berücksichtigt er über die persönlichen Eigenschaften auch den Körper für die Zuordnung zu einer Schichtungsskala. Parsons geht es dabei vor allem um das, was jemand ist und nicht das, was jemand tut. So schreibt Parsons (1968, S. 188): „Persönliche Eigenschaften sind all jene Merkmale, durch die ein Individuum sich vom anderen unterscheidet und die den Grund dafür bilden können, den einen höher „einzustufen" als den anderen: Geschlecht, Alter, Schönheit, Intelligenz, Stärke usw.".

Dieses Verständnis, körperliche Merkmale als askriptive Merkmale sozialer Ungleichheiten und Macht, Eigentum, Leistungen als erworbene Merkmale zu verstehen, ist für die Ungleichheitsforschung ein folgenreiches Konzept, da der Körper als biologische Kategorie einer umfassenden soziologischen Analyse entzogen wird und eher die Auswirkungen des Körpers auf Ungleichheitsstrukturen untersucht werden können. In der Folge gehen bspw. Davis und Moore (1967) davon aus, dass Talent zwar einen Einfluss auf die Chancenungleichheiten hat, da bestimmte knappe Talente bessere Voraussetzungen mit sich bringen, gute Position zu erlangen. Einen gesellschaftlichen Einfluss auf Talent etwa über persönliche Erfahrungen oder Neigungen während der Sozialisation erkennen sie jedoch nicht an, da Talent als angeboren und damit als eine biologisch und nicht gesellschaftliche Kategorie verstanden wird.

Empirisch umgesetzt wird das funktionalistische Verständnis sozialer Ungleichheit schließlich in verschiedenen Gemeindestudien, die von Warner seit den 1930er Jahren durchgeführt und in einer Reihe von Publikationen veröffentlicht worden sind (vgl. Herzog 1965). Ähnlich wie Parsons geht Warner davon aus, dass die wirtschaftliche Stellung und die Besitzverhältnisse zwar Merkmale einer Klassenzugehörigkeit sind. Die Bestimmung des sozialen Status erfolgt aber auch über individuelle Einschätzungen und Zuschreibungen. Dementsprechend stellt Warner fest, dass Menschen, die eine ähnliche ökonomische Lage aufweisen, unterschiedlichen Statusgruppen bzw. Sozialschichten zugeordnet werden. Körpersoziologisch bemerkenswert ist dies u. a. deswegen, da es mit einem derartigen Verständnis möglich ist, eine

Schlechter- bzw. Besserstellung aufgrund körperlicher Merkmale wie der Hautfarbe ohne umfassende Einbeziehung der biologischen Struktur soziologisch zu erklären. Warner (1936) geht dementsprechend davon aus, dass die Klassenstruktur der Vereinigten Staaten zusätzlich eine Kastenstruktur aufweist, die quer zu der vertikal gegliederten Klassenstruktur liegt und vor allem ethnische Gruppen über Kontaktbarrieren und verhinderte Mobilitätschancen trennt. Verantwortlich hierfür sind nach Warner Zuschreibungs- und Bewertungsprozesse, die körperliche Merkmale wie die Hautfarbe in Verhaltensweisen, Positionszuweisung und Lebenschancen übersetzt.

Dass die Hautfarbe ein Zuweisungskriterium sozialer Ungleichheiten ist und die Lebenschancen und Lebensbedingungen in Gesellschaften prägt, weisen auch neuere Untersuchungen nach. So kommt Souza (2008) zu dem Schluss, dass die Hautfarbe in Brasilien bis heute ein wesentliches Merkmal sozialer Ungleichheiten ist. Ähnlich wie Du Bois und Warner bestätigt Souza die Befunde, dass „helle" Hautfarben mit einer höheren Wahrscheinlichkeit mit hohen sozialen Positionen und „dunkle" Hautfarben mit einer höheren Wahrscheinlichkeit mit niedrigen sozialen Positionen und einer Marginalisierung einhergehen. Nach Souza lässt sich der Zusammenhang von Hautfarbe und sozialer Ungleichheit zum einen über historisch vermittelte personelle Abhängigkeitsverhältnisse erklären, die sich in der Sozialstruktur und den Lebenswelten Brasiliens seit der Kolonialzeit nachweisen lassen und zum anderen über sozialisatorisch angelegte Verhaltensweisen, Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, die im Zuge der Modernisierung Brasiliens dazu führen, dass im Unterschied zu den europäischen Einwanderern die autochthone Bevölkerung schlechter an moderne kapitalistische Strukturen angepasst ist. Demnach korreliert in Brasilien zwar das körperliche Erscheinungsbild mit dem sozialen Schichtungssystem. Diese „Naturalisierung der Ungleichheit", wie Souza treffend seine Studie benennt, ist aber nicht ursächlich auf den Körper zurückzuführen, sondern vielmehr auf die historischen Abhängigkeiten zwischen den Sozialgruppen und die unterschiedlichen, sozialisatorisch vermittelten Verhaltens- und Persönlichkeitsstrukturen, die jeweils besser oder schlechter mit den Anforderungen kapitalistisch organisierter Arbeitsgesellschaften einhergehen.

Im Unterschied zu Du Bois und Souza, die sich für den Zusammenhang von Hautfarbe und soziale Schichtung interessieren, untersucht die Attraktivitätsforschung die Auswirkung des körperlichen Erscheinungsbildes in sozialen Interaktionen. Kern der Untersuchungen ist in der Regel der Halo-Effekt, also die Gleichsetzung von „schön" mit „gut". Untersucht wird, ob attraktive Menschen bessere Lebensbedingungen haben als weniger attraktive Menschen, sodass ungleichheitssoziologisch Attraktivität eine zentrale Ressource ist, die das Strukturgefüge sozialer Ungleichheiten prägt. Trotz Unterschiede im Detail bestätigen die empirischen Befunde weitgehend den Zusammenhang zumindest hinsichtlich der Vorstellungen der Probanden (Ebner et al. 2002). So attestieren die Befragten, attraktiven Menschen erfolgreicher im Beruf und bei der Partnersuche zu sein. Auch werden attraktiven Menschen eher Eigenschaften zugeschrieben wie „interessant", „empfindsam", „intelligent", „freund-

lich“ oder“ glücklich“. Inwieweit diese Zuschreibungen sich in Interaktionen, den Verhaltensweisen oder gar dem Schichtungssystem nachweisen lassen, ist aufgrund der empirischen Befunde der Attraktivitätsforschung nicht hinreichend gesichert. So kommen einige empirische Studien zu dem Schluss, dass Attraktivität mit einem erhöhten Einkommen einhergeht etwa beim Trinkgeld und Erwerbseinkommen (Bozoyan/Wolbring 2013; Ebner et al. 2002, S. 193 ff.) oder Attraktivität die Notenvergabe positiv beeinflusst, sodass attraktivere Schülerinnen und Schüler auch bessere Noten bekommen (Dunkake et al. 2012). Andere Studien relativieren den Zusammenhang zwischen körperlicher Attraktivität und sozialen Ungleichheiten aber insofern, als dass die Auswirkungen nur in bestimmten Bereichen nachweisbar sind, nicht immer für Frauen und Männer gleichermaßen gelten und bisweilen Attraktivität auch mit negativen Zuschreibungen und Folgen einhergeht (Bozoyan/Wolbring 2013; Ebner et al. 2002).

Neben der Attraktivität können neuere ökonomisch ausgerichtete Studien auch den Effekt von weiteren körperlichen Merkmalen auf die Berufschancen und das Erwerbseinkommen nachweisen (Bozoyan/Wolbring 2013). So zeigen verschiedene Studien, dass die Körpergröße das Erwerbseinkommen positiv beeinflusst. Je größer Menschen sind (zumindest bis zu einer bestimmten Körpergröße), desto höher ist das Einkommen. Dieser Zusammenhang ist vor allem für Männer festzustellen. Bei Frauen ist der Zusammenhang deutlich schwächer ausgeprägt. Bisweilen lässt sich für Frauen auch kein Zusammenhang zwischen Körpergröße und Lohnniveau feststellen. Um die Unterschiede des Lohnniveaus aufzuzeigen, verdeutlichen Bozoyan und Wolbring (2013, S. 248) ihre empirischen Befunde auf Grundlage des SOEP an Beispielpersonen: „Vergleicht man nun das Einkommen eines Mannes von 170 cm mit dem eines Mannes, der 190 cm groß ist, dann ist der Unterschied im Jahresgehalt 2 409 Euro. […] Für Frauen ist der Effekt der Körpergröße auf den Lohn etwas geringer. Eine Frau mit 180 cm verdient im Vergleich zu einer Frau mit 160 cm 1 616 Euro mehr“. Weiterhin können einige Studien auch nachweisen, dass die Körpergröße mit bestimmten Berufen und Aktivitäten im Jugendalter korreliert. So üben größere Menschen nicht nur mit einer höheren Wahrscheinlichkeit kognitiv ausgerichtete Berufe aus, die zumeist auch höher entlohnt werden und mit Weisungsbefugnissen einhergehen. Größere männliche Jugendliche haben in ihren peer groups auch eher statushohe Positionen. Im Unterschied zu der Körpergröße, die das Lohnniveau positiv beeinflusst, weisen verschiedene ökonomische Studien für das Körpergewicht einen negativen Zusammenhang aus. Trotz Unterschiede im Detail, die etwa die Messungen von Über-, Normal- oder Untergewicht betreffen, kann prinzipiell davon ausgegangen werden, dass Übergewichtige weniger verdienen. Dieser Effekt ist für übergewichtige Frauen stärker ausgeprägt als für Männer. Hinzu kommt, dass Übergewicht auch die Chancen einer Anstellung nach einer Bewerbung reduziert. Analog zu der aus der Lohnhöhe resultierenden Verteilungsungleichheit sind übergewichtige Frauen auch von der Chancenungleichheit stärker betroffen als Männer. In einer Metaanalyse von 333 Studien kann McLaren (2007) darüber hinaus nachweisen,

dass der Zusammenhang zwischen Körpergewicht und sozioökonomischen Status global zu beobachten ist, auch wenn es Unterschiede in Abhängigkeit des Modernisierungsgrades gibt. Während in Ländern mit einem niedrigen Entwicklungsniveau von einem positiven Zusammenhang zwischen Körpergewicht und sozioökonomischen Status berichtet wird, sodass Übergewicht mit Wohlstand und Bildung einhergeht, verändert sich mit zunehmendem Entwicklungsgrad dieser Zusammenhang in einen negativen. Demzufolge geht in hoch entwickelten Gesellschaften Übergewicht eher mit einem niedrigen sozioökonomischen Status einher.

## 2 Verkörperte Ungleichheiten

Die in Kapitel 1 referierten Studien dokumentieren einen Einfluss des Körpers oder verschiedener Körpermerkmale auf die Verteilungs- und Chancenungleichheiten. Aufgrund eines biologischen Verständnisses des Körpers erklären die Studien den Zusammenhang aber entweder über gesellschaftlichen Strukturwandel oder über Zuschreibungsprozesse und sozialisatorisch vermittelte Verhaltensmuster und Persönlichkeitseigenschaften, die zumeist unbewusst wirken. Dementsprechend hat die Hautfarbe, das Geschlecht oder das Körpergewicht an sich keinen Einfluss auf die Ungleichheiten, sondern vielmehr die damit einhergehenden gesellschaftlichen Assoziationen, kulturellen Wertvorstellungen oder unterschiedlichen Sozialisationspraktiken, die sich in den Handlungsstrategien, Verhaltensweisen und Denkmustern nachweisen lassen. Der Körper wirkt also nur über die gesellschaftliche Vermittlung und die gesellschaftlichen Konstruktionsleistungen auf das Strukturgefüge sozialer Ungleichheiten.

Im Unterschied dazu wird in den nachfolgenden Studien der Ursache-Wirkungszusammenhang umgedreht. Es geht nicht mehr darum, wie der Körper oder bestimmte Körpermerkmale den sozialen Status prägen, sondern darum, wie die Zugehörigkeit zu einer sozialen Statusgruppe und die daran angeschlossenen Lebensbedingungen den Körper prägen. Die ersten Studien, die die Auswirkungen der ungleichen Lebensbedingungen auf den Körper untersuchen, sind sozialmedizinische Untersuchungen im 19. Jahrhundert. Anlass für die Studien sind die Folgen des gesellschaftlichen Strukturwandels seit dem 18. Jahrhundert und die anschließenden sozialpolitischen Bemühungen. Die mit der gesellschaftlichen Modernisierung einhergehende anfängliche Verschlechterung der Lebensverhältnisse im 19. Jahrhundert, die sich etwa an einer Verarmung von Bevölkerungsgruppen sowie einer niedrigen Lebenserwartung u. a. aufgrund zahlreicher Erkrankungen in allen Altersgruppen beobachten lässt, führt zu umfassenden und mitunter staatlich angeleiteten medizinischen Anstrengungen zur Verbesserung der medizinischen Versorgung und des Gesundheitszustandes. Dabei wird von zahlreichen Ärzten beobachtet, dass der Gesundheitszustand in verschiedenen sozialen Gruppen unterschiedlich ist. Vor allem in Großstädten und in Familien, die in ökonomisch nicht hinreichend gesicher-

ten Lebensverhältnissen leben, finden sich nicht nur öfter bestimmte Erkrankungen wie Tuberkulose, Infektionskrankheiten, Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten, sondern auch ein allgemein schlechterer Gesundheitszustand, der sich etwa an der Schul- und Militärtauglichkeit ablesen lässt, sowie ein höheres Mortalitätsrisiko vor allem hinsichtlich der Kindersterblichkeit (Mosse/Tugendreich 1994). Körpersoziologisch aufschlussreich sind diese medizinischen Befunde, da die unterschiedlichen Krankheits- und Mortalitätsrisiken weniger über biologische Ursachen erklärt werden, sondern über die unterschiedlichen Lebensbedingungen, und zwar vor allem die Wohnverhältnisse, die Ernährungssituation und den Beruf. Da die sozial ungleichen Lebensbedingungen sich somit am und im Körper nachweisen lassen, muss der Körper folgerichtig gesellschaftlichen Einflüssen unterliegen. Der Mensch und sein Körper sind somit als Zoon politikon zu verstehen.

Neuere Untersuchungen der Gesundheits- und Medizinsoziologie kommen zu ähnlichen Befunden und zeigen, dass nicht nur in niedrigen Statusgruppen bestimmte Krankheiten häufiger vorkommen, sondern auch in statushohen Gruppen (Lampert/Kroll 2014, Mielck 1994). Neben den herausgearbeiteten Einflussfaktoren der ungleichen Ressourcenverteilung wie Einkommen und Vermögen erklären die neueren Studien Gesundheit auch mit statusabhängigen Verhaltensweisen etwa hinsichtlich der Art und Weise der Ernährung, der sportlichen Aktivität, der Rauchgewohnheit, der Arzt-Patienten-Interaktion oder des Umgangs und der Fürsorge mit dem eigenen Körper, der sich z. B. an der Wahrnehmung präventiver Untersuchungen oder der Pflegeintensität des Körpers nachweisen lässt.

Dass der Gesundheitszustand nicht nur über biologische Faktoren, sondern auch über soziale Faktoren zu erklären ist, sodass soziale Verhältnisse inkorporiert und verkörpert werden, bestätigen auch bevölkerungswissenschaftliche Studien, die sich für Unterschiede der Lebenserwartung interessieren. So kann Luy (2002) nachweisen, dass die beobachtbaren unterschiedlichen Lebenserwartungen von Männern und Frauen zu einem Großteil auf geschlechtsspezifische Verhaltensmuster und eben nicht auf biologische Faktoren zurückzuführen sind. In einer originellen Studie, die die geschlechtsspezifische Lebenserwartung der Klosterbevölkerung mit der allgemeinen Bevölkerung vergleicht, kann Luy in Folge der um einige Jahre höheren Lebenserwartung der männlichen Klosterbevölkerung im Vergleich zu der männlichen Allgemeinbevölkerung und den geringen Unterschieden hinsichtlich der weiblichen Sterberaten aufzeigen, dass die weitestgehend gleichen Lebensbedingungen, Lebensumstände und Lebensstile von Nonnen und Mönchen zu einer Verringerung der geschlechtsspezifischen Unterschiede der Mortalität führen. Den Einfluss sozialer Faktoren auf die Lebenserwartung bestätigen auch Untersuchungen, die sich den unterschiedlichen Mortalitätsrisiken verschiedener Status- und Bevölkerungsgruppen annehmen. So schreiben etwa Lampert und Kroll (2014, S. 2): „Die Ergebnisse zeigen, dass Frauen und Männer, deren Einkommen unterhalb der Armutsrisikogrenze liegen, ein im Verhältnis zur höchsten Einkommensgruppe um das 2,4- bzw. 2,7-fache erhöhtes Mortalitätsrisiko haben. Infolgedessen erreicht in der niedrigen Einkom-

mensgruppe ein deutlich geringerer Anteil der Frauen und Männer das 65. Lebensjahr. Von den Frauen, die einem relativen Armutsrisiko unterliegen, trifft dies auf 84 % zu, während es von den relativ wohlhabenden Frauen 93 % sind. Bei Männern betragen die Vergleichswerte 69 % in der niedrigen und 87 % in der hohen Einkommensgruppe. Unter Einbeziehung der mittleren Einkommensgruppen lässt sich die Aussage treffen, dass die Chance, 65 Jahre oder älter zu werden, mit steigendem Einkommen sukzessive zunimmt".

Auch neuere Untersuchungen der Wirtschafts- und Ernährungsgeschichte können einen Einfluss der gesellschaftlichen Lebens- und Existenzbedingungen auf den Körper nachweisen. Bemerkenswert sind diese Untersuchungen, da sie zeigen, dass die gesellschaftlichen Lebensbedingungen bis tief in den Bewegungsapparat, die Muskulatur und den Knochenbau eingehen. Vor allem die innovativen Untersuchungen von Komlos (1997; vgl. zur Kritik Steuerwald 2010, S. 180 ff.) hinsichtlich des Problems, warum im 19. Jahrhundert trotz eines allgemeinen Wirtschaftswachstums sich die Lebensbedingungen verschlechtern, können aufzeigen, dass die Körpergröße zwar durchaus von den biologischen Anlagen abhängig ist. Die tatsächlich erreichte und empirisch messbare Körpergröße ist aber zusätzlich von den gesellschaftlichen Bedingungen während der Wachstumsphase abhängig wie die Ernährungssituation oder die gesellschaftlichen Umgangsweisen mit Hygiene. Dies zeigt sich zum einen darin, dass die durchschnittlichen Körpergrößen zu Beginn des 19. Jahrhunderts um mehrere Zentimeter schrumpfen, ein Befund, der biologisch nicht ohne Weiteres zu erklären ist. Zum anderen belegen dies auch die unterschiedlichen Körpergrößen sozioökonomischer Statusgruppen, die in wirtschaftshistorischen und archäologischen Untersuchungen festgestellt wurden (Komlos 1997; Meyer 2014). Demnach werden Menschen, die in den ersten 20 Lebensjahren in ökonomisch gesicherten Lebensverhältnissen aufwachsen, größer als Menschen, die während der Wachstumsphase in ökonomisch ungesicherten Lebensverhältnissen und unter Mangelernährung aufwachsen.

Im Unterschied zu den medizin-, gesundheits- und bevölkerungssoziologisch ausgerichteten Studien, die empirisch aufzeigen, dass sich der sozioökonomische Status auf den Gesundheitszustand des Körpers auswirkt, und diesen Zusammenhang mit relativ „einfachen" theoretischen Zusammenhängen erklären, bemüht sich Bourdieu (1999) darum, empirisch und theoretisch aufzuzeigen, wie Gesellschaften und ihre Sozialstrukturen sich tief in die körperlichen Strukturen bis hin zu dem Bewegungsapparat und den organischen Strukturen einschreiben. Kern der theoretischen Ausarbeitung ist eine Inkorporierungsthese, die im Prinzip eine Radikalisierung der klassischen Internalisierungsthese ist (vgl. Steuerwald 2010). Bourdieu geht also nicht wie die klassische Soziologie davon aus, dass zumeist als körperlos verstandene Akteure soziale Strukturen und Kulturmuster internalisieren und darüber die Verhaltensweisen und Handlungsstrategien gesellschaftlich geprägt werden, sodass Gesellschaft möglich ist. Vielmehr werden Kulturmuster, Wertvorstellungen und Sozialstrukturen inkorporiert, sodass die Körper von Kopf bis Fuß und mit Haut und Haaren

gesellschaftlich sind, die Gesellschaft in Fleisch und Blut übergeht und sich eingefleischte Routinen und Handlungsgewohnheiten ausbilden. So bemerkt Bourdieu (1999, S. 730): „Die von den sozialen Akteuren im praktischen Erkennen der sozialen Welt eingesetzten kognitiven Strukturen sind inkorporierte soziale Strukturen." Um die Inkorporierungsthese schließlich handlungssoziologisch bestimmen zu können, arbeitet Bourdieu das Konzept des Habitus heraus, das als Dispositionssystem körperlicher Handlungs-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata angelegt ist und zum einen die gesellschaftlichen und sozial ungleichen Existenzbedingungen in den Körper verlegt und zum anderen als Erzeugungsprinzip sozialer Handlungspraktiken funktioniert.

In seiner Analyse der französischen Sozialstruktur der 1960er und 1970er Jahre kann Bourdieu (1999) empirisch aufzeigen, wie der Körper, der Geschmack, die Handlungs- und Sichtweisen, aber auch die Freizeitpraktiken, die Ernährungsweisen und die Wissensbestände von der Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse abhängig sind. So identifiziert Bourdieu im Kern drei soziale Klassen (Bürgertum, Kleinbürgertum, untere Klasse) in Abhängigkeit des verfügbaren ökonomischen und kulturellen Kapitals mit jeweils eigenen Handlungs-, Bewertungs- und Wahrnehmungsmustern, körperlichen Umgangsweisen und Anforderungen an den Körper. Die bürgerliche Klasse, die über das größte Kapitalvolumen verfügt, lässt sich über ein hohes Maß an Körperkontrolle, einem Anschein von Natürlichkeit und einen Sinn für Distinktion kennzeichnen. Empirisch zeigt sich dies an einem ruhig gestellten Körper und einem zurückgenommenen Bewegungs- und Ausdrucksverhalten sowie an den überdurchschnittlich hohen Anforderungen an das körperliche Aussehen, die Kleidung und die körperliche Inszenierung. Dies drückt sich in den zeit- und kapitalintensiven Investitionen in den Körper aus etwa in der Bevorzugung von Sportarten, die eine hohe Geschicklichkeit schulen (Fechten, Segeln), in der Ernährung, die nicht nur durch eine Vorliebe für bestimmte Lebensmittel, sondern auch durch eine langsame und kontrollierte Essweise unter Verwendung von Besteck und Servietten gekennzeichnet ist, sowie der Pflege des Körpers, die sich neben der Körperpflege und Praktiken der Schönheitspflege an der erhöhten Inanspruchnahme von Vorsorgeuntersuchungen festmachen lässt. Das Kleinbürgertum, das sich durch mittlere Kapitalvolumen auszeichnet, orientiert sich weitestgehend an den kulturellen Vorgaben, Geschmacksnormen und Körpervorstellungen des Bürgertums. In Folge der geringeren Kapitalausstattung sowie der daraus resultierenden Handlungsrestriktionen ist es für das Kleinbürgertum ungleich schwerer, die bürgerlichen Kulturmuster zu realisieren. Konsequenz ist ein Lebensstil, der durch Überkorrektheit, Unsicherheit und Angespanntheit bestimmt ist, sodass etwa Frauen aus dem Kleinbürgertum ihr körperliches Aussehen schlechter bewerten als Frauen aus dem Bürgertum. Auch die Anstrengungen, die das Kleinbürgertum unternimmt hinsichtlich der Investitionen in den Körper, werden im Unterschied zum Bürgertum eher als Anstrengungen und Arbeit sichtbar und weniger als gewohnheitsmäßige und damit natürlich erscheinende Praktiken. So zeigen sich z. B. die Unterschiede zwischen einem „natürlichen" Körper

des Bürgertums und einem „erarbeitenden" Körper des Kleinbürgertums in der Befürwortung von Frauen des Kleinbürgertums von eher „bewussten" und kurzfristigen Körperstrategien wie Diäten oder Schönheitsoperationen, die den eher unbewussten und zeitintensiven Handlungspraktiken des Bürgertums mit ihrem natürlichen Anschein entgegen stehen. Hinzu kommen die zahlreichen Strategien von aus dem neuen Kleinbürgertum stammenden und in repräsentativen Berufen beschäftigten Frauen, die ihren Körper als Kapital verstehen, dessen Marktwert sich analog einer ökonomischen Logik über die Investitionen in den Körper wie Pflege und Make-up bestimmt. Für die unteren Klassen, die über das geringste Kapitalvolumen verfügen, lässt sich analog zu dem von Bourdieu beschriebenen „Geschmack des Notwendigen" ein eher instrumentelles und funktionales Verhältnis zum Körper feststellen. Empirisch zeigt sich die Klassenzugehörigkeit an kräftigen und eher übergewichtigen Körpern und einer daran ausgerichteten Ernährungsweise, die kostengünstig und zugleich kalorienreich ist. Hinzu kommen Sportarten, die kräftige und robuste Körper voraussetzen und trainieren (Rugby, Kraft- und Kampfsportarten). Neben der hohen Wertschätzung für kräftige Körper lässt sich das funktionale Körperverständnis auch an den geringeren Investitionen in den Körper etwa hinsichtlich der aufgewendeten Zeit für Körperpflege und Make-up sowie dem eher unkontrollierten Ausdrucks- und Bewegungsverhalten beobachten (lautes Lachen, Essen mit vollem Mund).

Dass sich die Klassenzugehörigkeit am Körper ablesen lässt, bestätigen schließlich auch neuere Untersuchungen der soziologischen Attraktivitätsforschung. So weist Penz (2010) nach, dass sowohl die körperlichen Praktiken und Umgangsweisen als auch die Anforderungen an den Körper, die sich in kulturellen Wert- und Normvorstellungen verfestigen, sowie die Sichtweisen eigener und fremder Attraktivität sich nicht nur nach Geschlecht, sondern auch nach Klassenzugehörigkeit unterscheiden. Dementsprechend identifiziert Penz insgesamt sechs unterschiedliche Schönheitsklassen, die sich je nach Sicht auf den Körper und den körperlichen Verhaltensweisen unterscheiden (Tabelle 1).

Auch wenn zahlreiche Unterschiede zwischen den sozialen Klassen und den Geschlechtern bestehen, zeigt ein Vergleich der Schönheitsklassen, dass zwischen den Männern der oberen und der unteren Klasse die größten Differenzen hinsichtlich ästhetischer Vorstellungen und Praktiken bestehen. So sind Männer der unteren Klasse in Folge ihrer beruflichen Tätigkeit, die zumeist mit körperlichen Tätigkeiten verbunden ist, vor allem mit einer Schweiß- und Geruchsbekämpfung beschäftigt, der neben den Haaren die weitaus wichtigste Bedeutung zukommt, während Männer der oberen Klasse auf ein gepflegtes und seriöses äußeres Erscheinungsbild Wertlegen, eine hohe sportliche Aktivität aufweisen, eine umfangreiche Körperpflege betreiben und Schönheit als persönlichen Stil verstehen. In dieser Hinsicht bestehen kaum Differenzen zu Frauen der oberen Klasse, die ähnliche Vorstellungen und Anforderungen an den Körper haben. Auch innerhalb der weiblichen Schönheitspraktiken zeigen sich zahlreiche Unterschiede in Abhängigkeit der sozialen Statusgruppe, die jedoch nicht so stark ausgeprägt sind wie die zwischen den männlichen Klassen. So nimmt

**Tabelle 1** Schönheit nach sozialer Klasse und Geschlecht

| | **Frauen** | **Männer** |
|---|---|---|
| **Obere Klasse** | Natürlichkeit und Individualität | Attraktivität als verallgemeinerter Normalzustand |
| **Mittlere Klasse** | Schönheit zum Wohlfühlen | Unauffällige sportliche Schönheit |
| **Untere Klasse** | Schönheit durch intensive Pflege | Kampf gegen Schweiß und Körpergeruch |

Quelle: nach Penz 2010; eigene Darstellung

z. B. nicht nur der Besuch von Sonnenstudios mit sinkender sozialer Lage ab, sondern auch die Bedeutung von Piercings und Tätowierungen. Zwischen den Geschlechtern ist auffällig, dass vor allem Männer Gesundheit und Fitness als Motive der eigenen ästhetischen Handlungen anführen und Frauen zusätzlich die Attraktivität als Motiv benennen. Im Anschluss an Bourdieu versteht Penz letztlich die Schönheitspraktiken als Handlungsvollzüge und körperliche Umgangsweisen, über die kulturelle Vorstellungen von Geschlechtern und soziale Klassen in die Körper übergehen und sich an den Körpern festmachen lassen.

## 3 Schluss

Die vorliegende Übersicht versammelt eine Auswahl verschiedener Untersuchungen, die sich mit dem Zusammenhang von Körper und sozialen Ungleichheiten auseinander setzen. Auffällig ist dabei, dass sich im Kern zwei unterschiedliche Zugangsweisen herausarbeiten lassen. Während in dem einen Zugang der Einfluss des Körpers auf die soziale Zugehörigkeit zu einer Statusgruppe untersucht wird, der Körper dort folglich als biologisch und nicht gesellschaftlich verstanden wird, wird in dem anderen Zugang der Einfluss der Gesellschaft auf den Körper untersucht. Damit einhergeht ein Körperverständnis, das den biologischen Körper als vergesellschafteten Körper versteht, der bis in die Knochenstruktur, die Organe und den Muskelaufbau soziokulturellen Einflüssen unterliegt. Körpersoziologisch bedeutsam ist die erste Perspektive insofern, da die dort subsumierten Studien nachweisen können, dass zwar mit der sozialen Position oder dem sozioökonomischen Status bestimmte Körpermerkmale korrespondieren. Dennoch ist der Körper nicht ursächlich für den sozialen Status verantwortlich, sondern vielmehr die daran angeschlossenen Deutungsstrukturen, Verhaltensmuster und Zuschreibungen. Es ist somit ein Verdienst dieser Studien aufzuzeigen, dass in hochkomplexen Gesellschaften das Geschlecht, die Hautfarbe oder eine bestimmte Körpergröße an sich nicht besser oder schlechter sind für bestimmte gesellschaftliche Lebensbedingungen. Eine Besser- oder Schlechterstellung bekommen die Körpermerkmale erst in Folge der gesellschaftlichen Zu-

schreibungen und den daran angeschlossenen Handlungsstrategien und Verhaltensmustern. Körpersoziologisch aufschlussreich ist die zweite Perspektive schließlich, da sie zum einen aufzeigen kann, dass sich Gesellschaften, ihre Sozialstrukturen und Kulturmuster in den Körpern nachweisen lassen. Zum anderen bietet sie in Folge der Inkorporierungsthese auch ein theoretisches Konzept, mit dem der Körper einer soziologischen Analyse zugänglich gemacht werden kann.

Obwohl die voranstehenden Studien in vielen Hinsichten dokumentieren, dass es einen Zusammenhang zwischen sozialen Ungleichheiten und Körpern gibt, bleibt zum einen die Aufgabe, die Ergebnisse empirischer Studien aus unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen zu sammeln, aufzuarbeiten und daraus theoretische Konzepte zu entwickeln. Zum anderen ist es nötig, weitere soziologisch informierte Studien durchzuführen, um zu überprüfen, wie weit der Körper als Maßstab für soziale Ungleichheiten hinreicht, welche Körperbereiche und Merkmale wie geprägt werden und inwieweit sich im historischen Vergleich Veränderungen bemerkbar machen.

## Literatur

**Bourdieu, Pierre (1999).** ***Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.*** **Frankfurt a. M.: Suhrkamp.**

**Bozoyan, Christiane & Tobias Wolbring (2012). Körpermerkmale und Lohnbildung. In: Norman Braun, Marc Keuschnigg & Tobias Wolbring (Hrsg.).** ***Wirtschaftssoziologie II. Anwendungen.*** **München: Oldenbourg.**

Davis, Kingsley u Wilbert E. Moore (1967). Einige Prinzipien funktionaler Schichtung. In: Heinz Hartmann (Hrsg.). *Moderne amerikanische Soziologie.* Stuttgart: Enke.

Du Bois, William Edward Burghardt (1906). Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 22,* 31–79.

Dunkake, Imke, Kiechle, Thomas, Klein, Markus & Rosar, Ulrich (2012). Schöne Schüler, schöne Noten? Eine empirische Untersuchung zum Einfluss der physischen Attraktivität von Schülern auf die Notenvergabe durch das Lehrpersonal. *Zeitschrift für Soziologie 41,* 142–161.

**Gould, Stephen Jay (1988).** ***Der falsch vermessene Mensch.*** **Frankfurt am Main: Suhrkamp.**

Herzog, Dietrich (1965). *Klassengesellschaft ohne Klassenkonflikt. Eine Studie über William Llyod Warner und die Entwicklung der neuen amerikanischen Stratifikationsforschung.* Berlin: Duncker & Humblot

Komlos, John (1997). Warum wurden die Leute kleiner in einer wachsenden Volkswirtschaft? *Historical Social Research 22,* S. 150–161.

Lampert, Thomas & Lars Eric Kroll (2014). Soziale Unterschiede in der Mortalität und Lebenserwartung. In: Robert Koch-Institut (Hrsg.): *Gesundheitsberichtserstattung kompakt 5* (S. 1–13). Berlin: Robert Koch-Institut.

Luy, Marc (2002). *Warum Frauen länger leben – Erkenntnisse aus einem Vergleich von Kloster- und Allgemeinbevölkerung.* Materialien zur Bevölkerungswissenschaft 106. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

McLaren, Lindsay (2007). Socioeconomic Status and Obesity. *Epidemiologic Reviews 29,* 29–48.

Meyer, Christian (2014). Menschliche Skelettfunde als Zeitzeugen der Vergangenheit. Die ersten Bauern aus anthropologischer Perspektive. In: Thomas Terberger & Detlef Gronenborn (Hrsg.). *Vom Jäger und Sammler zum Bauern. Die Neolithische Revolution.* Sonderheft der Zeitschrift Archäologie in Deutschland. Darmstadt: Theiss. Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Mielck, Andreas (Hrsg.) (1994). *Krankheit und soziale Ungleichheiten. Ergebnisse der sozialepidemiologischen Forschung in Deutschland.* Opladen: Leske+Budrich.

Mosse, Max & Gustav Tugendreich (1994). *Krankheit und Soziale Lage.* Göttingen: Cromm.

Parsons, Talcott (1968). Ansatz zu einer analytischen Theorie der sozialen Schichtung. In: Talcott Parsons: *Beiträge zur soziologischen Theorie.* Herausgegeben und eingeleitet von Dietrich Rüschemeyer. Neuwied am Rhein: Luchterhand.

**Penz, Otto (2010). *Schönheit als Praxis. Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit.* Frankfurt. New York: campus.**

Souza, Jessé (2008). *Die Naturalisierung der Ungleichheit. Ein neues Paradigma zum Verständnis peripherer Gesellschaften.* Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

**Steuerwald, Christian (2010). *Körper und soziale Ungleichheit. Eine handlungssoziologische Studie im Anschluss an Pierre Bourdieu und George Herbert Mead.* Konstanz: UVK.**

Warner, William Lloyd (1936). American Class and Caste. *American Journal of Sociology 42,* 234–237.

# Sozialisation

Katharina Liebsch

## Einleitung

Die Sozialisationsforschung ist ein interdisziplinäres Arbeitsfeld der Anthropologie, Soziologie, Psychologie und Erziehungswissenschaft, das insbesondere in den 1970er und 1980er Jahren eine große Fülle empirischer Untersuchungen und Beschreibungen hervorbrachte, in denen der Frage nachgegangen wird, wie objektiv gegebene, historisch entstandene Lebensbedingungen subjektiv verarbeitet und bearbeitet werden. Gegenstand sozialisationstheoretischer Untersuchungen sind Prozesse der subjektiven Anpassung an soziale Umwelten, der Aneignung sozialer Normen sowie umgekehrt die Gestaltung und Veränderung von Sozialem und Kulturellem durch die Individuen. Im Mittelpunkt steht die Erforschung eines wechselseitigen Zusammenhangs von „Individuum und Gesellschaft" und der Verflechtung von „Sozialstruktur und Persönlichkeit" (Hurrelmann 2002). Der Körper ist in diesen Verflechtungszusammenhang zweifach eingebunden: Zum einen wird die körperliche Materialität sozialstrukturell bestimmt und als ein verkörperlichter Ausdruck sozialer Strukturierung, als ein Produkt gesellschaftlicher Normierung verstanden. Zum zweiten wird der Körper als Voraussetzung menschlichen Seins und Tuns angesehen, der einen jeweils spezifischen, individuell unterschiedlichen Bedingungskontext für Handlungsmodi und Praxisvollzüge darstellt. Dabei wird der sozialisationstheoretisch betrachtete Körper häufig in der Perspektive von Entwicklung und Veränderung betrachtet, beispielsweise als individuelle Anforderung, sich mit den Dynamiken eines kindlichen, adoleszenten, schwangeren oder alternden Körpers auseinanderzusetzen, die einen jeweils biografischen oder lebensphasenbedingten, individuell besonderen wie auch kulturell und sozial verschiedenen Umgang mit dem Körper zum Ausdruck bringen, der seinerseits Praktiken, Normen und Betrachtungsweisen von Körperlichkeit im Allgemeinen zu variieren vermag. Eine sozialisationstheoretische Perspektive auf den Körper beinhaltet deshalb sowohl die Frage nach der sozialen Konstruktion der Entwicklung von Körpern als auch die Frage nach der Bedeutung des Körpers für die Konstituierung sozialer Praxis und sozialer Realitäten (Bauer/Bittlingmayer 2008, S. 119), wobei die erste Perspektive deutlich stärker ausgearbeitet ist.

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_20

Die theoretische Begrifflichkeit wie auch die Formen der empirischen Erforschung dieses Themengebiets haben sich in den letzten drei Jahrzehnten stark ausdifferenziert und so ist der Begriff der Körper-Sozialisation um die theoretische Entfaltung der Begriffe der Biografie, des Habitus, der Identität, des Lebenslaufs und der Subjekt-Konstitution und deren körperliche Dimensionen ergänzt und teilweise gar ersetzt worden. Nicht selten wird heute in der Biografie- und der Habitusforschung das untersucht, was lange als Gegenstand der Sozialisationsforschung galt: die Prozesse des Werdens und Geworden-Seins von individuellen Körpern im Schnittpunkt von Institutionen, sozialen Strukturen, Praktiken, Diskursen und Normierungen. Allerdings unterscheiden sich die Zugänge hinsichtlich ihrer Fragestellungen und theoretischen Bezüge. Während weite Teile der klassischen Sozialisationsforschung und der sozialpsychologischen Identitätsforschung wie auch die Lebenslaufforschung untersuchen, wie sozialstrukturelle Unterschiede und Ungleichheiten sich in den körperbezogenen Handlungen und Praktiken der Individuen zeigen, nehmen biografie- und habitustheoretische Ansätze und dekonstruktive Subjekt-Theorien auch die symbolisch-imaginäre und ideologische Qualität von Körper-Bildern, Zuschreibungen und diskursiven Körper-Effekten in den Blick. Damit verbunden sind Unterschiede der Herangehensweise und des methodischen Instrumentariums. So favorisiert der erst genannte Forschungszusammenhang Beobachtungen, Umfragen und sozial-statistische Erhebungen, während in der zweiten Perspektive diskursanalytische und dekonstruktive Verfahren dominieren.

Die unterschiedlichen Forschungsrichtungen, die im Paradigma der Sozialisationsforschung versammelt sind, nehmen also einen je verschiedenen Blick ein auf die Erforschung körperlicher Vergesellschaftungsprozesse und die Erforschung der Bedeutung des Körpers für die Konstituierung sozialer Praxis. Der vorliegende Beitrag zielt deshalb darauf, die Bandbreite von Facetten, Aspekten und theoretischen Zugängen anhand von drei ausgewählten Körper-Themen – Bewegung, Geschlecht und Gesundheit – an jeweils eine Struktur- und Analyseperspektive der Sozialisationsforschung angebunden zu veranschaulichen. Dazu soll erstens ein Zugang der Sozialisationsforschung vorgestellt werden, der die Analyse institutionalisierter Kontextbedingungen individueller Körperlichkeit in den Blick nimmt und die Rolle und Bedeutung überindividueller Handlungskontexte für die soziale Ausgestaltung und Formierung körperlicher Bewegung am Beispiel des Sports betrachtet. Zweitens wird eine überwiegend (de)konstruktivistisch ausgerichtete sozialisationstheoretische Perspektive betrachtet, die den Geschlechtskörper als Produkt sozialer Prägung und sozialer Normierungen versteht, die im Prozess des Aufwachsens und Alterns lebensgeschichtlich angeeignet und ausgestaltet werden. Drittens schließlich soll ein Verständnis von Körper-Sozialisation vorgestellt werden, in dem ein als krank bzw. behindert klassifizierter Körper als distinktives Zeichen, als Merkmal von Zugehörigkeit und sozialer Positionierung fungiert, das körperliche Realitäten aktiv gestaltet und sozialen Wandel von Körperlichkeit zu erzeugen vermag. Mit der Auswahl dieser Perspektiven bildet dieser Beitrag die Schwerpunktsetzungen in der Körpersozia-

lisationsforschung ab, in der Fragen nach der sozialen Konstruktion von Körpern im Vordergrund stehen, während Untersuchungen und Reflexionen zur konstitutiven Bedeutung von Körpern für Sozialisation und für soziale Praxis seltener sind. Dementsprechend werden abschließend die Ansätze und Betrachtungsweisen im Hinblick auf ihre Implikationen und Leerstellen für die Theoriebildung zum Thema Körper-Sozialisation diskutiert.

## 1 Institutionalisierte Kontexte der sozialen Formierung des Körpers: Sport als Instanz der Bewegungssozialisation

Studien zur Körpersozialisation zielen auf die Erarbeitung eines Verständnisses der sozialen Standardisierungsprozesse, normativen Strukturierungsweisen und performativen Spielräume individueller Körperlichkeit. Grundannahme ist, dass der Körper in einer jeweils spezifischen Umwelt geformt, wahrgenommen, interpretiert und bewertet wird. Luc Boltanski verortet den Prozess der verleiblichten gesellschaftlichen Positionierung in einer „somatischen Kultur", einem „Kodex der guten Sitten für den Umgang mit dem Körper, der tief verinnerlicht und allen Mitgliedern der bestimmten sozialen Gruppe gemeinsam" und weitgehend unbewusst ist. Als eine Art Anstandsregel definiert dieser Kodex die „konforme Art (…), die alltäglichsten physischen Handlungen auszuführen, zu gehen, sich anzukleiden, sich zu ernähren, sich zu waschen, sich zu schminken und, für einige, zu arbeiten, die korrekte Art, in der physische Interaktionen mit anderen abzulaufen haben, die Distanz zu einem Partner, die man aufrechtzuerhalten hat, die Art, in der man ihn anzusehen, zu berühren hat, die Gesten, die auszuführen in seiner Gegenwart angemessen ist und zwar abhängig von seinem Geschlecht, seinem Alter, davon, ob er ein Verwandter, ein Freund, ein Fremder ist, ob er derselben Sozialschicht angehört oder nicht, von Ort und Tageszeit" (Boltanski 1976, S. 154). Hierzu gehören auch Regeln, wie über den Körper gesprochen wird. Diese nach Kultur, Geschlecht, Alter und sozialstrukturellen Merkmalen ausdifferenzierten Kodizes und Diskurse unterliegen einem historischen Wandel und werden heute zunehmend durch medial vermittelte, globale Dominanzdiskurse beeinflusst.

Darüber hinaus ist die soziale Modellierung von Körpern als „Technisierung", als „Normierung" und „Regulierung" sowie als „Zivilisierung" und „Disziplinierung" beschrieben worden, die qua Interaktion des individuellen Körpers mit der materiellen Kultur, z. B. im Umgang mit Techniken, Werkzeugen und Handhabungsweisen von Dingen, eine je besondere „soziale Motorik" ausbilde, die das Denken, Fühlen und Handeln von Personen strukturiere (Alkemeyer 2008, S. 350 f.). Dementsprechend arbeitet auch Pierre Bourdieu in seinem Konzept des Habitus die Bedeutung von „stummer", „gestischer", körperlicher Sozialisation für implizite Einstellungen, Werte und für die Erzeugung „eine(r) komplette(n) Kosmologie, Ethik, Metaphysik und Politik" (Bourdieu 1987, S. 128) heraus. Der hier konstatierte Zusammenhang

von körperlichen Praktiken und sozialem Sinn akzentuiert die Bedeutung von materiellen und kulturellen Lebensbedingungen in ihren institutionellen und organisationellen Formen für die Ausgestaltung körperlicher Bewegung und körperlichem Ausdrucksformen. So strukturieren beispielsweise Medizin, Sport und Medien als sog. Sozialisationsinstanzen die Praxis und den Sinn körperlicher Aktivitäten, die in ihrer unterschiedlichen Art und Form der Institutionalisierung auch jeweils andere Bedeutungen transportieren und körperlich einschreiben; z. B. sind sportive Praktiken als Mannschaftssport, Sport im Turnverein oder als Fitness mit jeweils unterschiedlichen „Kosmologien" und „Ethiken" verbunden: Sie zielen auf entweder Wettkampf, Fairness, Leistungsorientierung oder wie bei Fitness auf ein Konglomerat von Gesundheit, Wohlbefinden, Selbst-Disziplin und Jugendlichkeit.

Pierre Bourdieu (1986) charakterisiert die in kodifizierten Sportdisziplinen wie Fußball, Tennis oder Leichtathletik organisierte Praxis des modernen Sports als ein historisch in England entstandenes Angebot an praktischen Modellen des Sich-Bewegens mitsamt der dazugehörigen Rituale, Codes und Institutionen, das über körperliche Dispositionen gesteuert werde und eine entsprechende „Nachfrage" erzeuge. Dabei, so stellt Bourdieu heraus, sei von besonderer Bedeutung, dass der Sport, indem er sich als Interessen freie Praxis präsentiert, zentrale Werte und Normen der bürgerlichen Gesellschaft dramaturgisch darstelle, inszeniere und aufführe und so zur Vermittlung eines legitimen Umgangs mit dem Körper beitrage. So gesehen resultieren sportliche Bewegungspraktiken aus einem Prozess sozialer Disziplinierung und geben gleichermaßen Hinweise auf die Körperkulturen und Gesellschaftsstrukturen, welche sie hervorbringen. In diesem Sinne hat z. B. das Forscherteam um Thomas Alkemeyer gezeigt, dass die vielfältigen Bewegungspraxen des Sports und der populären Kultur – vom Mountainbiking und Skateboardfahren bis zum Techno und HipHop – sowohl Hinweise auf die gegenwärtigen komplexen Konsumkulturen transportieren als auch Ausdruck einer individualisierten Gruppenmythologie sind und eine männliche Risikobereitschaft abbilden, die sich von bürokratischer Routine und einem formalistischen Gruppenverständnis abgrenze (Alkemeyer et al. 2003).

Die gesellschaftliche Ausdifferenzierung der Instanzen von Körperformierung und Bewegungssozialisation – weg von Arbeit und Organisation als Instanz der Körper- und Bewegungssozialisation, z. B. in der Form fordistischer Fabrikarbeit, lokalem Turn-, Karnevalsverein und Spielmannszug, hin zum Bereich von Nicht-Arbeit, z. B. als Sport, Tanz und Freizeit-Aktivität – hat ein breit gefächertes Angebot von Bewegungsformen und Körperbildern etabliert, aus dem Individuen heute auswählen und ihre Körper- und Beweglichkeit selbsttätig formen und entwickeln. Diese Art von „Selbst-Sozialisation" (Zinnecker 2000) vollzieht sich als eine Art freiwillige Arbeit am Körper, die auf die Herstellung ausgewählter körperlicher Attribute (z. B. sixpack, cellulitefrei), Codes (z. B. der Lockerheit, der coolness) und Vorlieben (z. B. entspannend oder schweißtreibend) ausgerichtet sind und zumeist in einer Gruppe Gleichgesinnter praktiziert werden und/oder auf den Anschluss an eine solche (Wahl-)Gemeinschaft zielen. Die den angestrebten und erworbenen körperlichen Haltungen

und Stilen inhärenten Normen und imaginären Bedeutungen werden im Zusammenspiel von Sozialisationsinstanzen und Sozialisationsagenturen entwickelt, zu denen auch die Institutionen des Sports und das dort tätige Personal einen wichtigen Beitrag leisten. Gut dokumentiert ist die Rolle von Sport-Formaten im Alltag von Jugendlichen und die damit einher gehende Förderung spezifischer Körperlichkeiten, Affekt- und Phantasiewelten. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Dispositionen zu körperlichen Ausdrucksformen, Affekten und Phantasiewelten aus Interaktionserfahrungen der primären und sekundären Sozialisation durch die Teilnahme am Sport und durch die Auswahl von bestimmten Formen des Sportengagements eine neue Gestalt erhalten und in den offenen Suchbewegungen der Adoleszenz auf Bedürfnisprofile und ungelöste Konflikte treffen und umgearbeitet werden (z. B. Burrmann et al. 2015).

Die Entstehung neuer Instanzen und Formate von Bewegungssozialisation vollzieht sich im Kontext eines gesellschaftlichen Wandels des Verhältnisses von Körper und Arbeit, der Integration in den Arbeitsmarkt zunehmend an Schulabschlüsse und berufliche Qualifikationen bindet und dabei körperliche Kraft in den Hintergrund drängt. Mit der Zunahme der gesellschaftlichen Bedeutung von Bildungserfolgen verändert sich der Blick auf den Körper, dessen Leistungsorientierung nun vor allem an der Einübung eines kritischen Blicks auf denselben sowie an neuen Ansprüchen an Körperästhetik und Selbstdarstellung orientiert ist, beispielsweise als ein mit Leistung, Kontrollvermögen und Erfolg assoziierter schlanker, athletischer Sportskörper, der auch Erfolgsversprechen im Arbeitsbereich signalisiert. Insgesamt ist festzuhalten, dass die Perspektive einer auf Sozialisations*instanzen* fokussierten Körper-Sozialisationsforschung einen überwiegend funktionalistischen Blick auf die kulturelle Ausdifferenzierung von körperlicher Bewegung und Bewegungsangeboten gewährt; sie werden vor allem als Spiegel gesellschaftlicher Transformationen verstanden.

## 2 Der Geschlechtskörper als Produkt der Inkorporierung sozialer Normierungen: „Geschlechtsspezifische Sozialisation" als normativer Zwang

Der Aufstieg und Abstieg des Konzepts der geschlechtsspezifischen Sozialisation veranschaulicht eine weitere sozialisationstheoretische Vorstellung sowie deren Veränderung: die der Internalisierung bzw. Inkorporierung gesellschaftlicher Strukturen in die körperliche Struktur handelnder Individuen. Das anfängliche sozialisationstheoretische Interesse an der theoretischen Erfassung des Zusammenhangs zwischen der Transformation westlicher Gesellschaften zu industriekapitalistisch wirtschaftenden, national organisierten Staaten und der Herausbildung eines handlungs- und leistungsfähigen Subjekts, das in diesen Strukturen seine Persönlichkeit, Körperlichkeit und Biografie ausbildet, verallgemeinerte die Erfahrungen des Aufwachsens und differenzierte allenfalls nach Klasse und Milieu, selten aber nach Geschlecht und Eth-

nie/Kultur. Erst die Studentenbewegung und die Frauenbewegung der 1960er und 70er Jahre machten geltend, dass aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in einer Gesellschaft Individuen zu einer geschlechtlich positionierten und identifizierten Person, zu ‚Frau' und ‚Mann' werden, und trieben die Analyse dieses Differenz- und Differenzierungsprozesses voran. Geleitet von der These, Geschlecht nicht länger als gegebene Körpernatur und individuelle Eigenschaft zu verstehen, sondern als Ergebnis gesellschaftlicher Zuschreibung und interaktiver Konstruktion, nahmen eine Vielzahl empirischer Untersuchungen den unterschiedlichen Umgang mit männlichen und weiblichen Kindern bei der Säuglingspflege, im Kindergarten oder in der Schule in den Blick, um deren sozialisatorische Wirkung zu veranschaulichen. Theoretisch wird der als frühkindlich grundgelegte Geschlechtsunterschied häufig in Anlehnung an die Psychoanalyse als Reproduktion der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung moderner Gesellschaften verstanden: Weil vor allem Frauen für die Versorgung und Pflege kleiner Kinder zuständig und Männer hier kaum aktiv sind, wird ein affektives Muster in Kindern induziert, das Weiblichkeit mit Verfügbarkeit und Männlichkeit mit Autonomie assoziiert (z. B. Chodorow 1985). Eine weitere theoretische Herleitung konzipiert geschlechtliche Sozialisation und Lebensweisen in Anlehnung an die Kritische Theorie als lebensgeschichtlichen Ausdruck eines konstitutiven Widerspruchs zwischen der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion (z. B. Knapp 1990).

Solche ‚positiven' Konzepte einer explizit weiblichen oder männlichen Körperlichkeit, Geschlechtlichkeit und Sozialisation geraten in den 1990er Jahren in die Kritik, als konstruktivistische und interaktionistische Ansätze Geschlecht als eine kontinuierliche soziale Praxis analysieren. Im Konzept des „Doing Gender" (West/Zimmerman 1987) wie auch in der Vorstellung von Geschlecht als „Handlungskonfiguration" (Connell 1999, S. 93) wird gegen die Vorstellung argumentiert, dass Geschlecht auf Grundlage eines biologischen-körperlichen Substrats entstehe. Darüber hinaus gewinnt eine zweite Richtung der Kritik an der Sozialisation zur Weiblichkeit und zur Männlichkeit an Bedeutung, die im Anschluss an Ansätze der Dekonstruktion fragt, wie es überhaupt dazu kommt, dass Personen ihre Körper als fest, begrenzt, mit einer eindeutigen Geschlechtlichkeit ausgestattet begreifen. Hier rückt der Vorschlag von Judith Butler, die Erfahrung von Körperlichkeit als Produkt von Normierung und Reglementierung zu verstehen, ins Zentrum einer Debatte, die schlussendlich dazu beiträgt, dass die sozialisationstheoretische Perspektive des ‚Geworden-Seins' von (geschlechtlichen) Körpern zunehmend an Bedeutung verliert.

In ihrem Buch „Körper von Gewicht" will Butler nicht länger darüber streiten, welche Bedeutung kulturellen Einschreibungen und welche der körperlichen Materialität zukommt. Vielmehr ist es ihr Anliegen, die Bedeutung von Materie selbst neu zu denken (Butler 1993, S. 31). Indem sie den Körper nicht als eine gegebene ‚Tatsache', sondern als Prozess begreift, in welchem Normen und Zwänge sich derart materialisieren, dass Körperlichkeit als Natur und biologische Eindeutigkeit erscheinen, macht Butler deutlich, dass es keine Bezugnahme auf den Körper gibt, die nicht

zugleich eine weitere Formierung des Körpers bedeutet. In Anlehnung an den Psychoanalytiker Jacques Lacan versteht Butler die Entwicklung eines Körpers als einen immer wieder neu erfolgenden „Beitritt zum symbolischen Gesetz" und als eine symbolische Position, die unter Androhung von Strafe eingenommen werde. Geschlecht ist im Butlerschen Verständnis ein Produkt einer ständigen Zitation und Bezugnahme auf Normen, Regeln und Zwänge der Zweigeschlechtlichkeit. Geschlechtliche Positionierung, die nicht in den Bereich der zweigeschlechtlichen und heterosexuellen Norm passen, werden, so ihre Annahme, entweder unter Androhung von Strafe ausgeblendet oder sie verlieren sich im Prozess der Wiederholungen, da sie nur selten bestätigt werden können.

Mit dem Modell der Performativität von Körper und Geschlecht macht Butler den gesellschaftlichen Zwang zu einer kohärenten Geschlechtsidentität nachvollziehbar und zeigt darüber hinaus, wie in der Mehrdeutigkeit des Diskurses und aufgrund des Erfordernisses der Wiederholung auch ein Potenzial zur Erweiterung, Verschiebung und Resignifikation des Körpergeschlechts angelegt ist. Diese Überlegung findet seit einer Dekade verstärkt Eingang in empirische Untersuchungen und hat den Prozess des Geschlechtlich-Werdens sozialisationstheoretisch neu akzentuiert, beispielsweise in Form einer „Skizze einer performativen Sozialisationstheorie" (Tervooren 2006), die das Verstehen der Komplexität uneindeutiger Geschlechtlichkeit auch im Prozess des Aufwachsens reflektiert.

Weiterhin und gleichermaßen existiert aber auch ein Zweig der Sozialisationsforschung, der ungeachtet der genannten Ansätze aus der Geschlechterforschung die Vorstellung einer biologisch bedingten Zweigeschlechtlichkeit propagiert, z. B. indem Jungen und Mädchen, Männer und Frauen miteinander verglichen bzw. Unterschiede zwischen ihnen herausgearbeitet werden oder eine biologisch-körperliche Basis von Geschlecht postuliert wird. So liest man z. B. bei Klaus Hurrelmann:

„Männer und Frauen unterscheiden sich nach ihren Geschlechtschromosomen und Geschlechtshormonen. Das Ergebnis ist ein unterschiedlicher Bau der Geschlechtsorgane, des Körpers, des hormonellen Haushalts und des Gehirns. Auch zeigen sich in vielen Untersuchungen typische Geschlechtsunterschiede in Persönlichkeit und Verhalten" (Hurrelmann 2002, S. 15).

In diesem Zitat wird das Konzept der Sozialisation mit der Vorstellung grundgelegt, dass auch biologisch zweigeschlechtlich ausgestattete Körper die Basis dafür bilden, dass soziales Handeln mit stereotypen Bedeutungen von Geschlechterdifferenz verbunden werde. Ein solches, wenig begründetes Entsprechungsverhältnis von sozialer dichotomer Geschlechterstereotypik und zweigeschlechtlicher Körperlichkeit findet sich, ergänzt durch neurowissenschaftliche und evolutionsbiologische Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit, auch in dem Krisen-Diskurs einer als marginalisiert deklarierten Entwicklung und Erziehung von Jungen heute (z. B. Rohrmann 2008). Demgegenüber versteht die geschlechtertheoretisch fundierte Sozialisationsforschung Körper- und Geschlechtersozialisation als einen vielfach gebrochenen, durch Ungleichzeitigkeit und Konflikte gekennzeichneten Prozess, dessen

empirische Dokumentationen und Analysen noch immer einen wichtigen Beitrag zur Kritik biologistischer Unterstellungen leisten.

## 3 Der klassifizierte Körper als distinktives Zeichen. Sozialisationsdynamiken von „Behinderung"

Eine dritte sozialisationstheoretische Perspektive betrachtet die Effekte der Symbolisierung und Klassifikation von Körpern und deren Veränderungen. Beispielsweise werden körperliche Versehrtheit und funktionale Beeinträchtigungen des Körpers seit dem 19. Jahrhundert als „Behinderung" klassifiziert (Davis 2006) und ca. ein Promille der deutschen Bevölkerung als „gehörlos" angesehen, weil ihnen nur eine sehr begrenzte auditive Wahrnehmung zur Verfügung steht, die entweder erblich bedingt ist oder durch Infektionserkrankung der Schwangeren oder des Kindes oder infolge von Unfällen oder als Altersschwerhörigkeit auftritt. Da in Deutschland Schätzungen zufolge etwa 90 Prozent der gehörlosen Kinder in hörenden Familien leben (Leonhardt 2012, S. 58 f.), ist die primäre wie auch die sekundäre Sozialisation dieser Kinder stark von dem familiären wie auch gesamtgesellschaftlichen Bemühen einer Behebung, Kompensation und/oder Linderung von Beeinträchtigung im Sinne eines ‚medizinischen Problems' bestimmt. So wurden Gehörlose, die vor oder während des Zweiten Weltkrieges geboren wurden, dazu angehalten, sich gewöhnlich lautsprachlich zu artikulieren, mit der Folge, dass sie aufgrund ihrer teilweise schwer verständlichen Aussprache auffielen und stigmatisiert wurden. Im Verlauf der 1960/70er und 70er Jahre etablierte sich dann die Gebärdensprache, die der Verständigung der Gehörlosen untereinander dient, aber auch von immer mehr hörenden Personen aus dem Sozialisationsumfeld der Betroffenen erlernt wurde. Gegenwärtig ist die Gruppe der Gehörlosen zweigeteilt: Die größere Anzahl junger Gehörloser sind in hörenden Familien aufgewachsen, viele von ihnen haben ein „Cochlea Implantat" eingesetzt bekommen – eine unterhalb der Kopfhaut implantierte Empfängerspule, die Schallwellen an die im Hörnerv (Cochlea) eingesetzten Elektrodenträger übermittelt und dort Abschnitte des noch intakten Hörnervs stimuliert. Nur noch wenige von diesen Kindern und Jugendlichen erlernen die Gebärdensprache, vielmehr schulen sie ihre lautsprachlichen Fähigkeiten durch regelmäßige logopädische Übungen, so dass ihre „Behinderung" kaum mehr wahrnehmbar ist. Die zweite gegenwärtig präsente Gruppe besteht überwiegend aus gehörlosen Jugendliche, die in gehörlosen Familien aufgewachsen sind, sich mit Hilfe von Gebärdensprache verständigen, die (Laut-) Sprache als eine „Fremdsprache" verstehen und eine kritische Haltung dem Cochlea Implantat gegenüber einnehmen (Leonhardt 2012).

Diese zweitgenannte Gruppe gehört in den Kontext der in den 1990er Jahren erstarkenden Behindertenbewegung, die mit dafür gesorgt hat, dass sowohl in akademischen als auch anwendungsbezogenen Debatten (z. B. in der WHO) eine Fokusverschiebung hinsichtlich des Verständnisses von „Behinderung" stattfand, die

gleichermaßen die Sozialisation von Personen mit körperlichen Einschränkungen veränderte. Die Behindertenbewegung wies die bis dato weit verbreitete Annahme zurück, dass physische, sinnesbezogene, kognitive und/oder psycho-soziale Beeinträchtigungen zwangsläufig in einer Behinderung, respektive einer Benachteiligung, resultieren. Vielmehr vertritt sie ein Verständnis von Behinderung als das Ergebnis eines institutionalisierten Prozesses, der Menschen mit bestimmten Merkmalen die gesellschaftliche Teilhabe, Anerkennung und den Respekt vorenthält. Anstatt einer individuumszentrierten Defizitperspektive, die mangelnde Teilhabe(chancen) auf persönliche Unzulänglichkeiten zurückführt, wird das Behindern von Personen mit Beeinträchtigungen durch strukturelle Barrieren erklärt.

Den Grundstein für dieses neue Verständnis von „Behinderung" legten Irving Kenneth Zola in den USA und Mike Oliver und Jenny Morris in Großbritannien Anfang der 1990er Jahre. Alle drei, selbst WissenschaftlerInnen mit Behinderungen und in den jeweiligen Behindertenrechtsbewegungen engagiert, äußerten Kritik an der Vorstellung, dass Anlass und Veränderung von Behinderung im Körper betroffener Individuum zu suchen seien. Dem bis dato dominanten medizinisch-individualistischen Modell von Behinderung wurde ein Modell gegenüber gestellt, das den gesellschaftlichen Prozess des Behindert-Werdens in den Mittelpunkt rückte und zwischen Beeinträchtigung (impairment) und Behinderung (disability) unterschied. Behinderung und die damit einhergehenden Exklusionserfahrungen von Menschen mit Beeinträchtigungen ergäben sich, so die Argumentation, aus der gesellschaftlichen Ausrichtung an Fähigkeitserwartungen, normativen Körpervorstellungen (denen beispielsweise Architektur und Raum-Gestaltung folgen) sowie einem wohlfahrtsstaatlichen Institutionengefüge, das auf Abweichungen von diesen oder anderen Normgrößen mit Segregation reagiert. Zudem wurde kritisiert, dass Behinderung überwiegend im Sinne einer (individuellen) Physiologie verstanden als medizinisch-therapeutisches Problem deklariert wurde und damit Prozesse der sozialen und gesellschaftlichen Verkörperung von Beeinträchtigungen sowie die Reflexion entsprechender Ungleichheitserfahrungen aus dem Blickfeld sozialwissenschaftlicher Analyse geraten seien (Gugutzer/Schneider 2007).

Es gelang der Behindertenbewegung, die Verkörperung von Behinderung und Beeinträchtigung als Produkt historisch sedimentierter, aber eben auch veränderbarer Konstruktion sichtbar zu machen. Sie zeigte, dass die historisch dominante Konstruktion von Behinderung keine Zwischenräume hinsichtlich Nicht-/Behinderung vorsah. Personen gehören entweder der Gruppe der Menschen mit oder ohne Behinderungen an; es gibt zwischen den Zuschreibungen als ‚behindert' oder ‚nicht-behindert' keine Abstufungen. Zudem ist die Beschreibung von Personen als ‚behindert' gängig, das Label ‚nicht-behindert' hingegen eher unüblich, da Personen ohne körperliche Beeinträchtigungen den als Konsens unterstellten Standard physischer, sinnesbezogener, kognitiver und psycho-sozialer Fähigkeiten repräsentieren.

Damit wird Normalität erzeugt oder anders formuliert: vollzieht sich ein Prozess der Sozialisation zur Nicht-Behinderung als Produkt adäquat angepasster Umwelt-

bedingungen, als Zusammenwirken von psycho-physischen Begebenheiten, sozialen Lebenslagen und soziomateriellen Faktoren. Dass und wie diese Sozialisationsprozesse von den Klassifizierten selbst gestaltet und verändert werden können, zeigt auch das Beispiel der Gehörlosen mit einem Cochlea-Implantat. Während die traditionelle Behinderten-Sozialisation die Bedeutung psycho-physischer Begebenheiten herausstellt, die Behindertenbewegung die sozialen Lebenslagen und Denk-Umwelten marginalisierter Körper zu verändern bestrebt ist, nehmen die Eltern gehörloser Kinder und Jugendlicher wie auch gehörlose Erwachsene mit einem Cochlea-Implantat die neu geschaffene medizintechnologische Möglichkeit in Anspruch, körperliche Funktionen technisch zu regulieren bzw. zu ersetzen. Diese drei unterschiedlichen Formen und Verläufe der Sozialisation funktional eingeschränkter Körperlichkeit zeigen den sozial-kulturellen Bedeutungswandel von Körper-Erfahrungen zum einen und die produktive Bedeutung des Körpers für die Konstituierung sozialer Praxis und sozialer Realitäten zum zweiten; der Körper ist Bestandteil eines jeden Sozialisationsgeschehens, das durch ihn auf spezifische Art und Weise hervorgebracht und gestaltet wird.

## 4 Leerstellen und offene Fragen der Konzeptualisierung von Körper-Sozialisation

Forschungen zur Körper-Sozialisation thematisieren die geschichtlichen und kulturellen Unterschiede in den Lebensbedingungen, deren normative und regulative Wirkung und die subjektive Ausgestaltung von Widersprüchen und Ambivalenzen, die im und durch den Körper zum Ausdruck gebracht werden. Beschäftigt mit Fragen von Aneignung und Reproduktion sozialer Verhältnisse durch die Individuen macht jedoch der überwiegende Teil der Sozialisationsforschung die ontogenetische Entwicklung derjenigen Qualitäten von Körperlichkeit zur Voraussetzung, welche die dekonstruktive und sozialkonstruktivistische Kritik als ideologische bzw. normative Strategie der Konstruktion des Körpers charakterisiert. Körper als Ausgangspunkt und Ziel von Sozialisationsprozessen zu setzen, erscheint gewissermaßen als ein ideologisches Vorgehen, das selbst zu einer Art ideologischem Apparat wird. Wenn beispielsweise die Entwicklung eines handlungsfähigen Körpers als Notwendigkeit, Faktum und evidente Realität angesehen wird, und umgekehrt, die fundamentale Bedeutung des Körpers für die Gestaltung sozialer Realitäten als Facette von Sozialisation nur selten thematisiert wird, dann läuft der Ansatz der Körper-Sozialisation Gefahr, seinen eigenen Gegenstand zu setzen, ihn implizit zu normalisieren statt ihn explizit zu erklären.

Damit stellen sich für die theoretische Konzeptualisierung von Körper-Sozialisation *drei* Fragen: Die *erste* kreist um ein konstitutionslogische Paradoxon, um den Widerspruch in sozialisationstheoretischen Annahmen, die schon am Beginn der Ontogenese von einer Interaktion zwischen individueller Körperlichkeit und einer

gegebenen Außenwelt ausgehen, obwohl sich doch die Körperlichkeit selbst und mit ihr eine soziale Außenwelt erst ausbilden müssen. Dies verweist auf den ungeklärten theoretischen Status der gegebenen, sozialen Außenwelt einerseits und den Status der Konstruktivität des Körpers andererseits. Zugleich ist damit die Frage aufgeworfen, wie die konstitutive Dimension des Körpers, seine je individuelle Besonderheit und die sozio-kulturellen Faktoren sowie ihr Verhältnis zueinander theoretisch angemessen begriffen werden können.

In dem historisch dominanten Diskurs wurde und wird dieses Verhältnis als Innen-Außen-Dichotomie begriffen und demzufolge spielt in der Sozialisationsforschung die Idee eines Akteurs eine herausragende Rolle, der durch methodisches und diszipliniertes Handeln, durch die Fähigkeit einer rationalen Kontrolle, seine routinisierten, körperlich eingeschriebenen Gewohnheiten, affektiven Regungen und Neigungen zu bearbeiten sucht und sich auf diese Art und Weise neu erschafft. Dabei variieren die Einschätzungen hinsichtlich des Ausmaßes von Zügelung des Körpers und Neu-Organisation der Persönlichkeit, alle Konzepte unterstellen jedoch ein Vermögen zur expressiven Selbstartikulation, die sich aus einer Vorstellung von Innerlichkeit bzw. Eigenlogik speist. Dies schafft und begründet die Vorstellung einer Spannung zwischen einer kontrollierten, gefühlsgestützten Eigenmaßstäblichkeit einerseits und einer Ausrichtung an äußeren Bedingungen und Ideen andererseits, die in einem Prozess der Sozialisation zusammengebracht werden (sollen).

Damit verbunden ist ein *zweites* Problem, nämlich die theoretische Konzeptualisierung des Verhältnisses von Körper und Psyche bzw. von Fühlen/Wahrnehmen und Denken/Sprechen. Weite Teile der Sozialisationsforschung gehen von der Unterscheidung in einen gegenständlichen, mit Wahrnehmungsfunktionen ausgestatteten Körper einerseits und eine immaterielle, sprachlich und spirituell konstituierte Psyche bzw. Persönlichkeit andererseits aus. Die Erklärungsreichweite dieser Dichotomie findet ihre Grenzen im Bereich der Gefühle und Emotionen. Emotionen werden sowohl körperlich erfahren (z. B. in Form von Schwitzen, Gänsehaut oder Rot-Werden) als auch kognitiv gedeutet und relativiert. Sie werden in Form eines, oftmals als intuitiv verstandenen, Körperwissens bewahrt und auch in Form eines Erfahrungswissens kulturell-kognitiv zugänglich gehalten. Wie können Prozesse affektiver Körper-Sozialisation beschrieben werden, ohne Körper und Psyche als polar entgegen gesetzte Konstrukte zu begreifen?

Robert Schmidt hat hier die Perspektive praxeologischer Forschung stark gemacht, die zeige, dass Praktisches und Symbolisches, Handlungen und Repräsentation der Handlung in den sozialen Praktiken zusammen fallen. Im Rückgriff auf neurophysiologische Forschungen argumentiert er, dass es keine empirisch haltbare Trennung zwischen ‚inneren', ‚psychischen' Mustern einer Praktik und dem offenkundigen Verhalten gebe, durch das diese Praktik vermittelt und weitergegeben wird. Die Schemata der Praktiken, so seine Überlegung, sollten deshalb nicht als Strukturen eines psychischen Apparats oder als physiologische oder neuronale Mechanismen und Automatismen aufgefasst werden, die eine von den Praktiken getrennte

Existenzweise haben (Schmidt 2008, S. 127/8). Vielmehr müssten sie empirisch analytisch in den Praktiken selbst, d. h. im beobachtbaren, tatsächlichen sozialen Geschehen lokalisiert, in der Öffentlichkeit und Tatsächlichkeit sozialer Praktiken und ihrer Beobachtung identifiziert werden. Schmidt schlägt demzufolge vor, die Erforschung von Körper-Sozialisation stärker praxeologisch-ethnografisch auf die Beobachtung und Beschreibung konkreter „Teilnehmerschaft" und „kompetenter Mitgliedschaft" auszurichten (ebd., S. 134).

*Drittens* schließlich stellt sich die Frage, wie erklärt werden kann, dass in Prozessen der Körper-Sozialisation nicht nur Bekanntes weitergegeben und in einem Prozess der Habitualisierung reproduziert wird, sondern auch Variation und Erweiterung von Bestehendem stattfinden kann. Es braucht eine theoretische Herleitung von Prozessen der Körper-Sozialisation, welche die reproduzierenden wie auch die innovativ-generierenden Anteile plausibel macht und die Funktionsmechanismen dieser Prozesse beleuchtet. In einem allgemeinen Verständnis von Sozialisation als Prozess der kreativen Aneignung von Bestehendem erschafft das Individuum das, was bereits vorhanden war, neu, indem es Personen und Objekte körperlich und psychisch erfährt (Winnicott 1984). Die theoretische Explikation genau dieses Vorgangs wird umso dringlicher, je stärker die Handlungsfähigkeit und Praktiken der Einzelperson in Untersuchungen zur Körper-Sozialisation Berücksichtigung finden. Abstrakt gesprochen: Sowohl die Formel des „produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts" (Hurrelmann 2002) als auch der Topos der „Selbst-Sozialisation" (Zinnecker 2000) als auch die Hinwendung zu einer „Praxeologie sozialisatorischer Vermittlungsprozesse" (Schmidt 2008) fordert die Körper-Sozialisationsforschung dazu auf, die Bedingungen und Entfaltung von Handeln, Praktiken und Kreativität auch theoretisch genauer zu bestimmen.

Dazu gehört auch, dass Körper-Sozialisation sich in Theorie und Forschungspraxis mit der Struktur und dem Funktionieren von Spaltung und Differenz-Konstruktion befassen muss, die darauf abzielen, in den Körperpraktiken und im Denken Komplexität durch Linearität und Eindimensionalität zu ersetzen (z. B. in der Klassifikation als männlicher/behinderter/sportlicher Körper). Zudem macht dieser Überblick zum Themenbereich der Körper-Sozialisation deutlich, dass die Themen, Inhalte und Bedeutungen gesellschaftlicher Körper im Zusammenhang mit Diskursen und Klassifikationen stehen, dass also die immer wieder aufgeworfene Opposition ‚Diskursivität vs. Materialität' nicht einseitig in die eine oder andere Richtung aufgelöst werden kann, sondern in ihren prozesshaften Verstrickungen analysiert werden muss. Körper-Sozialisation, so ließe sich abschließend fordern, soll dem Prinzip des Bruchs folgen, welches Getrenntheit *und* Wechselseitigkeit gleichermaßen berücksichtigt. Konkret: In der Erfahrung eines Körpers als weiblich und als weiß manifestiert sich die Getrenntheit und die Verschiedenheit von anderen Körpern, z. B. schwarzen und männlichen. Gleichzeitig zeigt sich auch die Verwiesenheit auf den Anderen/das Andere, da sich die Bedeutungszuweisungen immer durch Abgrenzungen zu etwas Anderem vollziehen. Das Verhältnis zu diesem Anderen, gleich ob es integriert, assi-

miliert oder ausgegrenzt wird, ist in allen Sozialisationsprozessen als ein Hinweis auf die Ungewissheit der zugeschriebenen Bedeutung und auf die Verstrickung, auf die Beziehung zu dem Anderen enthalten. Die Genese von Körperlichkeit im Prozess der Sozialisation ist deshalb nicht ein Vorgang, in dem etwas bereits Vorhandenes oder Gegebenes geprägt oder mit Bedeutung versehen wird, sondern vielmehr ein Prozess der Verkörperung, in dem sich Körpererfahrungen, Fantasien, Beziehungsmodi und Symbolisierungen miteinander verknüpfen.

## Literatur


Alkemeyer, Thomas (2008). Bewegung als Kulturtechnik. In: *Neue Sammlung. Vierteljahreszeitschrift für Erziehung und Gesellschaft 43, 3,* 347–357.

**Alkemeyer, Thomas, Boschert, Bernhard, Schmidt, Robert & Gebauer, Gunter (2003). *Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführung des Sozialen in Sport und populärer Kultur.* Konstanz: UVK.**

Bauer, Ullrich & Bittlingmayer, Uwe H. (2008). Körpersozialisation. Zur Einführung in den Themenschwerpunkt. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 28, 2,* 115–120.

Boltanski, Luc (1976). Die soziale Verwendung des Körpers. In: Dietmar Kamper & Volker Rittner (Hrsg.), *Zur Geschichte des Körpers* (S. 138–177). München: Carl Hanser.

Bourdieu, Pierre (1986). Historische und soziale Voraussetzungen des modernen Sports. In: Gerd Hortleder/Gunter Gebauer (Hrsg.), *Sport – Eros – Tod* (S. 91–112). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1987). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Burrmann, Ulrike, Mutz, Michael & Zender, Ursula (2015) (Hrsg.). *Jugend, Migration und Sport. Kulturelle Unterschiede und die Sozialisation zum Vereinssport.* Wiesbaden u. a.: Springer.

Butler, Judith (1993). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.* Berlin: Berlin-Verlag.

Chodorow, Nancy (1985). *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Mütterlichkeit.* München: Frauenoffensive.

Connell, Robert W. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise der Männlichkeit.* Opladen: Leske+Budrich.

**Davis, Lennard J. (2006). Constructing Normalcy. The Bell Curve, the Novel, and the Invention of the Disabled Body in the Nineteenth Century. In: ders. (Hrsg.), *The Disability Studies Reader* (S. 3–16). 2nd edition. New York: Routledge.**

Gugutzer, Robert & Schneider, Werner (2007). Der ‚behinderte' Körper in den Disability Studies. Eine körpersoziologische Grundlegung. In: Anne Waldschmidt & Werner Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 31–53). Bielefeld: transcript.

**Hurrelmann, Klaus (2002). *Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit.* 8., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim/Basel: Beltz.**

Knapp, Gudrun-Axeli (1990). Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen. In: Ernst-H. Hoff (Hrsg.), *Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zur Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang* (S. 17–52). München: DJI.

Leonhardt, Annette (2012) (Hrsg.). *Frühes Hören. Hörschädigungen ab dem 1. Lebenstag erkennen und therapieren.* München: Ernst Reinhardt.

Rohrmann, Tim (2008). *Zwei Welten? – Geschlechtertrennung in der Kindheit. Forschung und Praxis im Dialog.* Opladen u. a.: Barbara Budrich.

**Schmidt, Robert (2008). Stumme Weitergabe. Zur Praxeologie sozialisatorischer Vermittlungsprozesse. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 28, 2, 121–136.***

Tervooren, Anja 2006. *Im Spielraum von Begehren und Geschlecht. Ethnographie der ausgehenden Kindheit.* Weinheim/München: Juventa.

West, Candance/Zimmerman, Don (1987). Doing Gender. In: *Gender and Society 2,* 125–151.

Winnicott, Donald W. (1984). *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt.* Frankfurt a. M.: Fischer.

**Zinnecker, Jürgen (2000). Selbstsozialisation – Essay über ein aktuelles Konzept. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 20, 3,* 272–290.**

# Spiel

Thomas Alkemeyer

Was kann soziologisch von Interesse sein am Zusammenhang von Körper und Spiel? Vorgeschlagen werden drei Blickwinkel: Erstens soll *differenzierungstheoretisch* die Beziehung zwischen Spiel und Nicht-Spiel und in der Folge zwischen der Körperlichkeit eines Spielgeschehens und dem Geschehen in der Umwelt des Spiels beleuchtet werden. *Zweitens* wird ‚Spiel' als ein *heuristisches* Konzept vorgestellt, mit dem sich die dynamische Struktur der ko-konstitutiven Bildung sozialer Ordnungen und ihrer verkörperten Träger verständlich machen lässt. Schließlich wird drittens in *methodologischer* Perspektive ausgelotet, inwiefern sich das Spiel mit habitualisierten Bewegungen, Gesten und Haltungen als eine Methode der qualitativen Sozialforschung eignet, mit der sich die ‚schweigsamen' Dimensionen des Sozialen (Stefan Hirschauer) und somit ein den menschlichen Tätigkeiten implizites Praxiswissen ‚zur Sprache' bringen lassen.

## 1 Spiel und Nicht-Spiel

Als Gegenstand einer körpersoziologischen Analyse des Spiels bieten sich die sozialen Prägungen des Körpers sowie dessen Bedeutung als Medium des Darstellens und praktischen Handelns *im* Spiel an. Zugleich ist eine solche Analyse aufgefordert, den vielfältigen Bezügen *zwischen* der Körperlichkeit des Spielgeschehens und der Körperlichkeit der sozialen Praxis in der Umwelt des Spiels nachzugehen. Damit wird eine Unterscheidung von und ein Beziehungsverhältnis zwischen spielerischen und nicht spielerischen Aktivitäten behauptet. In der Bestimmung dieses Verhältnisses lassen sich in der geistes-, kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Spielforschung idealtypisierend zwei Pole ausmachen: Am einen Pol werden Spiele als eine *Gegenwelt* zur Gesellschaft (A), am anderen Pol als deren *Abbildung* (B) beschrieben. Eine dritte Position (C) versucht, zwischen diesen Extremen zu *vermitteln.*

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_21

(A) *Das Spiel als Gegenwelt zur Gesellschaft:* In dieser, auf Schiller und Kant zurückgehenden, letztlich anthropologisch fundierten Perspektive wird das Spiel als ein utopischer, von den Zwängen des täglichen Lebens befreiter kultureller Gegenbezirk zur modernen Gesellschaft idealisiert, in dessen räumlich und zeitlich bestimmten Grenzen sich der Mensch noch frei, nämlich unverbildet von sozialen Zwecksetzungen, Nützlichkeitsdenken und materieller Notwendigkeit, entfalten und verwirklichen könne. Ein solches, kontrafaktisches Bild des Spiels etabliert eine Norm, an der ‚wirkliche' Spiele kritisch abgetragen und beurteilt werden (können), etwa wenn der Spielcharakter eines verordneten Spielens im Musik- oder im Sportunterricht in Frage gestellt oder dem Leistungssport das Spielerische abgesprochen wird, weil ihn seine konstitutiven Merkmale des Wettkampfes, individuellen Leistungsstrebens, Messens, Vergleichens und Hierarchisierens zu einem bloßen Abbild der Zwänge und Strukturen der modernen Leistungsgesellschaft herabwürdigten. Ein solch idealistisches, von etlichen Klassikern der Spieltheorie (Buytendijk, Scheuerl etc.) formuliertes Spielverständnis färbt auch noch die kulturwissenschaftlich einflussreiche Abhandlung Johan Huizingas (1938/2001) über den *Homo ludens* als den Antipoden zum *Homo faber.* Sie erlebt seit den 1980er Jahren im Zuge des sogenannten *Performative Turn* eine gewisse Renaissance insofern, als dieser Turn den Blickwinkel weg von vorgegebenen sozialen (Sinn-)Strukturen hin zu den in einem gegenwärtigen Spielgeschehen sich ereignishaft verkörpernden „Formen-in-Bewegung" und damit der „Produktion von Präsenz" (Hans Ulrich Gumbrecht) verschoben hat. Mit solcher Aufwertung der Flüchtigkeit kultureller Aufführungen – ein Kernkonzept der „performativen Wende" – korrespondiert ein ausgeprägtes Interesse für ihre Kreativität und Offenheit. Gerade sub- oder jugendkulturelle Körper-Spiele werden in performativer Sicht, wie auch im Horizont der *Cultural Studies,* gern als Eigenwelten eines praktischen Experimentalismus beobachtet, der kritisch, subversiv oder auch antagonistisch auf bestehende Strukturen, Normen und Ordnungsimperative reagiere, wie sie sich z. B. in der Organisation der modernen Stadt oder auch in der institutionalisierten Bildung manifestierten. Ins Scheinwerferlicht werden dann bspw. die im Spiel sich eröffnenden Momente eines erprobenden Umgangs mit den Möglichkeiten des eigenen Körpers gerückt, des Ausdehnens und Überschreitens kultureller Grenzen, die das Handeln der Akteure als körpergewordener Habitus auch von innen heraus bestimmen. Beliebte Beispiele für solcherart Experimentalismus im sport- und körpersoziologischen Diskursuniversum sind die vielfältigen Praktiken sub- bzw. gegenkultureller Body Modification oder des ‚postkonventionellen', sich oft demonstrativ vom organisierten Wettkampfsport abgrenzenden Szene-Sports von Skateboardern, Traceuren, Fixed-Gear-Radfahrern, Drachenfliegern usw. Riskante, nein besser: betont als riskant in Szene gesetzte Bewegungen des Gleitens, Springens, Fliegens, Drehens, Kreiselns oder Kletterns erscheinen dann als praktisch bedeutsame Vollzüge, in denen erworbene Sicherheiten bewusst aufgeben, demonstrativ an den Gittern des Gewöhnlichen gerüttelt und der urbanen Umgebung – Parkplätzen, Garagenauffahrten, Mauervorsprüngen, Treppengeländern usw. – alternative Umgangsqualitäten ent-

lockt werden (Gebauer et al. 2004). Neue Welt- und Selbstverhältnisse werden, so heben derlei Studien hervor, im Zusammenspiel von hart zu erarbeitenden körperlichen Skills mit distinktiven, aus einem warenästhetisch überformten und massenmedial angebotenen Fundus von Zeichen, Codes und Stil-Ritualen kreativ sich bedienenden Stilisierungen, (praktischem) Stil-Wissen sowie spezifischen Objekten wie Spielgeräten erprobt. In der spielerischen Fabrikation ungewöhnlicher Bewegungen werde ein nicht-theoretisches, sondern praktisches Körper-Wissen erinnert und neu gestaltet (Wulf 2005), so dass sich das Subjekt in der Spielpraxis selbst transformiere. Dabei spielten zunehmend auch digitale Technologien mit, indem sie neue visuelle Praktiken der (Selbst-)Mediatisierung ermöglichten. Die Wechselwirkung zwischen visuellen und spielerischen Körperpraktiken forciere das (Er-)Finden immer neuer Bewegungsmuster, (Mikro-)Gesten und Tricks und erschließe so *liminoide* Erfahrungsräume (Turner 1982; Stern 2010). Ebenso erlaube ein in den Fluss des Alltagslebens eingebettetes Eintauchen in die virtuellen Welten digitaler Spiele ein Experimentieren mit Körperbildern, Gewohnheiten und leiblich-emotionalen Erfahrungen und eröffne so qualitativ neue Möglichkeiten nicht nur der Inszenierung, sondern auch der Kultivierung des Selbst (z. B. Adamowsky 2000; Ferrin 2013). Ästhetische und soziale Differenzerfahrungen, ein verfremdendes Abstandnehmen von eingeschliffenen Bewegungsmustern und Handlungsroutinen und damit eine Neukonstruktion von Wirklichkeit findet mithin, folgt man diesen Ansätzen, nicht nur in der ästhetischen Bildung statt, sondern auch in Spielpraktiken, die nicht explizit mit einem Bildungsanspruch auftreten.

Ob das temporäre Ausbrechen aus der normalen Welt aber unbedingt auch zu einer Subversion oder auch nur Transformation der gegebenen soziokulturellen Ordnung führen muss, ist offen. Ähnlich wie das Umstülpen der alltäglichen Ordnung im Karneval (Michail M. Bachtin) kann es auch das Vertrauen in die gegebene Ordnung stärken, kathartisch und somit adaptiv und bestätigend wirken: Das Ungewöhnliche geschieht dann, damit das Gewöhnliche bleiben kann wie es ist. Ein Widerschein dieses Gedankens zeigt sich auch noch in neueren, systemtheoretisch gerahmten Analysen, die den (Abenteuer- und Risiko-)Sport als Fluchtbewegung aus einer ‚körperverdrängenden' Moderne in Sonderwelten spielerischer ‚Körperaufwertung' deuten (Bette 2004). Vor allem extreme Sportpraktiken erscheinen hier als ein evidenzerzeugendes Kontrastprogramm zu modernetypischen Erfahrungen der Abstraktheit, Mehrdeutigkeit und Ungewissheit: Sie kompensieren die Zukunftsoffenheit, Leere und Langeweile des modernen Alltags durch ein temporäres Erleben von Gegenwart, Erregung und Eindeutigkeit.

(B) *Das Spiel als Abbildung des Sozialen:* Diese Auffassung steckt bspw. in pädagogischen und soziologischen Bezeichnungen wie ‚Funktionsspiel' oder ‚symbolisches Spiel'. Als ein symbolisches Spiel, das Leitideen moderner Gesellschaften, wie den „Triumph der Leistung" (Christian Graf von Krockow), besonders allgemeinverständlich darstelle und ihnen deshalb Evidenz verleihe, ist so wiederholt der Wettkampfsport

betrachtet worden. Unter dem Gesichtspunkt ihrer sozialisatorischen Wirkungen hat Pierre Bourdieu Spiele in vergleichbarer Weise als ein dem Alltagsleben strukturhomologes Geschehen betrachtet: als „Strukturübungen", in denen bestimmte Formen „praktischer Meisterschaft" im Modus des So-Tuns-Als-Ob weitergegeben und angeeignet würden (Bourdieu 1987, S. 138). So gesehen ist in der Mikrostruktur eines Spiels immer auch die Makrostruktur der Gesellschaft enthalten: Das Spiel hat den Status eines Mediums der Vergesellschaftung und Subjektivierung seiner menschlichen Teilnehmer; es bildet einen sozialen Raum, in dem sich elementare Prozesse des Einübens kultur-, klassen-, geschlechts- oder feldspezifischer Haltungen und Gesten, korrespondierenden Sicht-, Denk- und Gefühlsweisen sowie praktischer Regelbeherrschung buchstäblich „abspielen" (Boschert 2001, S. 132). Dasselbe Risikohandeln, das sich in der unter A) skizzierten experimentalistischen Perspektive als eine praktische Form kritisch-subversiver Überschreitung zeigt, wird in solch funktionalistischer Lesart als eine Körperpraxis geschlechtlicher Sozialisation in „männlich-homosozialen Settings" (Meuser 2005, S. 314) durchschaut, in deren Verlauf ein hegemoniales kulturelles Muster von Männlichkeit geformt, inkorporiert und aufgeführt werde. Eine Konformität von Spielpraxis und Sozialstruktur wird auch dann behauptet, wenn das Gleiten des Skateboarders als körperpraktische Exemplifizierung eines de-regulierten, „flüssigen" (Z. Bauman) Kapitalismus dechiffriert und in der Sozialfigur des permanent sich neu erfindenden Spielers die Idealgestalt des nach intensiven Erfahrungen begehrenden „Kreativsubjekts" (Andreas Reckwitz) einer neo-liberalen ‚Postmoderne' gesehen wird (z. B. Schweer 2014; Woltersdorff 2012, S. 299 f.; Alkemeyer/Schmidt 2003, S. 97 ff.): Spielerische Subjektkonstitution zeigt sich zugleich als eine Form der Anpassung (Früchtl 2013, S. 89 f.).

Was damit am Beispiel konkreter Spiele angedeutet ist, hat Boschert (2001) weiter theoretisiert. Spiele erzeugen, transportieren und aktivieren, so seine, auf einen bedeutungsorientierten Kulturbegriff sich stützenden Überlegungen, solche Selbst- und Weltbilder einer Gesellschaft, die eine grundlegend regulative Funktion für die Praxis der Gesellschaftsmitglieder entfalten, als ein inkorporiertes Wissen jedoch überwiegend unbewusst bleiben. Gerade Spiele, die sich – wie prominent die Spiele des Sports – im Medium der Körperlichkeit, in Bewegungen und Gesten vollziehen, etablieren, beglaubigen und naturalisieren diese Vorstellungsbilder demnach als eine leiblich erfahrbare Realität. Eine Gesellschaft erkennt sich bzw. ihre leitenden Hintergrundverständnisse unter diesem Blickwinkel in ihren Spielen wieder und vergewissert sich darüber ihrer selbst.

(C) *Das Spiel als Zwischenwelt:* Diese Auffassung stellt die moderne Kontrastierung von Spiel und Ernst, von Freiheit und Notwendigkeit, ebenso in Frage wie die Betrachtung des Spiels als Abbildung der sozialen Wirklichkeit. Freilich ist das Spiel bereits in der unter B) skizzierten kultursoziologischen Perspektive keine einfache Kopie von ‚Gesellschaft', sondern bildet soziale Strukturen auf eine eigene Weise ab, oder vielleicht besser: *nach.* Der Term ‚nachbilden' führt bereits hinüber zu einer Perspek-

tive des Intermediären (Adamowsky 2000, S. 26–33), die einen eigentümlichen Status des Spiels *zwischen* Abhängigkeit und Unabhängigkeit, Realität und Fiktion, Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit betont.

Im Spiel widerstreitende Bestimmungen und Kräfte am Werk zu sehen, deutet sich auch schon bei Huizinga (1938/2001, S. 22) dort an, wo er bemerkt, zwar empfänden Spieler das Spielen als „außerhalb des gewöhnlichen Lebens stehend", aber es könne sie doch auch „völlig in Beschlag nehmen". Mitspielen impliziert, so die Pointe dieser Beobachtung, eine das Wahrnehmen und Denken, die Affekte und Gefühle gleichermaßen berührende Bindung an das Spiel mitsamt dem Effekt, sich von einem Spielgeschehen ‚mit Haut und Haaren' engagieren, ja buchstäblich fesseln und absorbieren zu lassen, d. h. eine gleichzeitig körperliche, mentale und affektive Identifikation mit dem Spiel, die Bourdieu als *illusio,* später als *libido,* bezeichnet. Mitspielen heißt unter diesem Blickwinkel, sich im Spiel ernstlich zu engagieren und diese Ernsthaftigkeit des Engagements eben deshalb genießen zu können, weil sie hier, im Spiel, nicht existentiell ist. Umgekehrt kann dieserart Genuss nur entstehen, sofern das Spiel ernst genommen, an das Spiel geglaubt und in das Spiel investiert wird. Es ist, so gesehen, ‚eigentlich' und ‚uneigentlich', real und nicht real *zugleich*.

Im Alltagsleben werden derlei Paradoxien in der Regel blockiert, also entparadoxiert. Das Spiel dagegen hält sie in der Schwebe und führt so flirrende, mitunter tranceähnliche Körper- und Gemütszustände der Uneindeutigkeit und Irritation herbei, in denen die Einbildungskraft flottieren und eine kreative Suche nach neuen Formen der Strukturierung initiiert werden kann. Solches jedenfalls betonen gerade zahlreiche jüngere kulturwissenschaftliche Reflexionen über die Eigenart des Spiels. In dieser Betonung artikuliert sich zugleich Kritik an einem einseitig gesellschaftsdeterministischen und funktionalistischen Spielverständnis, das die „produktive Medialität" des Spiels und somit die Fähigkeit unkenntlich mache, „im Spiel und vermittelt durch das Spiel Neues und Anderes zu denken und zu formulieren, neue Selbstverhältnisse zu entwickeln und zu erproben" (Strätling 2012, S. 17 f.). Detailliert sind die Vielfalt und der Reichtum solcher ludischen Schwebezustände in der Sozial-, Kultur- und Theateranthropologie z. B. von Victor Turner oder Richard Schechner (spieltheoretisch auch Caillois 1982, S. 97–111) mit Begriffen des Rausches oder der (religiösen) Ekstase an Ritualen nicht-europäischer Kulturen beschrieben worden, häufig mit exotisierendem Unterton. Jedoch treten sie auch in ‚modernen' Spielen sowie in allen möglichen Alltagstätigkeiten auf, etwa beim konzentrierten Arbeiten oder Lernen.

Die Differenzierung von Spiel und Nicht-Spiel wird damit allerdings nicht obsolet. Denn fortlaufend muss im praktischen Leben zwischen wirklich und nicht wirklich unterschieden werden. Die Genese gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit setzt in dieser Sicht nicht nur ein kulturelles Wissen um die expliziten Rahmungen von Spielen wie das Auf- und Niedergehen des Vorhangs im bürgerlichen Theater oder den An- und Abpfiff im Fußballsport voraus, sondern verlangt auch den Erwerb eines differenzierten sozialen Sinns für metakommunikative Mitteilungen, die *dieses* Geschehen als Spiel und damit als nicht so gemeint, *jenes* hingegen als Ernst auszeich-

nen. Eine derartige, in die gesellschaftliche Kommunikation eingefaltete Metakommunikation thematisiert nicht nur die Grenzen des Spiels, sondern definiert zugleich auch, was *nicht* Spiel ist.

In seinen soziologischen Überlegungen zur „Organisation von Alltagserfahrungen" durch situationsdefinierende Rahmen geht Goffman (1980, S. 21–82) auf der Folie solcher kommunikationstheoretischen Überlegungen jenen Prozessen nach, in denen Handlungen, die bereits in den „primären Rahmen" des Alltags sinnvoll sind, in die „sekundären Rahmen" von Spielen übersetzt, darin moduliert und zu Als-ob-Handlungen transformiert werden. Ein vergleichbares Anliegen wird mit dem Konzept der „sozialen Mimesis" verfolgt (Gebauer/Wulf 1998). Zwar fordert dieses Konzept mitunter die Kritik heraus, es reduziere die Beziehung zwischen Alltags- und Spielwirklichkeit auf ein Verhältnis bloßer Bestätigung, jedoch bringt es nachdrücklich auch die schöpferische Kraft des Spielens in den Blick: Im spielerischen Nocheinmal-, und das heißt stets auch: im Anders-Machen einer wirklichen oder ‚nur' vorgestellten Ordnung wird unter dem Blickwinkel der sozialen Mimesis eine Welt erzeugt, die für sich stehen und aus sich heraus verstanden werden kann. Züge und Aktivitäten des Alltagslebens in mimetische Spielpraktiken zu übersetzen, bedeutet, ihre gewohnten Bezugsrahmen außer Kraft zu setzen und eröffnet so den Möglichkeitsraum für ein vom gewöhnlichen differierendes Verhalten, mithin für Neukonstruktionen. Einem solchen spielerischen Um- und Neuschaffen sind zwangsläufig Momente der Distanzierung von sowie der praktischen Reflexion jener sozialen Welt inhärent, der die Spielenden im ‚wirklichen' Leben angehören.

Sofern im Spiel ungewöhnliche körperlich-mentale Zustände und Erfahrungen induziert werden, kann es durchaus zu einem Organ der Veränderung werden. Damit verspricht der Ansatz der mimetischen Praxis, die Präfiguration durch Strukturen mit der Offenheit des Performativen zu vermitteln und beobachtbar zu machen, wie in einem Spielgeschehen gerade in dessen Bezug auf eine gegebene Ordnung Neues entsteht. Es kann in dieser Perspektive im wahrsten Sinne des Wortes als ein „Spielraum des Sozialen" (Boschert 2001, S. 137) erkennbar werden, der das Reale in sich aufnimmt und zugleich über es hinausweist, also Realität und Fiktion, rauhe Wirklichkeit und Utopie, miteinander vermittelt.

Unter dem Blickwinkel der Mimesis lässt sich Spielen schließlich auch eine Indikatorfunktion für gesellschaftlichen Wandel zuschreiben (Gebauer et al. 2004) und eine „vom Spiel ausgehende Soziologie" (Caillois 1982, S. 66–78) konzipieren. Wenn nämlich Spiele charakteristische Züge und Mechanismen des gesellschaftlichen Lebens isolieren, zu ‚schwerelosen' Als-Ob-Tätigkeiten verwandeln und zu einer neuen Gestalt verdichten, die zwar ein Eigenleben gewinnt, aber doch strukturell ihrer Herkunft verbunden bleibt, dann können ihre Praktiken Aufschluss sowohl über die Prinzipien geben, die das Denken, Fühlen und Handeln der Mitglieder einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt leiten, als auch über deren historischen Wandel. Dies gilt insbesondere für körperpraktisch sich vollziehende und damit empirisch besonders gut beobachtbar zu machende Spiele. Spiele werden dann als ein Medium

beobachtet, das Veränderungen in den ‚Tiefenstrukturen' der Gesellschaft seismographisch registriert, eigenweltlich ausformt und eventuell auch vorwegnimmt – und eben damit selbst folgenreich ins gesellschaftliche Gefüge eingreift. Sie zeigen sich in dieser Sicht als eine eigene Darstellungs- und Vollzugsform von Gesellschaft, die das, was sie darstellen, als eine bestimmte Realität, in der wir uns einrichten und heimisch fühlen, allererst hervorbringen.

In Ergänzung zu Konzepten kultureller Repräsentation reflektiert das Mimesis-Konzept besonders auf die *Materialität,* die *Medialität* und die *Prozessualität* der Darstellungs- bzw. Aufführungspraxis, auf ihre Hervorbringung im Medium von Bewegungen und Gesten. Im Gegensatz zu einem idealistischen Spielverständnis (A), das von der historisch-gesellschaftlichen Bedingtheit wie auch von der lokalen Gestalt wirklicher Spiele absieht, rückt es die empirisch greifbaren Spielzüge sowohl in ihren historisch-gesellschaftlichen Bezügen als auch in ihrer spielimmanenten Abhängigkeit von den Körper-Konstellationen konkreter Spielsituationen ins Scheinwerferlicht. Es hebelt damit zugleich jenen Anthropozentrismus aus, der nur unter der Bedingung einer Abstraktion von der Materialität eines konkreten Spielgeschehen zu haben ist: Das Interesse für die verkörperte Spielpraxis rückt den Menschen aus dem Zentrum und gibt ihn stattdessen als einen *Mit*spieler in einem Spielgeschehen zu erkennen, an dem, wie vor allem die jüngere Praxistheorie hervorhebt (exemplarisch Schmidt 2012), stets auch nicht-menschliche Teilnehmer – Räume, Objekte, technische und symbolische Artefakte wie Spielgeräte, Regeln und Sprache – mitwirken. Vermittelt über ihr materielles Design, die „Gegenstandsbedeutungen" (Alexej Leontjew) der partizipierenden Objekte sowie die gesellschaftlich geformten und somit bedeutungsgeladenen Bewegungen der menschlichen Mitspieler ist das Spiel stets auf jene gesellschaftliche Umwelt bezogen, von der es *als* Spiel zugleich sich unterscheidet.

## 2 ‚Spiel' als heuristisches Konzept

‚Spiel' lässt sich nicht nur als eine „Sonderform von Bewegung und Tätigkeit" analysieren, sondern eignet sich auch als eine analytische „*Perspektive,* in der wir nahezu alles Tun" (Krämer 2005) betrachten können, um auf diesem Weg einen ‚anderen' Blick auf unser Welt- und Selbstverhältnis zu gewinnen. Die „playfulness" (Clifford Geertz) aller unserer Tätigkeiten beobachtbar zu machen, setzt eine sorgfältige „begriffliche Spezifizierung von ‚Spiel'" (Krämer 2005) voraus. Zwar hat Wittgenstein in seinen einflussreichen Überlegungen zu „Familienähnlichkeit" die Existenz eines essentialistischen Fadens, der alle Spiele durchzieht, negiert; gleichwohl scheint das Spielerische ohne Momente von Anregung und Erregung, Unterhaltung und Lust, die in einem zwar regelfolgenden, aber niemals völlig zweckgebundenen Tun entstehen, nicht zu haben zu sein. Das Spielerische im Alltäglichen aufzusuchen, hieße demzufolge, eben diese Momente zur Geltung zu bringen.

‚Spiel' kann heuristisch überdies als *Modell* für eine die Materialität und Körperlichkeit des Sozialen berücksichtigende Analyse der dynamischen (performativen) Struktur sozialer Ordnungsbildung eingesetzt werden, die Hand in Hand geht mit der Ausformung medialer Handlungsträger und Subjektivitäten, welche jene Ordnung fortlaufend (re-)produzieren, transformieren oder auch in Frage stellen. Im Lichte einer praxissoziologischen „Heuristik des Spiels" (Schmidt 2012, S. 38–44; vgl. auch Schmidt in Bd. I) bilden soziale Ordnungen kein starres System, sondern ein bewegliches Geflecht aufeinander bezogener Spielzüge. Entsprechend hat bereits Norbert Elias (1996, S. 75–109) am Modell des Spiels die Antriebsmomente, den Werdegang und die Strukturlogik jenes sozialen Prozesses herauszuarbeiten versucht, in dem sich verkörperte Akteure miteinander verflechten und in dieser Verflechtungsdynamik zugleich individuieren bzw. subjektivieren (Boschert 2001, S. 128 ff.). Elias' Spielmodelle verdeutlichen, dass sich in sozialen Praktiken Zug um Zug ein Verflechtungszusammenhang entfaltet und fortlaufend strukturiert, der umgekehrt wiederum jeden einzelnen Spielzug präfiguriert, informiert und stimuliert, mithin der Erklärungsgrund einer jeden spezifischen Handlung ist. Die Struktur, auf die sich jede Einzelhandlung beziehen muss, existiert unter diesem Blickwinkel überhaupt erst in den verkörperten Vollzügen des Spielgeschehens und ist dabei selbst in ständiger Veränderung begriffen. Das Spielmodell dient hier zunächst der Rekonstruktion der spezifischen Ordnungsstruktur gesellschaftlicher Beziehungen. Hinzu kommt bei Elias aber noch eine zweite Verwendung dieses Modells auf der Ebene der Wahrnehmung, Deutung und diskursiven Selbstvergewisserung jener Ordnungsstruktur: Mit steigender Komplexität verselbständige sich der Spielprozess gegenüber den Spielern – mit der Folge des Entstehens mythologisierender Sprech- und Denkweisen, die ‚Gesellschaft' zu einer autonomen, den Individuen scheinbar wie eine „schicksalhafte Macht" (ebd., S. 129) gegenübertretenden Instanz verdinglichen.

Elias modelliert das Verhältnis zwischen dem Spiel und seinen Spielern als einen wechselseitig konstitutiven und ko-evolutionären Zusammenhang. Sein Konzept der Figuration behauptet weder einen methodologischen Primat des Spiels vor den Spielern noch der Spieler vor dem Spiel, sondern gibt Spiele und ihre Spieler als Emergenzphänomene zu verstehen. In diesem Problemhorizont bewegt sich auch die Spielheuristik Bourdieus. Allerdings zeichnet dieser eine noch „genauere Landkarte der verschlungenen Wege" (ebd., S. 130), auf denen das Individuelle und das Gesellschaftliche einander hervorbringen und sich verschränken; und er rückt den Körper als den „medialen Schnittpunkt" (ebd., S. 131) dieser Verschränkung ins Licht: Zum einen kann die wechselseitige Produktion von Spiel und Spielern nach Bourdieu nur insoweit gelingen, als es Kandidaten gibt, die aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen disponiert sind, sich körperlich, kognitiv und affektiv in ein Spiel engagieren zu lassen; zum anderen lässt Bourdieu den feld- bzw. spieladäquat sozialisierten Körper als ein *Agens* hervortreten, das eine Spielsituation wie intuitiv, ohne ‚Umweg' über das reflektierende Bewusstsein, erfasst, ihre immanenten Tendenzen antizipiert, stimmige Reaktionen kreiert – und so selbst als eine kreative Kraft in den Spielverlauf ein-

greift, die befähigt ist, jene emergente soziale Ordnung zu ‚bespielen', in der sie als eine intelligible Kraft sich allererst zeigt und somit konstituiert. So gesehen entscheidet sich auch erst in der Teilnahme am Spiel, d. h. im Vollzug jener Tätigkeiten, die *als* Spieltätigkeiten sich verständlich machen, wer in welcher Position als ein Spieler anerkannt wird und wer oder was exkludiert bleibt.

Während Elias das Spiel als ein Gedankenexperiment benutzt, verwendet Bourdieu „das reale Spiel als eine Analogie" zur Veranschaulichung von sozialen Verhältnissen (Boschert 2001, S. 131). Allerdings ist er der Genese eines verkörperten „Spielsinns" selbst nicht systematisch empirisch nachgegangen. Ausdrücklich exemplarisch für die Bildung eines Habitus auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen hat diese Lücke später im theoretischen Vokabular Bourdieus Loïc Wacquant (2003) in seiner Autoethnografie der eigenen Boxerwerdung zu schließen versucht hat.

Um zu einem detaillierten Verständnis solcher (Bildungs-)Prozesse zu gelangen, böte sich darüber hinaus der Rückgriff auf die differenzierte Beschreibungssprache (neo-)phänomenologischer Ansätze mit ihrer instruktiven analytischen Unterscheidung von gesellschaftlich geformtem *Körper* und subjektiv erfahrenem *Leib* an (vgl. Lindemann in Bd. I). Nicht das Handeln autonomer Subjekte bildet den Ausgangspunkt phänomenologischer Analysen, sondern die Einbindung körperlich-leiblicher Selbste in Situationen: Wie werden diese Selbste in und von Situationen berührt? Und wie beantworten sie diese Berührungen in Abhängigkeit von ihren Erfahrungen wie auch von der Anforderungsstruktur der Praktiken, in die sie aktuell engagiert sind? Soziale Ordnungsbildung ist unter diesem Blickwinkel mit der Subjektbildung dadurch vermittelt, dass zusammen mit dem dreidimensional ausgedehnten Körper und dessen Bewegungsrepertoire auch das leibliche Sensorium – das Empfinden und Spüren, die Affekte und das Begehren – entsprechend der funktionalen und normativen Sensibilitätsanforderungen einer jeweiligen Mitwelt ausgeformt und eingestellt wird. Es ist in diesem analytischen Rahmen die „vermittelte Unmittelbarkeit" (Helmuth Plessner) eines historisch-gesellschaftlich geformten ‚körperlichen Leibes', der diesseits bewusster Steuerung die Orientierung, Grenzrealisierung und somit Erkennbarkeit der Einheit eines Subjekts in der sozialen Praxis gewährleistet: Ein durch Sozialisation, Lernen, Üben und Trainieren entsprechend disponierter „Vollzugskörper" (Alkemeyer/Michaeler 2013) kann sich im Modus leiblichen Spürens und kinästhetischer Selbststeuerung so auf die fortlaufend sich verändernden situativen Bedingungen einer Praktik einstellen, dass er darin als ein Agens wirksam wird, von dem stets auch Neuerungen ausgehen können. In detaillierten empirischen Analysen der Konstitution solcher „Vollzugskörper" in Spiel- und Trainingspraktiken wird erkennbar, wie in den vielfältigen Formen impliziter wie expliziter Pädagogik bestimmte Dispositionen als Aktionspotenziale angelegt werden, die in ‚familienähnlichen' Praktiken und Situationen selektiv aufgerufen, ausgeformt und somit operativ verfügbar gemacht werden können.

## 3 Körper-Spiele als Forschungsmethode

Mit der Materialität und Körperlichkeit der soziologischen Gegenstände muss zwangsläufig auch die Materialität und Körperlichkeit der soziologischen Praxis reflektiert werden: Was heißt es theoretisch und methodologisch, Soziologie als ein körperliches Wesen zu betreiben? Und wie lässt sich soziologisch jenes praktische Wissen zur Sprache bringen und zur Erkenntnis nutzen, das ‚stumm' in die Vollzüge sozialer Praktiken eingefaltet ist? Trotz zunehmend laut werdender Forderungen nach einer körper- und praxissensiblen qualitativen Sozialforschung ist die Frage danach, *wie* genau der immer schon vergesellschaftete ‚körperliche Leib' als „Forschungssubjekt" (Robert Gugutzer) und Analysewerkzeug an der Fabrikation sozialwissenschaftlichen Wissens beteiligt ist, empirisch ebenso wenig erforscht, wie das methodologische Problem, wie sich den in einem vorprädikativen taken-for-granted-Bereich wurzelnden Schichten des Sozialen methodisch beikommen lässt, wo die Grenzen der Versprachlichung liegen und welche nicht-sprachlichen Alternativen denkbar sind, um sich diesen Schichten zu nähern.

Ansätze dafür finden sich in der Soziologie etwa in habitus-hermeneutischen Arbeiten von Anna Brake oder Helmuth Bremer und Christel Teiwes-Küglers, in denen über den Umgang mit Fotografien und assoziative Collagetechniken ein Zugang zum inkorporierten Erfahrungswissen und zu den affektiven Dimensionen der Habitus der Beforschten gesucht wird. Weitere Ansätze versammeln sich unter der Überschrift „performative social research". Dazu zählen in Kulturanalyse und Theateranthropologie erprobte Methoden der „performative ethnography", des „ethnotheatre" oder der „participatory action research", die beanspruchen, ein inkorporiertes Erfahrungswissen durch verkörpernde Darstellungen der Analyse zugänglich machen zu können. Sie haben darüber hinaus gemein, die Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten als dialogisch zu begreifen, d. h. die Beforschten als Subjekte der Forschung ins Spiel zu bringen und damit übliche Hierarchien von wissenden Forscher_innen und unwissenden Forschungsobjekten zu unterlaufen. Unter dem Blickwinkel des Spiels ist in diesem Zusammenhang vor allem das von Nitsch und Scheller (2003) konzipierte szenische Spiel als Methode einer aktivierenden Sozial- und Bildungsforschung interessant. Sie erhebt explizit den Anspruch, in Sozialisation und Erziehung im Körper verankerte Einstellungen etwa zu sozialen Institutionen oder Autoritäten, d. h., unbewusste, im Selbstverständlichen verborgene soziale Muster des Wahrnehmens, Denkens und Fühlens öffentlich und damit gemeinsamer Reflexion zugänglich zu machen. Dieser Methode liegt u. a. Bertolt Brechts, verblüffend an Bourdieus Habituskonzept erinnernde, Theorie des Gestus zugrunde, der zufolge das Körperliche eine spezifische Aufbewahrungsform des Sozialen ist. In seiner „Lehrstückpraxis", die nicht den Zuschauer adressiert, sondern die professionellen und nicht-professionellen Schau-Spielenden selbst, wird deshalb im Nachahmen, Erproben und Verändern gesellschafts-, kultur- und situationstypischer Haltungen und Gesten die Möglichkeit gesehen, eingefleischte Routinen und ein verkörpertes Wissen über die Mechanis-

men, Strukturen und Machteffekte der sozialen Praxis zu erkennen. Die Teilnehmenden mobilisieren dieses Wissen im Körper-Spiel und machen es in ihren szenischen Aufführungen begreif- und somit veränderbar. Ihr Nach-Spielen von Alltagssituationen gewinnt den Charakter einer Sozioanalyse und einer praktischen Selbstermächtigung: Es soll spürbar jene Affekte, Gefühle, Einstellungen und Erinnerungen vergegenwärtigen, die fest mit bestimmten Situationen und darin bezogenen Positionen fest verbunden sind. Theaterspielend formt sich, so der Anspruch, ein Subjekt, das befähigt wird, die Bedingungen seiner alltäglichen Subjektivierung von der ‚Schwelle' des Spiels aus kritisch zu betrachten, um dann verändernd auch in die Gewohnheiten des Alltags eingreifen zu können.

## 4 Fazit: Für eine von verkörperten Spielen ausgehende Soziologie

Eine körpersensible Soziologie, die sich nicht auf Wesensbestimmungen (*Was* ist der Körper?) konzentriert, sondern der Frage nachgeht, wie Körper in Praktiken und sozialen Situationen als *Patientia* berührt und gleichzeitig dazu befähigt werden, als *Agentia* reproduzierend und transformierend in den Strukturen dieser Praktiken und Situationen tätig zu werden, kann aus der Analyse verkörperter Spielpraktiken einigen wissenschaftlichen Landgewinn erzeugen. In Untersuchungen konkreter Spielpraktiken dürften Ambivalenzen zwischen Anpassung und Eigensinn, Routine und Kreativität besonders gut sichtbar werden, die den Körper als Vollstrecker von Notwendigkeiten, als Reproduzenten von (normativen) Strukturen und als Initiator von Veränderungen kennzeichnen. Ungeklärt ist bislang allerdings erstens die Frage nach dem (biografischen, transsituativen) Zusammenhang der jeweils kontextbezogen in bestimmten Spielen sich ausformenden Körperlichkeiten. Zweitens bliebe zu klären, was Spielpraktiken unter den Bedingungen physischer Ko-Präsenz von solchen Spielen unterscheidet, in denen die Ko-Präsenz, wie bei Internetspielen, durch die sozialen Leistungen der Telekommunikationstechnik von physischer Anwesenheit abgelöst ist. Schließlich wäre drittens zu analysieren, wie sich jeweils lokal situierte Spielpraktiken auf Raum und Zeit übergreifende soziale Ordnungen auswirken, wie die Entstehung und Veränderung dieser Ordnungen aus jenen Praktiken zu erklären ist und inwiefern umgekehrt diese Ordnungen gegenwärtige Spielvollzüge beeinflussen. Der Anspruch, das Verhältnis zwischen den verkörperten Ordnungen des Spiels und denjenigen der Gesellschaft theoretisch und empirisch zu entziffern, ist bislang empirisch allenfalls ansatzweise eingelöst.

## Literatur


Adamowsky, Natascha (2000). *Spielfiguren in virtuellen Welten.* Frankfurt a. M./New York: Campus.

Alkemeyer, Thomas/Schmidt, Robert (2003): Habitus und Selbst. Zur Irritation der körperlichen Hexis in der populären Kultur. In: Thomas Alkemeyer et al. (Hrsg.), *Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur* (S. 77–102). Konstanz: Universitätsverlag.

Alkemeyer, Thomas/Michaeler, Matthias (2013): Die Ausformung mitspielfähiger ‚Vollzugskörper'. Praxistheoretisch-empirische Überlegungen am Beispiel des Volleyballspiels. *Sport und Gesellschaft – Sport and Society* 3, 213–239.

Bette, Karl-Heinrich (2004): *X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports.* Bielefeld: transcript.

**Boschert, Bernhard (2001). Körper – Spiel – Gesellschaft. In: Franz Bockrath/Elk Franke (Hrsg.), *Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck im Sport* (S. 123–138). Hamburg: Czwalina.**

**Bourdieu, Pierre (1987). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.**

**Caillois, Roger (1982). *Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch.* Frankfurt a. M. et al.: Ullstein.**

Elias, Norbert (1996). *Was ist Soziologie?* Weinheim und München: Juventa.

Ferrin, Nino (2013). *Selbstkultur und mediale Körper. Zur Pädagogik und Anthropologie neuer Medienpraxen.* Bielefeld: transcript.

**Früchtl, Josef (2013). Spiele der Moderne. Ein philosophischer Überblick. In: Andreas Gelhard et al. (Hrsg.), *Techniken der Subjektivierung* (S. 79–92). München: Wilhelm Fink.**

Gebauer, Gunter/Alkemeyer, Thomas/Boschert, Bernhard/Flick, Uwe/Schmidt, Robert (2004). *Treue zum Stil. Die aufgeführte Gesellschaft.* Bielefeld: transcript.

**Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (1998). *Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.**

Goffman, Erving (1980). *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Huizinga, Johan (1938/2001). *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel.* Reinbek bei Hamburg[18]: Rowohlt.

Krämer, Sybille (2005). Die Welt – ein Spiel? Über die Spielbewegung als Umkehrbarkeit. http://userpage.fu-berlin.de/~sybkram/media/downloads/Die_Welt_-_ein_Spiel.pdf.

Meuser, Michael (2005). Strukturübungen. Risikohandeln und die Aneignung eines männlichen Geschlechtshabitus. In: Karin Flaake/Vera King (Hrsg.), *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein.* Frankfurt a. M./New York, 309–324.

Nitsch, Wolfgang/Scheller, Ingo (2003). Forschendes Lernen mit Mitteln des szenischen Spiels als aktivierende Sozial- und Bildungsforschung. In: Barbara Friebertshäuser/Annedore Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Studienausgabe* (S. 704–710). Weinheim und München: Juventa.

Schmidt, Robert (2012). *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen.* Berlin: Suhrkamp.

Schweer, Sebastian (2014). *Skateboarding. Zwischen urbaner Rebellion und neoliberalem Selbstentwurf.* Bielefeld: transcript.

Stern, Martin (2010): *Stil-Kulturen. Performative Konstellationen von Technik, Spiel und Risiko in neuen Sportpraktiken.* Bielefeld: transcript.

Strätling, Regine (2012). Einleitung. In: Dies. (Hrsg.), *Spielformen des Selbst. Das Spiel zwischen Subjektivität, Kunst und Alltagspraxis* (S. 9–21). Bielefeld: transcript.

**Turner, Victor (1982). *From Ritual to Theatre. The Human Seriousness of Play.* New York: Performing Arts Journal Publications.**

Wacquant, Loïc (2003). *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto.* Konstanz: Universitätsverlag.

Woltersdorff, Volker (2012). „Let's Play Master and Servant". Spielformen des paradoxen Selbst in sadomasochistischen Subkulturen. In: Regine Strätling (Hrsg.), *Spielformen des Selbst. Das Spiel zwischen Subjektivität, Kunst und Alltagspraxis* (S. 289–301). Bielefeld: transcript.

Wulf, Christoph (2005). Spiel. Mimesis und Imagination, Gesellschaft und Performativität. In: Johannes Bilstein et al. (Hrsg.), *Anthropologie und Pädagogik des Spiels* (S. 15–22). Weinheim: Beltz.

# Sport

Robert Gugutzer

Sport ist ein soziales Handlungsfeld, für das der Körper von konstitutiver Bedeutung ist. Sieht man von Grenzfällen wie Schach oder Poker ab, dürfte diese These unstrittig sein: Sportliche Praxis impliziert Körper in Bewegung. In der Soziologie des Sports herrscht darüber auch Konsens. Allerdings bedeutet das nicht, dass die Soziologie des Sports dem Körper einen zentralen Stellenwert in ihren Theorien und empirischen Studien einräumt. Die Soziologie des Sports beschäftigt sich hauptsächlich mit sozialen Prozessen und Strukturen des Sports, mit Sozialfiguren und sozialen Problemen im Sport, mit dem Körper hingegen nur nebensächlich. Verglichen mit zum Beispiel organisations-, ungleichheits-, sozialisations-, devianz-, gewalt- oder migrationssoziologischen Untersuchungen sind körpersoziologische Analysen des Sports randständig. Der vorliegende Beitrag setzt dazu einen Kontrapunkt, indem er am Körper ansetzend soziologische Aspekte des Sports thematisiert. Ziel dieses Textes ist es, das Erkenntnispotenzial einer *Körpersoziologie des Sports* aufzuzeigen. Dazu wird ein Vorgehen in zwei Schritten gewählt: Im ersten, historisch angelegten Schritt erfolgt ein Abriss über den Stellenwert des Körpers in der (aus Platzgründen lediglich) deutschsprachigen Sportsoziologie (Kap. 1). Der zweite, systematische Schritt präsentiert einen analytisch-integrativen Rahmen für eine Körpersoziologie des Sports (Kap. 2). Der Beitrag endet mit einem kurzen Ausblick auf zukünftige Aufgaben einer Körpersoziologie des Sports (Kap. 3).

## 1 Die Sportsoziologie und der Körper

Die Etablierung der Sportsoziologie an den deutschsprachigen Universitäten setzte in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre ein. Unter den daran mitwirkenden Soziologen – es waren ausschließlich Männer – gab es einige wenige, die dem Körper eine zentrale Rolle in der Sportsoziologie zuweisen wollten. So ermahnte Volker Rittner (1974, S. 364) die Sportwissenschaft insgesamt, dass ihr Gegenstand „nicht der ‚Sport' in einem restringierten Sinne sein" solle, sondern „der Körper oder der Leib". Rittner war bis Ende der 1980er Jahre der entschiedenste Vertreter einer körperbasier-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_22

ten Sportsoziologie. Sein größtes Verdienst dürfte dabei in der von ihm betriebenen Grundlagenarbeit zu sehen sein, von der auch die Körpersoziologie profitiert hat. So hat Rittner nicht nur Fundamente einer – über den Sport hinausweisenden – „Soziologie körperbetonter sozialer Systeme" (Rittner 1983) gelegt und Überblicksarbeiten über die historisch-kulturelle Formung des Körpers präsentiert, sondern mittels Buchbesprechungen Autor/innen in die Sport- und Körpersoziologie eingeführt, die dort bis dahin noch kaum bekannt waren, später jedoch umso bedeutsamer wurden, etwa Norbert Elias, Mary Douglas und Michel Foucault, aber auch Max Horkheimer und Theodor W. Adorno.

Im selben Zeitraum hatte mit Klaus Heinemann (1980) ein weiterer Pionier der deutschsprachigen Sportsoziologie bereits einen ersten Systematisierungsvorschlag zur Integration des Körpers in die Sportsoziologie vorgelegt. Heinemann vertrat dabei die in der gegenwärtigen Sportsoziologie sicher nicht mehr mehrheitsfähige Auffassung, „sport sociology is a part of the sociology of the body" (ebd., S. 42). Heinemanns primäres Interesse galt der Frage, inwiefern der Körper als ein „social fact" Einfluss auf das individuelle Sportengagement habe. Eine soziale Tatsache sei der Körper dabei in vier Hinsichten: Jede Gesellschaft entwickele spezifische Techniken des Körpers *(techniques of the body),* Ausdrucksformen von Körperbewegungen *(expressive body movement),* divergierende Körperethiken *(body ethos)* sowie Kontrollen von Trieben und Bedürfnissen *(controls of drives and needs).* Vor diesem Hintergrund sei der Sport als eine soziale Institution zu verstehen, die einerseits auf gesellschaftlich vorherrschende und im Sozialisationsprozess vermittelte Techniken des Körpers aufbaue, andererseits aber auch bestimmte Körpertechniken erst hervorbringe; im Sport spiegelten sich gesellschaftliche Körperwerte und -normen wider, zugleich bringe der Sport eigene Körperideale hervor; im Sport würden der Körper und seine Affekte kontrolliert, umgekehrt könnten im Sport Gefühle ausgelebt und der Sport als Bühne körperlicher Selbstdarstellung genutzt werden. Im Hinblick auf das Interesse und die Teilhabe am Sport ließen sich hierbei schicht-, alters- und geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen.

Heinemanns theoretische Grundlage, die philosophische Anthropologie Helmuth Plessners und insbesondere dessen Unterscheidung von „Körper-Haben" und „Körper-Sein", ist für die spätere körpersoziologisch inspirierte Sportsoziologie ebenso wichtig geworden wie seine empirischen Beispiele zeitgemäß geblieben sind, was im Besonderen für die Themen Geschlecht und Gesundheit sowie die gesellschaftlich bedingten Entkörperungsprozesse („body alienation"; ebd., S. 50) gilt, für die der Sport eine Art Kompensationsprogramm darstelle.

An dieser Idee der Ent- und Verkörperung der Gesellschaft durch den Sport hat Ende der 1980er Jahre Karl-Heinrich Bette angeknüpft. Auf der Grundlage der Luhmannschen Systemtheorie sprach Bette von einer „paradoxen" weil „gleichzeitigen Steigerung von Körperdistanzierung und Körperaufwertung" in modernen Gesellschaften (Bette 1989, S. 18 ff.). Funktional differenzierte Gesellschaften zeichnen sich demnach einerseits dadurch aus, dass sich ihre Subsysteme über Kommunikation

reproduzieren und „Menschen mit ihren Körpern lediglich eine marginale Bedeutung für den Vollzug gesellschaftlicher Kommunikation besitzen" (Bette 1999, S. 114). Aus systemtheoretischer Sicht gehören Menschen mit ihren Körpern und Bewusstseinen zur Umwelt eines sozialen System, mit dem sie „strukturell gekoppelt" sind – in dem Sinne ist der Körper für die Gesellschaft „marginal" bzw. wurde er im Modernisierungsprozess verdrängt. Andererseits aber hätte es den gegenläufigen Prozess der Körperaufwertung – das heißt die „Steigerung des Körpers als Thema gesellschaftlicher Kommunikation und der hieraus resultierende Erlebnisreichtum" (Bette 1989, S. 43) – ohne die sozialen, psychischen, körperlichen und ökologischen Kosten, die der Modernisierungsprozess verursachte, vermutlich gar nicht gegeben. Bette zufolge lässt sich diese paradoxe Gleichzeitigkeit von Körperabwertung und -aufwertung besonders gut am *Hochleistungssport* studieren. Im Hochleistungssport wird der „Möglichkeitshorizont für den Körpergebrauch [..] durch Spezialisierung erheblich erweitert, dadurch aber auch gleichzeitig verengt. Einerseits wird der Körper in Dimensionen hineingesteigert, die noch vor Jahren nicht für möglich gehalten worden wären. Andererseits tritt hierin eine Rationalität zu Tage, die ihren Sinn in der Übermächtigung und Beherrschung des Körpers in rigider, jahrelanger und energieintensiver Reduktion auf Bestimmtes sieht" (ebd., S. 167).

Dass der Sport eine Reaktion auf die nichtintendierten körperlichen Nebenfolgen funktionaler Differenzierung ist, hat Bette insbesondere am Beispiel des *Extrem-, Risiko- und Abenteuersports* verdeutlicht (Bette 2004). Will man wissen, weshalb immer mehr Menschen sportliche Aktivitäten wählen, mit denen sie freiwillig körperliche und mitunter existenzielle Risiken eingehen, dann müsse man die gesellschaftliche Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte zur Kenntnis nehmen: Rationalisierung, Bürokratisierung, Individualisierung, zunehmende Nichtigkeits- und Sekundärerfahrungen, permanente Zukunftsorientierung, wachsende soziale Sicherheiten, Langeweile etc. haben zu einer gesellschaftlichen Marginalisierung des Körpers geführt, die subjektiv als defizitär erfahren werde. Der Extrem- und Abenteuersport sei deshalb für viele Menschen attraktiv, weil er ein hierzu radikales Gegenmodell anbietet, das Erfahrungen der Selbstermächtigung und Lebendigkeit, der spürbaren Evidenz und Eindeutigkeit im körperlichen Tun sowie ein intensives Erleben von Natur, Zeit und Raum ermögliche.

Die von Bette diskutierten Extrem-, Risiko- und Abenteuersportarten stellen zusammen mit anderen so genannten *Trendsportarten* ein Feld des Sports dar, das seit Anfang der 2000er Jahre verstärkt in den Fokus der Sportsoziologie gerückt ist. Autoren wie Jürgen Schwier (1998), Thomas Alkemeyer, Robert Schmidt, Gunter Gebauer (vgl. Alkemeyer et al. 2003), Gabriele Klein (2004) oder Robert Gugutzer (2004) betonten dabei, dass im Mittelpunkt von Trendsportarten wie Streetball, Skate- und Sandboarding, Sky Diving, Base-Jumping oder Le Parcour Körper- und Bewegungspraktiken stünden, die sich von jenen des traditionellen, vereins- und wettkampfmäßig organisierten Sports so deutlich unterscheiden, dass man von einem neuen Sportmodell sprechen könne. Virtuose oder ‚coole' Bewegungen, Ästhetik und Erle-

ben, *style, fun, action* spielen hier eine wichtigere Rolle als Sieg und Niederlage, Konkurrenz und Wettkampf, wie der Sport insgesamt nicht mehr ‚nur' Sport ist, sondern einen ganzen Lebensstil verkörpert. All das dürfte erklären, weshalb Trendsportarten gerade von Jugendlichen stark nachgefragt werden. Die sportsoziologische Literatur hat darauf reagiert, indem sie den engen Sportbegriff durch weitergefasste Ausdrücke wie „bewegungsorientierte Jugendkulturen" oder „juvenile Körper- und Bewegungsformen" ersetzt hat (vgl. Gugutzer 2004).

Im vergangenen Jahrzehnt hat sich der Trend zum *body turn* (Gugutzer 2006) in der deutschsprachigen Sportsoziologie weiter fortgesetzt bzw. gar beschleunigt. Eine entscheidende Rolle haben hierfür einige theoretische und institutionelle Entwicklungen innerhalb der allgemeinen Soziologie gespielt. In *theoretischer* Hinsicht sind vor allem der *performativ* und *practice turn* zu nennen, die dem *body turn* zeitlich vorausgingen und diesen maßgeblich befördert haben. Sportsoziologische Thematisierungen des Körpers erfolgen gegenwärtig in weiten Teilen aus praxis- und performativitätstheoretischen Perspektiven (vgl. dazu z. B. die beiden Schwerpunkthefte 3/2014 und 2/2015 der Zeitschrift *Sport und Gesellschaft*). Daneben haben sich (leib)phänomenologische Ansätze etabliert, während die Systemtheorie weiterhin ein wichtiger Ansatz geblieben ist. In *institutioneller* Hinsicht wiederum war die Gründung der Sektion „Soziologie des Körpers- und des Sports" in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Jahr 2005 bedeutsam, da sie eine dauerhafte Plattform für all jene anbietet, die an der Verschränkung von Sport, Körper und Gesellschaft arbeiten.

## 2 Körpersoziologie des Sports – Ein analytisch-integrativer Rahmen

Angesichts der zentralen Bedeutung des Körpers für den Sport und der Erfolgsgeschichte der Körpersoziologie könnte man denken, dass der Sport ein bedeutendes Forschungsfeld für die Körpersoziologie darstellt. Ein Blick in die einschlägigen körpersoziologischen Fachzeitschriften und Verlage zeigt jedoch, dass der Sport keineswegs die erwartbare prominente Rolle in der Körpersoziologie spielt. In der seit 1995 erscheinenden Zeitschrift *Body & Society* etwa sind in den vergangenen 20 Jahren lediglich 25 Originalbeiträge zum Sport im engeren Sinne (ohne Tanz, Artistik, Yoga, Wandern, Jagen, dafür mit starkem Fokus auf Boxen, Bodybuilding, Mixed Martial Arts) publiziert worden. Die Kehrseite der beachtlichen thematischen Bandbreite der Körpersoziologie ist offensichtlich eine relative Randständigkeit des Sports.

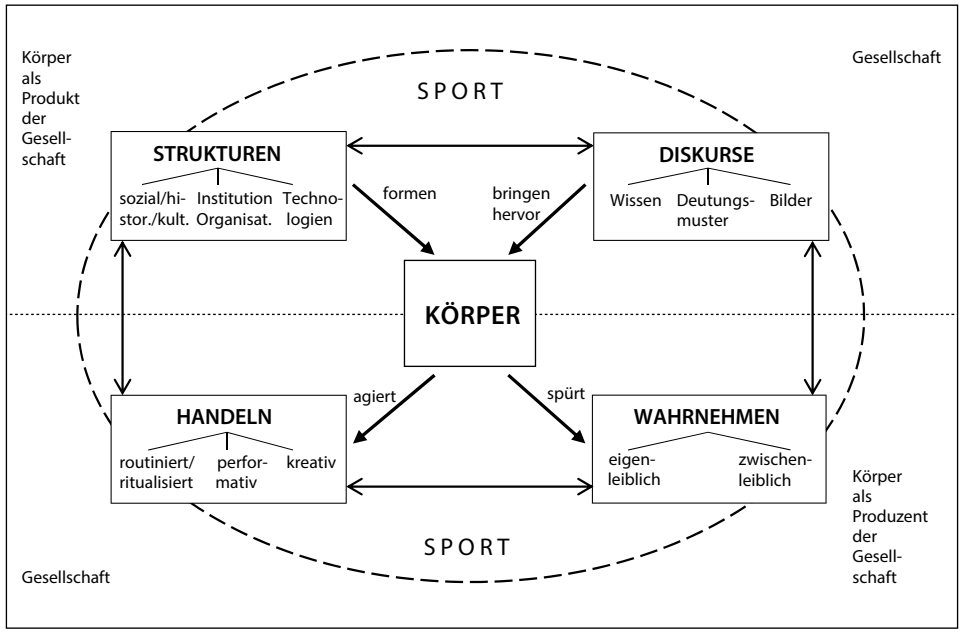
Die vorliegenden körpersoziologischen Arbeiten zum Sport geben gleichwohl Aufschluss darüber, was es mit einer *Körpersoziologie des Sports* auf sich hat. Um das zu verdeutlichen, wird im Folgenden ein *analytisch-integrativer Rahmen* vorgestellt, mit dem zwei Ziele verbunden sind: Erstens soll eine Systematik der körpersoziologischen Zugänge und Studien zum Sport erreicht werden, zweitens wird eine körper-

soziologische Theorie des Sports skizziert, die im Sinne einer Synthese zentraler Körperdimensionen und -theorien des Sports zu verstehen ist.

In der gegenwärtigen Körpersoziologie findet sich ein Ansatz mit einem vergleichbaren theoriesynthetischen Anspruch. Er stammt von dem britischen Soziologen Chris Shilling, der auf der Grundlage der Theorien von Marx, Durkheim und Simmel eine körperbasierte Sozialtheorie entwickelt hat (Shilling 2005). Shilling zufolge habe jeder der drei soziologischen Klassiker den menschlichen Körper gleichermaßen „as a multi-dimensional medium for the constitution of society" (ebd., S. 9) konzipiert, nämlich als Quelle *(source),* Ort *(location)* und Mittel *(means)* von Sozialität (ebd., S. 28–40). Basierend auf dieser im „corporeal realism" fußenden „Konvergenzthese" (ebd., S. 12 ff.) hat Shilling eine körpersoziologische Analyse des Sports unternommen (vgl. ebd., S. 101–126). Dieser zufolge ist der Körper erstens eine konstitutive *Quelle* für den Sport in zweierlei Hinsicht: Zum einen historisch betrachtet, da das Aufkommen mancher Sportarten in enger Verbindung mit den Überlebenspraktiken der Menschen stand (z. B. Jagen); zum anderen bezüglich „our embodied potentiality for play" (ebd., S. 103), welche die Basis für regelgeleitete Spiele und in deren Folge den Sport darstellt. Das spielerische Potenzial des Körpers biete zudem eine Quelle der individuellen und kollektiven Identitätsbildung. Zweitens ist der Körper ein *Ort,* in den sich die Strukturen des Sports einschreiben. Das gelte im Besonderen für die Rationalisierung des modernen Sports, etwa seiner Regulierung, Bürokratisierung, Technisierung und Verwissenschaftlichung. Aber auch Politik (Nationalismus) und Ökonomie (Werbung) nutzen den Sport für ihre Interessen und instrumentalisieren Athletenkörper. Des Weiteren haben die Strukturen des Sports, allen voran der hier in Reinform vorliegende gesellschaftliche Fortschrittsglauben und Leistungsimperativ, immer wieder auch krankmachende Wirkungen, wofür der „chemically enhanced body" (ebd., S. 111 ff.) nur ein besonders drastisches Beispiel ist. Drittens ist der Körper im Sport ein *Mittel,* das zur Inklusion oder Exklusion beitrage. So kann der Sport Menschen an sich binden, weil er Raum für Bewegung, Geselligkeit, Spaß und Erlebnisse bietet. Er kann aber ebenso sozial diskriminierend und ausgrenzend wirken, wie das lange Zeit hinsichtlich farbiger Sportler und Frauen der Fall war und gelegentlich noch heute ist.

Shillings Theoriesynthese hat gegenüber dem Großteil körpersoziologischer Theorien des Sports den Vorteil, die Verschränkung von Körper, Sport und Gesellschaft auf mehreren Ebenen gleichzeitig zu behandeln. In den meisten anderen Ansätzen steht zumeist nur eine Ebene bzw. eine Dimension im Fokus. Kritisch anzumerken ist zu Shillings Entwurf, dass er etwas grobschlächtig ‚den' Sport analysiert und die Bedeutung von Körperdiskursen, körperlichen Interaktionen und leiblichen Wahrnehmungen zu wenig berücksichtigt. Der im Folgenden präsentierte analytische Bezugsrahmen ist verglichen damit umfassender, wenngleich an dieser Stelle aus Platzgründen nur das erste der beiden oben genannten Ziele, die Systematik, realisiert werden kann. Schaubild 1 fasst den analytisch-integrativen Rahmen für eine Körpersoziologie des Sports zusammen.

**Schaubild 1** Analytisch-integrativer Rahmen für eine Körpersoziologie des Sports




## 2.1 Verkörperte Strukturen des Sports

In der Strukturdimension der Körpersoziologie des Sports steht die Frage im Mittelpunkt, *wie die Strukturen des Sports die Körper der Sportakteure formen.* „Strukturen" umfasst sowohl historische, kulturelle und soziale Strukturen als auch die Institutionen, Organisationen und Technologien des Sports. Die zentralen körpersoziologischen Referenzautoren sind hier Norbert Elias, Michel Foucault und Pierre Bourdieu.

Aus einer *historisch-körpersoziologischen* Perspektive ist die *Zivilisierung körperlichen Verhaltens* im Sport ein zentrales Thema, das sich am sichtbarsten vielleicht im historischen Wandel der im Sport zulässigen Gewalt zeigt (vgl. Elias & Dunning 2003). Elias zufolge waren in den antiken Wettkampfspielen das Ausmaß der erlaubten körperlichen Gewalt deutlich höher und die Scham- und Peinlichkeitsgrenzen der Zuschauer solcher Wettkämpfe um ein Vielfaches niedriger als im modernen Sport (vgl. ebd., S. 230–272). Vor dem kulturellen Hintergrund, dass die antiken Spiele als Vorbereitung für den Krieg und umgekehrt Kriege als Übungen für Wettkämpfe galten, waren schwere Verletzungen und Tötungen – etwa im Pankration – sozial legitimierte Körperpraktiken. Im Laufe der Jahrhunderte und besonders im Zuge des europäischen Zivilisationsprozesses wurde die Ausübung direkter körperlicher Gewalt zunehmend zurückgedrängt. Es entwickelte sich nicht nur ein staatliches Gewaltmonopol, sondern damit einhergehend auch eine „Selbstzwangappa-

ratur", die für eine verinnerlichte Gewaltkontrolle sorgte. Im Sport fand dies seinen institutionellen Ausdruck darin, dass das Kriegerethos der antiken Spiele durch das Fairnessethos des englischen Gentlemensports ersetzt, Spielregeln festgelegt sowie Sanktionen und Sanktionsinstanzen (Schiedsrichter) eingeführt wurden. Die sozial akzeptierte körperliche Gewalt im Sport und dessen Umfeld nahm dadurch stetig ab.

Im Anschluss an Foucaults (1976) Überlegungen zur modernen Gesellschaft als einer „Disziplinargesellschaft" wiederum lässt sich von einer historischen *Disziplinierung des Körpers* im Sport sprechen. Im 18. und 19. Jahrhundert haben sich Foucault zufolge in zahlreichen gesellschaftlichen Institutionen Techniken der Körperdisziplinierung durchgesetzt (vgl. ebd., S. 269, 279), wofür der im 19. Jahrhundert aufkommende Sport ein Paradebeispiel ist. Davon zeugt allein das Wort *Sportdisziplin:* Disziplin ist hier in einem ganz wörtlichen, körperlichen Sinne zu verstehen, wird doch der Körper des Athleten in jeder Sportdisziplin durch regelmäßiges Training auf spezifische und letztlich einseitige Weise trainiert. Resultat dieser Disziplin ist in den Worten Foucaults (ebd., S. 177) ein „fügsamer" und „produktiver", nämlich leistungsfähiger Sportkörper, der sich von anders disziplinierten leistungsfähigen Sportkörpern in seinem Erscheinungsbild und seinen Fähigkeiten unterscheidet.

Inwiefern auch die *sozialen Strukturen* der Gegenwartsgesellschaft Auswirkungen auf den Sport und sportive Körperpraktiken haben, hat paradigmatisch Bourdieu (1982) nachgewiesen. Auf der Grundlage seiner Klassen- und Habitustheorie hat Bourdieu gezeigt, dass die Auswahl einer sportlichen Aktivität nicht allein vom ökonomischen und kulturellen Kapital (Geld, Bildung), sondern mindestens so sehr vom *klassenspezifischen körperlichen Kapital* abhängt. Ein Sport wird, so Bourdieu (ebd., S. 347), mit umso größerer Wahrscheinlichkeit von den Angehörigen einer sozialen Klasse gewählt, je weniger dieser den klassenspezifischen Vorstellungen, Einstellungen, Bewertungen und Praktiken bezüglich des Körpers widerspricht, je weniger die sportliche Aktivität also dem *klassenspezifischen Habitus* des Individuums zuwiderläuft. Im Hinblick auf die Klassenstruktur Frankreichs Ende der 1970er Jahre heißt das zum Beispiel (vgl. ebd., S. 335–351): Angehörige der *Arbeiterklasse* haben ein primär instrumentelles Verhältnis zum Körper und wertschätzen insbesondere starke und kräftige Körper. Entsprechend haben sie eine Vorliebe für Sportarten, die kämpferischen Einsatz erfordern (Karate, Ringen) sowie das Vermögen bzw. die Bereitschaft voraussetzen, Schläge einzustecken und Schmerzen auszuhalten (Boxen). Sie präferieren Kraftsportarten wie Gewichtheben und Bodybuilding, Mannschaftssportarten mit hohem Körpereinsatz und gegnerischem Körperkontakt (Fußball, Rugby) sowie Sportarten, die einen Ganzkörpereinsatz erfordern (Motorradrennen, Turnen). Anders die Angehörigen der *mittleren und höheren Klassen,* die den Körper stärker unter ganzheitlichen und gesundheitlichen Gesichtspunkten sowie als Selbstzweck sehen. Daher haben sie eine Vorliebe für so genannte ganzheitliche Sportarten wie asiatische Körper- und Bewegungsformen oder für Gesundheits-, Wellness- und Fitnessaktivitäten (Jogging, Walking, Aerobic etc.). Bevorzugt werden von den Angehörigen dieser Klassen außerdem Sportarten mit Naturbezug (Klettern, Ski-Langlauf), Mann-

schaftsspiele mit wenig bis keinem gegnerischen Körperkontakt (Volleyball) sowie Sportarten mit hohem symbolischem Gewinn (Golf, Segeln, Polo).

Eine strukturell bedingte Körperformung findet im Sport schließlich auch in Gestalt seiner *technologischen (inkl. pharmazeutischen) Manipulation* statt. Das eindrücklichste, weil folgenreichste Beispiel dafür sind Dopingtechniken und -mittel, deren Einsatz zumindest in einigen Sportarten des Spitzensports systemisch angelegt zu sein scheint. Doping steigert zwar die ‚natürliche' Leistungsfähigkeit der Athletinnen und Athleten, allerdings auf Kosten von mitunter gravierenden gesundheitlichen Folgen (vgl. Gugutzer 2009).

## 2.2 Körperdiskurse des Sports

In der Diskursdimension der Körpersoziologie des Sports interessiert die Frage, *wie die Diskurse des Sports die Körper der Sportakteure hervorbringen.* Mit „Diskurs" sind sportspezifische Wissensbestände sowie sportbezogene Deutungsmuster (einschließlich Ideologien) und (Medien-)Bilder gemeint. Den thematischen Schwerpunkt bilden hier körpersoziologische Arbeiten zu Geschlecht (inkl. Transsexualität, Sexismus und Homophobie), Gesundheit und – im englischsprachigen Raum – Rasse(ndiskriminierung). Deren theoretische Grundlage bilden vor allem die Diskurstheorien von Foucault und Judith Butler sowie – im Hinblick auf das Thema Rasse – die *postcolonial studies.*

Anknüpfend an Foucault lassen sich zentrale Fragen einer diskurstheoretischen Analyse sportiver Körper wie folgt formulieren: „Welcher sozialen Gruppe oder Institution gelingt es auf welche Weise, eine bestimmte Vorstellung von […] Körper und Sport durchzusetzen? Wem gelingt es wie und wodurch, ein bestimmtes Wissen oder Interpretationsmuster von Körper und Sport als normal, richtig, wünschenswert, als natürlich, gesund oder sportlich durchzusetzen? Wer besitzt die Deutungshoheit?" (Gugutzer 2011a, S. 43) Diskursanalysen des sportiven Körpers richten ihren Blick auf die im Feld des Sports herrschenden *Macht-Wissen-Komplexe* und rekonstruieren jene sozialen Mechanismen, die zur Etablierung hegemonialer Körperbilder und -konzepte geführt haben. Dazu zählen vor allem solche Körperbilder, die auf *Naturalisierungsannahmen* basieren, etwa biologisch bedingte Unterschiede zwischen Geschlechtern und Rassen. Ein Beispiel dafür ist die Naturalisierungsstrategie männlicher Sportfunktionäre, Frauen den Zugang zum Sport mit dem ‚Argument' zu verweigern, sie vor gesundheitlichen Schäden schützen zu wollen. „Dieser Paternalismus, der auf einer Naturalisierung der Geschlechterdifferenz beruht, ist keineswegs ein Relikt längst vergangener Tage" (ebd., S. 47), wie man exemplarisch an der Diskussion zum Skispringen der Frauen sieht: Erst vor wenigen Jahren, 2009, hatte sich der Generalsekretär des Internationalen Skiverbands, Gianfranco Kasper, mit der „Sorge um die Gebärmutter" – vergeblich – gegen das Frauen-Skispringen ausgesprochen. Das Beispiel zeigt, dass die *Körperpolitik* mancher männlicher Sportfunk-

tionäre auch noch im 21. Jahrhundert diskriminierend ist, „und zwar im doppelten Sinne: Es wird eine biologische Trennung vorgenommen, mit der eine soziale Trennung legitimiert wird, wobei die diskriminierende Norm der Männerkörper und die Normabweichung der Frauenkörper ist" (ebd.)

Soziologische Untersuchungen zu Körperdiskursen im Sport fokussieren Geschlechterdiskriminierungen im Sport, indem sie sich kritisch mit dem „regulierenden Ideal" der „Heteronormativität" (Butler) auseinander setzen. Exemplarisch dafür sind Arbeiten zur *Trans- oder Intersexualität,* die seit dem ‚Fall' der südafrikanischen 800-Meter-Läuferin Caster Semenya ein breit diskutiertes Thema sind. Die 18-Jährige Semenya gewann bei den Leichtathletikweltmeisterschaften 2009 den Weltmeistertitel, musste sich nach ihrem Sieg jedoch einem Geschlechtstest unterziehen, weil aufgrund ihres körperlichen Erscheinungsbildes der Verdacht geäußert wurde, Semenya könnte ein Mann sein (vgl. Gugutzer 2011a, S. 44 ff.). Daraufhin entbrannte ein medialer Diskurs, in dem es sowohl um die Frage der Zwangsheterosexualität als auch um Rassendiskriminierung im Spitzensport ging. Sandra Günter (2015) hat diesen Diskurs auf der Grundlage einer Analyse von acht deutschsprachigen Schweizer Tageszeitungen rekonstruiert und dabei herausgearbeitet, dass in der medialen Berichterstattung die auch im Spitzensport gängigen Geschlechter- und Rassenideologien reproduziert werden. Günter fasst das Ergebnis ihrer intersektionalen Analyse wie folgt zusammen: „The example of Caster Semenya illustrates how the media reconstruct, naturalize and normalize not only dichotomic gender stereotypes but also ethnic and racist body hierarchies. […] The binary sex and gender constructs and the ‚heterosexual matrix' were not productively destabilized or transformed to suit Semenya's body, but rather rearticulated throughout these Swiss German print publications" (ebd., S. 9).

Körperideologien des Sports sind seit geraumer Zeit auch Gegenstand diskursanalytischer Studien im thematischen Feld *Gesundheit/Fitness.* Von Interesse ist hier vor allem der normalgewichtige Körper bzw. dessen massenmedial breit diskutierte Normabweichung, der *übergewichtige, adipöse Körper.* Im Zentrum des moralisch hoch aufgeladenen politischen und medialen Diskurses stehen die so genannten „dicken Kinder" (z. B. Körner 2008), die als besonders auffälliges Krisensymptom einer zunehmend bewegungsarmen, computersüchtigen und sich falsch ernährenden Gesellschaft gelten. Vor dem Hintergrund des breiten Konsenses in der öffentlichen Diskussion, dass es zu viele zu dicke Kinder gebe, weshalb es unbedingt notwendig sei, etwas dagegen zu unternehmen (schließlich ist der kindliche Körper besonders schutzbedürftig), untersucht Körner in seiner systemtheoretisch fundierten Diskursanalyse die „Erfolgsbedingungen, die dicke und unfitte Kinder gesellschaftsweit zu einer stabilen Realität der Kommunikation haben werden lassen" (ebd., S. 19). Als einen Erfolgsfaktor identifiziert Körner dabei die „Ökonomie der Sichtbarkeit", nämlich die unmittelbare Evidenz der *Bilder* dicker Kinderkörper, die in diesem Diskurs omnipräsent sind. Bilder von massigen, unbeweglichen Kinderkörpern mit Fettfalten transportieren ein Deutungsangebot mit Wahrheitscharakter: Dicksein ist schlecht, falsch, anormal, ungesund, dicke Kinder sind daher behandlungsbedürftig (vgl. ebd.,

S. 106 ff.). Mediale Körperbilder reproduzieren auf diese Weise gesellschaftlich diskriminierende Normalitätsvorstellungen.

### 2.3 Leibliches Wahrnehmen im Sport

In der Wahrnehmungsdimension der Körpersoziologie des Sports steht die Frage im Zentrum, *wie eigen- und zwischenleibliche Wahrnehmungen sportliches Handeln beeinflussen.* Der körpersoziologische Fokus ist hier auf das sinnliche Selbstempfinden und leiblich-affektive Erleben in sportlichen Kontexten gerichtet, konkret auf die sozialen Konsequenzen sinnlich-leiblicher Regungen im sportlichen Handeln und Interagieren. Die wichtigste theoretische Grundlage hierfür ist die Phänomenologie, insbesondere jene von Maurice Merleau-Ponty, im deutschsprachigen Raum auch die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz.

Phänomenologische Körpersoziologien des Sports im Anschluss an Merleau-Ponty setzen an dessen Konzept des „verkörperten Bewusstseins" bzw. des leiblichen „Zur-Welt-Seins" an: Der Leib als die Verschränkung von Körper und Geist ist der „Nullpunkt der Orientierung" (Husserl), von dem aus die Welt wahrgenommen wird. Leiblich sein heißt, die Welt sinnlich wahrzunehmen, zur Welt hin ausgerichtet zu sein („Intentionalität") und sie sich von diesem ontologischen Ort aus zu erschließen. Die Körper- und Sportsoziologie schließt daran an, indem sie die *sinnliche Wahrnehmung verkörperter Sportsubjekte* thematisiert. Was sieht, hört, riecht, spürt man im sportlichen Tun? Wie nimmt man Raum und Zeit, Rhythmus und Bewegung, Atmung und Berührungen in der sportlichen Aktivität wahr?

Wie John Hockey und Jaqueline Allen Collinson vielfach gezeigt haben (als Überblick: Hockey & Allen Collinson 2007), ist der Einsatz der Sinne im Sport zum einen sozial – etwa durch sportartspezifisches Training und Wissen – geformt, was man beispielsweise daran erkennen kann, dass sich Sportarten nach ihren Bewegungs- und Atmungsrhythmen (Hockey vs. Schwimmen), der wahrgenommenen Zeitlichkeit (Golf vs. Fußball) oder der Sehfertigkeit (Boxen vs. Skisprung) unterscheiden. Zum anderen sind die Sinne – wenn auch auf zumeist unscheinbare Weise – für das *doing sports* relevant, wofür das eindrücklichste Beispiel natürlich Menschen mit Sinnesbeeinträchtigung sind, die manche Sportarten nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen ausüben können. Aber auch für normalsinnige Menschen ist es wichtig, ob sie die Bodenunebenheiten beim Mountainbiking *sehen,* ob sie *hören,* dass der Konkurrent im 1500-Meter-Lauf immer näher kommt, ob sie *fühlen,* dass der Kunstrasen beim Hockey rutschig oder der Hallenboden beim Handball glatt ist. Sogar der *Geruch* mag eine wichtige sportliche Ressource sein: „It may well be that particular stretches of sporting terrain, used in training, for example, harbor sets of aromatic sequential particulars, which participants use to ‚order their experience and understanding of space' (Classen et al., 1994: 98), which in turn may have an impact upon *how* they train […]" (ebd., S. 122 f.; Herv. im Orig.).

Neben den verschiedenen sinnlichen Wahrnehmungen spielt im Sport ebenso die – nicht auf einzelne Sinne verteilbare – leibliche Wahrnehmung eine wichtige Rolle, das *Sich-Spüren.* Das wird besonders deutlich an der leiblichen Regung *Schmerz.* Schmerzen im Sport kennt jeder, zumeist als Behinderung der sportlichen Aktivität, zum Teil aber auch als Bestätigung für das körperlich Geleistete. Wie Schmerzen im Sport erlebt, bewertet und gehandhabt werden, ist keineswegs festgelegt, vielmehr sozial, (sub-)kulturell und historisch variabel. Auf solche sozialen Unterschiede hat beispielsweise Nina Degele (2006) hingewiesen. Anhand von Gruppen- und Einzelinterviews mit Kampfsportler/innen, Triathlet/innen sowie schlagenden bzw. fechtenden Corpsstudenten konnte sie zeigen, dass dies Gruppen sind, die sich bewusst „für Schmerz entschieden" haben (ebd., S. 146), für die Schmerz wichtig weil identitätsstiftend ist. Degele hat dafür den Neologismus „schmerznormalisieren" geprägt. Gemeint ist damit die diskursive Strategie, sportartimmanente Schmerzen in etwas Normales umzudeuten, und zwar primär im Sinne einer „Instrumentalisierung und Funktionalisierung für Leistungssteigerung, Ehre oder HeldInnenkonstruktionen" (ebd., S. 157). Degeles modernisierungssoziologisches Fazit lautet: „Sportives Schmerznormalisieren bringt damit Identitätsimperative der Moderne auf den Punkt: weiter so, Augen zu und durch, und das alles als autonome Entscheidung" (ebd., S. 158).

Leibliche Wahrnehmungen im Sport sind schließlich auch in der Hinsicht soziologisch relevant, dass sie die im Sport eminent wichtige nonverbale Verständigung anleiten. Genauer lässt sich hier mit einem Begriff von Schmitz von *„leiblicher Kommunikation"* sprechen. Diese ist bedeutsam in der Interaktion *zwischen Sportakteuren* sowohl in mikrosozialen („blinder Pass", Windschattenfahren) als auch in mesosozialen Kontexten (Herstellung von Stimmung beim Public Viewing; vgl. Gugutzer 2015a), weil für verbale Kommunikation hier keine Zeit oder Gelegenheit ist. Leibliche Kommunikation findet außerdem *zwischen Athlet/innen und ihren Sportgeräten und -elementen* statt, erkennbar etwa an der Präferenz der Volleyballerin, mit dem leichteren/weicheren Ball aufzuschlagen, oder der Aufgabe des Surfers, ein Gespür für die Welle zu entwickeln (vgl. Gugutzer 2015b).

## 2.4 Verkörpertes Handeln im Sport

In der Handlungsdimension der Körpersoziologie des Sports interessiert die Frage, *wie das körperliche Handeln der Akteure Einfluss nimmt auf soziale Prozesse und Strukturen im bzw. des Sports.* Wie fungiert der Körper als Mittel oder Instrument sozialen Handelns im Sport? Verkörpertes Handeln meint dabei sowohl routiniert-ritualisiertes als auch performatives und kreatives Handeln Die theoretischen Grundlagen hierfür stellen vor allem Erving Goffmans Interaktionstheorie, Bourdieus Praxistheorie sowie der Pragmatismus dar.

Körpersoziologien des Sport, die das *routiniert-ritualisierte* körperliche Handeln im Sport thematisieren, beschäftigen sich schwerpunktmäßig mit der Frage, auf wel-

che Weise die soziale Ordnung im Sinne einer *„Interaktionsordnung"* (Goffman) in sportiven Kontexten her- und dargestellt wird. Wie trägt der Sachverhalt, dass im Mikrokosmos des Sports die sozialen Akteure körperlich kopräsent sind und sich in ihrem körperlichen Tun aneinander orientieren, dazu bei, dass soziale Ordnung aufrechterhalten wird? Anknüpfend an Goffmans methodologischen Appell, die Soziologie habe „Situationen und ihre Menschen" (und nicht umgekehrt) zu untersuchen, bilden „situated body practices" (Sassatelli 1999, S. 227) den analytischen Fokus entsprechender Körpersoziologien des Sports. Im Sinne Goffmans wird dabei untersucht, wie im Medium körperlicher Handlungen die kontextspezifischen Normen und Regeln, Werte und Moralvorstellungen so erfüllt werden, dass die soziale Ordnung fortbesteht. Mit Blick auf die Interaktionsordnung in Fitnessstudios heißt das zum Beispiel, so Roberta Sassatelli, dass deren räumliche und zeitliche Ordnung eine körperlich hergestellte Ordnung ist: „Through a spatio-temporal organization which works at the work of the body, the gym is thus constructed as a world in itself, a domain of action which has its own rules and meanings" (ebd., S. 233). In der Umkleidekabine beispielsweise ist ein anderes körperliches Verhalten gestattet als an den Geräten oder in einem Aerobic-Kurs. Das Fitnessstudio repräsentiert im Goffmanschen Sinne einen „Rahmen", innerhalb dessen das körperliche Ausdrucksverhalten bestimmten, mehrheitlich impliziten, „rules of interaction" unterliegt – einschließlich des Blickverhaltens: „clients master a complex of practical and implicit rules of glance management" (ebd., S. 237). Etwaige Normverstöße im körperlichen Verhalten und Erscheinungsbild werden von den Trainern und dem Personal des *gyms* zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Interaktionsordnung geahndet.

Praxeologische wie auch pragmatistische Körpersoziologien des Sports teilen mit interaktionistischen Ansätzen das methodologische Axiom, ausgehend von *situierten* körperlichen Praktiken soziales Geschehen zu untersuchen. Praxeologie und Interaktionismus betonen außerdem die performative Herstellung der sozialen Wirklichkeit des Sports. Eine Eigenart *praxistheoretischer* Ansätze ist es, im Anschluss an Bourdieu die *Inkorporierung* sportspezifischen Wissens und die daraus resultierende Genese eines sportspezifischen *Habitus* zu thematisieren. Das Besondere an der Entwicklung eines sportspezifischen Habitus ist dabei, dass sich dieser mittels körperlicher „Strukturübungen" (Bourdieu) bzw. durch mimetisches Bewegungslernen herausbildet. Einen eindrucksvollen Beleg hierfür liefert die ethnografische Studie von Loïc Wacquant (2003) zum Erwerb eines boxerischen Habitus. In einem vier Jahre währenden Forschungsaufenthalt in einem US-amerikanischen *box gym* hat Wacquant eine tiefgehende körperliche Sozialisation zu einem Boxer durchgemacht. Aufgrund der aktiven, körperlichen Teilnahme am Boxtraining und an Boxwettkämpfen, einer Art „stillen Pädagogik", entwickelte Wacquant einen, mit Bourdieu gesprochen, „boxerischen ‚sens pratique'" (ebd., S. 113), eben einen boxerischen Habitus, der ihm die Mitspielkompetenz in diesem sozialen Feld ermöglichte. Über die Körper- und Sportsoziologie hinaus ist Wacquants Studie bedeutsam und zu einer Art Klassiker geworden, weil der Autor die am eigenen Leib erfahrene Logik des ghet-

tospezifischen Boxens zur Grundlage einer allgemeinen Analyse der Logik sozialer Praxis genutzt und hierbei verdeutlicht hat, dass in *jeder* sozialen Praxis der Körper als „agens" bzw. im Sinne eines verkörperten Habitus sozial relevant ist.

Während die Körpersoziologie des Sports nicht wenige Arbeiten hervorgebracht hat (etwa von Gunter Gebauer, Thomas Alkemeyer, Robert Schmidt, Gabriele Klein oder Larissa Schindler), in denen habitualisierte Körperpraktiken, performative Körperhandlungen und inkorporiertes Körperwissen eine zentrale Rolle spielen, ist die Auseinandersetzung mit dem *kreativen* Handeln im Sport sehr marginal. Versteht man kreatives Handeln gemäß der *pragmatistischen Handlungstheorie* von Hans Joas als problemlösendes Handeln, dann muss die Vernachlässigung der kreativen Dimension sportlichen Handelns überraschen, weist doch die Sportpraxis reihenweise problematische Situationen auf, die ad hoc, spontan, intuitiv, eben kreativ gelöst werden müssen. Ob es sich um einen aus der Not heraus geschlagenen Lob im Tennis handelt, einen Speerwurf bei starkem Rückenwind, eine Fahrt auf eisiger Piste durch Slalomstangen oder einen Sprung mit dem Skateboard auf ein Treppengeländer, der Sport bietet zahlreiche situative Handlungs- und Bewegungsprobleme, die es ohne zeitraubenden Reflexionsprozess im Medium körperlich-leiblichen Handelns zu meistern gilt (vgl. Gugutzer 2011b). Chris Shillings Entwurf einer pragmatistischen Körpersoziologie (nicht nur) des Sports behandelt solche mikro- wie auch makrosoziale Phänomene, indem er Sport als verkörperte Praxis mit drei (nicht immer nacheinander verlaufenden) Phasen fasst: „habit, crises and creativity" (Shilling 2008, S. 8–25 und 44–63).

## 3 Fazit und Ausblick

Der Beitrag hat gezeigt, dass der Gewinn einer körpersoziologischen Perspektive auf den Sport darin besteht, das Soziale des Sports auf seine körperlich-leiblichen Fundamente zurückzuführen: Körper und Leib sind sowohl grundlegende Bedingungen sportlichen Handelns und Interagierens als auch zentrale Produkte der Strukturen und Diskurse des Sports. Ein körpersoziologischer Zugang zum Sport verdeutlicht, dass es der Thematisierung der Verkörperung der Akteure des Sports bedarf, um die sozialen Prozesse, die sozialen Ordnungen und den sozialen Wandel des Sports umfassend zu verstehen.

Eine körpersoziologische *Theorie* des Sports integriert dazu die hier vorgestellten vier analytischen Dimensionen anstatt sie nur, wie bisher üblich, einzeln zu behandeln. Im Hinblick auf diese Synthesearbeit herrscht das größte Forschungsdesiderat. *Empirische* Studien könnten hier unterstützend wirken, indem sie sich vor allem jenen soziologischen Körperdimensionen zuwenden, in denen der größte Forschungsbedarf herrscht: Körperdiskurse des Sports sowie eigen- und zwischenleibliche Wahrnehmungen im Sport. Am überzeugendsten dürfte eine körpersoziologische Theorie des Sports dabei sein, wenn sie ihr Erkenntnispotenzial an einem konkreten *Thema*

illustriert. Der Vorteil einer umfassenden soziologischen Körpertheorie des Sports ist, dass sich dazu jedes Thema eignet, weil alles, das sich im Feld des Sport ereignet, im Schnittfeld von verkörperten Strukturen, Diskursen, Handlungen und Wahrnehmungen steht.

## Literatur

**Alkemeyer, Thomas, Boschert, Bernhard, Schmidt, Robert & Gebauer, Gunter (Hg.) (2003). *Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur.* Konstanz: UVK.**

**Bette, Karl-Heinrich (1989). *Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit.* Berlin/New York: de Gruyter.**

Bette, Karl-Heinrich (1999). *Systemtheorie und Sport.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bette, Karl-Heinrich (2004). *X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports.* Bielefeld: transcript.

Bourdieu (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Degele, Nina (2006). Sportives Schmerznormalisieren. Zur Begegnung von Körper- und Sportsoziologie. In: Robert Gugutzer (Hrsg.), *body turn. Perspektiven der Körper- und Sportsoziologie* (S. 141–161). Bielfeld: transcript.

Elias, Norbert & Dunning, Eric (2003). *Sport und Spannung im Prozeß der Zivilisation.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Günter, Sandra (2015). The illegal transgression: discourse analysis of the media perception of the transgressive aesthetic of performance and display in top-level sports. In: *Sport in Society* (14 S.). http://dx.doi.org/10.1080/17430437.2015.1073943

**Gugutzer, Robert (2004). Trendsport im Schnittfeld von Körper, Selbst und Gesellschaft. Leib- und körpersoziologische Überlegungen. In: *Sport und Gesellschaft* 1, H. 3, 219–243.**

Gugutzer, Robert (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: ders. (Hrsg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports* (S. 9–53). Bielefeld: transcript.

Gugutzer, Robert (2009): Doping im Spitzensport der reflexiven Moderne. In: *Sport und Gesellschaft* 6, H. 1, S. 3–29.

Gugutzer, Robert (2011a): Körperpolitiken im Sport. Zur sportiven Verschränkung von Körper, Geschlecht und Macht. In: Daniela Schaaf & Jörg-Uwe Nieland (Hrsg.), *Die Sexualisierung des Sports in den Medien* (S. 34–56). Köln: Halem.

Gugutzer, Robert (2011b). *Die Kreativität sportlichen Handelns. Sport im Lichte der pragmatistischen Handlungstheorie.* Vortrag auf dem 20. Sportwissenschaftlichen Hochschultag, 22. 09. 11, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Gugutzer, Robert (2015a). Public Viewing. Ein sportiv gerahmtes kollektivleibliches Situationsritual. In: Robert Gugutzer & Michael Staack (Hrsg.), *Körper und Ritual. Sozial- und kulturwissenschaftliche Zugänge und Analysen* (S. 71–96). Wiesbaden: Springer VS.

Gugutzer, Robert (2015b). Leibliche Interaktion mit Dingen, Sachen und Halbdingen. Zur Entgrenzung des Sozialen (nicht nur) im Sport. In: Hannah K. Göbel & Sophia Prinz (Hrsg.), *Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur* (S. 105–122). Bielefeld: transcript.

Heinemann, Klaus (1980). Sport and the Sociology of the Body. In: *International Review for the Sociology of Sport* 15, 41–55.

**Hockey, John & Allen Collinson, Jaqueline (2007). Grasping the Phenomenology of Sporting Bodies. In: *International Review for the Sociology of Sport* 42, 115–131.**

Klein, Gabriele (Hrsg.) (2004). *Bewegung. Sozial- und kulturwissenschaftliche Konzepte.* transcript: Bielefeld.

Körner, Swen (2008). *Dicke Kinder – revisited. Zur Kommunikation juveniler Körperkrisen.* Bielefeld: transcript.

Rittner, Volker (1974). Zur Konstitutionsproblematik der Sportwissenschaft. Eine programmatische Skizze. In: *Sportwissenschaft 4,* 357–371.

Rittner, Volker (1983). Zur Soziologie körperbetonter sozialer Systeme. In: Friedhelm Neidhardt (Hrsg.), *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien* (S. 233–255). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Sassatelli, Roberta (1999). Interaction Order and Beyond: A Field Analysis of Body Culture within Fitness Gyms. In: *Body & Society* 5 (2-3), 227–248.

Schwier, Jürgen (1998). *Spiele des Körpers. Jugendsport zwischen Cyberspace und Streetstyle.* Hamburg: Czwalina.

Shilling, Chris (2005). *The Body in Culture, Technology and Society.* London et al.: Sage.

Shilling, Chris (2008). *Changing Bodies. Habit, Crises and Creativity.* London et al.: Sage.

**Wacquant, Loïc J. D. (2003). *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto.* Konstanz: UVK.**

# Stadt

Markus Schroer und Jessica Wilde

> „There were days when he wanted to (…) talk to people's faces, live in meat space. He stopped looking at computer screens and turned to the street."
>
> „No one wanted to be touched. There was a pact of untouchability. Even here, in the huddle of old cultures, (…) people did not touch each other."
>
> „People hurried past, (…) twenty-one lives per second, race-walking (…). They were here to make the point that you did not have to look at them."
>
> Don DeLillo – „Cosmopolis"

Will man etwas über die urbane Lebenswirklichkeit großer Metropolen in Erfahrung bringen, sind literarische Darstellungen ein unverzichtbarer Fundus soziologischer Einsichten. Don DeLillos *Cosmopolis* – ein genuiner New-York Roman – nimmt sich dabei in besonderer Weise der Thematik des Körpers an. Er schildert einen Tag im Leben des Multimillionärs Eric Packer, der morgens seine Wohnung in einem der höchsten Skyscraper Manhattans verlässt, um sich in seiner Limousine zu einem Friseur am anderen Ende der Stadt fahren zu lassen. Die Limousine – einem Cocoon gleich – ist ausgestattet mit Spycam und einer Vielzahl an Computerbildschirmen und -programmen, denen er via Sprachaktivierung Befehle erteilt, die ihn mit Daten versorgen und ihm weltweite Telepräsenz ermöglichen. Da die Fenster verdunkelt sind, ist die Digitalkamera sein einziger Zugang zur Welt der Straße. Und doch fühlt sich Packer, von der Straße abgeschirmt, von dieser zugleich auch angezogen: Hunger treibt ihn, trotz eingebauter Mikrowelle, nach draußen in die bunte Welt der Restaurants und Cafés mit ihrer besonderen Atmosphäre. Er öffnet die Fenster, um die anonyme Masse an vorbeirasenden Passanten bei ihrem koordinierten Spiel des wechselseitigen Vermeidens von Blicken und Berührungen zu beobachten. Der dichte Strom der sich bewegenden Körper auf den Gehwegen steht somit in scharfem Kontrast zur Isolation und der passiven Körperhaltung Packers in der Limousine, dessen körperliches Wohlbefinden einzig durch eine in das Fahrzeug verlegte ärztliche Untersuchung gestört wird.

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_23

DeLillo versteht es, den Körper in den Mittelpunkt seiner Darstellung urbanen Lebens zu rücken. Eric Packers New York ist ein Raum sozialer Ungleichheit und Machtgefälle, die sich immer auch am Körper und seiner Positionierung im Raum festmachen lassen. Die Stadt präsentiert sich ihm als Bewegungs-, Durchgangs- und Erfahrungsraum, in dem leibliche und virtuelle Komponenten ein spannungsreiches Mischverhältnis eingehen. Der Roman hebt sich somit von einer Stadtsoziologie ab, für die diese Verquickung von Körper und Stadt nicht immer an erster Stelle des analytischen Interesses stand. So scheint auch für die Klassiker der Stadtsoziologie wie Max Weber, Emile Durkheim und Georg Simmel zuzutreffen, was für die Anfänge der Soziologie im Allgemeinen hervorgehoben wird: Der Körper ist allenfalls eine randständige Kategorie, der im rationalistischen Zuschnitt modernisierungstheoretischer Überlegungen kaum Bedeutung beigemessen wird (vgl. Schroer 2005, S. 11 ff.). Der folgende Überblick stellt dieser Ausgangslage eine Sondierung der Ansätze gegenüber, die den Körper in den Fokus stadtsoziologischer, architekturtheoretischer und stadtplanerischer Diskurs rücken.

## 1 Die Großstädte und ihr Körperleben

Georg Simmels berühmter Essay „Die Großstädte und das Geistesleben" (2006 [1903]) ist ein beispielhafter Beleg für eine Stadtsoziologie, in der die Körper der Großstädter merkwürdig unberücksichtigt bleiben. Wenn Simmel von der „Blasiertheit" (ebd., S. 19) und der „Reserviertheit" (ebd., S. 23) spricht, mit denen der Stadtmensch auf die Reizüberflutung und die „körperliche Nähe und Enge" (ebd., S. 31) in der großstädtischen Masse reagiert, so scheint er diese Reaktionsweisen in erster Linie auf der mentalen Ebene zu verorten: Es ist die *Intellektualisierung* des großstädtischen *Geisteslebens,* die Simmel als zentrales Charakteristikum urbanen Lebens hervorhebt (vgl. ebd., S. 10). Dieser für die Stadtsoziologie so bedeutende Essay bringt somit auf charakteristische Weise eine Weichenstellung der Disziplin zum Ausdruck, die strikt zwischen Körper und Geist trennt und mit einem kognitivistisch verengten Wahrnehmungsbegriffs operiert, der den Körper und mit ihm die physiologische und sensualistische Dimension von Erfahrung vernachlässigt.

In der gegenwärtigen Stadtforschung haben sich aber durchaus auch Ansätze etabliert, die diese körpersoziologische Leerstelle zu füllen vermögen. Im Anschluss an *Pierre Bourdieu* (1998) lässt sich das Verhältnis des Großstädters zu seiner urbanen Umwelt *habituell* bestimmen und im Kontext der Ungleichheitsforschung situieren. Der Großstädter eignet sich die Stadt demnach nicht nur rein verstandesmäßig an, wie es bei Simmel noch den Anschein hat, sondern auch über körperliche Dispositionen. Dem Begriff des Habitus als dem inkorporierten Sozialen fügt Bourdieu den Begriff des „Habitat[s]" hinzu (1998, S. 30), dem ebenso wie dem individuellen Körper ein Lebensstil und damit auch die Hierarchien des sozialen Raums eingeschrieben sind (ebd., S. 279). Nicht nur der Körper, auch der Wohnort wird so zu einem her-

vorragenden Indikator der Position, die man im sozialen Raum einnimmt. Je nach Ausstattung mit Kapital hat man mehr oder weniger die Fähigkeit, begehrte Viertel zu belegen und unerwünschte, weil sozial fernstehende Körper auf Distanz zu halten (ebd., S. 31). Segregation und Stratifikation haben ihren Stützpunkt also auch in körperlichen Dispositionen, die auf subtile Weise zu Praktiken des Selbstausschlusses führen, etwa wenn man bestimmten Orten fern bleibt, um das Gefühl der Deplatzierung zu vermeiden, das unweigerlich eintritt, „wenn man einen Raum betritt, ohne alle Bedingungen zu erfüllen, die er stillschweigend von allen, die ihn okkupieren, voraussetzt" (ebd., S. 31). Bourdieu erweist sich somit als zentraler Stichwortgeber für eine Stadtforschung, die sowohl den Körper als auch den Stadtraum unter machttheoretischem Vorzeichen betrachtet, indem sie auf deren milieuspezifische Prägung und die damit einhergehenden Exklusions- und Ausschlussmechanismen aufmerksam macht.

Charakteristisch für *leibphänomenologische* Zugänge zur Stadt ist, dass Wahrnehmung nicht auf ihren kognitiven Aspekt reduziert, sondern im leiblichen „Spüren" (Böhme 2006, S. 107) verankert und als alle fünf Sinne betreffend konzeptualisiert wird. Die von Simmel diagnostizierte Reizüberflutung äußert sich hier darin, dass der Großstädter alleine schon durch seine Anwesenheit im Stadtraum visuell, taktil, akustisch und olfaktorisch auf vielfache Weise affiziert wird. Eine leibphänomenologische Stadtforschung richtet ihren Blick auf die „Atmosphären" (ebd. 2006, S. 126 ff.) städtischer Viertel und Quartiere, ihre spezifische Ästhetik und charakteristischen Klänge und Gerüche (Böhme 2006, S. 126 ff.), und fragt danach, wie sich die materielle Beschaffenheit von Städten im leiblichen Befinden niederschlägt. Entsprechend ist die „Stadt der Patheure" (Hasse 2012, S. 61) längst schon zum Gegenstand architektonischer und stadtplanerischer Gestaltung geworden (vgl. Böhme 2006, S. 106 ff./ 131 ff.): Licht wird strategisch eingesetzt, um düstere Ecken des Stadtraums „heiter" und „heimelig" zu machen (ebd., S. 113). Baukörper werden gezielt als bewegungssuggestive „Gesten" gestaltet, um in den Patheuren bestimmte Stimmungen zu evozieren – wie zum Beispiel im Falle der „in den Himmel strebende[n]" Wolkenkratzer innerstädtischer Finanzzentren, die den Großstädter Macht und Autorität auch leiblich verspüren lassen (Hasse 2012, S. 62 f.). Der Vorzug einer Stadtplanung, die sich des Atmosphären-Begriffs bedient, liegt Böhme zufolge darin, dass sie entgegen der Dominanz des Visuellen in den planenden Disziplinen den „subjektiven Faktor" (2006, S. 132), das „Befinden" von Menschen wieder mit einbezieht, deren Lebensqualität entscheidend davon mitbestimmt wird, ob sie in Städten leben, die freundlich, kalt, trist, einladend oder abweisend wirken.

Aus der *interaktionistischen* Perspektive von Erving Goffmans *Dramatologie* wird nach den körperlichen Komponenten dessen gefragt, was Simmel als spezifisch urbane Umgangsformen und typische Persönlichkeitsmerkmale des Großstädters begreift. Reserviertheit und Blasiertheit finden ihre Entsprechung in Goffmans Konzept der „höfliche[n] Gleichgültigkeit" (2009, S. 97): Hierbei handelt es sich um einen spezifisch urbanen Interaktionsmodus, durch den sich die Stadtmenschen ihre Fremd-

heit einander dramaturgisch anzeigen und dadurch aufrechterhalten. Diese Inszenierung involviert aber nicht nur eine spezifische Ordnung der Blicke im Sinne der von Goffman sezierend beschriebenen intrikaten Balance aus Anstarren, das als eine Verletzung der vom Großstädter argwöhnisch verteidigten Privatsphäre gilt, und Wegsehen, das einer unhöflichen „‚Unpersonen'-Behandlung" (ebd.) gleichkommt. Vielmehr ist der Körper mitsamt seinem durch die fünf Sinne gegebenen Wahrnehmungsvermögen auf basaler Ebene in den Gegenstand des Interaktionismus eingelassen, geht es Goffman doch um all jene Situationen, in denen Akteure körperlich kopräsent sind (ebd., S. 24). Goffmans Untersuchung über „Interaktion im öffentlichen Raum" (2009) – mit der Straße als prototypischen urbanem Schauplatz – ist also im Kern eine Studie über das konventionalisierte Repertoire körperlich-expressiven Ausdrucksverhaltens, das bei Begegnungen im Stadtraum zur Anwendung gebracht wird (vgl. ebd., S. 49). Verhaltensregeln reichen entsprechend bis in die körperlichen Aktivitäten hinein: So hat der Einzelne, wenn er sich im öffentlichen Raum aufhält, seinem Körper „eine Art von Disziplin und Spannkraft" (ebd., S. 40) abzuringen sowie Gliedmaßen und Gesichtsmuskeln zu kontrollieren – eine Pflicht, von der der Großstädter einzig in der abendlichen Untergrundbahn entbunden wird, in der die Menschen „ihre Gesichter in einer Art von zeitweiser stumpfer und tiefer Erschöpfung fallen lassen" dürfen (ebd., S. 41). Verbote und Pflichten betreffen auch die „motorische[n] Niveaus" (ebd., S. 44) und die Bewegungsmuster der Großstädter: Zu langsame Körperbewegungen erregen Verdacht (ebd., S. 44) und würden im Strom der schnellschrittigen Masse für Irritation, wenn nicht gar Ärger sorgen. Stillstand – sofern dramaturgisch nicht als Warten in Szene gesetzt – verstößt gegen das Gebot der „Zurschaustellung von ‚zielgerichtetem Unterwegs-Sein'" (ebd., S. 71) und kann als polizeilich geahndetes „Herumlungern" definiert werden (ebd., S. 72). Den Argwohn seiner Mitmenschen zieht man schließlich vor allem auch durch das aufdringliche Überschreiten der Grenzen des persönlichen Raums auf sich – sei es dadurch, dass man das Auge länger als gemeinhin für akzeptabel gehalten auf dem Anderen verweilen lässt oder dadurch, dass man ihn berührt. Der seelischen Unberührbarkeit des blasierten Stadtmenschen entspricht also auf körperlicher Ebene eine physische: das Verbot, bestimmte Distanzen zu unterschreiten und seinen Mitmenschen körperlich zu nahe zu kommen.

Die Grundlagen des großstädtischen Seelenlebens werden Simmel zufolge „mit jedem Gang über die Straße, mit dem Tempo (…) des wirtschaftlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Lebens" geschaffen (Simmel 2006, S. 9). Diesem Hinweis folgend, bliebe eine körpersoziologische Betrachtung der Stadt unvollständig ohne eine Analyse *urbaner Bewegungsformen,* die im Anschluss an Marcel Mauss (1975) auch als *Techniken des Körpers* und somit als kulturell geprägt und wandelbar begriffen werden müssen. Dass es sich beim klassischen Flanieren (vgl. Düllo 2010) durch die europäischen Hauptstädte des 19. und 20. Jahrhunderts um alles andere als eine natürliche Bewegungsform handelt, macht zum Beispiel Walter Benjamins Hinweis auf die beim Promenieren durch die Passage mitgeführte Schildkröte deutlich, mit

der man sich einen „Begriff vom Tempo des Flanierens“ (1982, S. 532) zu machen suchte. Diese Art von antrainierter Entschleunigung steht im eigentümlichen Kontrast zum „race-walking“ der von DeLillo geschilderten New York Fußgänger, die das Flanieren als Körpertechnik nicht mehr zu beherrschen scheinen. Kennzeichnend für die Großstadt ist also eine stetig steigende Geschwindigkeit, wie sie nicht zuletzt beim Autofahren als einer vom Gehen distinkten, aber ebenso als Körpertechnologie zu behandelnden Bewegungsform erlebt wird (vgl. Thrift 2004). Thrift zufolge verfehlt eine Perspektive wie die von Michel de Certeau, die sich auf das „Gehen in der Stadt“ (1988, S. 179 ff.) konzentriert, die Lebenswirklichkeit einer „postpedestrian city“ (Thrift 2004, S. 78), in der sich Millionen von „automobile ‚bodies‘“ (ebd.) tummeln. Sie suggeriere irrtümlicher Weise auch, dass es sich beim Gehen um eine körperlich und kinästhetisch irgendwie reichhaltigere Bewegungsform handelt, während Analysen des Autofahrens doch stets auch die vielen körperlich-sinnlichen Komponenten betonen, die der Aufenthalt im Straßenverkehr mit sich bringt – allen voran die vielfältigen emotionalen Zustände, die der Autofahrer durchläuft (vgl. ebd., S. 79). Selbst das Reisen in öffentlichen Verkehrsmitteln, in denen die Individuen trotz ihrer Mobilität zur „Unbeweglichkeit“ verdammt sind (de Certeau 1982, S. 206), erfordert eine körperliche Kunstfertigkeit, die mit Aufkommen von Eisen- und Straßenbahn erst erlernt werden musste, stellt doch das sichtbare Nichtstun und die Aufrechterhaltung von Beziehungslosigkeit zwischen Fremden auf engem Raum eine auch in körperlicher Hinsicht voraussetzungsvolle dramaturgische Leistung dar (Goffman 2009, S. 67). Diese Liste der im Kontext der Stadtforschung hervorgehobenen Körperpraktiken – Flanieren, Autofahren, Reisen in öffentlichen Verkehrsmitteln – ließe sich durchaus noch erweitern und müsste neben den vielen Sportpraktiken, die den öffentlichen Raum postindustrieller Städte prägen (vgl. Funke-Wieneke/Klein 2008), auch die Körpertechnologien derjenigen Stadtbewohner berücksichtigen, denen die Stadt auf Grund körperlicher Beeinträchtigungen eher einem Hindernisparcours als einem Bewegungsraum gleicht (vgl. Spörke 2012).

## 2 Der Körper in Architektur und Stadtplanung

Mit einer Analyse der leiblichen Körper im Stadtraum hat sich eine körpersoziologische Sicht auf die Stadt jedoch bei weitem noch nicht erschöpft. Der menschliche Körper hat vielmehr auf noch ganz andere Art und Weise eine zentrale Rolle für Städte gespielt: Die Gestalt des Körpers und die Proportionen seiner Gliedmaßen haben über die Jahrhunderte hinweg als Grundlage und Leitbild architektonischer und städtebaulicher Entwürfe gedient (vgl. Zöllner 2004). Über Metaphorik, Analogiebildung und Anthropomorphismus – wie sie etwa in der Rede von Parks als grünen Lungen, Straßen als Arterien oder Regierungsvierteln als Haupt der Stadt zum Ausdruck kommen – hat sich der menschliche Körper in Baukörpern und Stadtgrundrissen niedergeschlagen.

Die Architekturgeschichte ist reich an Versuchen, sowohl Städte als auch Gebäude nach dem Vorbild des menschlichen Körpers zu bauen. Der sogenannte vitruvianische Mann – das durch Leonardo da Vinci berühmt gewordene Bild eines in den geometrischen Figuren Kreis und Quadrat angeordneten männlichen Körpers mit ausgestreckten Armen und Beinen – ist dabei sicherlich eines der bekannteren Beispiele eines solchen Vorbilds. Zurückgehend auf den Architekten und Ingenieur Marcus Vitruvius Pollio (kurz: Vitruv) steht dieses Körperbild für eine Baukunst, die die Formgebung von Gebäuden direkt aus der als ideal angesehenen Proportionierung menschlicher Körperverhältnisse herleitet (vgl. Zöllner 2004, S. 307 f.). Demnach handelt es sich um eine schlechte, weil asymmetrische Formgebung, wenn die Glieder eines Baukörpers bzw. die einzelnen Gebäude und Viertel einer Stadt nicht in demselben Proportionsverhältnis zueinander stehen „wie die Glieder eines wohlgeformten Menschen." (Vitruv, zitiert nach Zöllner 2004, S. 310) Doch nicht nur als Proportionsfigur, auch als Maßstab hat der menschliche Körper als Grundstein architektonischer Lehren gedient. Berühmtes Beispiel ist hier Le Corbusiers „Modulor" (1956), ein am menschlichen Körper orientiertes Maßsystem zur seriellen Fertigung von Wohnmodulen, die – so Le Corbusier – besser als das metrische System den Abmessungen des menschlichen Körpers und somit dem Menschen selbst gerecht werden. Die an der menschlichen Gestalt gewonnenen Maßeinheiten wie Elle, Finger und Fuß werden dem „unpersönliche[n], „fühllose[n]" und „gegenüber dem menschlichen Wuchs gleichgültige[n] Meter" (Le Corbusier 1956, S. 20) gegenübergestellt, der „beschuldigt werden kann, die Architektur verrenkt und verdorben zu haben […] in bezug [sic!] auf ihre Aufgabe, (…) *Menschen zu bergen.*" (Ebd., S. 20) Le Corbusier formuliert hier eine Kritik an architektonischen und städtebaulichen Entwürfen, die vom Körper des Menschen abstrahieren und hält diesen entgegen, Entwerfen müsse „ebenso sinnlich und körperlich wie geistig und spekulativ sein" (ebd., S. 61). Der Modulor hat über Le Corbusiers eigene Projekte hinaus allerdings kaum praktische Anwendung gefunden. Seine berühmte, *Unité d'Habitation* genannte Wohneinheit in Marseilles wurde vollständig nach Modulor-Maßen gebaut. Bei einem weiteren Projekt in der Berliner Flatowallee scheiterte die Anwendung des Modulors allerdings an gesetzlichen Bestimmungen: Wo die Vorschriften zum sozialen Wohnungsbau eine Raumhöhe von 2,50 m festschrieben, sah der Modulor lediglich 2,26 m vor. Generell ließe sich somit am Modulor nicht nur die willkürliche Festlegung der menschlichen Durchschnittsgröße kritisieren. Vielmehr scheint Le Corbusier den Umstand übergangen zu haben, dass der Mensch gerade auch körperlich in den Raum ausschreitet, also über gewisse Minimalgrenzen hinaus „raumfüllend" (Bourdieu 1998, S. 25) ist und aus dieser Ausdehnung im Raum immer auch Distinktionsgewinne zu erzielen vermag. So wird auch verständlich, dass Le Corbusiers „Wohnungszelle" (1956, S. 118) nicht nur auf Gegenliebe gestoßen ist, gilt doch die *Unité d'Habitation* auch als frühe Form moderner Plattenbauten.

Eine kultursoziologische Aufschlüsselung des Zusammenhangs von Körper- und Stadtbildern findet sich in Richard Sennetts historischer Abhandlung „Fleisch und

Stein“ (1997), in der Sennett anhand verschiedener Fallbeispiele aufgezeigt, wie sich Auffassungen vom menschlichen Körper formgebend auf die Stadtgestalt ausgewirkt haben (ebd., S. 31 f.). Der Einfluss der vitruvianischen Körpergeometrie auf die Stadtgestaltung wird am Beispiel des Grundrisses römischer Städte festgemacht (ebd., S. 130 ff.), die aus quadratisch angeordneten Vierteln innerhalb eines ursprünglichen Kreises bestanden, mit dem Forum Romanum als „urbanem Bauchnabel“ (ebd., S. 135), von dem geradlinig angeordnete Straßen abgehen wie die Arme und Beine im Bild Vitruvs. Die römische Stadtanlage und ihre historischen Nachfahren, wie etwa die nach dem Gitterschema gebauten Städte Washington D. C. oder New York (ebd., S. 330 f.), waren jedoch nicht nur Ausdruck eines ästhetischen Bedürfnisses nach wohlgeformten, symmetrischen Proportionen, sondern wurden auch zu Macht- und Herrschaftszwecken eingesetzt. Der Anordnung geradlinig verlaufender Straßen lag das Prinzip des „Sieh und Gehorche“ (ebd., S. 130) zu Grunde, ein Prinzip, dass im 19. Jahrhundert bei der Umgestaltung von Paris durch Baron Haussmann Anwendung gefunden hat: Unübersichtliche, dicht bebaute Viertel des mittelalterlichen Stadtkerns wurden mit breiten Boulevards durchzogen, um so nicht zuletzt das revolutionäre Potential städtischer Massen entschärfen und durch eine neue Sichtbarkeit die Bewegung der Menschen disziplinieren zu können (vgl. ebd., S. 409). Beim Städtebau und den mit ihm verbundenen Körperdiskursen handelt es sich also um alles andere als neutrale Phänomene. Mit Michel Foucault lässt sich Stadtplanung vielmehr auch als Regierungstechnologie (2006, S. 19 ff.) und die Stadt in Begriffen der Disziplin beschreiben (ebd., S. 26 f.). Der Disziplin geht es darum, architektonisch „einen Raum zu gestalten“ (ebd., S. 35) und die Körper in einer bestimmten Anordnung auf den Raum zu verteilen. Sie „gehört zur Ordnung des Bauwerks, des Bauwerks im weiteren Sinne“ (ebd., S. 35), und antwortet auf das Problem, einer in ihren Bewegungen unberechenbaren städtischen Masse Herr zu werden. Dem registrierenden und kontrollierenden Zugriff der Macht galten dabei vor allem die ärmeren Bevölkerungsschichten aus den Arbeiter- und Elendsvierteln des 18. und 19. Jahrhunderts als *„gefährliche Körper“* (Schroer 2005, S. 39), durch die man nicht nur die sozialen Ordnung, sondern auch die allgemeine Gesundheit der Bevölkerung bedroht sah. Die Quartiere der unteren Klassen wurden auf Grund ihrer miserablen Lebens- und Wohnverhältnisse als „Brutstätten von Krankheit und Laster“ (Lindner 2004, S. 19) angesehen und somit zum Gegenstand gouvernementaler Steuerung, die den doppelten Zweck der moralischen Besserung und medizinischen Vorsorge gegen Epidemien verfolgte (vgl. ebd., S. 29 f.). Dabei war es nicht der bürgerliche, sondern der „vulgäre Körper“ (ebd., S. 26), dem eine kontaminierende Wirkung zugeschrieben wurde.

Überwachung war also nur eine Funktion, die der Städtebau erfüllen sollte. Das Schlagen von Achsen durch dicht besiedelte Viertel diente gleichzeitig dem „Durchlüften“ (Foucault 2006, S. 36) und damit der Hygiene in diesen Vierteln, durch die nicht nur die Gesundheit des individuellen Körpers, sondern die des gesamten Gesellschaftskörpers gewährleistet werden sollte (ebd., S. 158). Stadtplanung stand somit im Zeichen einer „Biopolitik“ (ebd., S. 42), die vor dem Hintergrund einer Revolu-

tion des Körperbildes verstanden werden muss, die mit der Entdeckung des Blutkreislaufes durch William Harvey im 17. Jahrhundert zusammenhängt (vgl. Sennett 1997, S. 315 ff.). Neue Erkenntnisse über den Blutkreislauf und die Atmung führten demnach im 18. Jahrhundert zu „neuen Vorstellungen von öffentlicher Gesundheit" (ebd., S. 320), die auch Eingang in die planenden Disziplinen fanden: In Analogie zum gesunden Körper, in dem das Blut frei zirkulieren kann, wird die gesunde Stadt als eine begriffen, in der Menschen und Dinge in freiem Fluss gehalten werden. Die Bildsprache von Arterien und Venen wurde auf die Anlage von Straßen übertragen und Bewegung zum erklärten Ziel städtebaulicher Programme (ebd., S. 319 f.). Die Entwicklung, die Harvey angestoßen hat, findet Sennett zufolge ihren Kulminationspunkt in einer Stadtplanung, die dem automobilen Individualverkehr Priorität einräumt – eine Entwicklung, die Sennett alles andere als begrüßt, führe das Autofahren doch dazu, dass sich die Körper nur noch „passiv" und „desensibilisiert" durch den Raum bewegen (ebd., S. 25), ohne die Menschen und Gebäude in der Stadt dabei berücksichtigen zu müssen (ebd.). Der Stadtplaner ist somit vor die Aufgabe gestellt, Räume zu schaffen, „die Menschen dazu bringen, einander wahrzunehmen." (Ebd., S. 28) Die Umsetzung dieser Aufgabe läuft dabei nicht nur über die *Steine* der Stadt, sondern auch über das *Fleisch:* Es gilt, mit architektonischen und stadtplanerischen Mitteln „den Körper sensibler (…), moralisch empfindlicher" zu machen (ebd., S. 23), um das wiederherzustellen, was Sennett als typische urbane Erfahrung hochhält: Pulsierende, bunte Stadtviertel, in denen eine kulturelle Vielfalt gelebt wird, die nicht in eine Angst vor dem Fremden umschlägt.

## 3 Hybride Körper und Cyborg Cities

Im Zuge der technologischen Entwicklungen des 21. Jahrhunderts sind die Grenzen des Körpers zunehmend porös geworden. Wir haben es längst mit „hybriden Körpern" (Schroer/Bullik 2015) zu tun, bei denen sich die Trennlinien zwischen Innen und Außen, Körper und Geist, organisch und anorganisch, Materialität und Virtualität nicht mehr eindeutig bestimmen lassen. Die Figur des Cyborg hat dabei in jüngster Zeit verstärkt Eingang in stadtsoziologische Diskurse über die Transformation des Urbanen (Gandy 2005; Mitchell 2004; Virilio 2008) gefunden. Stadt und Körper werden im Rahmen dieser urbanen Hybriditätsforschung in ein neues Verhältnis zueinander gesetzt: Es geht nicht mehr länger um den individuellen Körper, der sich *in* einer Stadt aufhält oder sich *durch* den Raum bewegt, sondern um „networked bodies" (Mitchell 2004, S. 79). Stadt und Körper treten nicht als isolierte Einheiten einander gegenüber, sondern bilden über die vielen Schnittstellen zwischen menschlichen Körpern und urbanen Infrastrukturnetzwerken ein hybrides Amalgam. Das Konzept der „cyborg urbanization" (Gandy 2005) legt damit einen Wandel hin zu relationalen Körper- und Raumvorstellungen nahe: Das Bild vom Körper als einer abgegrenzten Einheit und die Auffassung von der Stadt als euklidischem Behälterraum

weicht einem als flach konzipierten Raum bestehend aus Verbindungen, Netzwerken und Strömen (vgl. Mitchell 2004, S. 7 ff.; Gandy 2005, S. 33). Der Hybriditätsgedanke kommt dabei in starker Metaphorik zum Ausdruck, wobei die Pointe gerade darin besteht, die Anthropomorphismen in der Beschreibung von Stadt und Architektur ihres metaphorischen Gehalts zu entkleiden, die Beschreibungsformeln also gleichsam bei ihrem Wort zu nehmen (vgl. Mitchell 2004, S. 19): Urbane Infrastrukturen sind buchstäbliche „life-support systems" (Gandy 2005, S. 28), das Haus ein buchstäbliches „exoskeleton for the human body" (ebd.). Abwasserrohre und Toiletten lassen sich nicht auf bloße Haushaltsausstattung reduzieren, sondern stellen vielmehr „intestinal extranets" (Mitchell 2004, S. 24) dar, die als technische Erweiterungen des menschlichen Verdauungstrakts die körpereigenen an die städtischen Stoffwechselprozesse anschließen (ebd., S. 22). Längst hat sich die Idee eines urbanen Stoffwechsels auch in aktuell diskutierten Projekten städtischer Entwicklung niedergeschlagen, wie etwa in dem Vorschlag, die von menschlichen Körpern in Bewegung abgegebene Energie zum Aufladen von Mobiltelefonen oder gar für die Beleuchtung von Straßen zu nutzen.

Die Grenzverschiebung im Verhältnis zwischen Körper und Stadt wird jedoch in erster Linie im Kontext der breitgestreuten Durchsetzung von drahtloser Kommunikation und mobiler Elektronik sowie der Digitalisierung und Computerisierung der Gesellschaft thematisiert. Der menschliche Körper wird durch Informations- und Kommunikationstechnologien in zunehmenden Maße *„gecyborgt"* (Virilio 2008, S. 44), wenn elektronische Geräte oder Computerchips „in ihrer nanotechnologisch miniaturisierten Form" (ebd.) am Körper getragen oder in den Körper implantiert werden: „Das Handy von morgen befindet sich direkt im Ohr." (Ebd.) Virilio zufolge lässt sich die urbane Erfahrung mit der Formel Körper *in* der Stadt nicht mehr treffend beschreiben, da wir es bereits mit der „‚Stadt am Körper'" oder – noch treffender – der „‚Stadt im Körper'" zu tun haben (Virilio 2008, S. 44). Ebenso wie unsere Haut immer durchlässiger und zur Schaltstelle für Konnektivität wird, so erfahren auch unsere Sinne durch elektronische Prothesen aller Art eine Erweiterung (vgl. Mitchell 2004, S. 24 ff.). Die sensoriellen oder auch Wahrnehmungsgrenzen lassen sich nicht mehr von der Position des Körpers im Raum aus ziehen, die Reichweite der Sinne nicht mehr nur leibphänomenologisch bestimmen, wenn „Datenhandschuhe" es einem erlauben, „entfernte Objekte fühlen, berühren, hören und sehen" zu können (Virilio 2008, S. 44) oder wenn in Autos integrierte Digitalkameras das Auge als Wahrnehmungsorgan ersetzen und die telekommunikative Präsenz an weit entfernten Orten ermöglichen. In der Konsequenz bedeutet dies eine Abkehr von phänomenologischen und anthropozentrischen Architekturkonzepten, wie sie für das 20. Jahrhundert noch charakteristisch waren. In den Worten Mitchells:

> „I am not Vitruvian man, enclosed within a single perfect circle, looking out at the world from my personal perspective coordinates and, simultaneously, providing the measure of all things. Nor am I, as architectural phenomenologists would have it, an autonomous,

> self-sufficient, biologically embodied subject encountering (…) my immediate environment. (…) I am a spatially extended cyborg." (2004, S. 39)

Mit dem gecyborgten, telepräsenten und vernetzten Körper verliert die auf die Romane des Science-Fiction Autors William Gibson zurückgehende Unterscheidung zwischen ‚cyberspace' und ‚meatspace' somit zunehmend an Geltung (vgl. Gandy 2005, S. 42; Mitchell 2004, S. 3 f.), da die materielle und die virtuelle Welt, Körper und Geist auf ganz neue Weise amalgamiert werden. Bei der Cyborg City handelt es sich also keineswegs um die körperlose virtuelle Welt, die Gegenstand vieler Science-Fiction Romane in der Anfangsphase der digitalen Revolution war. Entgegen der These vom Verschwinden des Körpers in einer sich virtualisierenden Welt ist vielmehr davon auszugehen, dass sich digitale Netzwerke somatisieren. Der Körper ist nach wie vor zentraler Knotenpunkt im Netzwerk, auch wenn er nicht mehr ausschließlich dem ‚meatspace' zugewiesen werden kann. Sein Ort ist an der Schnittstelle zwischen ‚meat'- und ‚cyberspace' und somit Schauplatz der Grenzauflösung zwischen beiden Sphären.

Mit dem Konzept der Cyborg City ist nicht weniger verbunden als der Anspruch, die hervorstechenden Merkmale der urbanen Wirklichkeit in Städten des 21. Jahrhunderts begrifflich auf den Punkt zu bringen – Städte, in denen die durch Konnektivität hergestellt Grenzöffnung über die architekturale Einfriedung zu dominieren beginnt (vgl. Mitchell 2004, S. 11). Während ehemals Wände, Mauern und Zäune Innen und Außen klar voneinander trennten, sorgen Rohre, Drähte und Glasfaserkabel heute mehr denn je für Verbindungen und Grenzauflösung. Mit implantierten Computerchips fällt sogar die Haut als letzte umhüllende Grenze und mit ihr der „Körper als letztverbleibende Einheit" (Schroer 2005, S. 25). Dem entgegenzuhalten wäre zum einen, dass die diagnostizierte Dominanz von Netzwerken nicht die Notwendigkeit von und das Bedürfnis nach Grenzziehung vollständig verschwinden lassen. Gerade das Cocooning, wie es Eric Packer in seiner Limousine betreibt, kann als Hinweis darauf dienen, dass Prozesse der Grenzauflösung immer auch von Versuchen des erneuten Grenzaufbaus begleitet werden. Der einseitigen Zeitdiagnose einer vernetzten Welt offener Grenzen wäre dahingehend zu widersprechen, dass wir es empirisch in der Regel mit einer gleichzeitigen Bewegung des Öffnen und Schließens zu tun haben, was sich nicht zuletzt auch an Phänomenen wie Gated Communities ablesen lässt. Zum anderen ist die ubiquitäre Versorgung mit einwandfrei funktionierenden urbanen Infrastrukturen nicht für alle Stadtbewohner eine Selbstverständlichkeit, sondern vielmehr Kennzeichen von Wohlstandsgesellschaften. Gerade am Thema Infrastrukturen zeichnen sich globale Ungleichheitsstrukturen ab und verweisen auf den Umstand, dass das Leben in vielen Megastädten des globalen Südens ein Leben *‚off the grid'*, also jenseits jeglicher Anschlüsse bedeutet. Wie die Stadtforschung zu Megacities immer wieder feststellt, bedeutet Leben in extremer Armut oft auch, auf den nackten, technologisch unvermittelten Körper zurückgeworfen zu sein (vgl. Davis 2007; McFarlane/Graham 2014).

Einen starken Kritiker findet die Cyborg City in Paul Virilio, der mit der digitalen Revolution eine Isolation, Trägheit und Stilllegung des individuellen Körpers einhergehen sieht (vgl. Virilio 2004, S. 80). Der zukünftige Trend geht Virilio zufolge in Richtung einer radikalen Umkehr von Bewegungsmustern: Kam es im 20. Jahrhundert zu einer massiven Mobilisierung der Bevölkerung durch die Popularisierung von Motorfahrzeugen (Zug, Auto, Flugzeug), führen die telekommunikativen Medien des digitalen Zeitalters zu einer *„growing inertia"* (2004, S. 80), da körperliche Mobilität im Zeitalter von Telepräsenz nicht mehr notwendig ist. Man kann ohne weiteres von seinem häuslichen oder mobilen Cocoon aus an mehreren Orten zugleich sein, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Ihr Extrem findet diese mobile Bewegungslosigkeit in intelligenten Autos, in denen der Fahrer noch nicht einmal mehr Hände und Füße betätigen muss, um das Auto zu steuern, ja nicht mal mehr die Hände benutzen muss, um Bildschirme zu berühren, funktionieren diese doch längst über eine Sprachaktivierung, die einen mit dem Bordcomputer reden lässt (vgl. Thrift 2004, S. 83 f.).

Ein differenzierter Blick auf die Entwicklungstendenzen postindustrieller Städte dürfte Virilio jedoch milde stimmen. Seiner kulturpessimistischen Befürchtung ließe sich entgegenhalten, dass der öffentliche Raum keineswegs ausschließlich von immobilen, digital vernetzten, ‚cocoonierten' Körpern durchquert wird. Vielmehr wurde die Entwicklung von industriellen hin zu postindustriellen Städten als eine beschrieben, die mit der Freisetzung körperlicher Aktivität aus der Erwerbsarbeit und infolgedessen mit einer Aufwertung von körperlicher Bewegung in Sport und Freizeit einhergeht (vgl. Schroer 2005, S. 13). Der Blick der Stadtforschung richtet sich entsprechend auf die vielfältigen Bewegungskulturen, die sich im öffentlichen Stadtraum etabliert haben (vgl. Funke-Wienke/Klein 2008) – von sogenannten alternativen Trendsportarten wie Le Parkour bis hin zu Tanzfestivals wie der Love Parade als städtischen Großevents. In beiden Fällen scheint es gerade darum zu gehen, die gewohnten Bewegungsmuster oder vielmehr auch die Bewegungsarmut des Großstädters auf dem Weg zur Arbeit oder zur Shopping-Mall bewusst zu durchbrechen und den Stadtraum auf neue Art und Weise für sich zu entdecken. Mit anderen Worten: So sehr der mobile und vernetzte Cocoon auch den Wunsch nach Abschottung bedienen mag, so scheint er doch gleichzeitig auch wieder das Bedürfnis nach einer im ‚meatspace' erfahrenen Sozialität hervorzurufen. Wie Eric Packer wendet man sich dann von Computerbildschirmen ab und der Straße zu.

## 4 Ausblick: Urban Bodies in Gegenwart und Zukunft

Welche Linien zukünftiger Forschung zeichnen sich vor dem Hintergrund der körpersoziologischen Annahme ab, dass mit dem Sozialen auch die Stadt als grundlegend verkörpert zu betrachten ist? Indem die Körpersoziologie ihre Aufmerksamkeit bisher vor allem auf die in den öffentlichen Raum europäischer Innenstädte drängenden Fitness- und Freizeitkörper gerichtet hat, verlor sie gleichsam die *arbeitenden*

*Körper* aus dem Blickfeld, die auch in der Informations- und Kommunikationsgesellschaft nicht aus dem Stadtbild verschwinden. Die Metropole ist ebenso Knotenpunkt virtueller Finanz- und Kommunikationsströme, wie auch Objekt der Pflege, Wartung und Reparatur: Müllabfuhr, Baustellen, Straßenreinigung und -instandhaltung sind für das Funktionieren der Stadt essentiell, rücken aber genauso wie die damit verbundenen Körper in den Bereich des Unsichtbaren, für selbstverständlich gehaltenen Hintergrund ab. Nicht zu vergessen sind hier auch die physisch hart arbeitenden Körper in den sogenannten Entwicklungs- und Schwellenländern, die in Folge globaler Produktionszusammenhänge mit dazu beitragen, dass der Körper in den westlichen Metropolen zum Gegenstand der Identitätsarbeit in Freizeit und Konsum werden kann.

In Fortführung von Bourdieus Einsicht, dass sich von der Lokalisierung der Körper im physischen Raum auf die Position im sozialen Raum schließen lässt, wäre des Weiteren zu fragen, welche Ungleichheitsmuster sich zukünftig abzeichnen werden. So können etwa die Mobilitätsmuster von Körpern in Bewegung Aufschluss über soziale Hierarchien geben, indem sie aufzeigen, wie Nomadentum und Sesshaftigkeit neue Verbindungen mit Inklusion und Exklusion eingehen. Eine von Notwendigkeit getriebene Mobilität kann ein Zeichnen von Prekarität sein, nicht nur im Falle von erzwungener globaler Arbeitsmigration, sondern auch zum Beispiel im Falle des Pfandsammlers, der als nomadische Sozialfigur durch die europäischen Innenstädte streift und zusammen mit dem Hipster das gegenwärtige Panorama urbaner Sozialfiguren prägt. Ein fruchtbarer Forschungszweig im Schnittfeld von Körper- und Stadtsoziologie ergäbe sich aus dem Vorhaben, diese urbanen Sozialfiguren als Verkörperungen bzw. Körperpraktiken zu behandeln. Nicht als Zeichen oder Symbol für Gentrifizierungsprozesse sind Hipster und Pfandsammler von Interesse, sondern als materielle Körper, die den urbanen Raum praktisch und performativ hervorbringen.

Mobilität kann sozioökonomisch höchst voraussetzungsvoll und damit auch Ausdruck von sozialer Privilegiertheit sein, wie in den letzten Jahren unter anderen von der Desasterforschung hervorgehoben wurde: New Orleans gilt der Stadtsoziologie als paradigmatisches Beispiel dafür, dass diejenigen am meisten unter Naturkatastrophen zu leiden haben, die zu arm sind, um im Katastrophenfall die Stadt zu verlassen. Während die privilegierten Schichten auf horizontaler Ebene in den transnationalen Verkehrsräumen und auf vertikaler Ebene in den Fahrstühlen der Hochhausarchitekturen urbaner Finanzzentren mobil sind, besteht das Los der Bevölkerung in den Slums des globalen Südens darin, an einen Ort gebunden zu sein, an dem sich Exklusionsverkettungen räumlich bündeln: Die fehlende politische Teilhabe und die mangelhafte Einbindung in das Wirtschaftsleben gehen eine Korrelation ein mit schlechter gesundheitlicher Versorgung und in sanitärer Hinsicht miserablen Wohnverhältnissen. Eine körpersoziologisch orientierte Stadtforschung hätte in diesem Kontext eine Konfliktlinie stärker zu berücksichtigen, die im Zeitalter des Anthropozäns die urbane Geopolitik maßgeblich bestimmen wird: Städte werden zum Schauplatz einer sozialen Polarität, die sich entlang der Achse *Slum* versus *Eco City* ausrichtet. Während

finanziell starke Städte die Mittel haben werden, um sich durch ökologisch nachhaltige Technologien den veränderten klimatischen Bedingungen anzupassen, werden die Megastädte des globalen Südens die Auswirkungen des Klimawandels am meisten zu spüren bekommen. Das Leben städtischer Massen wird durch Mangel an Lebensraum und Ressourcen geprägt sein, während sich einige wenige Privilegierte in ökologische Enklaven zurückziehen können, die eine Art Gated Community der Zukunft darstellen. Körpersoziologisch stellt sich hier die Frage, wie sich etwa die ungleiche Versorgung mit Luft, Wasser, Energie, Nahrungsmitteln und Wohnraum auch auf die Körper auswirken wird.

Doch neben dieser Prägung von Körpern durch die Gesellschaft gilt es auch im Bereich der Stadtforschung den Anteil des Körpers an der Konstitution und Veränderung des Sozialen in den Blick zu nehmen. Als Forschungsperspektive bietet sich hier eine stärkere Verschränkung von Körpersoziologie und kritischer Stadtforschung an, die sich der widerständigen Aneignung des Stadtraums als Forschungsobjekt annimmt. Ob Urban Gardering, Zombie Walk auf der Wallstreet oder *Occupy,* es handelt sich bei diesen Protestformen jeweils auch um Körperpraktiken bzw. um Körper, die politisch als „Aufmerksamkeitsgenerator" (Schroer 2005, S. 29) in einem Kampf um Sichtbarkeit und Territorialität in der Stadt zum Einsatz kommen. An Henri Lefebvres berühmte Recht-auf-Stadt-Formel ließe sich körpersoziologisch die Frage anschließen, welche „marginalisierten Körper" (vgl. Junge/Schmincke 2007) gegenwärtig vom öffentlichen Stadtraum ausgeschlossen werden, weil ihnen entweder die sozioökonomischen Mittel oder die politischen Teilhaberechte fehlen oder weil sie nicht den herrschenden Körper- und Identitätsnormen entsprechen. Als aufschlussreiche Forschungsstätten bieten sich hier etwa Detroit und Athen an, die gegenwärtig wie früher auch Chicago oder Berlin als Prisma urbaner Entwicklungstendenzen angesehen werden können. In beiden Fällen wird im Zuge finanzieller und sozialer Krisen der öffentliche Raum neu ausgehandelt. Welche Rolle die Körper bei diesem Prozess spielen, ließe sich hier also wie unter Laboratoriumsbedingungen beobachten. Eine körpersoziologische Stadtforschung müsste schließlich die Anbindung an die gegenwärtige Theorieentwicklung suchen, um so nicht nur Stadt- und Verkörperungsprozesse in ihrer wechselseitigen Verflochtenheit theoretisch beschreiben zu können, sondern auch um beide Disziplinen von ihrem Status als Bindestrich-Soziologie zu befreien und zu einer Kernfrage der allgemeinen Soziologie zu machen.

## Literatur


Benjamin, Walter (1982). *Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften Band V.1.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**Böhme, Gernot (2006). *Architektur und Atmosphäre.* München: Wilhelm Fink.**

Bourdieu, Pierre (1991). Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Martin Wentz (Hrsg.), *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen* (S. 25–31). Frankfurt a. M.: Campus.

Davis, Mike (2007). *Planet der Slums.* Berlin, Hamburg: Assoziation A.

de Certeau, Michel (1988). *Kunst des Handelns.* Berlin: Merve.

Düllo, Thomas (2010). Der Flaneur. In: Stephan Moebius/Markus Schroer (Hrsg.), *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart* (S. 119–131). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2006). *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität 1. Vorlesung am Collège de France 1977–1978.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Funke-Wieneke, Jürgen & Klein, Gabriele (Hrsg.) (2008). *Bewegungsraum und Stadtkultur. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven.* Bielefeld: Transcript-Verlag.

Gandy, Matthew (2005). Cyborg Urbanization: Complexity and Monstrosity in the Contemporary City. *International Journal of Urban and Regional Research* 29(1), 26–49.

**Goffman, Erving (2009). *Interaktion im öffentlichen Raum.* Frankfurt a. M.: Campus.**

Graham, Stephen & McFarlance, Colin (Hrsg.) (2014). *Infrastructural lives. Urban infrastructure in context.* Abingdon, Oxon: Routledge.

Hasse, Jürgen (2012). Der pathische Raum. Die Leiblichkeit bestimmt die Stadtwahrnehmung. *Der Architekt* 2, 60–63.

Junge, Torsten & Schmincke, Imke (Hrsg.) (2007). *Marginalisierte Körper. Zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers.* Münster: Unrast-Verlag.

Le Corbusier (1956). *Der Modulor. Darstellung eines in Architektur und Technik allgemein anwendbaren harmonischen Maßes im menschlichen Maßstab.* Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.

**Lindner, Rolf (2004). *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung.* Frankfurt am Main/New York: Campus.**

Mauss, Marcel (1975). Die Techniken des Körpers. In: Ders., *Soziologie und Anthropologie (Band 2)* (S. 199–220). München: Hanser.

**Mitchell, William J. (2004). *Me++. The cyborg self and the networked city.* Cambridge Mass./London: MIT.**

Schroer, Markus (2005). Zur Soziologie des Körpers. In: Ders. (Hrsg.), *Soziologie des Körpers* (S. 7–47). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schroer, Markus & Bullik, Alexander (2015). Hybride Körper. (Re-)Assembling the Body? In: Thomas Kron (Hrsg.), *Soziale Hybridität – hybride Sozialität* (S. 201–222). Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

**Sennett, Richard (1997).** ***Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation.*** **Berlin: Suhrkamp.**

Simmel, Georg (2006). *Die Großstädte und das Geistesleben.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Spörke, Michael (2012). Die behindernde/behinderte Stadt. In: Frank Eckardt (Hrsg.), *Handbuch Stadtsoziologie* (S. 745–774). Wiesbaden: Springer VS.

Thrift, Nigel (2004), Driving in the City. *Theory, Culture & Society* 21, 41–59.

Virilio, Paul (2004). The Third Interval. In: Stephen Graham (Hrsg.), *The cybercities reader* (S. 79–81). London u.a: Routledge.

Virilio, Paul (2008). Mobile Architektur und Neue Urbane Kulturen. In: Gerhard Blechinger & Yana Milev (Hrsg.), *Emergency Design. Designstrategien im Arbeitsfeld der Krise* (S. 41–46). Wien: Springer-Verlag.

Zöllner, Frank (2004). Anthropomorphismus: Das Maß des Menschen in der Architektur von Vitruv bis Le Corbusier. In: Otto Neumaier (Hrsg.), *Ist der Mensch das Mass aller Dinge? Beiträge zur Aktualität des Protagoras* (S. 307–344). Möhnsee: Bibliopolis.

# Tanz

Gabriele Klein

„[…] man muss diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, dass man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt!“ Dieses Zitat Karl Marx’ ist weltberühmt geworden. Marx nutzt das Tanzen als Metapher für das Bewegliche, das Aufrüttelnde, das Radikale, das Umstürzende und das Revolutionäre. Mit dieser Auffassung sollte Marx in der Geschichte der Moderne nicht allein bleiben: Tanz galt immer als Gegenpart zur Moderne, und dies im doppelten Sinn: Die einen sehen in seinen körperlich-sinnlichen, rhythmischen, konkreten und situativen Formen eine Alternative zu Rationalisierung und Abstraktion. Modernitätseuphoriker halten den Tanz deshalb für wenig fortschrittlich. Für die anderen aber ist Tanz genau deshalb eine zukunftsweisende, da unmittelbar körperliche Alternative zu Funktionalisierung, Individualisierung, Anonymität und städtischer Vermassung, so z. B. in den bürgerlichen Bewegungen wie Rhythmus- und Ausdruckstanzbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Manchen gilt er schließlich als Zufluchtsort vor Entfremdung, städtischer Gewalt, Kriminalität und sozialer Ausgrenzung wie z. B. in den neuen Tanztrends der 1970er Jahre, Disco oder HipHop, und Techno in den 1990ern.

Tanz ist ein anthropologisches, kulturelles und soziales Phänomen, eine individuelle und kollektive körperliche Praxis und ein künstlerisches Feld. Ob die unterschiedlichen Tanzgenres wie historischer Tanz, Volkstanz, Gesellschaftstanz, ethnischer Tanz, ritueller Tanz und ‚Modetanz‘ oder die verschiedenen künstlerischen Sparten des Tanzes wie Ballett, Ausdruckstanz, Tanztheater, moderner Tanz, postmoderner Tanz oder zeitgenössischer Tanz – sie alle zeigen, wenn auch z. T. in unterschiedlicher Weise, dass Tanz ein körpersoziologisch relevantes Phänomen ist. Dies lässt sich (1) auf mikro- und auf makrosoziologischer Ebene veranschaulichen. Tanz ist ein Phänomen, das Prozesse wie Individualisierung, Kollektivierung oder Vergemeinschaftung körperlich sichtbar macht. Zudem ist es eine Praxis, in der (2) das Soziale in besonderer Weise körperlich-sinnlich erfahrbar wird und (3) soziale Mechanismen wie Macht und Kontrolle, aber auch Protest und Widerstand körperlich realisiert oder symbolisch aufbereitet werden. (4) Der Tanzkunst kommt hierbei eine besondere Funktion zu, da sie in ihren ästhetischen Praktiken die gesellschaftlichen Verhältnisse kommentiert und reflektiert. Der Text will diese verschiedenen Zugän-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_24

ge zu einer soziologisch motivierten Tanzforschung skizzieren und zeigen, dass diese einen besonderen Zugang zu einer körpersoziologischen Forschung eröffnet, gleichzeitig aber auch von den Erkenntnissen der Körpersoziologie profitiert hat.

## 1 Das Tanzen als situatives Geschehen und der Tanz als Ordnung

Das für die Soziologie so zentrale Problem des Verhältnisses von mikro- und makrosoziologischen Perspektiven stellt sich auch in Bezug auf die Tanzforschung. Selbst wenn es auf den ersten Blick so scheint, dass Tanzen vor allem ein mikrosoziologisches Phänomen ist, weil es hier vor allem um den ausführenden Akt einer körperlichen Bewegungspraxis geht, will dieser Abschnitt den Blick auch auf die makrostrukturellen Dimensionen des Tanzes lenken und das Verhältnis von Mikro- und Makroperspektiven beleuchten.

Eine phänomenologische Sicht auf den Tanz lässt sich vielleicht durch eine Gegenüberstellung von Sportkörper und Tanzkörper am prägnantesten skizzieren: Wie für Sportler*innen ist der Körper das Medium der Tänzer*innen. Beide trainieren ihre Körper, wollen sie optimieren, nutzen den Körper als Instrument. Aber im Sport erfüllt der instrumentelle Zugang zum Körper eine andere Funktion. Er wird funktional zu seiner Leistung (schneller, höher, weiter) ‚zweckrational' bearbeitet und eingesetzt. Der Sportkörper wird trainiert und geformt, um im Freizeitsport, im Sportspiel oder im Wettkampf seine Leistungen zu bringen. Der Körper als Instrument, als Objekt, als Mittel zum Zweck steht im Sport im Vordergrund, selbst dann, wenn Sport aus Gründen körperlicher Attraktivität oder der Gesunderhaltung getrieben wird.

Im Tanz hingegen lässt sich die Funktionalität des Tanzkörpers nur unter Hinzunahme ästhetischer Dimensionen beschreiben. Während in manchen Sportarten wie Turnen, rhythmische Gymnastik, Turniertanz oder Eiskunstlauf die ästhetische Dimension eine Wettbewerbskategorie ist und zweifellos auch die Wahrnehmung von Sportkörpern, wie dem 100-Meter-Läufer oder der Tennisspielerin, eine ästhetische Dimension hat, ist das Verhältnis von Funktionalität und Ästhetischem im Tanz anders zu beschreiben. Der Tanzkörper ist nicht nur Instrument, sondern immer auch und vor allem Ausdrucksmedium, d. h. anders als im Sport, wo die sinnliche Erfahrung (wie in den Natur- und Trendsportarten) auch ein Aspekt des sportlichen Handelns sein kann, dient im Tanz der instrumentelle Gebrauch des Körpers, die Funktionalität des Trainings dazu, das ästhetische Vermögen des Tanzkörpers zu befördern – und dies gelingt nur, wenn der Tänzer das instrumentelle Verhältnis zu seinem Körper überschreitet hin zum Körper als Agenten von Sinnvermittlung und Sinnstiftung. „Nicht ich mache den Tanz, sondern der Tanz macht mich", sagte einst die Ausdruckstänzerin Mary Wigman und thematisierte damit eine Umkehrung des Subjekt-Objektverhältnisses von Bewusstsein und Körper (Wigman 1963). Während also im Sport der trainierte Körper Mittel zum Zweck ist, ist er für Tänzer zudem immer auch „reine Mittelbarkeit" (Agamben 2006). Form und Funktion, Ästhetisches

und Zweckrationales stehen somit im Tanz in einem grundsätzlich anderen Verhältnis zueinander als in einem an Wettkampf und Leistungsmessung orientierten Sport.

Dies hat Auswirkungen auf die Frage nach den „Subjektbildungen" (Alkemeyer et al. 2013) im Tanz. Während das Verhältnis von Subjektkonstitution durch Bewegung oder Sport jüngst vielfach untersucht wurde (Gelhard et. al. 2013), stehen Forschungen über das Verhältnis von Subjektbildung und Tanz noch weitgehend aus. Hierzu liegen aus modernitätstheoretischer Sicht Publikationen vor (Klein 2011). Sie zeigen, dass im Laufe des 20. Jahrhunderts die Herausbildung von „Subjektkulturen" und „Subjekttypen", wie Andreas Reckwitz sie nennt, mit entsprechenden Tanzkulturen, Tanzstilen und -praktiken einhergehen. Diese haben im Kunsttanz mit Balletttänzer*innen, modernen Tänzer*innen und zeitgenössischen Tänzer*innen jeweils verschiedene ‚Tanzhabitus' oder ‚Tanztypen' und Tanzkörper hervorgebracht und in den populären Tänzen, unter denen im Folgenden der nicht-künstlerische Tanz subsumiert wird, neue Formen individuellen (z. B. Disco) und kollektiven Tanzens (z. B. Techno) und mit ihnen jeweils neue hedonistische Tanz-Praktiken produziert. Diese neuen Tanzformen und Tanztypen geben zu der These Anlass, dass der jeweilige Tanzstil nicht nur einen bestimmten ‚vorgängigen' Subjekttypus repräsentiert, sondern performativ wirkt, indem dieser in Tanz-Praktiken erlernt und körperlich einstudiert und über die körperlich-tänzerische Erfahrung beglaubigt und verfestigt wird.

Neben subjekttheoretischen Ansätzen liegen tanzsoziologische Forschungsergebnisse vor, die tänzerische Interaktionen untersuchen. Dies erfolgt am Beispiel des Paartanzes (Klein 2006; Villa 2006), wobei hier vor allem das Verhältnis von Führen und Folgen und Fragen der Abstimmung in den Vordergrund rücken und mit ihnen zwangsläufig auch die Ordnung der Geschlechter im Tanz. Andere tanzwissenschaftliche Studien untersuchen die tänzerischen Interaktionen in Improvisationen (Kurt/Näumann 2008; Bormann et al. 2010) und thematisieren hier Momente der Ungewissheit und Unsicherheit, der Flüchtigkeit und Präsenz, der Gegenwärtigkeit und der körperlichen Aufmerksamkeit. Tänzerische Improvisationen lassen sich damit als ‚Formate' begreifen, in denen gesellschaftliche Tendenzen der Spätmoderne wie Flüchtigkeit des Sozialen, Unverbindlichkeit, Abstimmung im Moment und Ereignishaftes körperlich-sinnlich erfahrbar werden.

Zudem beleuchten Untersuchungen die Transformationen der Interaktionsmuster in den „Modetänzen" seit Beginn des 20. Jahrhunderts, zu denen lateinamerikanische Tänze wie Tango, Rumba, Lindy Hop, Lambada, Samba oder Salsa sowie – seit den 1950er Jahren – die Tänze der Popkulturen wie Rock 'n' Roll, Disco, HipHop oder Techno gehören. Sie konstatieren die für die westliche Gesellschaft charakteristischen Transformationen wie Individualisierung und neue Formen der Vergemeinschaftung auch im Tanz. Demnach löst sich die für die westliche Tanzgeschichte klassische Paarbeziehung des eindeutigen Führens und Folgens, wie sie den Walzer als einstigen bürgerlichen Revolutionstanz und heutigen Standardtanz auszeichnet (Klein 1994), bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem improvisatorischen Spiel im Tango

auf. Sie erhält einen weiteren Schub in den 1950er Jahren durch die Überschreitung der Vertikalen zugunsten einer Multiplizierung der Achsen im Rock 'n' Roll, mündet dann zunächst in das individualisierte Tanzen des anonymen Subjekts in den Großraum- und Spiegel-Discos der 1970er Jahre, um sich zu einem kollektiven Tanzen im Techno (Klein 2004) oder zu dem an der Battle-Culture ausgerichteten Tanzen zwischen verschiedenen Possies in der HipHop-Szene zu transformieren (Klein/Friedrich 2011). An diesen Beispielen zeigt sich, dass die jeweiligen Tanzstile die verschiedenen Individualisierungsschübe begleiten und neue Formen der Vergemeinschaftung provozieren, die vielfach als posttraditionale Gemeinschaften thematisiert wurden, und im Tanz als eine körperliche ‚Einübung' in neue soziale Interaktionsformen und Kommunikationsmuster in Erscheinung treten. Tanz ist insofern ein körpersoziologisches Forschungsfeld par excellence, weil in den tänzerischen Praktiken die sozialen Phänomene und Veränderungen körperlich-sinnlich erfahrbar werden, man sich also in die neuen Formen des Sozialen quasi ‚hineintanzt'.

Es ist offensichtlich, dass das Tanzen und die jeweiligen tänzerischen Interaktionsformen Bezug auf Normen, Konventionen, Regeln und Ordnungen nehmen: Ein Tanzstil muss – in Tanzschulen, autodidaktisch vor dem heimischen Spiegel, durch ‚Abgucken' in den entsprechenden Locations oder auch über Fernsehsendungen und Internetprogramme – erlernt werden. Damit werden nicht nur die körperlichen Konventionen des jeweiligen Tanzstiles weitergegeben, sondern auch die entsprechende individuelle Inszenierungspraxis (Outfit, Gestik, Haltung), die Regeln und Rituale der jeweiligen Tanzszene (Aufforderungsregeln etc.) sowie das szenespezifische Wissen um angesagte Locations.

In den populären Tänzen ist dieses Wissen, mit Ausnahme der klassischen Tanzschulen, kein fixiertes oder schriftlich niedergelegtes Wissen, sondern Teil einer oralen Wissenskultur, die Präsenz in der jeweiligen Tanz-Szene voraussetzt. Welcher Move ist derzeit im HipHop angesagt? Wann steigt der nächste (illegale) Techno-Rave? Auf welcher Milonga treffen sich die besten Tangotänzer? Wo sind die ‚heißesten' Salsa-Parties? Dies zu wissen, setzt die Anwesenheit in der Szene sowie die Kenntnis der entsprechenden, z. T. subkulturellen medialen Kommunikationskanäle voraus.

In der Tanzforschung wird das Verhältnis zwischen Situation und Struktur, Mikro und Makro, Repräsentation und Performanz als eine Beziehung zwischen Tanz und Choreografie thematisiert, wobei hier Choreografie von den einen als eine fixierte, übergeordnete Ordnung und Tanz als das Situationale, die Ordnung bestätigende oder unterlaufende Praxis verstanden wird (Lepecki 2008). Eine andere Auffassung des Verhältnisses von Choreografie und Tanz argumentiert aus historischer und theoretischer Perspektive. So wird mit der Tanzmoderne, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Tango in den populären Tänzen, den Balletts Russes und dem Ausdruckstanz im Kunsttanz einsetzt, eine Transformation des Choreografie-Begriffs von einem repräsentativen zu einem performativen Konzept konstatiert und damit ein Vorgang beschrieben, der mit der Veränderung von Staatskonzepten von der (ab-

soluten) Monarchie zur Demokratie einhergeht: Während z. B. in der höfischen Gesellschaft des Absolutismus, also jener Zeit, in welcher sich der ‚Tanz der Gesellschaft' etablierte und das Ballett akademisch wurde, die Choreografie eine von Ballettmeistern festgeschriebene, vorgängige Ordnung war, die die soziale Ordnung des Staates und den Status der einzelnen Höflinge repräsentierte, in die sich die höfischen Tänzer einzufügen hatten (am Bekanntesten ist hier wohl das „Ballet de la nuit", in dem Louis XIV. die Sonne und damit das kosmische Zentrum der Macht tanzt), wird in den modernen und zeitgenössischen Tänzen Choreografie eher als eine „emergente Ordnung" verstanden. Es ist eine Körper-Ordnung, die weder schriftlich fixiert sein muss noch als eine repräsentative, vorgängige Ordnung verstanden werden kann, sondern vielmehr im Tanzen selbst, in der Ausführung des Tanzes, in und durch Improvisationen und eher „lose Verbindungen" zwischen den Körpern hervorgebracht wird (Klein 2015c). Diese Sichtweise ist vor allem für die körpersoziologische Forschung relevant, da hier der Situation wie auch dem körperlichen Akt der Ausführung, in welchem sich die Ordnung ‚materialisiert', mehr Autorität zugesprochen wird, sich damit das Verhältnis von Repräsentation und Performanz verlagert und die Beziehung von Makro- und Mikroperspektive zugunsten der Letzteren verschiebt.

In dem soziologischen Tanzdiskurs hingegen wurde das Verhältnis von Mikro- und Makroperspektiven im Wesentlichen als Verhältnis von Praxis und Diskurs thematisiert (Villa 2006). Hierbei sind vor allem – sowohl aus praxistheoretischer wie diskurstheoretischer Perspektive in der Nachfolge Foucaults und Butlers – die begriffliche und theoretische Trennung zwischen Praxis und Diskurs problematisch sowie die Konzepte von Praxis und Diskurs selbst. Denn es ist fraglich, ob einerseits über den Begriff Diskurs die Materialität, Sinnlichkeit und Affektivität der Körper-Ordnung erfasst werden kann, weil Körper in einem diskurstheoretischen Ansatz vor allem als Effekte von Diskursstrategien begriffen werden. Während hier also eine semiotische Lesart dominiert, wird durch die Trennung von Diskurs und Praxis andererseits die Materialität des Körpers in der Praxis verortet. Damit ist für die Praxis ein Körperbegriff eingeführt, dessen Materialität in Formulierungen wie „aus Fleisch und Blut" nahezu essentiell gesetzt wird, zudem erscheint Praxis selbst als das situational Gegebene. Mit der Trennung von Diskurs und Praxis besteht also auch die Gefahr, die cartesianische Differenz von Geist und Körper, Denken und Handeln im Verhältnis von Diskurs und Körper zu reproduzieren.

Analog zu jüngeren Entwicklungen in der körpersoziologischen Forschung, die dem „practice turn" folgen, wurden auch in der jüngeren Tanzforschung praxeologische Zugänge vorgelegt, die verschiedene Phänomene im Feld des Tanzes wie z. B. Proben, Aufführungen, Rezeptionen im Kunsttanz (Brinkmann in Brandstetter/Klein 2015; Matzke et al. 2015) oder Aufführungspraktiken in den populären Tänzen (Klein/Friedrich 2003) mit praxeologischen Methoden zu fassen versuchen. Allerdings steht hier trotz der Reformulierung der praxeologischen Verfahren für den Tanz in Richtung einer „praxeologischen Produktionsanalyse" (Klein in Brandstetter/Klein 2015) noch eine methodologische Reflexion über die Frage aus, inwieweit die auf Beobach-

tungsverfahren und ergänzt durch Interviewverfahren basierende Praxeologie die ästhetischen Dimensionen des Tanzes erfassen kann, die über Form, Rhythmus, Dynamik, Körperspannung, Impulsgebung, Raumbezug etc. von den tanzenden Körpern erzeugt werden, aber emotional erfahren und zumeist semiotisch oder symbolisch ‚gelesen' werden.

## 2 Tanz als körperlich-sinnliche Erfahrung des Sozialen

In allen menschlichen Gemeinschaften und Gesellschaften war und ist Tanz ein soziales und kulturelles Feld, in dem die Ordnung des Sozialen symbolisch übersetzt und in der körperlichen Ausführung des Tanzens körperlich erfahrbar und angeeignet, ‚habitualisiert' wird. Das Tanzen lässt sich also als eine performative Praxis beschreiben, in der sich in und über die (tanz-)ästhetische Erfahrung die Ordnung des Sozialen körperlich-sinnlich materialisiert (Klein 2015b).

Dies bedeutet auch, dass sich Strukturkategorien des Sozialen wie Geschlecht, Alter oder Ethnie sowie soziale Mechanismen wie Macht oder In- und Exklusion sowohl in den Ordnungen des Tanzes wie in den Praktiken des Tanzens zeigen. So nahm die tanzsoziologische Forschung im deutschsprachigen Raum, ähnlich wie die körpersoziologische Forschung, vor allem ihren Ausgangspunkt in den Gender Studies, die bereits Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre die enge Beziehung zwischen Körper und Geschlecht thematisierten (Klein 1994). Wie oben bereits beschrieben, liegt nach wie vor ein wesentlicher Schwerpunkt der Tanzforschung auf genderspezifischen Fragen, wobei auch hier verschiedene körpertheoretische (Merleau-Ponty, Elias, Bourdieu, Foucault) wie gendertheoretische Ansätze (Butler) herangezogen wurden. Die Frage allerdings, inwieweit die Studien über Tanz neue Erkenntnisse und Rückschlüsse auf körper- und gendertheoretische Ansätze selbst provozieren, blieb dabei häufig unbeantwortet. So erlauben ja gerade empirische Forschungen über Tanz, körpertheoretisch relevante Konzepte wie „leibliche Kundgabe" (Mead), „Interkorporalität" oder „Zwischenleiblichkeit" (Merleau-Ponty) oder „dritter Körper" (Bhabha) am empirischen Material zu prüfen. Auch gendertheoretische Konzepte wie z. B. Queer-Sein oder die Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit (Burt 1995; Midgelow 2006; Angerer/Hardt 2013) lassen sich als körpertheoretisches und ästhetisches Phänomen untersuchen (so im Queer-Tango, in dem Machismo des Salsa oder in der Frage, warum im Kunsttanz des 17. Jahrhunderts das Tanzen nur Männern erlaubt war, während das 19. Jahrhundert die Ballerina zur mythischen Figur erhob und George Balanchine in den 1950ern verkündete „ballet is woman"). Schließlich könnte auch aus sozialhistorischer und -vergleichender Perspektive die Frage gestellt werden, welche Rückschlüsse die Gendergeschichte des Tanzes auf die sozialen Geschlechterordnungen zulässt. So ist in westeuropäischen Gesellschaften die Geschichte des Tanzes als eine wechselhafte Geschichte von geschlechtsspezifischen Ausgrenzungen und Diskriminierungen zu beschreiben: Beispielsweise des Ausschlusses der Frauen im

höfischen Ballett, die Mythologisierung der Frau im romantischen Ballett, die Rolle von (verarmten) Corps de Ballet-Tänzer*innen als Gespiel*innen der Männer in den Theater-Séparées, die Diskriminierung des tanzenden Mannes als homosexuell, die Führungsrolle des Mannes im Paartanz oder die Abstraktion von geschlechtsspezifischen Symbolisierungen im zeitgenössischen Tanz.

Tanz ist in den verschiedenen Kulturen und Gesellschaften eng mit dem jeweiligen Status und der sozialen Anerkennung des Alters verbunden – und dies ist bislang nur marginal erforscht (Nakajima 2014). Während beispielsweise der wohl bekannteste Butohtänzer Japans, Kazuo Ohno, noch im Alter von 100 Jahren – zwei Jahre vor seinem Tod im Jahr 2010 – auf der Bühne stand und tanzte, ist das Berufsleben von Tänzer*innen in westlichen Gesellschaften in der Regel im Alter von ca. 35 Jahren beendet. Es korrespondiert damit in etwa mit der Berufskarriere von Spitzensportler*innen. Für das Berufsende von Tänzer*innen gibt es aber andere Gründe: Während Spitzensportler*innen mit den physischen Leistungen jüngerer Athlet*innen nicht mehr konkurrieren können, ist es im Tanz vor allem das mit dem romantischen Ballett etablierte und von George Balanchine provozierte Bild makelloser Schönheit des Tanzkörpers, der vor allem, auch neben manchen physischen Aspekten, die Tänzer*innen zur Aufgabe ihres Berufs zwingt.

In den populären Tänzen wurde und wird vor allem das Jugendlich-Sein thematisiert. Demnach hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts und verstärkt mit den Popkulturen seit den 1950er Jahren ein Jugendlichkeitskult durchgesetzt, der sich auch im Tanz niederschlug und vielleicht hier am prägnantesten körperlich erlebt werden konnte. Denn das Tanzen in öffentlichen Räumen avancierte in westlichen Kulturen zu einem Privileg der Jugend, während sich das Tanzen der älteren Generationen zunehmend auf familiäre Feierlichkeiten und private Feste konzentrierte. Die „wilden Tänze" hingegen waren und sind die Tänze der jungen Generation. Da gerade diese Tänze mit den bisherigen tänzerischen Konventionen brachen, sind diese ein körperliches Indiz und symbolischer Ausdruck für eine generationsspezifische, aber auch für eine gesamtgesellschaftliche Revolte, für einen Umbruch mit den tradierten Ordnungen, die hier im Tanz körperlich ausgelebt werden. Insofern kann Tanz als ein wichtiger Indikator für das gesellschaftliche Verhältnis zum Alter angesehen werden.

Die ‚wilden Tänze' stehen im engen Zusammenhang mit Migration und Globalisierung. Ob argentinischer Tango, kubanische Rumba, brasilianische Samba, US-amerikanischer Swing, karibische Salsa oder die ‚schwarzen Tänze' wie Rock 'n' Roll oder HipHop – seit Beginn des 20. Jahrhunderts haben ausschließlich Tänze aus anderen Kulturen der westlichen Geschichte des populären Tanzes immer wieder neue Innovationsschübe verpasst. Sie sind zum einen das Mitbringsel vielfältiger Migrationsbewegungen aufgrund von Arbeit, Flucht und Krieg. Zum anderen verbreiten sie sich über Medien, hier zunächst vor allem über die Filmindustrie und seit den 1990er Jahren immer mehr über digitale Medien.

Mit den ‚wilden' Tänzen erreichten auch andere Körpererfahrungen die jungen Generationen. Die Auflösung der klassischen Paarbeziehung (wie im Tango), die In-

dividualisierung des Tanzens (als erstes im Charleston), das Aufbrechen der Vertikalen (im Rock 'n' Roll), die Multiplizierung der Achsen und Zentren (im Jazztanz und HipHop), die hüft- und beckenbetonten ‚Pelvis-Tänze' (Rock 'n' Roll, Salsa, aber auch Bauchtanz) und die Beschleunigung der tänzerischen Bewegung (Techno, Crumping) sind einige Beispiele, welche die Überschreitung bisheriger Körper- und Bewegungsgewohnheiten sowie Geschlechterkonventionen demonstrieren und andere körperliche und geschlechtliche Erfahrungen möglich machen und damit körperlich-sinnliche Zugänge zu anderen Kulturen erlauben. Hier z. B. liegt ein wichtiges Potenzial tanzsoziologischer Forschung: Indem Tanz einen spezifischen, über die ästhetische Erfahrung des Körpers ermöglichten Zugang zu anderen Kulturen eröffnet, kann er zu einem wichtigen Vehikel in multi-ethnischen Gesellschaften werden. Allerdings geht in der Geschichte des Tanzes die Adaption der ‚fremden' Tänze, so z. B. der ‚schwarzen Tänze' durch die weiße Klasse, nicht unbedingt mit einer gesellschaftlichen Integration und Akzeptanz der ethnischen Gruppen einher. Ganz im Gegenteil: Vielmehr lässt sich konstatieren, dass die Inklusion des ‚fremden' Tanzes als Indiz einer multikulturellen Gesellschaft oder als das begehrte Andere mit einer politischen und gesellschaftlichen Ausgrenzung der jeweiligen Ethnie als ‚Ausländer', ‚Asylant', ‚Farbiger' oder ‚Mensch mit Migrationshintergrund' korrespondiert.

Die ‚wilden Tänze' etablieren sich vor allem in urbanen Räumen (Helen 1997; Hardt/Maar 2007; Bäcker/Schütte 2015). Die urbanen Metropolen sind nicht nur die Orte von Kunst und Kommerz, von Politik, Wissenschaft und Kultur, sondern auch die Plätze, an denen die neuen Tanzräume entstehen. Ob Tanzsäle, Salsatecas, Milongas, Discos oder Clubs, diese Locations sind, mit Hans-Georg Soeffner gesprochen, „Orte der Außeralltäglichkeit". Sie lassen sich mit Michel Foucault als „heterotopische" Orte beschreiben, die das Ausleben von Körperphantasien versprechen, zugleich aber auch neue Normen und Konventionen hervorbringen (Klein/Haller 2008) und insgesamt urbane Metropolen zu einem Hybrid unterschiedlicher tanzkultureller Praktiken und Orte werden lassen.

## 3 Tanz zwischen Macht und Kontrolle, Protest und Widerstand

Mit den Körper-Revolten, die die ‚wilden Tänze' auslösen und damit mitunter auch größere gesellschaftliche Umwälzungen ankündigen (Klein 1994), verstärkt sich nicht nur die Kluft zwischen den Generationen. Es steigt auch das Interesse der Ordnungshüter, die Tänze zu konventionalisieren. Tanzlehrerverbände transformierten z. B. den Tango Argentino zum Standard-Tango, den Boogie-Woogie und Rock 'n' Roll zum Jive, den HipHop zum Tanzschultanz und versuchen damit die Kontrolle über die „außer Rand und Band" geratenden Körper zurückzugewinnen. Das ‚wilde Tanzen' wurde immer wieder verboten, in Friedens- wie in Kriegszeiten, an kirchlichen Feiertagen (wie Karfreitag) oder späten Uhrzeiten und noch 1994 erließ die britische Regierung ein Gesetz u. a. gegen (illegale) Techno-Raves (Klein 1999). Die ‚wilden'

Tänze taugten auch immer für einen medial inszenierten Skandal: die einen befürchteten einen Verlust der bürgerlichen Ordnung, die anderen das Ende der kritischen Aufklärung. Die Kontrolle über die Körper war und ist, wie Foucault es bekanntlich beschrieben hat, ein zentraler Bestandteil einer Mikrophysik der Macht.

Genau die Wirksamkeit dieser Bio-Macht ist Ausgangpunkt, Aufhänger und auch mitunter Gegenstand von politischem Protest (Siegmund/Hölscher 2013). Hierbei wird nicht selten der Körper als Mittel oder ‚Waffe' eingesetzt, ob bei Blockaden oder Sit-Ins, beim Anseilen oder Festketten, bei Hungerstreiks oder körperlich provokanten Inszenierungen (z. B. Femen). Aber auch der Tanz wird mitunter als Medium des Protests genutzt: Griechische Tänze auf dem Taksim-Platz 2013, Volkstänze auf zentralen Straßenkreuzungen, mit denen der Straßenverkehr und damit auch der Kapitalflow blockiert wird, oder „One Billion Rising", eine weltweite Tanz-Initiative gegen sexuelle Gewalt gegen Frauen, die 2012 von der New Yorker Künstlerin und Feministin Eve Ensler initiiert wurde und mittlerweile mit Tausenden von Events in bis zu 190 Ländern eine der größten Kampagnen zur Beendung von Gewalt gegen Frauen ist. An diesen Beispielen werden mehrere körper- und tanzsoziologisch relevante Fragen diskutiert: Wie lässt sich das Verhältnis von Ästhetischem und Politischem im Tanz beschreiben? Ist es z. B. aus soziologischer Sicht hinreichend, dem Argument der politischen Philosophie von Jacques Rancière zu folgen und das Sensuelle als Grundlage des Politischen anzunehmen? Welche Rolle spielt der Tanz bei der Konstitution der „Sinnlichkeit des Sozialen" (Göbel/Prinz 2015)? Wie verhalten sich das Reale und das Theatrale, das Echte und das „So-tun-als-ob" im Tanz?

Ist der Körper in diesen Protestformen mehr als ein Mittel zum Zweck? Was bedeutet es, wenn sich politischer Protest in Volkstänzen kundtut? Ist dies ein Ausdruck neuer nationaler Bewegungen und Haltungen oder ist dieses gemeinsame Tanzen ein Ausbruch aus der vorgeschriebenen öffentlichen Ordnung? Ist ein standardisierter Videodance wie „One Billion Rising" geeignet, politischen Protest auszudrücken und gar zu empfinden? Wie widerständig, wie radikal muss die tänzerische Form sein, dass sie selbst als Protest wahrgenommen wird?

## 4 Die reflexive Moderne in der Tanzkunst

Genau mit diesen Fragen beschäftigen sich einige zeitgenössische Choreograf*innen, die mit den Mitteln des Tanz-Ästhetischen – und nicht unbedingt über choreografierte Narrative – an politischen Themen arbeiten. Choreografische Partizipationsprojekte in öffentlichen Raum (Klein 2016) experimentieren z. B. mit basisdemokratischen Entscheidungsverfahren und kollektiven Interaktionsformen und initiieren dies über Bewegungsordnungen und tänzerische Gesten. In den „choreographic objects" stellen z. B. der Choreograf William Forsythe und die Objektkünstlerin Dana Caspersen Räume und Materialien bereit, die eine gemeinsame Hervorbringung einer choreografischen Ordnung durch die Teilnehmenden provozieren. An-

dere Choreograf*innen wiederum lassen in ihren Arbeiten im öffentlichen Raum die Grenze zwischen politischer Aktion und öffentlicher Performance fließend werden.

Aber selbst wenn der Fokus nicht auf einer Reflexion politisch und gesellschaftlich relevanter Themen liegt, war die Tanzkunst der Moderne immer auch ein Feld, in dem die ästhetischen ‚Revolten' politische und gesellschaftliche Umbrüche vorweggenommen, begleitet oder kommentiert haben, so etwa als Nijinsky 1913 in Paris erstmalig das Opfer in „Sacre du Printemps" tanzte und damit nicht nur den männlichen Tänzer als Solisten auf die Tanzbühne (zurück)holte, sondern auch ein Jahr vor Beginn des 1. Weltkrieges das Opfer zum Thema machte sowie im Kontext einer fundamentalen Kulturkrise eine (damals als skandalös empfundene) Tanzsprache fand, die mit den Regeln und Konventionen des bisherigen Bühnentanzes höfischer Tradition brach. Oder Isadora Duncan, die sich von Tutu und Spitzenschuhen lossagte und damit die neue Leitfigur der „Neuen Frau" antizipierte. Oder Pina Bausch, die den Alltag auf die Bühne holte, die Verbindung von Kunst und Alltag behauptete und Geschlechterdiskriminierung in einer Zeit sichtbar machte, in der sich gerade die Zweite Frauenbewegung zu etablieren begann. Oder Merce Cunningham, der aleatorische Verfahren als Kompositionsprinzip in einer Zeit anwendete, in der diese zu einem wichtigen Prinzip der neuen digitalen Kommunikation aufstiegen. Diese wenigen Beispiele zeigen, dass die Tanzkunst wie der populäre Tanz gesellschaftliche Tendenzen vorwegnimmt, abbildet und körperlich erfahrbar macht. Aber anders als populäre Tänze entwickelt die Tanzkunst ein reflexives Verhältnis zu diesen Tendenzen, indem sie diese mit ästhetischen Mitteln untersucht und Techniken, Praktiken und Formen entwirft, die als ein körperlich-ästhetisches Experimentierfeld des Sozialen angesehen werden können.

Aber die Tanzkunst ist nicht nur ein Feld körperlicher Revolten, sondern war und ist in ihrer Geschichte immer auch ein Instrument der Macht (Braun/Gugerli 1993). Während z. B. ‚das Volk' sich am Ende der mittelalterlichen Ständegesellschaft mit Veitstänzen, Tarantella und Danse macabre nahezu zu Tode tanzte, übte die höfische Gesellschaft bereits den „gemessenen Schritt" ein, indem sie das Vokabular ihrer Tänze standardisierte und den Umgang der Geschlechter im Tanz stilisierte. Bereits im 16. Jahrhundert sah Elisabeth I. den höfischen Tanz nicht nur als ein Mittel ihrer Selbstdarstellung, sondern auch als ein Bestandteil des ‚polite learning' sowie als Instrument einer symbolischen Repräsentation eines stabilen Staatsgefüges und seiner Machtträger. Etwa hundert Jahre später perfektionierte dann Louis XIV. diese Machtstrategie und übersetzte die Mechanismen der Herrschaftslegitimierung – eine rationale und charismatische Regierungs- und Verwaltungstechnik, die Monopolisierung militärischer und fiskalischer Macht, die politische Entmachtung des Adels und des Klerus und die Zentralisierung des kulturellen Diskurses durch die Einrichtung königlicher Akademien und Kulturinstitute – in den Tanz. Das „ballet de cour" wurde zu einem politisch motivierten Tanzspiel, das der Selbstdarstellung des absoluten Herrschers und der idealtypischen Wiedergabe des zentralisierten Herrschaftskonzepts diente. Entsprechend waren die Choreografien ebenso nach den Prinzipien der

Zentralität und Geometrie gestaltet wie die geordnete Natur der Gartenanlagen und die Architektur des Schlosses von Versailles.

Die Prinzipien der absolutistischen Herrschaftssymbolik schlugen sich aber nicht nur im choreografischen Regelsystem nieder, sondern griffen auch in die Mikroökonomie der Körperbewegungen ein. So war beispielsweise einer der wichtigsten Tänze des französischen Absolutismus, das Menuett, durch eine komplizierte Bewegungssprache und ein äußerst genaues choreografisches Reglement gekennzeichnet, das eine jahrelange konstante Übung erforderte. Noch Wilhelm II. versuchte Ende des 19. Jahrhunderts erfolglos, den Berliner Hoffesten eine Renaissance dieses Menuetts zu verordnen und den mittlerweile hoffähigen Tanz der bürgerlichen Revolution, den Walzer, bei offiziellen Angelegenheiten zu verbieten.

Noch heute existieren in manchen diktatorischen Staaten strenge Tanzverbote und Tanzvorschriften oder es wird, wie in Nord-Korea, anlässlich offizieller Feste der Macht des Herrschers mit bizarren militärischen Choreografien und skurrilen Flash-Mobs gehuldigt. In manchen Ländern wird die eigene Tanzgeschichte als Bedrohung für das Regime gedeutet, wie in China, wo Tänzer*innen untersagt wurde, an dem internationalen klassisch chinesischen Tanzwettbewerb teilzunehmen, weil diese traditionelle chinesische Tanzkultur als Gefahr für die Macht der kommunistischen Partei angesehen wird.

Tanzkunst, so zeigen diese Beispiele, ist einer wechselhaften Geschichte von Restauration und Revolution ausgesetzt. Die jeweilige Staatsform, die klassenspezifischen Ungleichheiten, die gesellschaftlichen Konventionen, Regeln, Normen und Alltagsrituale finden hier, anders als in den populären Tänzen, in einer ästhetisch aufbereiteten Form ihren Niederschlag. Wie aber die populären Tänze auch, ist die Tanzkunst gekennzeichnet durch die gesellschaftlichen Bewegungsmechanismen von Macht und Widerstand, Gemeinschaft und Individualität, Exklusion und Inklusion, Zwang und Freiheit, Führen und Folgen, Disziplin und Ekstase, Kontrolle und Kontrollverlust, dem Apollinischen und dem Dionysischen. Tanz ist apollinisch, weil er für Form und Ordnung steht, und er ist dionysisch, weil er Rauschhaftigkeit und einen alle Formen sprengenden Körperausdruck provoziert. Nietzsche, der dieses Begriffspaar wohl am eindrücklichsten popularisiert hat, schrieb: „Verloren sei uns der Tag, wo nicht Ein Mal getanzt wurde! Und falsch heisse uns jede Wahrheit, bei der es nicht Ein Gelächter gab!“ (Nietzsche 1999, S. 264).

## Bibliographie

Agamben, Giorgio (2006). Noten zur Geste. In: Ders., *Mittel ohne Zweck: Noten zur Politik,* 2. Aufl. (S. 47–57). Zürich: Diaphanes.

Alkemeyer, Thomas, Budde, Gunilla & Freist, Dagmar (Hrsg.) (2013). *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung.* Bielefeld: transcript.

Angerer, Marie-Luise, Hardt, Yvonne & Weber, Anna-Carolin (Hrsg.) (2013). *Choreographie – Medien – Gender.* Zürich: Diaphanes.

Bäcker, Marianne & Schütte, Mechthild (Hrsg.) (2015). *Tanz Raum Urbanität. Jahrbuch der Gesellschaft für Tanzforschung. Band 25.* Leipzig: Henschel.

Bormann, Hans-Friedrich, Brandstetter, Gabriele & Matzke, Annemarie (Hrsg.) (2010). *Improvisieren. Paradoxien des Unvorhersehbaren. Kunst – Medien – Praxis.* Bielefeld: transcript.

**Brandstetter, Gabriele & Klein, Gabriele (Hrsg.) (2015). *Methoden der Tanzwissenschaft. Modellanalysen zu Pina Bauschs Le Sacre du Printemps,* 2., überarbeitete und erweiterte Neuauflage. Bielefeld: transcript.**

Braun, Rudolf & Gugerli, David (1993). *Macht des Tanzes – Tanz der Mächtigen. Hoffeste und Herrschaftszeremoniell 1550–1914.* München: Beck.

**Burt, Ramsey (1995). *The male dancer. Bodies, spectacle, sexualities.* London: Routledge.**

Friedrich, Malte & Klein, Gabriele (2011). *Is this real? Die Kultur des HipHop.* 4. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hardt, Yvonne & Maar, Kirsten (Hrsg.) (2007). *Tanz – Metropole – Provinz.* Jahrbuch der Gesellschaft für Tanzforschung. Bd. 17, Münster: Lit.

Klein, Gabriele (1994). FrauenKörperTanz. Eine Zivilisationsgeschichte des Tanzes, München: Heyne (Gebundene Ausgabe 1992: Weinheim/Berlin: Quadriga).

Klein, Gabriele (2004). *Electronic Vibration. Pop, Kultur, Theorie.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Klein, Gabriele (Hrsg.) (2006). *Tango in Translation. Tanz zwischen Medien, Kulturen, Kunst und Politik.* Bielefeld: transcript.

Klein, Gabriele & Haller, Melanie (2008). Café Buenos Aires oder Galeria del Latino. Zur Translokalität und Hybridität städtischer Tanzkulturen. In: Gabriele Klein & Jürgen Funke-Wieneke (Hrsg.), *Bewegungsraum und Stadtkultur. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven* (S. 51–74). Bielefeld: transcript.

Klein, Gabriele (2011). Körper-Subjekt-Moderne. Tanzästhetische Übersetzungen. In: Hans-Georg Soeffner & Michael Müller (Hrsg.), *Körper Haben. Die symbolische Formung der Person* (S. 70–87). Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

**Klein, Gabriele (2015b). Sinn als verkörperte Sinnlichkeit. Zur Performativität und Medialität des Sinnlichen, in Alltag und (Tanz-)Kunst. In: Hanna Katharina Göbel & Sophia Prinz (Hrsg.), *Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur* (S. 305–316). Bielefeld: transcript.**

Klein, Gabriele (2015c). *Choreografischer Baukasten. Das Buch.* Bielefeld: transcript.

Klein, Gabriele (2016). Urban Choreographies. Artistic Interventions and the Politics of Urban Space. In: Gerald Siegmund/u. a. (Hrsg.), *Oxford Handbook „Dance and Politics"* (im Erscheinen).

Kurt, Ronald & Näumann, Klaus (Hrsg.) (2008). *Menschliches Handeln als Improvisation. Sozial- und musikwissenschaftliche Perspektiven.* Bielefeld: transcript.

**Lepecki, André (2008). *Option Tanz. Performance und die Politik der Bewegung.* Recherchen 50. Berlin: Theater der Zeit.**

Matzke, Annemarie, Otto, Ulf & Roselt, Jens (Hrsg.) (2015). *Auftritte. Strategien des In-Erscheinung-Tretens in Künsten und Medien.* Bielefeld: transcript.

Midgelow, Vida L. (2006). Decentring bodies: postfeminist corporealities in dance. In: Birgit Haas (Hrsg.), *Der Postfeministische Diskurs, Film, Medium, Diskurs, Bd. 17* (S. 179–204). Würzburg: Königshausen & Neumann.

Nakajima, Nanako (2014). The aging body. In: Claudia Behrens & Christiana Rosenberg (Hrsg.), *dance. the cultural politics of age in Euro-American and Japanese dance.* Leipzig: Henschel.

Nietzsche, Friedrich (1999). *Also sprach Zarathustra I–IV. Von alten und neuen Tafeln 23. Kritische Studienausgabe* (S. 264), Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München: De Gruyter.

**Siegmund, Gerald & Hölscher, Stephan (Hrsg.) (2013). *Dance, politics & co-immunity.* Zürich: Diaphanes**.

Thomas, Helen (Hrsg.) (1997). *Dance in the city.* New York: St Martins Press.

Villa, Paul (2006). *Sexy bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper,* 3. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wigman, Mary (1963). *Die Sprache des Tanzes.* Regensburg: Battenberg.

# Technik

Werner Rammert und Cornelius Schubert

## 1 Die Körper der Gesellschaft: Menschen und Techniken

Wie die menschlichen Körper galten auch technische Artefakte lange Zeit nicht als genuines Forschungsfeld der Soziologie. Beide Themenfelder wurden in ähnlicher Manier von einer auf „reine" Sozialität fixierten Soziologie systematisch ausgespart und kaum beachtet. Seit den 1980er Jahren rücken Körper und Techniken jedoch verstärkt ins soziologische Blickfeld, und um sie herum haben sich eigenständige Bindestrichsoziologien etabliert. Sowohl Körpersoziologie als auch Techniksoziologie betonen dabei die materiale Verkörperung der Gesellschaft in Menschen und Techniken. Trotz dieser Überschneidungen haben sich Körper- und Techniksoziologie kaum gegenseitig rezipiert. Das Stichwort ‚Körper' oder ‚body' taucht bisher in keinem Verzeichnis der sechs wichtigsten einschlägigen Handbücher und Einführungen zur Wissenschafts- und Techniksoziologie auf. Für die Körpersoziologie lässt sich eine ähnliche Abstinenz von der Beschäftigung mit Technik konstatieren – einmal abgesehen vom Spezialfall der von Mauss hervorgehobenen Körpertechniken. Umso dringender ist es, diese Lücken zu schließen und mit Blick auf den Körper über Stand, beispielhafte Studien und Perspektiven sozialwissenschaftlicher Technikforschung zu berichten.

Menschliche Körper und gegenständliche Techniken bilden, so die gemeinsame These von Körper- und Techniksoziologie, die materielle Basis der Gesellschaft: Sie wirken als Träger, als Mittel und als Agenten sozialer Prozesse mit und sind dabei selbst aufs Engste miteinander verschränkt. Frühe soziologische Schriften waren durchaus sensibel für diese Zusammenhänge, wenn etwa Marx oder Weber am Beispiel des mechanischen Webstuhls den Umbruch von der handwerklichen Kooperation zur industriellen Fabrikorganisation explizit als eine Umkehrung der Technik-Körper-Beziehung im Wechsel vom körperorientierten Werkzeug zur technikorientierten Maschine diagnostizieren. Die These der Verkörperung von Gesellschaft in Menschen und Techniken gewinnt dann besondere Relevanz, wenn man menschliche Körper und technische Artefakte nicht einfach als zwei distinkte Instanzen sozialer Realitäten nebeneinander stellt, sondern systematisch nach den wech-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_25

selseitigen Beziehungen und Verschränkungen zwischen ihnen sucht. Vor diesem Hintergrund hat insbesondere Lindemann (2009) auf die Verkörperungen des Sozialen in leibhaftigen Akteuren und gegenständlichen Techniken hingewiesen und das wechselseitige Desinteresse von Körper- und Techniksoziologie beklagt.

Wir möchten für die Frage der doppelten Verkörperung des Sozialen noch auf zwei Entwicklungen aufmerksam machen, von denen die erste den Status von Körper und Technik in der Soziologie betrifft, während die zweite das Verhältnis von Mensch und Technik selbst thematisiert.

Nachdem menschliche Körper und gegenständliche Techniken zunehmend ins Blickfeld der Soziologie gerückt sind, lässt sich beobachten, dass ihnen auch eine steigende Bedeutung für die Herstellung sozialer Realitäten eingeräumt wird. In einer schwachen Form lassen sich Körper und Techniken zunächst als *passive Träger* des Sozialen verstehen. So etwa, wenn soziale Normen und Erwartungen als umstandslos in Menschen und Techniken eingeschrieben betrachtet werden. Aus dieser Perspektive leisten weder menschliche Körper noch gegenständliche Techniken einen Eigenbeitrag zur Ausgestaltung des Sozialen. Gesteht man beiden aber einen größeren Einfluss zu, so können sie als *transformative Mittel* des Sozialen gedacht werden. Die Gebundenheit des Sozialen sowohl an Menschen als auch an Techniken muss dann systematisch mitbetrachtet werden. Beide leisten einen spezifischen Beitrag, indem sie Gesellschaft in unterschiedlicher Weise und mit verschiedenen Graden der Festigkeit und Flexibilität material verkörpern. Geht man noch einen Schritt weiter, dann treten menschliche Körper und avancierte Techniken häufig auch als *aktive Agenten* sozialer Prozesse hervor. Gerade durch ihre materielle Partizipation bringen sich Körper *und* Techniken gemeinsam stärker als gemeinhin angenommen in die Hervorbringung gesellschaftlicher Realitäten ein (Hirschauer 2004). Das bedeutet unter anderem, Körper und Techniken nicht nur als passive Träger des Sozialen zu verstehen, sondern ihre jeweilige Widerständigkeit oder gar eigensinnige Disponiertheit ernst zu nehmen und sie auch als interaktive Mittler in Handlungssituationen zu untersuchen.

So wie sich die soziologischen Konzeptionen von Körper und Technik verändern, so ändern sich auch die Verhältnisse von Menschen und Techniken selbst. Früher schien es gemeinhin einfacher, zwischen Mensch und Technik zu unterscheiden. Technik befand sich meist außerhalb des Körpers, ob als Werkzeug oder Maschine. Entweder verfügte der Mensch über die Technik (wie im Fall der Führung des Werkzeugs) oder die Technik erzwang die habituelle Anpassung des Körpers (wie im Fall der Takt vorgebenden und Aufmerksamkeit fordernden Maschinen). Heute sind die Grenzen unscharf geworden. Medizinische Techniken wie der Herzschrittmacher gehen zunehmend unter die Haut und üben dort körperkontrollierende Funktionen aus. Gerade die moderne Biomedizin und Biotechnologie lassen die kategorischen Grenzen zwischen Körper und Technik zunehmend verschwimmen, wie es in der Cyborg-Debatte seit den 1980er Jahren schon aufgezeigt wurde (Haraway 1985).

Bei näherem Hinsehen wird die Gegenüberstellung von menschlichem Körper und gegenständlicher Technik auch im Fall von einfachem Werkzeuggebrauch und von komplexeren soziotechnischen Konstellationen, in denen Menschen, Maschinen und Programme interagieren, ebenso fragwürdig. Auch der kunstfertige Gebrauch eines Werkzeugs verlangt vom Körper – von Hand, Auge und Gehirn – eine anpassende Einübung, durch die auch der körperliche Habitus verändert wird; die relevanten Einheiten sind nicht Körper und Techniken voneinander getrennt, sondern handwerkende, Auto fahrende und fernkommunizierende techno-korporale Aktionsinstanzen in ihrer Verschränkung. Ebenso wenig kommen hoch automatisierte Maschinen und komplexe cyber-physikalische Systeme ohne die Berücksichtigung menschlicher Körper und all ihrer Bewegungs- und Sinnesorgane aus. Das reicht von Geruch und Geräusch wahrnehmenden Wartungsgängen über face-to-interface vollzogene zeichenvermittelte Kontrolle bis hin zur nervlichen Verbindung von Sicht und Absicht mit dem Finger-Mouse-Klick oder neuerdings dem Finger-Screen-Wisch. Menschliche Körper und gegenständliche Techniken sind beide besondere stoffliche Medien, mit der eine bestimmte „Form der Technisierung" (Rammert 2007, S. 47 ff.) ausgedrückt und verfestigt werden kann, etwa bei Projekten des Stimmenzählens oder Kostenberechnens als Habitualisierung von Fingerzählen und Kopfrechnen im Medium der Körper, als Mechanisierung von kombinierten Zahnradbewegungen im Medium physikalischer Körper und als Algorithmisierung von Operationsabläufen und -anweisungen im Medium der Zeichen.

## 2 Die Körper der Techniksoziologie

Die techniksoziologische These einer Verkörperung sozialer Prozesse in technischen Artefakten nimmt ihren Ursprung nicht zuletzt im Verhältnis von Mensch und Technik. Frühe Techniken, insbesondere die oft zitierten Werkzeuge vom Faustkeil bis zum Hammer, setzen zwangsläufig am menschlichen Körper an. Aus archäologisch-anthropologischer Perspektive werden sie als Verlängerungen des Körpers angesehen, die sich aus diesem schrittweise herausgelöst und zu exterioren Dingen objektiviert haben. Als gegenständliche Artefakte treten sie dem Körper anschließend gegenüber und verändern somit das Wirkgefüge, aus dem sie selbst hervorgetreten sind. Die soziologische Bedeutung dieses Umstands hat Popitz mit eindrucksvoller Schärfe nachgezeichnet (Popitz 1995). Das Werkzeug in der Hand schiebt sich gewissermaßen zwischen Mensch und Welt, es schafft Distanz, wird so zum Arbeitsmittel und endet als produktiver Umweg, der durch Hebelwirkung und harte Materialien immer effizientere und länger werdende Mittel-Zweck-Ketten ausbildet, die letztendlich in den ausdifferenzierten Gesellschaften der Moderne münden. Die Verbindung von Körper und Technik bleibt dabei für lange Zeit die Hand: „Durch die Hand erfährt der Mensch die Körperhaftigkeit der Dinge und die Körperhaftigkeit des Lebendigen." (ebd., S. 76).

Gegenständliche Techniken verkörpern, erweitern und transformieren menschliche Organfunktionen jedoch nicht nur; in ihren Gestalten und Anordnungen schlagen sich zunehmend auch die besonderen gesellschaftlichen Verhältnisse nieder, je mehr sie sich vom menschlichen Körper emanzipieren. Ohne diese Loslösung von den organischen Schranken des Körpers, wäre eine industriekapitalistische Produktionsweise undenkbar, wie schon Marx hervorhob: „Die Anzahl von Arbeitsinstrumenten, womit er [der Mensch] gleichzeitig wirken kann, ist durch die Anzahl seiner natürlichen Produktionsinstrumente, seiner eignen körperlichen Organe, beschränkt" (Marx 1867, S. 394). In der Emanzipation vom menschlichen Körper wird die Maschine letztendlich zu einer materiellen Verkörperung kapitalistischer Verwertungs- und Kontrollinteressen. Das bedeutet jedoch nicht, dass sich der menschliche Körper in der Folge einfach aus hoch technisierten oder automatisierten Arbeitszusammenhängen herausrechnen lässt: Sinnliches Erfahren und Erleben, verkörpertes und implizites Wissen, habitualisierte Praktiken und körperliche Schemata bleiben auch für diese Bereiche unerlässlich (Böhle 2002 und in diesem Band).

In der techniksoziologischen Verkörperungsthese lassen sich zusammenfassend drei gemeinsame Bezüge für das Verhältnis von Menschen und Techniken feststellen. Erstens im *Sachbezug,* da gegenständliche Techniken und menschliche Körper in notwendiger Weise material verschränkt sind und die materiale Verkörperung zugleich eine soziale Verfestigung impliziert. Zweitens im *Medienbezug,* da menschliche Körper und gegenständliche Techniken in doppelter Weise zum einen als Realisierungsformen eines allgemeineren Technisierungsprozesses und zum anderen als Verkörperungen sozialer Verhältnisse (Eigentum, Macht, Status, etc.) verstanden werden können. Drittens im *Praxisbezug,* da die Verschränkungen von Menschen und Techniken „in Aktion" betrachtet werden müssen, um das „Mit-Handeln" von Körpern und Techniken an den sozialen Geweben moderner Gesellschaften sichtbar zu machen. Diese Bezüge gelten selbstverständlich vor allem für einen engeren Technikbegriff, der sich auf materiale Sachtechniken bezieht. Nutzt man einen weiteren Technikbegriff, der auch Körpertechniken (Sporttraining, Meditation) und andere Technisierungen des Handelns (ritualisierte Begegnungen, standardisierte Abläufe) mit einschließt (Rammert 2007, S. 15 ff.), dann fallen Körper und Technik als Stoff und als Form in weiten Teilen zusammen. Daher konzentrieren wir uns im Folgenden auf Sachtechniken und ihre Bezüge zum menschlichen Körper.

## 2.1 Forschungsfeld: Körper und Technik in der Medizin

In der modernen Medizin treten die Verkörperungen und Verschränkungen von Menschen und Techniken besonders offensichtlich zu Tage. So ist es nicht verwunderlich, dass sich die Wissenschafts- und Technikforschung intensiv mit diesem Feld auseinandergesetzt hat. Seit den 1980er Jahren sind viele Studien entstanden, die sich entweder mit der historischen Entwicklung der modernen Biomedizin beschäftigen

oder die aktuelle Behandlungsrealitäten mittels ethnographischer Beobachtungen untersuchen. Die Vertreter beider Richtungen verbindet das Interesse an den Prozessen der Technisierung medizinischen Wissens und medizinischer Körper durch neue diagnostische und therapeutische Instrumente und Technologien.

Die historischen Studien folgen dabei den Spuren einer zunehmenden Objektivierung medizinischen Wissens und seiner Verkörperung in technischen Artefakten. Sie weisen darauf hin, dass die Objektivierung medizinischen Wissens keinesfalls eine geradlinige „Entdeckung" der bio-chemischen bzw. anatomischen Verfasstheit des menschlichen Körpers war. Ganz im Gegenteil standen viele Ärzte den neuen Methoden und Erkenntnissen äußert kritisch gegenüber. Erst durch langwierige Aushandlungsprozesse und die Restrukturierung der medizinischen Ausbildung in Universitäten sowie die Ansammlung von Arzt- und Patientenkörpern in Krankenhäusern konnte der von Foucault in der „Geburt der Klinik" so prominent hervorgehobene „ärztliche Blick" entstehen.

Die Prominenz des Sehsinns in der Medizin ist bis heute ungebrochen. Vielzählige Studien befassen sich mit alten und aktuellen bildgebenden Verfahren. Dabei wird vor allem die zunehmende technische Vermittlung ärztlicher Diagnosepraktiken ins Zentrum der Analyse gerückt. Aus historischer Perspektive markiert die Erfindung und Einführung des Stethoskops einen der prägnanten Wendepunkte im Verhältnis von Körper und Technik in der Medizin, auch wenn es dabei eher um das Hören, als um das Sehen geht. Mit dem Stethoskop entstanden Anfang des 19. Jahrhunderts neue instrumentelle Praktiken, die sowohl die Körper der Ärzte, als auch die der Patienten, transformieren (Lachmund 1997). Zuvor wurden Diagnosen hauptsächlich von ambulant arbeitenden Privatärzten durch ein aufwendiges Gespräch am Krankenbett und unter Aufsicht der Familie geführt. Mit dem Wandel von der ambulanten Krankenbettmedizin zur stationären Krankenhausmedizin wandelt sich auch das Verhältnis von Arzt und Patient, so Lachmund. Im Krankenhaus ist der Patient einer von vielen. Zugleich verschafft die örtliche Versammlung ähnlicher Leiden den Ärzten die Möglichkeit, nach Gemeinsamkeiten der körperlichen Symptome und Ursachen von Krankheiten zu forschen. Mit dem Stethoskop wird es zudem erstmals möglich, auf differenzierte Weise in den lebenden Patientenkörper hineinzuhören und eine von den subjektiven Schilderungen des Patienten weitgehend unabhängige Diagnose zu stellen. Im Gegensatz zur damals schon bestehenden Praxis der direkten Auskultation, bei der das Ohr direkt auf den Körper gelegt wird, verstärkt die mediale Auskultation mittels Stethoskop die Geräusche aus dem Körper und macht bislang Unhörbares hörbar. Mit dem Stethoskop geht so auch eine teilweise Verstummung des Patienten einher, was lange Zeit als Beleg für die Dehumanisierung der Medizin durch die Technik galt. In der Tat wird der Körper des Patienten auf neuartige Weise hervorgebracht. Aber am Beispiel des Stethoskops zeigt sich auch, dass Objektivierung und Subjektivierung oft Hand in Hand gehen. Lachmund verweist darauf, dass die stethoskopische Untersuchung eine bis dahin ungekannte Differenzierungsleistung des ärztlichen Gehörs erforderte. Nur durch eine systematische Hörschule an

den im Krankenhaus verfüg- und vergleichbaren Körpern und Krankheiten können die Ärzte lernen, unterschiedliche Arten von Rasseln und Röcheln zu differenzieren und zu klassifizieren und somit dem einzelnen Patientenkörper individuelle Krankheitssymptome zuzuordnen.

Detaillierte ethnografische Studien der medizinischen Praxis zeigen gleichermaßen, dass die Technisierung der Medizin nicht umstandslos mit De-Humanisierung oder einer Zurichtung und Reduktion von menschlichen Körpern auf bio-physiologische Parameter gleichgesetzt werden kann. Aus techniksoziologischer Sicht stehen sich instrumentelle Technik und sinnliche Körper in der Medizin nicht unvereinbar gegenüber. Vielmehr richtet sich das Interesse darauf, die komplexen Vermittlungen und Transformationen von Körper, Technik und Wissen in bestimmten Konstellationen empirisch zu beobachten und analytisch zu durchdringen. Auch und gerade die „Fabrikation instrumenteller Körper" (Burri 2006) in der modernen Medizin gilt es in ihren sozio-technischen Verschränkungen und jeweiligen Verkörperungen zusammen zu untersuchen.

Wichtige Impulse hierzu kommen aus Studien, die Körper in der technisierten Medizin aus der Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) analysieren. So betont Mol (2002), dass die moderne Medizin und ihre avancierten Diagnose- und Therapietechniken keinen einheitlichen, objektivierten Patientenkörper hervorbringen; vielmehr wird in der medizinischen Praxis eine Pluralität von körperlichen Seinsweisen, ein „multiple body", erzeugt. Am Beispiel der Arteriosklerose fragt Mol dabei nicht, was Krankheit und Körper im ontologischen Sinne sind, sondern zeigt auf Basis ethnografischer Studien, wie je spezifische Patientenkörper auf unterschiedliche Weise in der medizinischen Praxis hervorgebracht werden. Krankheit und Körper werden demnach nicht durch Technik fest-gestellt. Doch ebenso wenig lösen sie sich in einem beliebigen Netz aus Instrumenten, Körpern und Befunden auf. Mit den Begriffen der ANT lassen sich die Verschränkungen und Verkörperungen von Mensch und Technik als Prozesse der Verteilung, Übersetzung und Überlagerung zwischen den Elementen (ebd., S. 151 ff.) verstehen, in denen medizinisches Wissen und erkrankte Körper wechselseitig zerlegt, verlagert und wieder zusammengesetzt werden.

Die Radikalität und der Reiz der ANT-Perspektive liegen vor allem darin, die Verschränkungen und Verkörperungen von Menschen und Technik vor dem Hintergrund ihres Sach- und Medienbezugs nicht vorschnell als fix und fertige Produkte („ready-made") abzuschließen, sondern genauer auf die Prozesse ihrer praktischen Verfertigung („in-the-making") zu achten. Dadurch werden Körper und Technik nicht zu feststehenden Größen, sondern zu multiplen und fluiden Erzeugnissen, die in Praktiken körperlich-technischen Enactments erst hervorgebracht werden. So werden gegenständliche Technik und menschlicher Körper einerseits als praktisch bedeutsam für hoch technisierte Settings wie diejenigen in der Medizin erachtet, andererseits werden Technik und Körper aus ihrer jeweiligen Zentralität herausgelöst, also analytisch de-zentriert. Weder Technik noch Körper besitzen ein Primat bei der

Erklärung techno-korporaler Konstellationen; beide können nur in ihren wechselseitigen Verschränkungen adäquat erfasst werden. Diese Perspektive bleibt nicht auf die moderne Medizin beschränkt. In anderen Kontexten haben die mikrosoziologischen Laborstudien in der Wissenschafts- und Technikforschung (etwa von Latour, Woolgar und Knorr-Cetina) immer wieder auf das in Menschen und Techniken verkörperte wissenschaftliche Wissen verwiesen und dessen kontingente Herstellungsprozesse betont.

## 2.2 Forschungsfeld: Mensch-Technik-Interaktion

Ein zweites prominentes Forschungsfeld hat sich auf dem Gebiet der Mensch-Technik-Interaktion entwickelt, von der Mensch-Maschine-Beziehung früherer arbeits- und alltagsoziologischer Studien hin zu den neueren Feldern der Mensch-Computer- und der Mensch-Roboter-Interaktion. Unter den Namen „Computer Supported Cooperative Work" (CSCW) und „Human-Computer Interaction" (HCI), zählen hierzu Ansätze, die seit den 1980er Jahren explizit gegen kognitivistisch-mentalistische Verkürzungen menschlichen Handelns in den Computerwissenschaften argumentieren und auf die körperliche Verfasstheit menschlichen Handelns und menschlicher Intelligenz auch und gerade im Umgang mit Technik verweisen.

Technisches Handeln, d. h. der zweckhafte Umgang mit Werkzeugen, Maschinen, chemischen Verfahren oder Industrie 4.0-Programmen, lässt sich demnach nicht auf abstrakte mentale Prozeduren oder technische Funktionen reduzieren; das einzelne wie auch das kombinierte technische Handeln ist gleichermaßen als sachtechnisch vermittelt und sinnlich verkörpert zu verstehen. Auch die ForscherInnen aus diesem Feld bauen auf der Grundannahme auf, dass in den Techniken nicht allein mechanische und andere technologischen Prinzipien, sondern ebenso differierende soziale Interessenlagen und konfligierende Orientierungen verkörpert sind. Diese lassen sich zum einen im interkulturellen Vergleich der in die Gestaltung eingeschriebenen Schemata der Nutzung, Kontrolle und des Zugangs abstrakt ermitteln; viel konkreter lassen sie sich jedoch in Einzelfällen entschlüsseln, wenn sie in Situationen des praktischen Umgangs realisiert und somit im Vollzug beobachtbar werden.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass der Schwerpunkt dieses Forschungsgebiets auf situierten Handlungen und auf situierten „Mensch-Maschine-Konfigurationen" liegt (Suchman 2007). Die Auseinandersetzungen mit kognitivistischen und mentalistischen Verkürzungen, insbesondere mit einer körperlosen Konzeption künstlicher Intelligenz, schließt dabei eng an die Kritik einer die Körper abtrennenden oder gar ganz verdrängenden westlichen Philosophietradition aus der feministischen Perspektive an (ebd., S. 230). Im Kern der Debatte stehen menschliche Verkörperungen in der Robotik, bis hin zur Verschmelzung von Mensch und Technik in der Figur des Cyborgs (Haraway 1985), auf die wir hier aber nur kurz eingehen wollen. Der Cyborg, die unauflösbare Vermischung aus kybernetischer Technik und

menschlichem Organismus, stellt gewissermaßen den Endpunkt einer wechselseitigen Durchdringung von Mensch und Technik dar, in dem sich die kategoriale Differenz von Mensch und Technik konsequent auflöst. Solche nicht-dualistischen Auffassungen von Mensch-Technik-Symbiosen, finden in der Figur des Cyborgs zwar ihren utopischen Fluchtpunkt, sie sind jedoch so gekapselt, dass sie für eine soziologische Analyse situierten Handelns empirisch kaum noch zugänglich sind.

Das Konzept des situierten Handelns nach Suchman wird für die von uns verfolgte Argumentation dadurch bedeutsam, dass auf beide Aspekte, einerseits auf die *technische* Vermittlung verkörperter Praktiken und andererseits auf die *körperliche* Vermittlung technischer Prozeduren hingewiesen wird (Suchman 2007, S. 259 ff.). Am Beispiel des „Computer-Aided Design" (CAD) im Bauingenieurwesen betont Suchman, dass die Übertragung von Designpraktiken in ein Softwareprogramm nicht ohne verkörperte Praktiken vor dem Bildschirm gelingen kann, da die Repräsentationskapazitäten des Systems schnell an ihre Grenzen stoßen. Bauingenieure entwerfen Brücken oder Kanalsysteme daher nicht allein *im* Computer, sondern auch an den vielfältigen Schnittstellen der virtuellen mit der realen Welt und durch die Überlagerung menschlicher Körper mit gegenständlichen Techniken. Beim gemeinsamen Betrachten von CAD-Entwürfen werden beispielsweise die virtuellen Bauelemente durch Handgesten vor dem Bildschirm verkörpert, etwa Straßensteigungen durch die Neigung des Unterarms oder Kurven durch das Anwinkeln der Hand. Solche ethnografischen Beobachtungen der Ingenieurspraxis verweisen auf die komplexen Zusammenhänge, in denen menschliche Organe, Softwaretechnologien, Bildschirme, Eingabegeräte, Stifte, Zeichnungen sowie Stahl und Beton in wechselseitigen Verkörperungsverhältnissen stehen und sich gegenseitig hervorbringen.

Die enorme Bedeutung des menschlichen Körpers für die Interaktion mit Computern findet auch in den Computerwissenschaften zunehmend Beachtung (Dourish 2001). Dort geht es offensichtlich um einen Paradigmenwechsel weg von abstrakten Vorstellungen des Computers als rein symbolverarbeitender Maschine hin zu Konzepten von Mensch-Technik-Interaktionen, die in phänomenologischer Tradition die Körperlichkeit sowohl von Menschen als auch von Computern beinhalten. Zwei Trends verstärken nach Dourish diesen Wechsel: Zum einen die rasant ansteigende Rechnerleistung, die zwar von Normalanwendern kaum, aber von Entwicklern für neuartige Interfacegestaltungen genutzt wird, und zum anderen die zunehmende Durchdringung des Alltags mit Computern in vielerlei Gestalt, von tragbaren Geräten und Smartphones über Smartwatches und Head-Sets bis hin zu Sensoren und Prozessoren, die direkt in die Kleidung eingewebt und am Körper getragen werden. Mit der Hinwendung der Computerwissenschaften zum phänomenologischen Körperdenken, aber auch zu Forschungsansätzen der Anthropologie, Ethnologie und Soziologie zum Umgang mit Dingen und Körpern, gewinnt die Untersuchung des praktischen Umgangs mit Computern in verschiedenen Situationen an Bedeutung. Der Beitrag, den die Soziologie für die HCI leisten kann, liegt laut Dourish erstens in der detaillierten Beschreibung der sozialen Organisation der Praktiken auf der Mikro-

ebene, zweitens in der Beschäftigung mit realen Erfahrungen anstatt mit abstrakten Modellen und drittens in der Betonung der Feldforschung für die Datensammlung (ebd., S. 57).

Vor allem interaktionistische und ethnomethodologische Analysen kooperativer Arbeit, wie die Workplace Studies (Heath/Luff 2000, Suchman 2007), haben immer wieder auf die vielschichtigen Verkörperungen moderner und hoch technisierter Arbeitssettings hingewiesen. Wie wir schon oben am Beispiel der Medizin erwähnten, kann eine zunehmende Technisierung nicht umstandslos mit einer Entkörperlichung menschlicher Handlungsbeiträge gleichgesetzt werden. Darüber hinaus bildet der Körper eine spezifische Interaktionsressource für den Vollzug kooperativer, technisch vermittelter Tätigkeiten. Der ethnomethodologische Zugriff der Workplace Studies bringt den Köper dabei wie folgt in Stellung (Heath/Luff 2000, S. 23). Der Körper bleibt erstens ein zentrales Mittel, mit dem Menschen Aktivitäten hervorbringen und sich wechselseitig verständlich machen. Diese Aktivitäten beruhen zweitens auf bereits in Menschen und Techniken verkörperten sozialen Ordnungsmustern, durch die sie aber drittens nicht determiniert werden. Menschlich und technisch verkörperte soziale Interaktionen sind durch ihre Verkörperung eben nicht festgelegt, sondern emergieren aus den situativen Verschränkungen von Mensch und Technik. Anders gesagt, menschliche und technische Verkörperungen sind keine simplen Verfestigungen des Sozialen; denn sie bleiben bis zu einem gewissen Grad unbestimmt und werden erst im praktischen Tun in der je spezifischen zeitlichen, örtlichen und sachlichen Situation interaktiv festgelegt bzw. hervorgebracht.

Zwei empirische Beispiele seien hierzu kurz herausgegriffen: die Interaktion von Journalisten vor ihren Computermonitoren in einer Redaktion (Heath/Luff 2000, S. 61 ff.) und die Interaktion von Angestellten über ein experimentelles Videokonferenzsystem in einer Forschungseinrichtung (ebd., S. 179 ff.). Die Journalisten nutzen ihre Körper systematisch, um die kooperative Fabrikation von Nachrichten über die Einzelarbeitsplätze hinweg zu ermöglichen. Durch die Orientierung der Körper – entweder zueinander oder voneinander weg – markieren sie interaktive Aufmerksamkeitsbereiche oder signalisieren individuelle Konzentration. Das fein abgestimmte gegenseitige Informieren und das In-Ruhe-lassen wird zu großen Teilen über Bewegungen und Haltungen des Körpers organisiert, auch und gerade wenn jede(r) einzelne vor dem eigenen Monitor sitzt. Gegenüber dieser stark verkörperten Interaktion vor den Bildschirmen beschneidet die Interaktion über das Videokonferenzsystem die wechselseitige Körperlichkeit in wesentlichen Teilen. Das geschieht insbesondere, weil das Videokonferenzsystem weitgehend auf reine „face-to-face"- und weniger auf erweiterte „body-to-body"-Kommunikation abzielt. Und was in diesem Zusammenhang noch bedeutender ist: Das audio-visuelle Kommunikationsmedium orientiert sich so sehr auf den menschlichen Körper bzw. das Gesicht und Sprache, dass die unerlässlichen technischen Mittel kooperativer Arbeit unbeachtet bleiben. Der körperlose mediale Kommunikationsraum scheitert letztlich an der fundamentalen Körperlichkeit kooperativer Tätigkeiten zwischen Menschen und Technik.

Wenn man menschliche Interaktionen mit Mead schon nicht ohne menschliche Körper denken kann, dann zeigen diese Beispiele, dass sie ebenfalls kaum ohne gegenständliche Techniken angemessen vorstellbar sind. Gerade die hoch technisierten Arbeitssettings moderner Gesellschaften lassen die Körper nicht verschwinden, sondern erfordern sie für ein Gelingen und fordern sie dabei auf unterschiedliche Art und Weise heraus. Sinnliches Empfinden und körperliche Bewegungen verbleiben somit an Schnittstellen und in virtuellen Räumen konstitutiver Bestandteil hochtechnisierter Arbeit. Diese Studien zeigen erneut, dass menschliche und technische Verkörperungen nicht isoliert voneinander betrachtet werden können, sondern ihre sachliche und mediale Verfasstheit erst in den wechselseitigen Verschränkungen des praktischen Tuns offensichtlich wird.

### 2.3 Theoretische Vermittlungen: Techno-Phänomenologie und Techno-Pragmatismus

Die eben skizzierten Forschungsfelder zeigen exemplarisch, wie techniksoziologische Untersuchungen den menschlichen Körper empirisch und analytisch mit aufnehmen. Gerade der Idee der Verkörperung des Sozialen in Menschen und Technik mit Blick auf den Sach- und Medienbezug kommt hierbei eine Schlüsselstellung zu. Für die empirische Forschung ist zudem der Praxisbezug von zentraler Bedeutung, da er den tatsächlichen Umgang von Menschen mit Techniken ins Zentrum rückt. In der techniksoziologischen Diskussion über die Verhältnisse von menschlichen Körpern und gegenständlichen Techniken und ihre Wechselwirkungen wird häufig auch auf grundlegende theoretische Überlegungen zurückgegriffen, die hier skizziert werden müssen, um die Ortsbestimmung des Körpers in der techniksoziologischen Forschung zu vervollständigen.

Ein erster wichtiger Ausgangspunkt befindet sich in der Phänomenologie, insbesondere in phänomenologischen Betrachtungen des körperlichen Umgangs mit technischen Artefakten. Die bekannten Beispiele des Hämmerns bei Heidegger und des Tastens mit dem Blindenstock bei Merleau-Ponty verweisen auf eine untrennbare Verschmelzung von Körper und Technik im Gebrauch. Genauer betrachtet besteht die „Verschmelzung" in einer wechselseitigen Aufeinanderausrichtung von Körper und Technik, bei der die Handhabung des technischen Artefakts soweit eingefleischt wird, dass es nicht mehr als extrasomatisches Ding, sondern als Teil des Körpers wahrgenommen wird. Die techniksoziologische Diskussion schließt in zweifacher Hinsicht an diese Grundfigur an: Einerseits erhält so die Körperlichkeit – passender die Leiblichkeit – des Umgangs mit gegenständlicher Technik eine prominente Stellung im Rahmen der breiteren Diskussion um das Verhältnis von implizitem und explizitem Wissen in Wissenschaft und Technik. Wissenschaftliches und technisches Wissen lassen sich demnach nicht auf objektivierbare und explizite Wissensbestände verkürzen, sondern bleiben immer auch leiblich gebunden (Collins 2010, insbeson-

dere S. 99 ff.). Das „Zurückziehen“ und die „Zuhandenheit“ des Zeugs im geübten Umgang trifft damit nicht nur auf den einfachen Werkzeuggebrauch im Sinne von Heideggers Hämmern zu, sondern ebenso auf Forschungspraktiken in hoch-technisierten Laboren der Experimentalphysik oder der Molekularbiologie. Andererseits wird die Analyse von Techniken im routinierten Gebrauch gerade durch das Zurückziehen des Zeugs im Zustand der „Zuhandenheit“ erschwert, weil die technischen Artefakte gewissermaßen unsichtbar oder durchsichtig werden. Dieser phänomenologischen Unsichtbarkeit funktionierender Technik begegnet die Techniksoziologie in der Folge mit einem gesteigerten Interesse an technischen Störungen, da in diesen kritischen Situationen die sich sonst so gut verborgenen Verweisungszusammenhänge zwischen Körper und Technik erneut offen zeigen.

Mit der postphänomenologischen Technikphilosophie von Ihde werden diese Überlegungen zu einer systematischen Perspektive auf ein technisch und medial vermitteltes Verhältnis von Mensch und Welt weiterentwickelt (Ihde 1990). Sowohl Handeln als auch Wahrnehmen und Erkennen sind demnach unauflösbar mit technischen Mittlern durchsetzt, die das Verhältnis des Menschen zur Welt nicht neutral „durchreichen“, sondern einen eigenständigen (wenn auch nicht unabhängigen) Beitrag leisten. Wenn Ihde seine postphänomenologische Argumentation vornehmlich gegen eine körper- und technikvergessene Philosophie in Stellung bringt, profitiert er nicht zuletzt von soziologischen Analysen moderner Wissenschaft und Technik und lässt sich daher auch umgekehrt für diese nutzbar machen. Sein Kernargument besteht, wie schon gesagt, darin, dass Techniken nicht im Nachhinein zum menschlichen Dasein hinzugefügt werden, sondern schon von vornherein integraler Teil seiner Lebenswelt sind. Folglich entfernen sich moderne Wissenschaft und Technik nicht weg vom Menschen, sondern sind maßgeblich in die Erzeugung neuer Welt- und Selbstbilder einbezogen. Versteht man Ihdes Ansatz in dieser Weise als Techno-Phänomenologie, dann lassen sich die „Verschmelzungen“ von Mensch und Technik als spezifische Verschränkungen entschlüsseln, die überwiegend an den menschlichen Sinnen des Tastens, Hörens und Sehens ansetzen. Dabei geht er jedoch nicht davon aus, dass neue Techniken und Medien diese einfach nur erweitern, sondern auf je besondere Weise selbst mit hervorbringen. Die postphänomenologische These der vorgängigen technisch-korporalen Vermittlung jeglicher Wahrnehmung findet ihre Entsprechung in der techniksoziologischen These der unumgehbaren sachtechnischen Vermittlung aller Formen sozialer Ordnungsbildung. Ihde lenkt den Blick darauf, beide Vermittlungen systematisch zusammen zu denken und in ihren Verschränkungen zu untersuchen.

Ein zweiter Ausgangspunkt, auf den sich auch Ihde für seine Konzeption der Postphänomenologie bezieht, ist der amerikanische Pragmatismus. Sowohl Phänomenologie als auch Pragmatismus setzen nicht an abstrakten Ideen, sondern an der praktischen Erfahrung an. Es ist dieser Praxisbezug, der beide Theorierichtungen für die techniksoziologische Forschung anschlussfähig und interessant macht. Schon der klassische Pragmatismus schafft durch seine anti-dualistische und anti-reduktionisti-

sche Haltung gegenüber Geist, Körper, Technik und Umwelt hierfür wichtige Grundlagen (Dewey 1929[1925], S. 248 ff.). So konzipiert Dewey Werkzeuge als mehrseitige Verweisungszusammenhänge zwischen menschlichem Körper, materialer Umwelt und sozialen Prozessen und kritisiert einseitige Relationierungen, die nur die Beziehung von Körper und Technik in den Blick nehmen. Der Pflug, so Dewey, vermittelt zwischen Bauer, Zugtier und Boden, wie auch der Speer zwischen Jäger, Beute und Festmahl vermittelt (Dewey 1929[1925], S. 121 ff.). Anders ausgedrückt: Technik verkörpert diese multiplen Wechselbeziehungen. Erfahrung ist für Dewey somit immer eine körperliche, keine rein geistige Tätigkeit. Sie ist zugleich kein passiv erfahrenes Erlebnis, sondern eine offene und aktive Auseinandersetzung mit der Umwelt. Als solche ist sie dann nicht nur sinnlich verkörpert, sondern auch technisch vermittelt und situativ verankert. Dieser pragmatistische Grundgedanke findet sich auf breiter Front in den techniksoziologischen Konzepten „verteilten" und „situierten" Handelns (Rammert 2007, S. 110 ff.; Suchman 2007, S. 71 ff.). Ein Techno-Pragmatismus, der auf sachtechnisch und körperlich vermitteltes Handeln gerichtet ist (Rammert 2007, S. 29 ff.), nimmt genau diejenigen sozialen, körperlichen und technischen Verschränkungen in den Blick, in denen menschliche Körper und gegenständliche Technik praktisch zum Zusammen-wirken gebracht werden. Damit werden nicht nur die grundsätzlichen Verschränkungen von Mensch und Technik angesprochen. Mit dieser Perspektive können auch spezifische Veränderungen in den Körper-Technik-Konstellationen nachvollzogen oder begleitend auf verschiedenen Feldern analysiert werden, wenn etwa durch Hinzufügen aktorischer, sensorischer und informationeller Teile die Eigenaktivitäten aktueller Techniken erhöht und die zusätzlich übernommenen Körperfunktionen in ihrer Beziehung zu den menschlichen Körpern neu zugeschnitten werden. Das gilt für die Kooperation mit mobilen Robotern, das assistierte oder autonome Autofahren, den Umgang mit dem Internet der Dinge wie für Systeme der räumlichen Orientierung und der gesundheitlichen Körperkontrolle.

Neben diesen handlungs- und interaktionstheoretischen Vorlagen Deweys bietet der Pragmatismus noch einen weiteren wichtigen Beitrag. Insbesondere Mead (1969, S. 103 ff. & 130 ff.) hat auf die körperliche Auseinandersetzung mit physischen Objekten als konstitutives Element der menschlichen Wahrnehmung verwiesen. Wie Dewey denkt Mead Wahrnehmung nicht als passives Geschehen, sondern als aktive Leistung. Der wahrnehmende Körper wiederum ist eingebettet in eine Welt physischer Dinge. Mead argumentiert, dass sich erst durch die Kontakt-Erfahrung der Widerständigkeit physischer Dinge, ihrer materialen Verfasstheit, eine eigenständige Erfahrung des Körpers herausbilden kann. Dieser Widerstand liegt jedoch nicht in den Dingen selbst, sondern entsteht erst aus dem aktiven Umgang mit ihnen. Daraus entwickeln sich zwei miteinander verbundene Eigenschaften der Objekte in Bezug auf den Körper: Einerseits das Objekt in der Distanz-Wahrnehmung, insbesondere durch Sehen und Hören, andererseits das Objekt der Kontakt-Erfahrung durch Tasten und Greifen. Mead betont, dass sich der Körper nicht einfach auf die Objekte projiziert, sondern dass das Ineinandergreifen von Kontakt- und Distanz-Erfahrung

überhaupt erst die Wahrnehmung von Körpern und Dingen hervorbringt. Die Tragweite dieser Konzeption geht weit über die Techniksoziologie hinaus, da sie grundlegende Mechanismen Meadscher Vergesellschaftungstheorie, wie die Möglichkeit zur Rollenübernahme und die Ausbildung generalisierter Verhaltenserwartungen, nicht für die Prozesse zwischenmenschlicher Interaktion reserviert, sondern auf Konstellationen materialer Verschränkungen von Körper und Technik erweitert. Das körperliche Ergreifen der Dinge in der frühkindlichen Sozialisationserfahrung bildet demnach die Grundlage für das generalisierende und differenzierende Begreifen der Dinge der Gesellschaft. Damit eröffnet Mead Anschlüsse auch über eine engere techniksoziologische Beschäftigung mit Körpern und Technik in Interaktion hinaus. Er bietet einen noch zu wenig beachteten Gegenentwurf zu einer körper- und technikvergessenen Soziologie, indem er beide Träger der Vergesellschaftung grundlegend miteinander verknüpft und ihre Wechselwirkungen ins Zentrum allgemeinsoziologischer Überlegungen stellt.

## 3 Desiderata und Perspektiven

Unser kurzer Bericht über die Bedeutung des Körpers in der sozialwissenschaftlichen Technikforschung bringt ein zweiseitiges Ergebnis zu Tage. Obwohl der Körper bislang in den techniksoziologischen Lehr- und Handbüchern nicht systematisch auftaucht, zeigen die von uns aufgeführten Studien und Ansätze doch auch, dass die sozialwissenschaftliche Technikforschung sich keineswegs einer näheren Betrachtung des Körpers entzieht. Wir konnten aufzeigen, dass sich menschliche Körper und gegenständliche Techniken durch ihre gemeinsamen Sach-, Medien- und Praxisbezüge in ähnlicher Weise als Verkörperungen sozialer Prozesse verstehen und für eine soziologische Analyse fruchtbar machen lassen.

Die wechselseitigen Herausforderungen für Körper- und Techniksoziologie liegen unserer Ansicht nach darin, menschliche Körper und gegenständliche Techniken nicht als voneinander völlig getrennte oder einigermaßen eigenständige Verkörperungen des Sozialen zu begreifen, sondern systematisch nach ihren Verschränkungen und wechselseitigen Bestimmungen zu suchen. Das bedeutet auch, einige der alten Fragen neu zu stellen. So lassen sich beispielsweise Werkzeuge nicht mehr einfach als neutrale Organerweiterungen oder -verstärkungen verstehen. Sie treten vielmehr als eigensinnige Vermittler in der Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt auf. Avancierte Technologien ziehen sich darüber hinaus nicht unbedingt in die Unsichtbarkeiten selbstverständlichen Zuhandenseins zurück, sondern versagen nicht selten in kritischen Situationen, wodurch Anteil und Erfordernis begleitender menschlicher Wartung und Reparatur am Funktionieren auch komplexer Systeme immer wieder sichtbar wird. Wir können zusammenfassen: Die Verhältnisse von Körper und Technik erscheinen beim Stand aktueller Informatisierung und Vernetzung weniger festgestellt und unverrückbar als noch vor wenigen Jahrzenten. Dieser Trend legt es der

Körper- wie auch der Techniksoziologie nahe, die Verkörperungen des Sozialen in menschlichen Körpern und technischen Artefakten nicht nur als simple Garanten stabiler sozialer Ordnungen zu verstehen, sondern auch nach den Brüchen, Differenzen der Flexibilität und Dynamiken in ihren wechselseitigen Verschränkungen zu suchen.

Die heute schon sichtbar werdenden Tendenzen gesellschaftlicher Entwicklung, vom assistierten Autofahren und Operieren, vom vernetzten Produzieren und Liefern von materiellen und immateriellen Gütern bis hin zum bio-technischen Enhancement menschlicher Körper und zur Selbst- und Fremdüberwachung körper- und bewegungsbezogener Daten für Fitness und Schutz oder gegen Krankheit und Kriminalität, legen ein deutliches Zeugnis von in Bewegung geratenen Körper-Technik-Verhältnissen ab. Sie zeigen zudem, dass die soziologische Analyse kaum bei der Betrachtung dyadischer Körper-Technik-Koppelungen stehen bleiben kann. Hinter modernen technischen Artefakten, von Medikamenten bis Tracking-Geräten, stehen komplexe sozio-technische Infrastrukturen, die an der Hervorbringung von Körpern mitwirken. Technik, Wissenschaft, Ökonomie und Kultur sind in vielseitigen engmaschigen Netzen von Körpern und Geräten verstrickt. Der menschliche Körper wird auch gegenwärtig wieder zu einem Fluchtpunkt für techno-wissenschaftliche Forschung, wenn etwa in der Neuroinformatik Computersimulation und menschliches Gehirn in ein neues Verhältnis zueinander gebracht werden.

Für die Zukunftsperspektive soziologischer Forschung legen unsere Ausführungen nahe, sich nicht nur auf die Körper oder auf die Technik als Gegenstände zu konzentrieren, sondern beide zusammen als konstitutive Vermittler sozialer Prozesse und relevante Einheiten soziologischer Theoriebildung anzuerkennen. Die zwangsläufige De-Zentrierung des Körpers, die mit einer techniksoziologischen Perspektive einher geht, sollte dabei vor allem als Aufforderung verstanden werden, dem scheinbaren Verschmelzen von Körper und Technik immer wieder ein analytisches Potential entgegen zu setzen, das die wechselseitigen Hervorbringungen sowohl von menschlichen Körpern als auch von gegenständlichen Techniken betont und es erlaubt, sowohl Ähnlichkeiten als auch Unterschiede zwischen ihnen in wechselnden Konstellationen empirisch zu untersuchen.

## Literatur


Böhle, Fritz (2002): Vom Objekt zum gespaltenen Subjekt – zur Systematik unterschiedlicher Formen der Rationalisierung von Arbeit. In: Moldaschl, Manfred & Voß, G. Günter (Hrsg.): *Subjektivierung der Arbeit* (S. 101–133). München: Rainer Hampp Verlag.

Burri, Regula V. (2006): Die Fabrikation instrumenteller Körper. Technografische Untersuchungen der medizinischen Bildgebung. In: Rammert, Werner & Schubert, Cornelius (Hrsg.): *Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik* (S. 424–441). Frankfurt am Main: Campus.

Collins, Harry M. (2010): *Tacit and Explicit Knowledge.* Chicago: University of Chicago Press.

Dewey, John (1929) [1925]: *Experience and nature.* London: Allen & Unwin.

Dourish, Paul (2001): *Where the action is. The foundations of embodied interaction.* Cambridge: MIT Press.

Haraway, Donna (1985): A manifesto for cyborgs. Science, technology, and socialist feminism in the 1980's. *Socialist Review 80,* 65–107.

Heath, Christian & Luff, Paul (Hrsg.) (2000): *Technology in action.* Cambridge: Cambridge University Press.

Hirschauer, Stefan (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Hörning, Karl H. & Reuter, Julia (ed.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 73–91). Bielefeld: transcript.

Ihde, Don (1990): *Technology and the lifeworld. From Garden to Earth.* Bloomington: Indiana University Press.

**Lachmund, Jens (1997): *Der abgehorchte Körper. Zur historischen Soziologie der medizinischen Untersuchung.* Opladen: Westdeutscher Verlag.**

**Lindemann, Gesa (2009): Die Verkörperung des Sozialen. In: *Das Soziale von seinen Grenzen her denken* (S. 162–181). Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.**

Marx, Karl (1867): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch 1: Der Produktionsprozess des Kapitals.* Hamburg: Otto Meissner.

**Mead, George H. (1969): *Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.**

**Mol, Annemarie (2002): *The multiple body. Ontology in medical practice.* Durham: Duke University Press.**

Popitz, Heinrich (1995): *Der Aufbruch zur artifiziellen Gesellschaft. Zur Anthropologie der Technik.* Tübingen: Mohr Siebeck.

Rammert, Werner (2007): *Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie.* Wiesbaden: VS Verlag (2. Aufl. 2016).

**Suchman, Lucy A. (2007): *Human-machine reconfigurations. Plans and situated actions.* Cambridge: Cambridge University Press.**

# Tod

Hubert Knoblauch und Antje Kahl

## 1 Einleitung

Während der Körper zwar bereits ein Thema für einige Klassiker der Soziologie war, blieb der Tod und insbesondere der tote Körper in der Soziologie und in den Sozialwissenschaften lange ausgeblendet. Das mag damit zu tun haben, dass die Soziologie ein echtes Kind der Moderne ist: Diese nämlich verdränge den Tod – so jedenfalls lautet ein klassischer Topos auch in der Soziologie, der sich ab den 1960er Jahren verdichtet. Seit dieser Zeit beobachten wir jedoch auch ein zunehmendes gesellschaftliches Interesse am Tod, und um die Jahrtausendwende nimmt auch die Soziologie allmählich die Frage des Todes wieder verstärkt auf. Im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen im Umgang mit dem Tod, auf die zu Beginn dieses Artikels kurz eingegangen wird, beginnt sie sich allmählich auch dem toten Körper zuzuwenden, so dass sich mittlerweile einzelne Ansätze zur Beschreibung und Erklärung dieser Entwicklungen abzeichnen.

Der vorliegende Beitrag wird sich auf die soziologische Thematisierung des Todes unter dem Fokus auf den toten Körper beschränken. Zwar wird der Tod gegenwärtig vor allem mit Blick auf das Sterben thematisiert, doch bildet gerade deswegen der tote Körper ein relativ abgegrenztes eigenes Themenfeld. Da es eine ausgebildete Thanatosoziologie bislang nicht gibt, soll im ersten Teil dieses Beitrages die jüngere gesellschaftliche Entwicklung hinsichtlich des Todes und ihre soziologische Deutung skizziert werden. Nach einem Abriss der theoretischen Positionen werden dann diejenigen gegenwärtig bedeutenden Formen des Umgangs mit dem toten Körper betrachtet, zu denen soziologische Forschung vorliegt (Bestattung, Sektion, Organtransplantation, aber auch Plastination und Kryonisation), bevor abschließend die Deutung der gegenwärtigen Situation thematisiert wird, die sich mit dem Begriff der Transmortalität charakterisieren lässt.

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_26

## 2 Tod, Gesellschaft und Körper

Der Tod kann als ein grundlegendes Thema der Gesellschaft angesehen werden, denn alle Gesellschaften sind immer mit der Frage konfrontiert, wie sie mit dem Ende der körperlichen Existenz einzelner Menschen umgehen. In der Anthropologie wird deswegen der Tod auch als eine Form des „Passagerituals" angesehen, in dem die Überführung vom Zustand des Lebens in den des Todes vorgenommen wird. Was als *tot* in den jeweiligen Gesellschaften gilt, ist dabei von sehr unterschiedlichen Todesvorstellungen abhängig, die von der Annahme einer fortwährenden Existenz über eine jenseitige Existenz bis zur völligen Vernichtung der Existenz reichen. Verschiedene Autoren vertreten darüber hinaus die Sicht, dass es eine anthropologisch bedingte Verdrängung des Todes gäbe, da er mit den lebensweltlich fundierten Kontinuitätserwartungen menschlichen Erfahrens und Handelns bricht.

Neben der anthropologischen These wurde jedoch auch die spezifischere These einer modernen Verdrängung des Todes besonders in der Soziologie diskutiert (vgl. hierzu ausführlicher und mit Verweisen auf die in diesem Abschnitt genannten Autoren: Knoblauch 2011). So geht Gorer schon Mitte der 1960er Jahre davon aus, der Tod werde zunehmend tabuisiert. In seiner damals durchgeführten großen Erhebung zeigt sich die Verdrängung des Todes etwa daran, dass nur noch 25 % seiner befragten Trauernden beim Tod der nächsten Angehörigen anwesend waren und 70 % der Befragten seit 5 Jahren an keiner Beerdigung mehr teilgenommen hatten. Diese These findet sich auch bei Norbert Elias, der die wachsende „Einsamkeit der Sterbenden" beklagte, und selbst noch Ende der 1980er Jahre vertreten Nassehi und Weber die Auffassung, dass die Gesellschaft den Tod „verdränge".

Die Annahme einer Verdrängung des Todes in den modernen westlichen Gesellschaften wurde durch die mittlerweile klassische Geschichte des Todes von Ariès gestützt. Wie er zeigt, wird das vormoderne Modell des Todes als eines öffentlichen Ereignisses, das die gesamte Gesellschaft im doppelten Sinne, wörtlich und übertragen, ‚bewegte', durch den „heimlichen Tod" ersetzt, der den Tod aus dem Zuhause vertreibt. Mit Walter (1994) und Feldmann (1997) kann man verschiedene Aspekte dieser modernen Verdrängung des Todes unterscheiden: (a) Aufgrund der demographischen Situation sterben immer mehr Ältere, die eher am Rande der Gesellschaft stehen. Der Tod werde dadurch marginaler. Zudem kommt es (b) zu einer Auslagerung des Sterbens und des Todes aus dem öffentlichen Raum und der Wahrnehmbarkeit durch die Einzelnen. Diese Tendenz ist an zahlreichen Indizien erkennbar: Immer mehr Menschen sterben außerhalb der eigenen Familien und der eigenen vier Wände und immer weniger Menschen kommen in Kontakt mit den Sterbenden. Eine Folge davon ist das, was Walter (1994) als „Tabuisierung" des Todes bezeichnet: Der Tod, vor allem der tote Körper, „betritt" nur noch in beschönigter oder fiktiver Weise den Alltag, jenseits dessen erscheint das Thema „Tod" als ein Tabu. „Rather than being an open, communal event, death is now a relatively hidden, private experience which is marked by an increased uneasiness over the boundaries between

the corporeal bodies of the living and the dead" (Bradbury 1999, 165). Das ist verbunden mit (c) der Medikalisierung, denn der Tod wird vor allem ins Krankenhaus verlagert und auf eine zunehmend technologische Weise gerahmt. Dabei handelt es sich jedoch nicht nur um eine sozialräumliche Auslagerung, denn die Medizin behandelt nicht den Tod, sondern das Sterben als ein Problem des Lebens. Der sozialstrukturellen Auslagerung des Todes in spezialisierte gesellschaftliche Teilbereiche entspricht (d) eine Privatisierung des Todes, der immer mehr zur Angelegenheit der Einzelnen wird, die ihn individualistisch zu bewältigen haben. Und schließlich kann (e) eine Tendenz zur Säkularisierung der Todesdeutungen beobachtet werden. War der Tod in modernen Gesellschaften noch lange mit der Vorstellung eines christlichen Jenseits verbunden, so wandeln sich die (religiösen) Todesvorstellungen in jüngerer Zeit.

Beziehen sich diese Merkmale auf die moderne Industriegesellschaft (Feldmann 1997), so zeichnen sich seit etwa den 1960er Jahren auch neuere Entwicklungen ab. Um das Ende der 1960er-Jahre entsteht eine Reihe von Bewegungen, die den Umgang mit dem Tod und dem toten Körper in die öffentliche Diskussion wiedereinführen. Schneider (2005, S. 56) spricht in diesem Zusammenhang von einer zunehmenden öffentlichen „Diskursivierung des Lebensendes". Gesellschaftliche Debatten um den Tod (z. B. Sterbehilfe/Euthanasie, Hirntod, Transplantation) häufen sich (vgl. hierzu ausführlicher und mit den entsprechenden Literaturverweisen: Knoblauch/Zingerle 2005). Eine „Bewegung des Todesbewusstheit" habe sich dem Tod zugewandt, dem sie sich als eines positiven Teils des Lebens stellen wolle. Erwähnenswert sind die Thanatologie von Kübler-Ross, die Natural-Death-Bewegung und die Hospizbewegung (auch die Aids- und Buddies-Bewegung), die sich seit dem Ende der 1960er Jahre dem „guten Sterben" zuwandten. Daneben etablierte sich innerhalb der Schulmedizin in den vergangenen Jahren das Fach Palliativmedizin, das sich gezielt der Behandlung und Begleitung von Patienten mit einer nicht heilbaren, weit fortgeschrittenen Erkrankung mit begrenzter Lebenserwartung widmet. Zusammen mit einer Ausweitung des Gedenkkultes, der Memoralisierung der Toten, gibt es deutliche Hinweise auf die wachsende Rolle des Todes in der Weltanschauung der Menschen, so dass sogar von einer „Death-awareness"-Bewegung gesprochen wird. Walter (1994) fasst diese Entwicklungen allesamt zur These einer „Enttabuisierung des Todes" und einem „revival of death" zusammen, die in seinen Augen einen Paradigmenwechsel vom vormodernen zum modernen bzw. zum postmodernen Tod bewirken.

Die Bezeichnung „postmodern" ist sicherlich etwas problematisch, zum einen, da wesentliche moderne Merkmale des Umgangs mit dem Tod weiterbestehen, zum anderen, da einige zentrale Theoretiker der Postmoderne betonen, dass der Tod auch nach der Moderne erst recht „abgeschafft" oder beseitigt wird. Im Unterschied dazu gibt es gerade in der deutschsprachigen Soziologie Stimmen, die auf einen grundlegenden Bedeutungswandel des Todes hinweisen. So schließen Knoblauch und Soeffner auf der Grundlage einer in den 1990er Jahren durchgeführten Untersuchung

| | Traditioneller Tod | Moderner Tod | Postmoderner Tod |
|---|---|---|---|
| Autorität | Tradition | Professionelle Expertise | Persönliche Wahl |
| Autoritätsfigur | Priester | Arzt | Das Selbst |
| Dominanter Diskurs | Theologie | Medizin | Psychologie |
| Bewältigungsform | Gebet | Stille | Gefühlsausdruck |
| Das Reisende | Seele | Körper | Persönlichkeit |
| Körperlicher Kontext | Leben mit Toten | kontrollierter Tod | Leben mit Sterbenden |
| Sozialer Kontext | Gemeinschaft | Hospital | Familie |

zu Nahtoderfahrungen auf eine Enttabuisierung des Todes (Knoblauch/Schnettler/Soeffner 1999), und Nassehi wechselt von der Verdrängungsthese und konstatiert eine neue „Geschwätzigkeit des Todes" (Nassehi/Saake 2005).

## 3 Tote Körper: Grundlagentheoretische Zugänge

Während der Tod allgemein durchaus häufig Gegenstand der soziologischen Forschung ist, gibt es dagegen nur unsystematische Ansätze zu einer soziologischen Analyse toter Körper. Ein erster Zugang besteht in einer Bestimmung des toten Körpers durch die Negation von Eigenschaften des lebenden Körpers. Analog zur rechtlichen Betrachtung wird der tote Körpers dann als nicht mehr handlungsfähiges Subjekt definiert oder es wird ihm abgesprochen, sich reflexiv sich selbst zuwenden und sich expressiv einsetzen zu können; der tote Körper gilt dann auch nicht mehr als Ausdruck des Selbstverhältnisses einer Person.

Aus anthropologischer Sicht ist der tote Körper das Ergebnis eines sozialen Prozesses, in dem der Status der Person vom Lebenden zum Toten markiert wird. Schon der Durkheim-Schüler Hertz hatte 1928 bemerkt, dass der tote Körper sozusagen rituell verdoppelt wird: Auf die „feuchte" Beerdigung des verwesenden Körpers, der ausgegliedert wurde, folgt die trockene Phase, die den Körper in das Leben nach dem Tod einbettet. Für die Sozialanthropologie handelt es sich dabei um Reinigungsrituale, die deswegen nötig sind, weil der tote Körper in vielen Kulturen zu vielen Zeiten als bedrohlich, schmutzig und gefährlich angesehen wird, wie es etwa in der Idee des Leichengiftes zum Ausdruck kommt.

Ein weiterer Ansatz betrachtet den toten Körper als epistemisches Objekt der Handelnden. So ist für Foucault die Verwandlung in ein epistemisches Objekt die wesentliche Leistung der Moderne, die in der medizinischen Obduktion erstmals systematisch den toten Körper in den „medizinischen Blick" nimmt: „Weil der Tod in die medizinische Erfahrung epistemologisch integriert worden ist, konnte sich die

Krankheit von ihrem Status als Gegen-Natur befreien und sich im lebenden Körper der Individuen verkörpern" (Foucault 1988, S. 207).

Die semiotische Zeichenhaftigkeit des toten Körpers wird beispielsweise von Macho (1987) hervorgehoben, der vom Leichenparadox spricht, welches in der Gleichzeitigkeit von Vertrautheit und Fremdheit besteht. Aus einer stärker wissenssoziologischen Sicht kann der tote Körper dagegen als eine Leistung der gesellschaftlichen Konstruktion angesehen werden. So sieht etwa Lindemann die Todesdefinition, die Todesfeststellung und den praktischen Umgang mit toten Körpern als Teil eines gesellschaftlichen Grenzregimes, also „das Insgesamt der Praktiken, durch die die Grenze zwischen sozialen Personen und anderem gezogen wird" (2009, S. 78). Gesellschaften unterscheiden sich demzufolge danach, wie und wo sie die Grenzen zum Tod (und bei der Geburt auch zum Leben) definieren. Exemplarisch zeigt Lindemann dies in ihren Arbeiten am Umgang mit hirntoten Patienten, die nicht als Handelnde betrachtet werden, sondern Gegenstand von Aushandlungsprozessen sind. Diese Aushandlungsprozesse sind keineswegs nur interaktiv. Vielmehr betont der wissenssoziologische Zugang zum einen die Rolle der gesellschaftlichen Diskurse in der Konstruktion des Todes; so sind bspw. die Kriterien der Todesbestimmung – etwa des Hirntodes – wesentlicher Gegenstand diskursiver Prozesse (Schneider 2005). Zum anderen blickt er auch auf die institutionellen „Dispositive", wie etwa die Technologien der Todesfeststellung.

In einer noch radikaleren Weise vertreten Nassehi und Saake (2005) die These, der Tod sei zunehmend Gegenstand einer gesamtgesellschaftlichen Geschwätzigkeit. Diese Kommunikation geschehe jedoch nicht einheitlich, sondern in unterschiedlichen Kontexten, die sie Kontexturen nennen. Solche Kontexturen sind etwa die Medizin, die seelsorgerliche Betreuung, der Bestattungsdienst usw., also sozusagen die institutionellen Kontexte (oder „Rahmungen"), in denen nicht nur über den Tod kommuniziert wird, sondern der Tod auch erst zu etwas sozial Wirklichem gemacht wird. Der Umgang mit dem Tod ist mit unterschiedlichen Deutungsrahmen verknüpft, die nicht ineinander auflösbar und nicht miteinander kompatibel sind (Kahl et al. 2015). Dies gilt nicht nur für das Sterben, sondern auch für den toten Körper, der sich je nachdem unterscheidet, in welchen Kommunikationszusammenhängen er wie behandelt wird. Dass es *den* Leichnam bzw. *die eine* Bedeutung des Leichnams heutzutage nicht gibt, hängt vor allem mit der zunehmenden Komplexität der gesellschaftlichen Rahmungen zusammen: Zum einen haben wir es heutzutage mit einer Gesellschaft zu tun, in der die sozialen Akteure über sehr viel mehr Wahlmöglichkeiten verfügen, als dies in früheren Gesellschaften der Fall war. Da der tote Körper immer gedeuteter toter Körper ist, macht es dieser Umstand zumindest wahrscheinlicher, dass auch die Deutung des toten Körpers nicht unhinterfragbar vorgegeben ist, sondern durch die Akteure selektiv erfolgt. Es kommt sozusagen zu einer (relativen) Freisetzung der toten Körper durch die (relative) Freisetzung ihrer Bedeutung. Zum anderen gibt es zunehmend mehr Kommunikationszusammenhänge, in denen der tote Körper auftaucht. Musste man in früheren Gesellschaften den toten Körper

bestatten und dabei darauf achten, dass dies ordnungsgemäß vollzogen wird, um sicherzustellen, dass der Verstorbene sicher, gut, richtig und v. a. unwiderruflich im Jenseits ankommt, gibt es heute eine Vielzahl von Institutionen, in denen allein der tote Körper eine Rolle spielt: Menschen können heute in die Situation kommen, dass sie nach Eintritt des Todes eines Angehörigen gefragt werden, ob sie einer klinischen Sektion oder einer Gewebe- und Organentnahme zustimmen. Sie müssen darüber entscheiden, wie und wo, mit welchen Personen und in welchem Rahmen die Bestattung stattfinden soll. Menschen können zu Lebzeiten auch selbst über diese Themen nachdenken und diesbezügliche Entscheidungen treffen – und sie sollen dies auch zunehmend. Sie können aber auch darüber nachdenken, ob sie ihren dereinst toten Körper einer Anatomie zur Verfügung stellen wollen oder ob sie ihn lieber für eine Plastination oder eine Kryonisation anmelden.

## 4 Gesellschaftliche Formen des Umgangs mit dem toten Körper

Um die Spannung zwischen der Verdrängung des Todes als konstitutivem Element der Moderne und der zunehmenden Popularisierung des Todes in der jüngeren Gegenwart anzugehen, liegt es entsprechend nahe, den Tod nicht nur als abstraktes Thema zu behandeln. Denn der tote Körper hat eine durchaus massive Präsenz, bedenkt man, dass in Deutschland Im Jahre 2010 knapp 860 000 Menschen gestorben sind. Die Beschreibung der Sterblichkeitsverhältnisse in Mortalitätsstudien zeigt dabei, dass die Lebenserwartung nicht nur kontinuierlich zunimmt und sich die Todesursachen im Laufe der Zeit verändern, sondern dass es auch bei Toten soziale Unterschiede gibt, etwa zwischen den Geschlechtern oder hinsichtlich ihrer geographischen Herkunft, ihres Familienstandes oder ihres sozioökonomischen Status zu Lebzeiten (Feldmann 1997). Doch während die Mortalität zwar (wenn auch unsystematisch) erfasst wird, hat sich die Forschung über den Umgang mit toten Körper lediglich auf einige Aspekte beschränkt, die hier nur kurz überblickt werden können.

### (a) Bestattung

Eine der ältesten und verbreitetsten Formen des Umgangs mit dem toten Körper ist zweifellos die Bestattung. Vergleicht man die anthropologische Literatur zu Bestattungsriten in (zumeist) nicht-europäischen Gesellschaften, wird offensichtlich, dass es die eine Definition für den Status des Leichnams nicht gibt. Ob dieser zum Beispiel eher als Ding oder eher als Person angesehen wird, ist kulturspezifisch. Allgemein scheint die Vorstellung geteilt zu werden, dass das Ausgangsproblem aller Handlungen am und Umgangsweisen mit dem toten Körper in dessen prekärer Materialität liegt: sein körperlicher Zustand ist eben nicht stabil, sondern durch Verwesung dem mehr oder weniger langsamen Verfall ausgeliefert (vgl. z. B. Macho 1987 oder

Bradbury 1999). In diesem Übergangszustand der körperlichen Verwesung wird das eigentliche Tabu des Todes gesehen.

Heutzutage sind die Bestatter die zentralen Akteure für den Umgang mit toten Körpern; Experten übernehmen die Bestattung der Toten und die Kontrolle über die toten Körper. Wie Bradbury (1999) zeigt, spielt dabei die Konnotation der Unreinheit noch immer eine wichtige Rolle. Auch in der deutschen Literatur zum Bestattungswesen wird nahezu immer von der Unreinheit des toten Körpers ausgegangen. Die Konnotation der Unreinheit wird darüber hinaus im Großteil der Literatur zum modernen Bestattungswesen (mehr oder weniger explizit) als einer der Gründe für die Unsichtbarkeit der Leichen, für die Verschleierung des Todes und die möglichst schnelle Ausgliederung der Toten aus dem Bereich der Lebenden angeführt.

Im Unterschied dazu hat Kahl (2013) zeigen können, dass die Zuschreibung „Unreinheit" für tote Körper keineswegs mehr allgemein gilt. Es gibt Bestatter, die einen bewussten Umgang mit dem toten Körper forcieren und die der Begegnung mit dem toten Körper die Fähigkeit der Vermittlung von Zuversicht, Trost und Hoffnung zuschreiben, wodurch die Begegnung mit dem Toten heilend zur Überwindung der durch den Tod ausgelösten Krise beitrage. Dies geht mit einer neuen Sichtbarkeit des Leichnams und einem anderen Umgang mit toten Körpern einher. Damit einher geht eine Statusänderung des toten Körpers. Der tote Körper ist nicht mehr nur unreiner Abfall, und er ist auch nicht völlig bedeutungslos. Der Leichnam hat durchaus einen Wert – in den Augen der Angehörigen, die Abschied von ihm nehmen, aber auch für die Bestatter. Diese können über einen in diesem Sinne aufgewerteten Leichnam ihren gesamten Tätigkeitsbereich aufwerten. Diese Umwertung des toten Körpers geht einher mit einem dramatischen Wandel der Bestattungsformen (Einäscherung, Urnen, Musealisierung der Friedhöfe), der nicht nur auf einen individualisierten, sondern auch auf einen spezifischeren, den Körper einbeziehenden Umgang schließen lässt.

### (b) Sektion/Obduktion

Neben den Bestattungsritualen, in denen es häufig zu Ästhetisierungen des Leichnams kommt, sind auch andere Praktiken am Leichnam möglich, die dem toten Körper sozusagen noch näher rücken. Dazu zählen die Sektion bzw. die Obduktion, also das Öffnen der Leiche und die Inspektion ihrer inneren Teile, wobei wir zwischen einer klinischen Sektion im Krankenhaus zur Klärung der Todesursache, der forensischen Sektion zu Klärung der rechtlich relevanten Umstände des Todes und der anatomischen Sektion zur Klärung allgemeiner medizinischer Fragen und zur medizinischen Ausbildung unterscheiden. Die Sektion ist nicht nur deswegen von Interesse, weil es sich um eine Praktik handelt, deren Ausbreitung direkt mit der Durchsetzung des modernen medizinischen Systems verbunden ist (Foucault 1988). In der Tat beobachten wir ab Anfang des 19. Jahrhunderts eine sich beschleunigende Insti-

tutionalisierung der klinischen Sektion, die parallel zur Ausdifferenzierung des medizinischen Blicks erfolgt. Mit ihrer zunehmenden rechtlichen Legitimation setzt sie sich tatsächlich so sehr durch, dass sie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zum selbstverständlichen Umgang mit dem Tod in westlichen Gesellschaften wird (Knoblauch 2011). An einem großen Teil der Verstorbenen wird nun die Sektion durchgeführt: In Ländern mit einer Zustimmungslösung betrug die Sektionsquote bis zu 55 % (Schweiz 1950), in Ländern mit einer Widerspruchslösung bis zu 99,5 % (Österreich 1970). War somit die klinische Sektion als ein zentraler Aspekt des modernen Umgangs mit dem Tode etabliert, fällt die jüngere Entwicklung besonders ins Auge: In den USA fiel die Sektionsquote von 41 % im Jahre 1964 auf unter 5 % (1999), in der Schweiz von 55 % im Jahr 1950 auf 25 % im Jahr 1991 und auf 20 % in 2002. In Österreich lag sie im Jahr 1970 bei erstaunlichen 99,5 %, fiel dann aber auf immer noch beträchtliche 33 % (1993). In der einstigen DDR fiel sie von 30 % im Jahr 1979 auf 18 % im Jahr 1987. In Deutschland liegt sie im Jahr 1999 bei 3,1 %, wobei man vermuten darf, dass sie seitdem weiterhin gefallen ist. Wie eine jüngere Untersuchung zeigt (Kahl 2010), geht der Rückgang der klinischen Sektion in den letzten Jahrzehnten jedoch keineswegs auf die Verdrängung des Todes oder der Tabuisierung des toten Körpers durch die Angehörigen bzw. Laien zurück, wie es von Medizinern als Begründung häufig angegeben wird. Vielmehr zeigen sich bei ihnen hohe Zustimmungsraten zur Sektion, die auf eine große Akzeptanz dieser Praxis hinweisen. Stattdessen konnte festgestellt werden, dass vielmehr institutionelle Gründe (z. B. das Fehlen standardisierter Strukturen und die unzureichende Verankerung der Sektion in den Abläufen, die nach Eintreten eines Todesfalles stattfinden oder die fehlende Festschreibung der Sektion als Qualitätssicherungsmechanismus) und Veränderungen innerhalb des medizinischen Feldes (v. a. die fortschreitende Entwicklung bildgebender Verfahren) als erklärende Faktoren für den Rückgang relevant sind. Und auch die forensische Sektion erlebt seit etwa den 1980er Jahren einen institutionellen Rückgang – bei einer gleichzeitig zunehmenden Popularität, die sich in einer massiven Ausweitung ihrer medialen Präsenz und in einer neuen Ästhetik der Darstellung des toten Körpers dokumentiert (Weber 2011). Dieses wachsende Interesse gilt auch für die anatomische Sektion, übersteigt doch das Angebot an ‚Körperspendern' seit Jahren den Bedarf der anatomischen Institute bei weitem. Etwa 80 000 Bundesbürger haben derzeit eine Körperspendevereinbarung mit anatomischen Prosekturen abgeschlossen (Groß/Ziefle 2010, S, 559). Der Rückgang der klinischen Sektion ist also nicht mit einer mangelnden Akzeptanz verbunden; vielmehr scheint der tote Körper eine zunehmende „Popularität" zu genießen Knoblauch (2011). Die Sektion hat ein Legitimitäts- und Statusproblem – allerdings nicht in der breiten Öffentlichkeit, sondern medizinintern und dies sowohl hinsichtlich ihrer Funktion als auch ihres Stellenwertes (Kahl 2010).

### (c) Hirntod und Organtransplantation

Als weitere medizinische Praxis im Umgang mit dem toten Körper, die soziologisch erforscht wurde, können Hirntod und Organtransplantation genannt werden, die ja durchaus zusammen hängen. In der Transplantationsmedizin wird zu Heilungszwecken organisches Material verpflanzt, zumeist von einem menschlichen Körper in einen anderen und zumeist von einem hirntoten in einen lebenden Körper. Die Organtransplantation ist dabei die sicherlich prominenteste Praxis; übertragen werden aber auch Zellen, Gewebe oder Körperteile wie z. B. Hände, Arme oder mittlerweile auch Gesichter.

Die Organtransplantation stößt zwar seit langem auf eine generelle wachsende Zustimmung (vgl. hierzu Kahl et. al. 2015): So stimmten 1973 bei einer Umfrage zur Bereitschaft zur Organentnahme zwecks Transplantation 49 % der Befragten mit „ja" und 1976 waren es schon 72 %. Im Jahr 2012 gaben laut Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 70 % der Befragten an, grundsätzlich damit einverstanden zu sein, sich Organe und Gewebe entnehmen zu lassen. Die Zahl erhöht sich noch einmal, wenn gefragt wird, ob man selbst ein gespendetes Organ annehmen würde, und zwar auf 85 %. So deutlich also die Organentnahme bzw. Organannahme akzeptiert ist, so stark bleibt doch die faktische Bereitschaft zur Organspende hinter der bloßen Einstellung zurück. Dies lässt sich relativ klar an der Frage beobachten, wie viele Menschen einen Organspendeausweis ausgefüllt haben. Im Jahr 2012 sind das lediglich 22 % der Befragten; und auch von denjenigen, die die Organentnahme akzeptieren, sind es lediglich 27 %. Während die allgemeine Akzeptanz also hoch ist, stagniert die Zahl der Organspendeausweise auf einem im Vergleich dazu niedrigen Niveau oder nimmt sogar ab. Während 2010 noch 25 % der Befragten angaben, einen Organspendeausweis zu besitzen, waren es 2012, wie gesagt, nur noch 22 % der Befragten. Auch die vermehrten Werbekampagnen und verschiedene strukturelle Änderungen im Transplantationssystem scheinen an diesem Verhältnis wenig zu ändern. Trotz erhöhter Spendermeldungen nahm beispielsweise die Zahl der Organübertragungen nach Inkrafttreten des ersten Transplantationsgesetzes im ersten Jahr nur um 2,1 % (von 3839 in 1997 auf 3918 in 1998) zu; die Zahl der Organspender hat tendenziell sogar nachgelassen. Inwiefern die Spendebereitschaft und die Zahl der Organspendeausweisbesitzer im Zuge der 2012 eingeführten Informationslösung und den damit einhergehenden kontinuierlichen Aufforderungen zum Ausfüllen eines Organspendeausweises durch die Krankenkassen zu einer Erhöhung des Sendeaufkommens führen wird, bleibt abzuwarten. Momentan haben wir es noch immer mit einer massiven Diskrepanz zwischen der Akzeptanz und der faktischen Bereitschaft zu tun. Allerdings gibt es hinsichtlich der Bereitschaft zur Organspende durchaus bedeutende Unterschiede. So unterscheidet sich diese je nachdem, ob die Betroffenen zustimmen müssen oder ob sie gegen eine obligatorische Spende Widerspruch einlegen müssen. Darüber hinaus gibt es auch deutliche kulturelle Unterschiede zwischen westlichen und nichtwestlichen Gesellschaften. Dabei spielen kulturelle Deutungsmuster des to-

ten Körpers eine Rolle, der in einigen Gesellschaften (z. B. Japan) durchaus auch als sozial relevant behandelt werden kann.

Für den Umgang mit dem toten Körper im Kontext der Organtransplantation sind in westlichen Gesellschaften Vorstellungen prägend, die mit den Handlungsformen des Tausches und der Gabe verbunden sind. So hat Motakef (2011) in ihrer Untersuchung der Organtransplantation gezeigt, dass und wie die Organtransplantation als eine Art Gabe (im Sinne von Marcel Mauss) diskursiv hergestellt und verstanden wird, wobei dieses Geben im öffentlichen Diskurs als eine nahezu ausschließlich moralisch als gut bewertete und wünschenswerte Handlung angesehen wird. Die „Spende" wird mit einem Sinngehalt angefüllt, der ein Reziprozitätsprinzip enthält: Man (d. h. die Betroffenen und/oder die Angehörigen) gibt nicht nur ein Organ, sondern erhält dafür eine wenigstens symbolische Erstattung. Dies kommt auch in Umfragen zum Ausdruck (vgl. Kahl et. al. 2015 mit Bezug auf Befragungen der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung): Diejenigen die der Organspende positiv gegenüberstehen, sehen ihren Sinn vor allem in der Hilfe für den Nächsten (93 %) und 89 % wären selbst auch froh, ein Organ zu erhalten, wenn sie eines brauchen würden. Noch 51 % sind der Meinung, dass ihr Tod durch die Organspende einen Sinn erhält. Typisch für die relativ stark entchristlichte bundesdeutsche Gesellschaft ist, dass nur 23 % diese Spende mit der Nächstenliebe in Verbindung bringen. Dieses Gabenprinzip ist durchaus auf Wechselseitigkeit angelegt: 85 % aller Befragten könnten sich vorstellen, ein Organ anzunehmen – bei den Spendebereiten sind es gar 88 %. Schneider (2005) spricht diesbezüglich von der „Neu-Ordnung des Todes": wurden tote Körper in der „modernen Ordnung des Todes" noch ausgegrenzt, werden sie nun durch die Transplantationsmedizin in die Gesellschaft reintegriert. Gleichzeitig werde der Tod im Organspendediskurs mit neuen Sinngewissheiten ausgestattet, denn impliziert wird, dass ein Tod, der mit einer Organspende einhergeht, eben kein sinnloser sondern ein sinnvoller, weil der Leidensminderung Anderer dienender Tod ist. Eine solche Ordnung des Todes laufe im Kern auf eine ‚Wieder-Vergemeinschaftung' des Sterbenden (bzw. des Toten) infolge solcher ‚Re-Moralisierung' des Todes hinaus.

Die Entwicklung der Transplantationsmedizin verweist insgesamt auf einen Funktionswandel des Leichnams im Kontext des Medizinsystems. Wurde der medizintechnische Fortschritt (vor allem im Bereich der bildgebenden Verfahren) als eine der Ursachen für den Rückgang der klinischen Sektion identifiziert (Knoblauch 2011), so ist dies für den Bereich der Transplantationsmedizin genau umgekehrt: hier ist der medizintechnische Fortschritt (die Transplantationspraxis selbst, aber z. B. auch ganz wesentlich die Fortschritte in der Immunsuppression) die Voraussetzung für die Etablierung dieser medizinischen Praxis, von der Gehring als „‚Verrohstofflichung' des Menschenkörpers" spricht. Darunter versteht sie, „dass die Medizin auch zwischen den Körpern Verbindungen stiftet. Dass sie also nicht nur eindringt, sondern Körpergrenzen bewußt überbrückt mit dem Effekt, dass lebende Menschen-Körper bzw. Menschen-Stoffe gleichsam zirkulieren und füreinander zur Ressource werden" (Gehring 2003, S. 30).

Eine wesentliche Voraussetzung dieser Entwicklung ist die Einführung des Hirntodkriteriums. Mit diesem Kriterium wurde der Tod und damit der tote Körper gesellschaftlich neu definiert, eine Definition, die sich seit 1960er Jahren von den USA ausgehend durchgesetzt hat und seit 1997 in der Bundesrepublik gesetzlich geregelt ist. Lindemann (2001) zeigt in ihrer Rekonstruktion des Prozesses der Hirntoddiagnostik, mit Hilfe derer der Hirntod in der medizinischen Praxis festgestellt wird, dass die Feststellung des (Hirn-)Todeszeitpunkts äußerst variabel ausfallen kann. Bei Lindemann wird der Tod entsprechend als „soziale Institution" (2001, S. 326) bzw. als „sozio-physischer Sachverhalt" bezeichnet, denn „die Deutung der physischen Erscheinungsform eines Körpers" als tot oder lebendig hänge von organisationalen, technischen oder personalen Ressourcen ab. Auch andere ForscherInnnen, die sich mit dem Thema Organtransplantation beschäftigen, betonen deshalb mit Rückgriff auf die Leib/Körper-Unterscheidung die Ambivalenz des hirntoten Körpers. Manzei (2003) sieht die Ambivalenz zwischen dem Hirntodkonzept und der lebendigen Erscheinung eines hirntoten Patienten als konstitutiv für die Transplantationsmedizin an, denn die Transplantationsmedizin sei „auf Formen des Lebendigen als Bedingung ihrer Möglichkeit" angewiesen (2003, S. 220). Im Hirntodkonzept werde „die Grenze zwischen Leben und Tod zu einem Zeitpunkt angesetzt, an dem der ‚Organtod' noch nicht eingetreten ist. Denn kalte, ‚tote' Organe einer Leiche können nicht mehr verpflanzt werden. (…) Der Tod besitzt damit ein Moment, das der medizinisch-sozialen Verfügung über lebendige Organe selbst wiederum ihre Grenze setzt" (ebd.).

### (d) Plastination und Kryonisation

Während die Mumifizierung eine alte Kulturtechnik der Körperkonservierung ist, die soziologisch jedoch bislang wenig erforscht ist, haben sich in der jüngeren Zeit neue Formen des konservierenden Umgangs mit dem menschlichen Leichnam herausgebildet. Dazu gehört zum einen die Plastination, die durch Gunther von Hagens und seine „Körperwelten"-Ausstellungen prominent geworden ist. Soziologisch hervorzuheben ist hierbei weniger die technische Bearbeitung des Leichnams; beachtenswert ist vor allem die damit einhergehende Ästhetisierung des Leichnams, die so weit geht, das plastinierte Körper zu Objekten hochgradig populärer Ausstellungen geworden sind, die weltweit gezeigt werden. Diese Ausstellungen sind vereinzelt soziologisch untersucht worden, doch bleibt die Frage offen, wie die große Bereitschaft von Menschen zu deuten ist, die ihre Körper für die Plastination zur Verfügung stellen. Groß (2011) vermutet, dass es sich bei der Plastination um eine „neue Form postmortaler Existenz" oder um die „‚Auferstehung' des befleischten Leibes" handelt. Während von Hagens die Plastination als eine „Demokratisierung der Anatomie" deutet, kann sie nach Groß als eine „technische Theologie" oder als „Wiederauferstehung für jeden" interpretiert werden.

Während bei der Platination die populäre Ästhetisierung des toten Körpers zu dominieren scheint, ist die Kryonik stärker mit technizistisch-utopischen Vorstellungen verbunden, die auf die tatsächliche Wiederbelebung des toten Körpers abzielen, der nach Eintritt des Todes nicht nur weiterwirken, sondern potentiell wieder leben soll. Die Körper werden nach der medizinischen Feststellung des Todes kältekonserviert mit dem Ziel, sie zu einem späteren Zeitpunkt wieder ins Leben zurückzuführen, wenn die entsprechenden technischen Möglichkeiten dafür gegeben sein werden. Die Kryonik verbindet damit eine besondere Vorstellung des toten Körpers, der nicht als Leiche angesehen wird, sondern als „suspendierter Kryopatient", der vorübergehend „deanimiert" wurde. Da die dafür erforderlichen medizinischen und technischen Voraussetzungen noch nicht gegeben sind und weil die Kryokonservierung mit sehr hohen Kosten und rechtlichen Unsicherheiten verbunden ist, handelt es sich empirisch hierbei lediglich um sehr wenige Fälle. Obwohl die erste kryonische Suspension 1967 durchgeführt wurde, sind zur Zeit nur knapp 200 Kryopatienten „suspendiert" (Groß 2011).

## 5 Schluss: der transmortale Körper

Während sich die Erforschung des Körpers in der Soziologie und den Kulturwissenschaften eines wachsenden Interesses erfreut, bleibt das Interesse am toten Körper begrenzt. Sieht man vom durchgängigen Interesse an religiösen und weltanschaulichen Aspekten der „Postmortalität" und dem wachsenden Interesse am Sterben (das meist den Tod oder gar den toten Körper ausspart) ab, so hat es zwar in den letzten Jahren einige Forschungsinitiativen, Workshops und Tagungen gegeben (besonders hervorzuheben ist hier der Schweizer NFP-Forschungsverbund „Lebensende"), doch haben sich bislang nur kleinere Netzwerke gebildet, so dass die Forschung weitgehend vereinzelt und damit unsystematisch betrieben wird und von der Ausbildung einer Thanatosoziologie bestenfalls in Ansätzen gesprochen werden kann (Knoblauch/Zingerle 2005). Deswegen kann man dem Forschungsstand mit den wenigen Verweisen, die in einem Handbuch möglich sind, kaum gerecht werden.

Dieser unbefriedigende Stand der Forschung zum Tod und zum toten Körper ist nicht nur deswegen überraschend, weil sich die Öffentlichkeit, die Medien und die Kunst in einem zunehmenden Maße dieses Phänomens annehmen, wie schon mit dem Hinweis auf den „populären Tod" angeschnitten wurde. Dies ist auch deswegen bemerkenswert, weil, wie ebenso angedeutet, eine Reihe von Entwicklungen auf eine grundlegende Veränderung des Todes und der Vorstellung des toten Körpers hinweisen. Dieser grundlegende Wandel kann mit dem Begriff der Transmortalität gefasst werden. Der Begriff weist auf eine Reihe neuerer Formen des Umgangs mit dem toten Körper hin, wie etwa die Spende und Transplantation von Organen Hirntoter, den Umgang mit Gewebeteilen Verstorbener, die Plastination und die Kryonisation. Im Unterschied zu dem, was „Postmortalität" genannt wird, also die Kommunika-

tion mit Toten und die damit verbundenen Jenseitsvorstellungen, ist dieser Begriff mit der Etablierung des Hirntodkriteriums verbunden, der eine entscheidende Zäsur darstellt und den Tod sowohl juristisch wie auch medizinisch neu bestimmt. Durch den Hirntod wird ein „Zwischenbereich" eröffnet, den Kahl, Knoblauch und Weber (2015) Transmortalität nennen. Transmortalität bezeichnet die durch medizinisch-technische Praktiken erzeugten Möglichkeiten, mit dem als nicht mehr lebendig beurteilten (aber auch nicht als so „tot" wie der Leichnam der Sektion behandelten) menschlichen Körper und seinen Teilen umzugehen, die ihrerseits nicht mehr problemlos unter die einfache Opposition tot/lebendig gefasst werden können und daher weitere begriffliche Differenzierungen erzwingen. Die Beschäftigung mit dem Phänomen Transmortalität hat jedoch weniger die Grenze selbst und ihre Legitimität zum Thema, sondern befasst sich vielmehr mit deren Überschreitung und den verschiedenen Möglichkeiten, die sich jenseits der Grenze des offiziell und nach jeweils anerkannten Kriterien bestimmten Todes für den Umgang mit dem Körper in der gesellschaftlichen Praxis ergeben. Dabei sind insbesondere jene Formen, mit dem toten Körper umzugehen, von Bedeutung, in denen er als ganzer oder in Teilen weiter „lebt" (z. B. ein transplantiertes funktionstüchtiges Organ oder Gesicht), materiell fortbesteht (z. B. eine plastinierte Leiche) oder zumindest weiter wirkt (z. B. verwendetes Leichengewebe).

Phänomene der Transmortalität lassen sich keineswegs nur im institutionellen Zusammenhang nachweisen. Vielmehr dringt das Wissen um transmortale Praktiken auch in das Bewusstsein der Gesellschaftsmitglieder außerhalb der institutionellen Systeme. Die Fortexistenz des eigenen Körpers über den eigentlichen Tod hinaus wird damit auch zu einem Handlungsprojekt, das unter dem Titel des „Weiterwirkens" gefasst werden kann, wie es etwa in der „Gabe" von Geweben, der Organspende oder der artifiziellen Erhaltung des eigenen toten Körpers als Plastinat zum Ausdruck kommen kann.

## Literatur

Bradbury, Mary (1999). *Representations of Death. A Social Psychological Perspective.* New York: Routledge.

Feldmann, Klaus (1997). *Sterben und Tod. Sozialwissenschaftliche Theorien und Forschungsergebnisse.* Opladen: Leske und Budrich.

Foucault, Michel (1988). *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks.* Frankfurt am Main: Fischer.

Gehring, Petra (2003): Verrohstofflichung des Menschenkörpers – divergierende Auffassungen von der Aufgabe der praktischen Philosophie. *Berliner Debatte Initial,* Bd. 14, Heft 4/5, 30–37.

Groß, Dominik & Ziefle, Martina (2010). Im Dienst der Unsterblichkeit? Der eigene Leichnam als technische Ressource. In: Dominik Groß & Jasmin Grande (Hrsg.), *Ob-*

*jekt Leiche: Technisierung, Ökonomisierung und Inszenierung toter Körper (= Todesbilder, 1)* (S. 545–582). Frankfurt a. M.: Campus..

**Groß, Dominik (Hrsg.). (2011). *Who wants to live forever? Postmoderne Formen des Weiterwirkens nach dem Tod.* Frankfurt a. M.: Campus.**

Kahl, Antje (2010). Der Niedergang der klinischen Sektion: Dysfunktionalität der Praxis statt Tabuisierung des toten Körpers. In: *Sociologia Internationalis, 48. Band,* 247–272.

**Kahl, Antje (2013). „Our Dead are the Ultimate Teachers of Life". The Corpse as an Intermediator of Transcendence: Spirituality in the German Funeral Market. In: *Fieldwork in Religion: Dead in the Field: Utilizing Fieldwork to Explore the Historical Interpreting of Death-Related Activity, and the Emotional Coping with Death,* Vol. 8.2, 223–240.**

Kahl, Antje, Knoblauch, Hubert & Weber, Tina (2015). Einführung: Transmortalität, in: Dies: (Hrsg.), *Transmortalität.* Weinheim und Basel: Juventa (in Vorbereitung).

Knoblauch, Hubert, Schnettler, Bernt & Soeffner, Hans-Georg (1999). Die Sinnprovinz des Jenseits und die Kultivierung des Todes. In: Knoblauch, Hubert & Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.), *Todesnähe. Interdisziplinäre Beiträge zu einem außergewöhnlichen Phänomen.* Konstanz: Universitätsverlag, 271–292.

**Knoblauch, Hubert (2011): Der populäre Tod? Obduktion, Postmoderne und die Verdrängung des Todes. In: Dominik Groß, Brigitte Tag & Christoph Schweikardt (Hrsg.), *Who Wants to Live Forever. Postmoderne Formen des Weiterwirkens nach dem Tod* (S. 27–54) Frankfurt am Main: Campus.**

Knoblauch, Hubert & Zingerle, Arnold (Hrsg.). (2005). *Thanatosoziologie.* Berlin: Duncker & Humblot.

Lindemann, Gesa (2001). Die Interpretation „hirntot". In: Schlich, Thomas & Wiesemann, Claudia (Hrsg.), *Hirntod. Zur Kulturgeschichte der Todesfeststellung.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lindemann, Gesa (2009). *Das Soziale von seinen Grenzen her denken.* Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Macho, Thomas (1987). *Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Manzei, Alexandra (2003). *Körper – Technik – Grenzen. Kritische Anthropologie am Beispiel der Transplantationsmedizin.* Münster/Hamburg/London: LIT.

**Motakef, Mona (2011). *Körper Gabe. Ambivalente Ökonomien der Organspende.* Bielefeld: transcript.**

Nassehi, Armin & Saake, Irmhild (2005). Kontexturen des Todes. In: Knoblauch, Hubert & Zingerle, Arnold (Hrsg.), *Thanatosoziologie* (S. 31–54). Berlin: Duncker & Humblot.

Schneider, Werner (2005). Zur diskursiven Ordnung des Lebensendes. In: Knoblauch, Hubert & Zingerle, Arnold (Hrsg.), *Thanatosoziologie. Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens* (S. 55–79). Berlin: Duncker & Humblot.

Walter, Tony (1994). *The Revival of Death.* London:Routledge.

**Weber, Tina (2011). *Drop Dead Gorgeous. Representations of Corpses in American TV Shows.* Frankfurt am Main: Campus.**

# Methodische Zugänge

# Leib und Körper als Erkenntnissubjekte

Robert Gugutzer

Die soziologische Beschäftigung mit dem Körper hat bei allen thematischen, theoretischen und methodischen Unterschieden eine grundlegende Gemeinsamkeit: Sie behandelt den oder die Körper als *Gegenstand* soziologischer Untersuchung, um etwas *über* Körper zu erfahren. Verglichen mit dieser Fokussierung auf den Körper als Forschungsobjekt ist die Auseinandersetzung mit dem Körper als *Subjekt* soziologischen Forschens ausgesprochen randständig. Angesichts des programmatischen Anspruchs der Körpersoziologie, den Körper als konstitutive Bedingung sozialen Handelns und sozialer Ordnung in der Soziologie zu etablieren (vgl. das Vorwort in diesem Band), kann das durchaus überraschen. Entsprechend dieses Anspruchs wäre doch zu erwarten, dass die Körpersoziologie ihre Programmatik selbstreflexiv auf das eigene Tun anwendet und zeigt, welche Rolle die Körperlichkeit der Soziologin und des Soziologen für deren wissenschaftliches Handeln und die Produktion soziologischer Forschungsergebnisse spielt. Nahe liegend wäre es mit anderen Worten, dass die Körpersoziologie gezielt der Frage nachgeht, wie *mittels* des forschenden Körpers soziologische Erkenntnisse hervorgebracht werden.

Dass die Körpersoziologie diese Frage im Großen und Ganzen kaum behandelt, dürfte damit zu tun haben, dass auch in der Soziologie das traditionelle Wissenschaftsbild vorherrscht, wissenschaftliche Erkenntnis sei das Ergebnis einer bloßen Verstandesleistung und habe mit leiblichen Regungen, Gefühlen, Stimmungen, körperlichen Performanzen etc. nichts zu tun. Damit verbunden ist die ebenso traditionelle Auffassung, in der wissenschaftlichen Arbeit sei zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt zu trennen, womit einhergeht, die Subjektivität der Forscherin und des Forschers aus dem Erkenntnisprozess auszuklammern und alle Aufmerksamkeit auf das zu erkennende Objekt zu richten. De facto folgt die Körpersoziologie mehrheitlich dieser Idee und richtet den Fokus daher typischerweise auf das Erkenntnisobjekt, deutlich seltener auf die Interaktion zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt und am wenigsten auf das erkennende Subjekt. Und selbst dort, wo „Subjektivität und Selbstreflexivität" im Forschungsprozess thematisiert werden (vgl. dazu z. B. die beiden Schwerpunktausgaben der Online-Zeitschrift Forum Qualitati-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_27

ve Sozialforschung 3/2002 und 2/2003), findet sich selten eine explizite Auseinandersetzung mit der körperlich-leiblichen Dimension von Subjektivität.

In Anbetracht dieser Forschungslage ist es das Ziel des vorliegenden Beitrags, den programmatischen Anspruch der Körpersoziologie zumindest so weit in die Tat umzusetzen, dass deutlich wird, in welcher Hinsicht *in der Subjektivität des Leiblichen und Körperlichen ein bedeutendes Erkenntnispotenzial* liegt. In den Worten von Loïc Wacquant geht es darum, den „Wert einer leiblichen Soziologie" kenntlich zu machen, einer Soziologie, „die sich nicht allein *auf* den Körper im Sinne eines Objekts *bezieht,* sondern vom Körper aus als Untersuchungsinstrument und Vektor der Erkenntnis *ausgeht*" (Wacquant 2003, S. 270; Herv. im Orig.).

In der Soziologie finden sich vor allem ethnografische und phänomenologische Begründungen eines solchermaßen „epistemologischen Korporalismus" (Gugutzer 2006, S. 35 ff.). Exemplarisch für die *Ethnografie* wird im Folgenden Wacquants „carnal sociology" kurz vorgestellt, da diese gegenwärtig einen der einflussreichsten soziologischen Ansätze einer verkörperten Epistemologie darstellt (1.). Im Weiteren stehen dann *phänomenologische* Ansätze im Mittelpunkt, weil es deren begriffliche Unterscheidungen von *Leib und Körper* sowie *Quelle und Instrument* der Erkenntnis ermöglichen, konkret herauszuarbeiten, wie die Verkörperung – im Sinne einer Dualität von Leib und Körper (vgl. Gugutzer 2012, S. 42 ff.) – des forschenden Subjekts an der Generierung soziologischen Wissens beteiligt ist. Hierfür werden zunächst die allgemeinen erkenntnisrelevanten leibnahen Strukturmerkmale der wissenschaftlichen Forschungssituation beschrieben (2.). Anschließend wird erläutert, in welcher Hinsicht der Leib als Erkenntnisquelle (3.) und der Körper bzw. die körperlich-leibliche Kommunikation als Erkenntnisinstrument fungieren (4.). Der Beitrag endet mit einigen Überlegungen zu den Problemen und Herausforderungen der methodischen Umsetzung eines epistemologischen Korporalismus (5.)

## 1 *Doing sociology* mit „Fleisch und Blut"

Die Frage nach dem Erkenntnispotenzial des Körpers wird in der Soziologie allen voran in ethnografischen und praxeografischen (vgl. Schmidt 2011, S. 49) Ansätzen gestellt. Einen wichtigen Ausgangspunkt für diese stellt die praxeologische Erkenntnistheorie Pierre Bourdieus dar (vgl. dazu Gugutzer 2006, S. 36 ff.). Nach Bourdieu existiert neben der „theoretischen" Erkenntnis der Wissenschaft eine „praktische" Form der Erkenntnis, die vor allem außerhalb der „scholastischen Welten" (Bourdieu 2001, S. 184) bedeutsam sei, etwa im Sport, Tanz oder der Musik. In solchen sozialen Feldern erfolgt Handeln typischerweise unter Zeitdruck, was zur Folge hat, dass die Logik alltäglicher Praxis keinen zeitaufwändigen Reflexionsprozess erlaubt, stattdessen spontanes, intuitives, improvisiertes oder kreatives Handeln verlangt. Aus diesem Grund ist die *praktische Erkenntnis* primär eine *körperliche* Form der Erkenntnis. Oder wie Bourdieu sagt: Die „körperliche Erkenntnis" ermöglicht ein „praktisches

Erfassen der Welt" (Bourdieu 2001, S. 174). Körperliche Erkenntnis bezeichnet Bourdieu auch als ein „Verstehen mittels des Körpers" (Bourdieu 1992, S. 205), das durch die Einverleibung sozialer Strukturen und den Erwerb eines feldspezifischen Habitus möglich werde.

Während Bourdieu die Relevanz körperlicher Erkenntnis für soziale Handlungsfelder außerhalb der Wissenschaft reserviert, betont sein Schüler Wacquant, dass diese Erkenntnisform ebenso innerhalb des akademischen Universums bedeutsam sei. Wacquant macht deutlich, dass auch die professionelle Praxis des *doing sociology* (Gugutzer 2006, S. 38 ff.) eine dezidiert körperlich-leibliche Praxis ist: Die sozialen Akteure der Wissenschaft produzieren im *Medium* ihrer Verkörperung soziologische Erkenntnisse. In diesem Sinne plädiert Wacquant „for a sociology of flesh and blood", mit der er zugleich einige Grundprobleme der Soziologie zu lösen versucht. Dazu gehören wesentlich die „problematischen Vorstellungen vom (dualistischen) handelnden Subjekt, von (äußerlicher) Struktur und (mentalistischem) Wissen" (Wacquant 2015, S. 70). Wacquants „carnal sociology" umgeht diese Probleme, indem sie den sozialen Akteur als eine „sinnliche, leidende, kunstfertige, sedimentierte und situierte körperliche Kreatur" auffasst, die sowohl das ‚Ergebnis' sozialer Handlungen als auch der Gestalter sozialer Ordnung ist. Daher erhält hier das verkörperte praktische Wissen – der Habitus – eine Vorrangstellung hinsichtlich der Konstruktion sozialer Wirklichkeit.

Für die soziologische Rekonstruktion des „inkarnierten Handlungswissens" (ebd., S. 72) sozialer Akteure ist Wacquant zufolge die „enaktive Ethnografie" (ebd., S. 74) der methodische Königsweg. Hierbei handelt es sich um eine „umfassende Feldforschung, in deren Zuge die [sic] Forscher das zu untersuchende Phänomen (bzw. einige Elemente davon) selbst durchlebt, Schicht für Schicht dessen unsichtbare Eigenschaften freilegt und die hier wirkenden Mechanismen untersucht" (ebd.). Die enaktive Ethnografie ist mit anderen Worten eine Forschungsmethode, die zu soziologischen Erkenntnissen gelangt, indem die Forscherin mit Haut und Haar in das Forschungsfeld involviert ist, mit Fleisch und Blut das sie interessierende wissenschaftliche Phänomen erlebt, spürt, in sich aufsaugt und bearbeitet; dafür bedarf es allerdings eines gewissen Maßes an „Mut und Ausdauer" (ebd., S. 75). Wacquants Arbeit zum Erwerb eines boxerischen Habitus kann als hierfür paradigmatische Studie gesehen werden (Wachquant 2003; s. u.), da sie sehr genau nachzeichnet, wie der Forscherkörper methodisch als „intelligentes Instrument der praktischen Wissensproduktion" (ebd., S. 76) genutzt werden kann.

Wacquants karnale Soziologie macht ernst mit einer körperbasierten Epistemologie, wirft jedoch die Frage auf, inwiefern ihre methodologischen Prinzipien auch für andere Methoden als der (enaktiven) Ethnografie – einschließlich standardisierter Forschungsmethoden – gelten wie auch für eine nicht-empirische, rein theoretische (‚Schreibtisch'-)Soziologie. In terminologischer Hinsicht ist außerdem zu fragen, wie hilfreich eigentlich die Metapher einer „Soziologie von Fleisch und Blut" ist. Dass Fleisch („die sichtbare Oberfläche des lebendigen Körpers") und Blut (der „in-

nere[] Kreislauf des Lebens [..], das in den Tiefen des Körpers pulsiert"; ebd., S. 74) einen analytisch höheren Wert besitzen sollen als die phänomenologische Differenzierung zwischen Körper und Leib (vgl. dazu Lindemann in Bd. 1), darf bezweifelt werden.

## 2 Phänomenologie der Forschungssituation

Die genannten Kritikpunkte lassen sich mit einem phänomenologisch begründeten epistemologischen Korporalismus vermeiden, da dieser *jede* Art wissenschaftlichen Forschens als grundsätzlich verkörperte Tätigkeit in den Blick nimmt. Ausgangspunkt dafür ist ein spezifisch phänomenologisches Verständnis der *Situation „Forschen":* Im Sinne der Neuen Phänomenologie (Schmitz 1990) lässt sich wissenschaftliches Forschen als eine Situation beschreiben, die Strukturmerkmale aufweist, welche unweigerlich die Leiblichkeit und Körperlichkeit wissenschaftlichen Handelns und Erkennen betreffen.

Jedes wissenschaftliche Arbeiten findet in einer Situation statt. Ob zu Hause am Schreibtisch, im Büro unter Kollegen, bei einem Interview, im empirischen Feld oder auf einer Fachtagung, immer ist das Forschungshandeln eingebettet in eine Situation. Gemeinsam ist den verschiedenen Forschungssituationen eine allgemeine Struktur, die sich mit Hermann Schmitz (1990, S. 65) wie folgt beschreiben lässt: Forschen als *Situation* ist eine „chaotisch-mannigfaltige Ganzheit", zu der „Sachverhalte", „Programme" und zumeist auch „Probleme" gehören (ebd., S. 66). Wer etwa an einem Artikel für ein Handbuch schreibt und sich dafür in sein Zimmer zurückzieht, hat mit dem *Sachverhalt* Artikelschreiben zu tun, folgt dabei *Programmen* wie den inhaltlichen Erwartungen und formalen Vorgaben der Herausgeber, wissenschaftlichen Gütekriterien, dem persönlichen Wunsch nach Anerkennung etc., und ist gegebenenfalls mit *Problemen* wie der Schwierigkeit, eine schlüssige Argumentation zu entwickeln, oder dem Lärm aus der Nachbarwohnung konfrontiert. Die Forschungssituation ist dabei *chaotisch-mannigfaltig* in dem Sinne, dass ihre einzelnen Elemente (Personen, Computer, Bücher, Raumklima, Zeitdruck, Gefühlslage, Wissenslücken etc.) in keiner festen Form miteinander verwoben sind, diese gleichwohl eine nach außen abgegrenzte Ganzheit darstellt, aufgrund derer das Arbeiten in der Wohnung sich beispielsweise von jenem im Büro und erst recht von Gartenarbeit unterscheidet. All das gilt prinzipiell auch für „aktuelle gemeinsame Situationen" (ebd., S. 76 ff.), in denen mehrere Personen gleichzeitig anwesend sind und miteinander kommunizieren und interagieren.

Wissenschaftliches Forschen als eine Situation in dem genannten Sinne ist außerdem ein Geschehen *voller leiblich-affektiver Momente* – und zwar nicht erst dann, wenn Probleme auftreten, aufgrund derer man sich ärgert oder deren Lösung enorm anstrengend ist. Zwei leiblich-affektive Merkmale charakterisieren die Forschungssituation grundsätzlich.

Zum einen zeichnet sich eine Forschungssituation durch eine Vielzahl und Vielfalt an *Eindrücken* aus, und Eindrücke werden vom Forschungssubjekt leiblich wahrgenommen. Wissenschaftliches Arbeiten ist geprägt durch „impressive Situationen" (ebd., S. 53), die umso erkenntnisrelevanter sind, je ein*drück*licher, je eindrucks*voll*er sie sind. Der unklare, verwirrende oder überraschende Eindruck einer Interviewsituation etwa drängt sich dem Forscher auf, geht ihm nahe, berührt oder erschreckt ihn und ist daher nicht nur persönlich bedeutsam, sondern gleichermaßen für den Forschungsprozess wichtig. Dasselbe gilt für den chaotischen Eindruck, den die Ethnografin in dem ihr fremden Feld hat, vor allem, wenn sie sich dort das erste Mal aufhält: Diese Situation ist für sie im wörtlichen, das heißt leiblichen Sinne eindrucksvoll, eben weil sie unvertraut, unüberschaubar, diffus ist. Eine der Hauptaufgaben der Ethnografin besteht deshalb darin, das sie ergreifende situative Chaos zu ordnen.

Zum Zweiten sind Forschungssituationen wie nahezu alle Situationen „*gefühlshafte Atmosphären,* die leiblich mehr oder weniger ergreifen (können) und soziales Handeln beeinflussen (können)" (Gugutzer 2012, S. 74 f.; Herv. im Orig.). Die konzentrierte Arbeitsatmosphäre zu Hause, die lockere und lebendige Atmosphäre in einer Arbeitsgruppe, die angespannte Stimmung in der Abteilung, die hitzige oder aggressive Atmosphäre in einer Diskussion – solche und andere Atmosphären werden das wissenschaftliche Arbeiten jedenfalls dann beeinflussen, wenn sie leiblich-affektiv nahe gehen und nicht nur nüchtern-registrierend zur Kenntnis genommen werden. Man denke an die Vorliebe nicht weniger Wissenschaftler, in der dichten Stille einer nächtlichen Umgebung zu arbeiten, die damit zu tun hat, dass sie diese Atmosphäre der Ruhe und Dunkelheit als konzentrations- und kreativitätsförderlich empfinden.

Hält man sich nur diese beiden allgemeinen leiblich-affektiven Merkmale der Forschungssituation vor Augen, ist offenkundig, dass Leib und Körper unmittelbar an der Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse beteiligt sind. Berücksichtigt man außerdem noch all die vermeintlich banalen leiblich-körperlichen Begleiterscheinungen des *doing sociology* wie Reden, Zuhören und Schreiben, Antipathie und Sympathie, Unsicherheit, Angst, Freude oder Lust, Müdigkeit, Hunger, Rückenschmerzen, Augenbrennen etc. (vgl. Gugutzer 2015, S. 140 ff.), wird erst recht ersichtlich, dass die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion eine verkörperte Tätigkeit ist. Weil das leiblich-affektive Sich-Befinden des Forschungssubjekts in der Forschungssituation in jedem Fall auf irgendeine Weise Einfluss nimmt auf den Erkenntnisprozess, impliziert eine verkörperte Epistemologie notwendig einen methodologischen Situationismus.

## 3 Der Forscherleib als Erkenntnisquelle

Der Blick auf das verkörperte Forschungssubjekt korrigiert den auch in der Körpersoziologie faktisch vorherrschenden cartesianischen Dualismus, indem er darauf hinweist, dass die Generierung soziologischen Wissens kein reiner Denkprozess ist, vielmehr ein durch und durch leibliches Phänomen. Dass Denken kein ausschließ-

lich kognitives, neurophysiologisches Geschehen ist, sondern unweigerlich mit dem Organismus und der Umwelt verknüpft ist, ist eine These, die aktuell besonders von der „embodied cognition"-Forschung vertreten wird (vgl. als Überblick Gallagher 2012). Sinngleich bezeichnet der Psychiater und Phänomenologie Thomas Fuchs (2007) das Gehirn als ein „Beziehungsorgan", das seine Funktionen nur in Relation zum ‚restlichen' Körper sowie zu seiner materiellen und sozialen Umwelt ausüben kann. Insofern das Gehirn zwischen lebendigem Organismus und Umwelt vermittelt, ist Denken weder ein reines Bewusstseins- noch ein rein physiologisches, sondern ein leibliches Phänomen. „Denken ist leiblich", so der Phänomenologe Guido Rappe (2012, S. 324–389), der Leib in diesem Sinne die Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis, weshalb Karl-Otto Apel (1985) auch vom „Leibapriori der Erkenntnis" spricht.

Die Rede vom Leib als Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis impliziert allerdings, dass zur *Verwirklichung* von Erkenntnis noch etwas Anderes notwendig ist. Die leibliche Selbsterfahrung in der Forschungssituation ist nicht schon per se eine Form von Erkenntnis, sondern wird zu dieser erst infolge der im Medium der Sprache vorgenommenen Reflexion auf das eigenleiblich Gespürte (vgl. Schürmann 2008, S. 53). (Das damit verbundene methodische Problem wird in Abschnitt 5 besprochen.) Der *Forscherleib* ist daher, wie man mit Anke Abraham sagen kann, im engeren Sinne erst mal ‚nur' eine *„Erkenntnisquelle"* (Abraham 2002, S. 182 und öfter) – und zwar eine Quelle, aus der zumeist unreflektiert geschöpft wird, wenn und weil den leiblich-affektiven Empfindungen im Forschungsalltag keine bewusste Aufmerksamkeit geschenkt wird. Eine Quelle der Erkenntnis sind leiblich-affektive Regungen wie Staunen, Stutzen, Unbehagen oder Ärger insofern, als sie das Forschungssubjekt aufmerken lassen und dadurch dessen kontinuierlichen Denkprozess ins Stocken bringen oder ganz unterbrechen. Allgemein gesagt besteht das Erkenntnispotenzial solcher Leibregungen somit darin, dass sie einer Differenzerfahrung entsprechen, und Differenzerfahrungen die Grundlage von Erkenntnis sind – frei nach Gregory Bateson: Erkenntnis basiert auf der Wahrnehmung eines Unterschieds, der einen Unterschied macht. Eine Erkenntnisquelle sind *leiblich-affektive Differenzerfahrungen* dabei vor allem dann, wenn sie sich dem Forschungssubjekt als *leibliche Irritation* bzw. als *spürbare Widerständigkeit* aufdrängen (vgl. Gugutzer 2015, S. 142).

Eine leibliche Irritation liegt beispielsweise vor, wenn man beim Lesen eines Textes an eine Stelle gelangt, an der man denkt: „Das stimmt doch nicht!" Oder: „So ein Unsinn!" Ein solcher Gedanke äußert sich als spürbares Aufmerken und markiert daher eine Zäsur im kontinuierlichen Bewusstseinsstrom. Man denkt dann nicht nur „Unsinn", sondern man empfindet diesen „Unsinn" auch als inneren Widerstand, der sich zeitgleich mit dem Gedanken zeigt. Denken ist leiblich. Wer sich wirklich über eine Formulierung, Ansicht, These, eine Theorie oder einen Autor aufregt, tut dies nicht nur intellektuell, sondern gleichermaßen spürbar. Der Forscherleib drängt sich auf diese Weise als Erkenntnisquelle auf: Wenn sich beim Lesen das Gefühl einstellt, dass hier etwas nicht stimmt, dass es hakt, widersprüchlich oder eben unsinnig ist,

liegt eine leiblich-affektive Stellungnahme zum Gelesenen vor, die erkenntnisrelevant insofern ist, als die leiblich wahrgenommene Irritation typischerweise einen Reflexionsprozess in Gang setzt. Im spürbaren Widerstand zeigt sich Sinn: Die These, die Widerstand hervorruft, spricht etwas im Forscher an, und deshalb bedeutet sie etwas. *Was* die leiblich-affektive Stellungnahme bedeutet, ist damit natürlich nicht gesagt. Aber *dass* sie etwas bedeutet, ist offenkundig, so dass es darum geht, dem Widerstand nachzuspüren, ihn in Worte fassen und argumentativ zu nutzen. Wollte man daraus einen methodologischen Imperativ formulieren, so könnte er lauten: ‚Achte besonders auf das, was dich in deiner Forschungsarbeit irritiert! Nimm ernst, was Widerstand in dir hervorruft, anstatt darüber hinwegzugehen!'

Der Forscherleib entspricht damit einer Erkenntnisquelle in dem Sinne, in dem beispielsweise Bourdieu und Wacquant von körperlich-praktischer Erkenntnis oder vom körperlichen Verstehen sprechen (s. o.). Vor dem Hintergrund der phänomenologischen Unterscheidung von Körper und Leib muss es genauer „leibliches Verstehen" (Abraham 2002, S. 185; Gugutzer 2012, S. 64 ff.) bzw. leibliche Erkenntnis heißen. Gemeint ist damit ein präreflexiver, nichtbegrifflicher Erkenntnismodus, ein spürendes Verstehen, vergleichbar dem ästhetischen Verstehen eines Kunstwerks (vgl. Stenger 2013, S. 109 ff.) oder dem „erotischen Verstehen" (Merleau-Ponty 1966, S. 188) einer zwischenmenschlichen Atmosphäre. Leibliche Erkenntnis und leibliches Verstehen sind die subjektiv erlebten Korrelate der chaotisch-mannigfaltigen Forschungssituation. Der Text, das Video oder Interview sind Situationen voller Eindrücke, die nicht-analytisch, sondern synthetisch, als Ganzheit wahrgenommen werden. Sofern sie eine Resonanz im Forscherleib erzeugen, der Forscher zum Beispiel peinlich berührt ist oder ein Aha-Erlebnis hat, hat er etwas verstanden, selbst wenn er (noch) nicht imstande sein sollte zu sagen, was, das begriffliche Verstehen also noch fehlt. Der Forscherleib fungiert hier als eine Quelle der Erkenntnis, die sich aus dem Leibgedächtnis und den leiblichen Erfahrungen speist und den „Charakter einer ‚Spur'" (Abraham 2002, S. 203) trägt, der es lohnt zu folgen.

Wie Christine Demmer am Beispiel ihres empfundenen Ekels und ihrer Unsicherheit in narrativen Interviews mit körperlich behinderten Frauen gezeigt hat, besteht dieser Lohn zwar nicht unbedingt darin, vollkommen neue Ergebnisse hervorzubringen, aber doch in einer „erweiternde[n] Perspektive", zum Beispiel in einer vom Datenmaterial ausgehenden „Verschiebung des Analysefokus". So resümiert sie hinsichtlich ihrer eigenen Studie: „Die Interpretation des eigenleiblichen Spürens haben [sic] zum erneuten Lesen bestimmter Passagen angeregt, sie ließen Textstellen bedeutsam erscheinen, die zuvor nicht im Zentrum der Analyse standen" (Demmer 2016, Abs. 33).

## 4 Körperliche und leibliche Kommunikation als Erkenntnisinstrumente

Der Blick auf den Forscherleib als Erkenntnisquelle hat gezeigt (was in den meisten, einschließlich Wacquants Überlegungen zu einer verkörperten Epistemologie unberücksichtigt bleibt), dass die Leiblichkeit der Forscherperson in jeder Sekunde wissenschaftlichen Arbeitens, also auch beim einsamen Denken, Lesen und Schreiben, ein Erkenntnispotenzial birgt. *Doing sociology* ist aber natürlich nicht nur eine einsame Schreibtischangelegenheit, sondern findet sehr häufig in gemeinsamen aktuellen Situationen statt, vor allem, wenn man empirisch forscht. In Lehrbüchern zur qualitativen Sozialforschung findet sich daher regelmäßig der methodologische Appell, den kommunikativ-interaktiven Charakter des Datenerhebungskontextes zu reflektieren. Dies aus dem einfachen Grund, dass zum Beispiel bei der Durchführung eines Interviews, der Leitung einer Gruppendiskussion oder der Ausübung einer nicht-/teilnehmenden Beobachtung die Forschungsperson physisch anwesend ist und daher unweigerlich Einfluss auf die Forschungssituation nimmt. Inwiefern aber fungiert die *körperliche und leibliche Kommunikation* zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt(en) als *Erkenntnisinstrument?*

Die körperliche Anwesenheit der Forscherperson scheint auf den ersten Blick von umso größerer Relevanz für den Forschungsprozess zu sein, je stärker der Grad ihres Involviertseins ist. Wer autoethnografisch eine Lebenswelt zu erschließen versucht, muss sich – in den Worten Wacquants – mit „Fleisch und Blut" in sie hinein begeben, und das am besten über lange Zeit. Der Forscherkörper ist hier das Erkenntnisinstrument schlechthin, wie beispielsweise Wacquants bereits erwähnte Studie über das „Leben für den Ring" (Wacquant 2003) eindrucksvoll gezeigt hat. In einem vier Jahre währenden Forschungsaufenthalt in einem US-amerikanischen Ghetto hatte Wacquant die Lebensverhältnisse der *black community* dadurch erforscht, dass er sich überwiegend in einem *box gym* aufhielt und durch intensives Training einen Boxer-Habitus entwickelte. Sein Körper fungierte hier als Erkenntnisinstrument in dem Sinne, dass der Forscher gewisse körperliche Kompetenzen mitbrachte und neue erwarb. Am eigenen Leib hat Wacquant so die Logik des ghettospezifischen Boxens erfahren und diese zur Grundlage einer allgemeinen Analyse der Logik sozialer Praxis genutzt. Dass er mit seiner enaktiven Ethnografie fast der Gefahr des *going native* erlag, weist darauf hin, dass der professionelle Forscherkörper sich bei besonders hohem Engagement gegebenenfalls in einen quasi-indigenen Körper transformiert, was aus erkenntnistheoretischer Sicht natürlich zu vermeiden ist.

Der Forscherkörper ist nun aber keineswegs nur in der Auto- oder enaktiven Ethnografie ein explizit erkenntnisrelevantes Forschungsinstrument. Er ist dies ebenso zum Beispiel in einem narrativen Interview (vgl. Demmer 2016) oder einem Experteninterview: auch hier bringt die Forscherin ihren Körper mit und setzt ihn womöglich gezielt ein, indem sie sich etwa dem Habitus der Expertin durch Beneh-

men und Kleidung anpasst. Da man bekanntlich „nicht nicht kommunizieren kann" (Paul Watzlawick), beeinflusst die leibhaftige Forscherin jedoch allein mit ihrem Geschlecht und Alter, ihrer Körpergröße und Hautfarbe, ihrer Gestik, Mimik und Stimme den Gesprächsverlauf auf irgendeine Weise, die forschungsrelevant sein kann.

In der sozialwissenschaftlichen Methodenliteratur, einschließlich jener zu standardisierten Forschungsmethoden, ist einiges darüber nachzulesen, wie am Forscherkörper ablesbare Zeichen das Antwortverhalten der Interviewten beeinträchtigen können. An einer dezidiert körper- und leibsoziologischen Analyse dieses methodisch relevanten Aspekts der *Interaktion von körperlichem Ausdruck und leiblichem Eindruck* fehlt es dabei allerdings. Inwiefern und mit welchen Konsequenzen der Forscherkörper zusammen mit dem Körper der Interviewten eine gemeinsame impressive Situation bildet, die mindestens stillschweigend, mitunter aber auch bewusst wahrnehmbar die Forschungssituation mitgestaltet, gilt es aus körper- und leibsoziologischer Sicht präzise herauszuarbeiten. Konsens herrscht in der qualitativen Methodenliteratur hingegen darüber, dass das Forschungssubjekt das methodologische Gebot zu befolgen hat, selbstkritisch vor und nach der Teilhabe an der Forschungssituation zu reflektieren, in welcher Hinsicht die eigene körperliche Performance Einfluss auf das Gegenüber nehmen könnte bzw. genommen hat. In diesem Sinne plädiert zum Beispiel Franz Breuer (2000, S. 45) dafür, dass das Forschersubjekt „ein Bewusstsein und eine Sensibilität hinsichtlich des eigenen ‚Reiz-Werts' als sozialer Akteur und Person und eine gewisse darauf bezogene Eigenverfügungs-Möglichkeit sowie eine geschärfte Aufmerksamkeit" für den eigenkörperlichen Anteil an der Forschungsinteraktion entwickeln sollte.

Dass der kommunikative Forscherkörper ein – mal mehr oder weniger bewusst eingesetztes, mehr oder weniger explizites – Erkenntnisinstrument ist, liegt hauptsächlich daran, dass der körperliche „Reiz" eine Reaktion provoziert. Wie gesagt, dem Körperausdruck des Forschungssubjekts korrespondiert ein leiblicher Eindruck beim Forschungsobjekt. Das gilt selbstredend auch in umgekehrter Richtung: Der körperliche Ausdruck des Forschungsobjekts ‚macht etwas' mit dem Forschungssubjekt – es nimmt sich wahr, weil es sein Gegenüber wahrnimmt. Dabei ist es prinzipiell unerheblich, ob das Gegenüber ein menschlicher oder ein nicht-menschlicher Körper ist, etwa Gegenstände, die Atmosphäre des Raums oder Tiere. Entscheidend ist die Wahrnehmung am eigenen Leib, die von etwas ausgelöst wird, das nicht dem eigenen Leib zugehört. In den Worten von Schmitz (1990, S. 135 ff.) handelt es sich dabei um *„leibliche Kommunikation"*. Sie ist für den Forschungs- und Erkenntnisprozess von besonderer Bedeutung.

In der sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion wurde auf die Wichtigkeit leiblicher Kommunikation für den Forschungsprozess verschiedentlich, wenn auch mit unterschiedlichen Begriffen, hingewiesen. So spricht Breuer im Anschluss an Werner Kutschmann von „empathischen Potenzen der Erkenntnis" (Breuer 2000, S. 39 f.) und meint damit die Erkenntnisrelevanz von Erfahrungskategorien wie Einfühlungsvermögen, Imagination oder Mimesis, die sich aus der „prinzipiellen Struk-

turidentität von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt" (ebd.) ergebe. Unter Rekurs auf Georges Devereux verweist Breuer außerdem darauf, dass auch das psychoanalytische Konzept der „Gegenübertragung" als leiblich-affektives Erkenntnismittel verstanden werden könne, wie Devereux exemplarisch anhand seiner Ausführungen zur „Wissenschaftler-Angst" gezeigt hat (ebd., S. 40 ff.). Abraham (2002, S. 192) wiederum hat darauf hingewiesen, dass Maurice Merleau-Pontys Konzept der „Zwischenleiblichkeit" und Schmitz' Begriff der „wechselseitigen Einleibung" wichtige Bausteine einer nicht-rationalen Erkenntnistheorie seien, der es um das leibliche Verstehen in bzw. von interaktiven Forschungssituationen geht. Voraussetzung für das leibliche Verstehen sei dabei das Zulassen von Nähe und die Bereitschaft, sich von der Forschungssituation berühren zu lassen.

Eine paradigmatische Studie zum Leib als erkenntnisrelevantes Kommunikationsinstrument ist die Untersuchung von Sabine Dörpinghaus (2013) zur Hebammenkunde. Dörpinghaus reflektiert darin ausführlich die Rolle der Forscherin in der Situation des Interviews (ebd., insb. S. 217–234). Dabei macht sie deutlich, dass gerade – aber keineswegs ausschließlich – in leibphänomenologischen Interviews, in denen das Spüren (hier: die „Unruhe") den thematischen Fokus bildet, ein nicht-kognitiver Zugang von Seiten der Forscherin wichtig ist, um den Sinn des von der Interviewten (häufig diffus oder metaphorisch) Gesagten zu verstehen. Wo Sprache an ihre Mitteilungs- und Verstehensgrenzen stößt, ist es der subjektive Eindruck des körperlichen Ausdrucks der Interviewpartnerin, über den es möglich ist, „aus der Mannigfaltigkeit der Situation Bedeutsamkeit zu erschließen" (ebd., S. 227). Konkret kann das zum Beispiel heißen, dass man aufgrund der leiblichen Kommunikation in der Erhebungssituation „Nachfragen" stellt (ebd., S. 219 f.), auf die man nicht käme, wenn die Interviewführung sich ausschließlich auf das gesprochene Wort konzentrierte. Anlehnend an den Buchtitel von Dörpinghaus lohnt es somit, „dem Gespür auf der Spur" zu bleiben, das in der Forschungssituation am eigenen Leib Wahrgenommene ernst zu nehmen und ihm beispielsweise mittels Fragen nachzugehen.

## 5 Fazit: Methodische Chancen und Herausforderungen

Die Auseinandersetzung mit Leib und Körper als Erkenntnisquelle und Erkenntnisinstrument hat gezeigt, dass Leib und Körper nicht nur soziologische Forschungsobjekte sind, worauf sich die Körpersoziologie hauptsächlich konzentriert, sondern gleichermaßen Forschungssubjekte. Ist der Forscher*körper* dabei vorrangig ein Erkenntnis*instrument,* das bewusst oder unbewusst zur Wissensgenerierung eingesetzt wird, so der Forscher*leib* primär eine Erkenntnis*quelle,* aus der geschöpft werden kann, sofern den spürbaren Empfindungen im Forschungsalltag, insbesondere den leiblich-affektiven Differenzerfahrungen, Aufmerksamkeit geschenkt und Bedeutung beigemessen wird. Mehr noch als der Forscherkörper als Erkenntnisinstrument ist es der Forscherleib als Erkenntnisquelle, der eine wichtige Ergänzung zum dominan-

ten rationalen Verständnis wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion darstellt. Voraussetzung dafür ist allerdings die Bewältigung einiger typischer Probleme, die sich mit dem Forscherleib ergeben. Es sind vor allem vier methodische Herausforderungen, die es zu meistern gilt.

1) *Das Aufmerksamkeitsproblem:* Wie eingangs erwähnt, ist das typische wissenschaftliche Arbeiten dadurch gekennzeichnet, dass der Aufmerksamkeitsfokus auf dem Erkenntnisobjekt liegt, nicht jedoch auf dem erkennenden Subjekt. Ob in einem Interview oder bei einer Beobachtung, ob beim Lesen eines Textes oder Zuhören eines Vortrags, fast immer gilt die Wahrnehmung dem Gegenüber und nicht sich selbst. Man ist im wissenschaftlichen Arbeiten viel weniger bei sich als bei anderen oder anderem. Und selbst wenn man sich seiner selbst gewahr wird, etwa weil man die eigene Unsicherheit im Feld oder die Langeweile im Interview spürt, heißt das nicht, dass daraus der Schluss gezogen wird, diese leiblichen Empfindungen als wichtig für die eigene Forschungsarbeit zu erachten. Es bedarf daher zu allererst einer Forscherhaltung, die der leiblich-affektiven Selbstwahrnehmung Wert beimisst und zum Beispiel leibliche Widerstände als relevante Informationen ernst nimmt. Gleichermaßen wichtig ist dabei die Selbstreflexion der eigenen Leib- und Körperbiographie sowie der damit zusammenhängenden Frage, ob das am eigenen Leib Gespürte eher mit einem selbst als Forschungssubjekt oder aber mit dem Forschungsobjekt zu tun hat (vgl. Abraham 2002, S. 204).

2) *Das Versprachlichungsproblem:* Mit dem Aufmerksamkeitsproblem hängt ein doppeltes sprachliches Problem zusammen. Zum einen müssen die Forscherin und der Forscher selbst eine Sprache für ihre leiblich-affektiven Selbstwahrnehmungen finden, um sie dingfest machen und in ihren Interpretationsprozess einbeziehen zu können. Zum anderen müssen sie ihre Erkenntnisse in den wissenschaftlichen Diskurs einspeisen und zur Diskussion stellen, wofür sie ebenfalls (fach-)spezifische Worte finden müssen. Gerade weil die leiblichen Erkenntnisse subjektiv sind, ist es wichtig, ihre intersubjektive Nachvollziehbarkeit sicherzustellen. Schließlich spielen Leib und Sprache auch in der Hinsicht ineinander, dass das in der Forschungssituation leiblich-affektiv Erlebte einer sprachlichen Überprüfung am Text bedarf, wie umgekehrt der Text durch eine leiblich aufmerksame Leseweise einer zusätzlichen Interpretation unterzogen werden kann, um so gegebenenfalls auf eine neue Erkenntnisspur zu gelangen.

3) *Das hermeneutische Spiralen-Problem:* Das Verhältnis von leiblicher Selbstwahrnehmung und Versprachlichung impliziert das problematische Verhältnis von (theoretischem) Vorverständnis und Gegenstandsverständnis, hier dem Verständnis der eigenleiblichen Regungen. Wie kann ich es verhindern, dass die sprachliche Bezeichnung dessen, was ich in der Forschungssituation an mir wahrnehme, nicht meinem theoretischen Vorwissen entspringt, das ich aufgrund meiner akademischen Soziali-

sation automatisch besitze? Wie man an den Arbeiten Wacquants erkennen kann, ist dieser hermeneutischen Spirale letztlich nicht zu entkommen – bei Wacquant (2003) ersichtlich daran, dass die Beschreibungen seines leiblichen Spürens von Kategorien aus Bourdieus Theorien durchsetzt sind. Das relativiert nun allerdings keineswegs den Stellenwert leiblicher Erkenntnis, denn *eigen*leiblich sind die Wahrnehmungen in der Forschungssituation ja gleichwohl – *ich* spüre mich in dieser Situation so oder so. Daraus lässt sich eine methodische Aufgabenstellung formulieren, die das Problem der hermeneutischen Spirale zumindest zu relativieren verspricht: Aufgabe der Forscherin und des Forschers ist es, im Sinne der „phänomenologischen Epoché" (Husserl) ihr Vorwissen so weit einzuklammern, dass sie sich ihrem Sich-Spüren in der Forschungssituation möglichst vorurteilsfrei zuwenden können. Die vertrauten theoretischen Konzepte und Begriffe gilt es zu suspendieren, um die eigenleibliche Wahrnehmung auf die Art zu beschreiben, in der sie sich wirklich zeigen (z. B. warm/kalt, eng/weit, drückend/ziehend, kribbelnd/brennend etc.). Das erfordert zweifelsohne methodische Disziplin.

4) *Das Methodisierungsproblem:* Methodische Selbstdisziplin im Sinne einer möglichst vorurteilsfreien Beschreibung leiblicher Zeichen im Forschungsprozess ist das eine, ein methodisch kontrollierbares Vorgehen beim Erheben und Auswerten der Daten des Forscherleibes das andere. Für ersteres böten sich – etwa unter der Leitung von Körper- und Leibsoziolog/innen – in der akademischen Ausbildung spezielle Methoden- und Supervisions-Workshops an, in denen die Selbstwahrnehmung und deren Verbalisierung geschult werden. Im Hinblick auf eine Methodisierung leiblicher Selbstwahrnehmung und Verstehensprozesse sind der Umsetzung hingegen enge Grenzen gesetzt. Weder ist es möglich, konkrete Schritte festzulegen, welche Leibdaten in welcher Reihenfolge oder Ausführlichkeit erhoben werden sollen, noch wie die identifizierten Leibdaten zu interpretieren sind. Eine auch nur annähernde Standardisierbarkeit der Datenerhebung und -auswertung ist nicht möglich, weil es sich hier um „subjektive Tatsachen" (Schmitz 1990, S. 5) handelt, deren hermeneutische Auslegung einer Art „Kunstlehre" (Oevermann) entspricht. Leibliches Verstehen ist eine beziehungsweise bedarf daher primär einer Haltung, nämlich der Einstellung, dass Subjektivität im Sinne des leiblich Wahrgenommenen im Forschungsprozess nicht nur legitim, sondern erkenntnisrelevant ist. Anstelle einer Methodisierung leiblicher Verstehensprozesse bleibt somit nur die Formulierung des methodologischen Gebots, das eigene Forschungsvorgehen transparent zu machen, um intersubjektive Nachvollziehbarkeit zu ermöglichen.

Ungeachtet der genannten Probleme und Grenzen leiblicher Erkenntnisgenerierung ist festzuhalten, dass dem Forscherleib und Forscherkörper ein Erkenntnispotenzial innewohnt, dem gerade von Seiten der Körpersoziologie besondere Aufmerksamkeit zu schenken wäre. Wenn das programmatische Ziel der Körpersoziologie darin besteht, nicht bloß eine weitere Bindestrichsoziologie zu sein, sondern allgemeinsozio-

logische Bedeutung zu haben – im Sinne einer „embodied sociology" (Shilling 2007; Gugutzer 2012) –, dann ist die Ausarbeitung eines epistemologischen Korporalismus' ein dafür wichtiger Baustein.

## Literatur

**Abraham, Anke (2002). *Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag.* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.**

Apel, Karl-Otto (1985). Das Leibapriori der Erkenntnis. Eine erkenntnisanthropologische Betrachtung im Anschluss an Leibnizens Monadenlehre. In: Hilarion Petzold (Hrsg.), *Leiblichkeit. Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven* (S. 47–70). Paderborn: Junfermann.

Bourdieu, Pierre (1992). Programm für eine Soziologie des Sports. In: ders., *Rede und Antwort* (S. 193–207). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2001). *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp (v. a. Kap. 4).

**Breuer, Franz (2000). Wissenschaftliche Erfahrung und der Körper/Leib des Wissenschaftlers. Sozialwissenschaftliche Überlegungen. In: Clemens Wischermann & Stefan Haas (Hrsg.), *Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung* (S. 33–50). Stuttgart: Steiner.**

**Demmer, Christine (2016). Interviewen als involviertes Spüren. Der Leib als Erkenntnisorgan im biografieanalytischen Forschungsprozess [35 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Research, 17(1), Art. 13. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1601139.**

**Dörpinghaus, Sabine (2013). *Dem Gespür auf der Spur. Leibphänomenologische Studie zur Hebammenkunde am Beispiel der Unruhe.* Freiburg/München: Alber.**

Forum Qualitative Sozialforschung (3/2002). *Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess I* (Schwerpunktausgabe, hrsg. von Katja Mruck, Wolff-Michael Roth & Franz Breuer). http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/21

Forum Qualitative Sozialforschung (2/2003). *Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess II* (Schwerpunktausgabe, hrsg. von Wolff-Michael Roth, Franz Breuer & Katja Mruck). http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/18

Fuchs, Thomas (2007). *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption.* Stuttgart: Kohlhammer.

Gallagher, Shaun (2012). Kognitionswissenschaften – Leiblichkeit und Embodiment. In: Emmanuel Alloa, Thomas Bedorf, Christian Grüny & Tobias Nikolaus Klass (Hrsg.): *Leiblichkeit. Geschichte und Aktualität eines Konzepts* (S. 320–333). Tübingen: Mohr Siebeck (UTB).

Gugutzer (2006). Der *body turn* in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: ders. (Hrsg.): *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports* (S. 9–53). Bielefeld: transcript.

Gugutzer (2012). *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen.* Bielefeld: transcript.

Gugutzer, Robert (2015). *Soziologie des Körpers* (5., vollst. überarb. Aufl.). Bielefeld: transcript.

Merleau-Ponty, Maurice (1966). *Phänomenologie der Wahrnehmung.* Berlin/New York: de Gruyter.

Rappe, Guido (2012). *Leib und Subjekt. Phänomenologische Beiträge zu einem erweiterten Menschenbild.* Bochum/Freiburg: projektverlag.

Schmidt, Robert (2011): *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen.* Berlin: Suhrkamp.

Schmitz, Hermann (1990). *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie.* Bonn: Bouvier.

Schmitz, Hermann (2005). *Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung.* Freiburg/München: Alber.

Schürmann, Volker (2008). Reflexion und Wiederholung. Mit einem Ausblick auf ‚Rhythmus'. In: Franz Bockrath, Bernhard Boschert & Elk Franke (Hrsg.), *Körperliche Erkenntnis. Formen reflexiver Erfahrung* (S. 53–72). Bielefeld: transcript.

Shilling, Chris (Hrsg.) (2007): *Embodying sociology: Retrorespect, Progess and Prospects.* Oxford: Blackwell Publishing.

Stenger, Ursula (2013). Der Leib als Erkenntnisorgan. In: Johannes Bilstein & Micha Brumlik (Hrsg.), *Die Bildung des Körpers* (S. 104–115). Weinheim/München: Beltz Juventa.

**Wacquant, Loïc J. D. (2003). *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto.* Konstanz: UVK.**

Wacquant, Loïc J. D. (2015). Für eine Soziologie von Fleisch und Blut. In: *Berliner Debatte Initial* 26(3), S. 70–80.

# Beobachten

Larissa Schindler

## 1 Einleitung

> „An jenem Wochenende, als der neue [Computer, Anm. L. S.] kam, drifteten meine Jungs mal wieder aus der Welt. Sie wurden in das digitale Universum hineingesogen, und es blieben von ihnen nur ihre körperlichen Hüllen. Mit denen versuchte ich zu kommunizieren",

schreibt die Journalistin Nataly Bleuel (2016, S. 40) im Zeit-Magazin über die Kommunikation mit ihren Kindern. Diese Beobachtung spricht Körpern – ganz im Sinne der Körpersoziologie – eine eigenständige Relevanz in sozialen Prozessen zu. Während wir im Alltag erwarten, mit Personen sprechen zu können, scheinen diese sich in Bleuels Wahrnehmung einer Familienszene mit neuem Computer in das „digitale Universum" verzogen zu haben, so dass nur mehr ihre materiellen Hüllen, die Körper, in der Face-to-Face-Interaktion verbleiben. Mit ihnen aber, das deutet sich bereits in diesem Ausschnitt an, ist das Sprechen schwierig. Aber nicht nur in dieser als defizitär gerahmten Darstellung, sondern in vielen, sehr unterschiedlichen Formen nehmen Körper an sozialen Prozessen teil. Sie können sprechen, sind aber nicht darauf reduziert. Vielmehr werden Körper sehr häufig auch Gegenstand von Selbst- und Fremd*beobachtung*. Wir kontrollieren etwa unser Äußeres im Spiegel, sehen Körper-Ideal-Bilder in der Werbung und in Filmen, Mitmenschen weisen uns (manchmal) auf Mängel der körperlichen Selbstrepräsentation hin, wir trainieren unsere Körper und unterziehen sie ärztlichen Kontrollen und Behandlungen. Körper sind also im Alltag keineswegs nur in einer verbalen, sondern auch in einer visuellen und einer sinnlich-sensorischen Dimension relevant.

Diese Dimension der Sozialität von Körpern wird im folgenden Beitrag aufgegriffen. Dabei ist zunächst festzuhalten, dass gerade das körpersoziologische Beobachten den Körper nicht nur als Gegenstand, sondern auch als Forschungsinstrument nutzt. Ich konzentriere mich im Folgenden jedoch auf die empirische Beobachtbarkeit von Körpern im visuellen Sinn, zum Körper als Forschungsinstrument siehe den entsprechenden Beitrag von Gugutzer. Wie können Körper also soziologisch beob-

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_28

achtet werden? Wie unterscheidet sich eine solche soziologische Beobachtung von den Beobachtungen im Alltag, und wie unterscheidet sie sich vom Beobachten anderer soziologisch relevanter Phänomene? Welche Strategien und welche Grenzen lassen sich festmachen?

## 2 Körper (teilnehmend) beobachten

Bis in die 1990er-Jahre hinein galten Interviews als zentrales Instrument qualitativer Forschung, obwohl auch davor verschiedene einflussreiche Soziolog/innen mit Beobachtungsverfahren gearbeitet hatten, unter ihnen: Pierre Bourdieu, Erving Goffman, Harold Garfinkel, Bruno Latour oder Karin Knorr Cetina. In den letzten zwanzig Jahren haben Beobachtungsverfahren jedoch stark an Bedeutung gewonnen, gerade auch im Bereich der Körpersoziologie. Dabei zeigt sich, dass neben dem Sprechen auch nonverbale, teils gänzlich schweigsame Beiträge der Körper sozial hochrelevant sein können. Anders als etwa die medizinische Beobachtung von Körpern, in der das Vermessen von Körpern und ihrer Leistungsfähigkeit im Zentrum steht, geht es der soziologischen Beobachtung darum, die Interaktions- und Kommunikationsbeiträge von Körpern systematisch nachvollziehbar zu machen. Beobachtungsverfahren beschäftigen sich dabei, das klingt bereits an, sehr häufig mit Situationen, nicht mit einzelnen Menschen, nicht mit Diskursen und nicht mit ganzen Gesellschaften. Vielmehr rücken zum einen Subkulturen (häufig als „Forschungsfelder" bezeichnet) wie Finanzmärkte (z. B. Laube 2014) oder Boxer in einem US-amerikanischen Ghetto (z. B. Wacquant 2003), zum anderen Praktiken wie das Erlernen von Ballett (z. B. Müller 2016) oder Sportakrobatik (z. B. Brümmer 2014) in den Blick.

Auf die nonverbale Kommunikationsfähigkeit von Körpern hat Erving Goffman (z. B. 1963) bereits sehr früh verwiesen: In detailreichen Studien zeigte er auf, wie man unter anderem über Mimik, Gestik, Kleidung und Gebaren auf einem nichtsprachlichen Kommunikationskanal eine Einschätzung seines Gegenübers, der Situation und der geltenden Hierarchien zum Ausdruck bringt. Diensteifrigkeit lässt sich etwa gegenüber einer Chefin durch zuvorkommendes Verhalten darstellen, ohne dass man sie ständig verbal betonen müsste. Mehr noch, wenn auf der Ebene des Körpers und der Haltung ausreichend Respekt gezeigt wird, kann auf dem verbalen Kanal partiell auf Hierarchiesignale verzichtet werden, man kann sich etwa mit dem Chef duzen. Solche Zeichen können an ein Gegenüber gerichtet werden (z. B. Gesten) oder ungerichtet ‚einfach' im Raum stehen (z. B. getragene Kleidung). Wie andere Formen der Kommunikation können sie wahrgenommen, (fehl-)interpretiert oder ignoriert werden, oder auch völlig untergehen. Sie leisten also in verschiedener Form Beiträge zu laufenden Interaktionen, wie Goffman (1963 S. 35) pointiert formuliert, „although an individual can stop talking, he cannot stop communicating through body idiom; he must either say the right thing or the wrong thing".

Teile dieser nonverbalen Kommunikationsfähigkeit der Körper sind reflexiv zu-

gänglich und deshalb gut über Interviews zu erfragen. Ein großer Teil davon beruht jedoch auf sogenanntem „Tacit Knowledge" (Polanyi 1985). Mit diesem Begriff verwies Michael Polanyi darauf, dass uns ein großer Teil unseres Wissens nicht bewusst ist; berühmt wurde seine Formulierung, dass wir mehr wissen als wir zu sagen wissen (ebd., S. 14). Menschen und ihre Körper verfügen über Fähigkeiten und Fertigkeiten, die sie nicht beschreiben können oder unter Umständen nicht verraten wollen. Sozialität, und gerade auch die Sozialität der Körper, ist in vielerlei Hinsicht „schweigsam" (Hirschauer 2001) und deshalb mit verbalen Erhebungsinstrumenten wie Interviews oder Diskursanalysen *nicht vollständig* erfassbar. Es liegt damit gerade für die Körpersoziologie nahe, (auch) auf Beobachtungsverfahren zurückzugreifen. Wie lassen sich Körper aber nun beobachten? Welche Verfahren und welche Strategien hat die Soziologie hier entwickelt?

Beginnen wir mit zwei zentralen Unterscheidungen im Bereich der Beobachtungsverfahren: Die erste trennt zwischen strukturiertem und offenem Beobachten. Ersteres erfordert, ähnlich wie bei einem Interviewleitfaden a priori Beobachtungsdimensionen festzulegen. Diese Festlegung kann in Form von klaren, sogar geschlossenen oder in flexibleren Beobachtungsvorgaben erfolgen. Dagegen besteht offenes Beobachten darin, sich auf das beobachtete Phänomen bzw. das Forschungsfeld einzulassen und sich von den Gegebenheiten des Feldes leiten zu lassen. Körpersoziologisch bedeutet das, zunächst mit einer sehr allgemeinen Leitfrage ans Werk zu gehen: Wie werden Körper in diesem Feld relevant? Etwas weiter gefasst kann man auch fragen, wie kommen sie zum Tragen, wie werden sie eingesetzt, wie inszeniert und wie kommunizieren sie? Welche Gewohnheiten und welche Regeln gelten im Bezug auf sie?

Zudem wird häufig zwischen teilnehmender und nichtteilnehmender Beobachtung unterschieden. Während letztere im Grunde darin besteht, (verdeckt oder offen) zuzuschauen, versteht man unter ersterer eine empirische Haltung, die Ko-Präsenz in den Untersuchungsfeldern hochhält. Es geht im Grunde darum, über einen längeren Zeitraum an der alltäglichen Praxis des Forschungsfeldes teilzunehmen und dabei die gesamte Körpersensorik inklusive des „sozialen Sinns" der Forscherin einzusetzen, um verschiedene Formen empirischen Materials zu generieren bzw. zu sammeln: Protokolle, Audio- und Videoaufnahmen, Dokumente und Artefakte. Ziel ist es, in verschiedener Form in die gelebte Praxis eines Untersuchungsfeldes involviert zu werden und diese Involvierung für eine systematische und detailreiche Beschreibung des Feldes zu nutzen. Auch dabei ist Zuschauen und damit der Fokus auf schweigsame Dimensionen des Sozialen ein wichtiges Moment. Was lässt sich nun, gerade im Hinblick auf Körper, beobachten und wo liegen die Grenzen dieses Verfahrens?

Viele angehende Forscher/innen empfinden eine gewisse Frustration, wenn sie sich mit der Methode des (teilnehmenden) Beobachtens erstmals beschäftigen: Methodenbücher geben keine expliziten Anleitungen, sondern bieten eher Strategien oder Erfahrungen an. Sie bestehen in der Regel darauf, dass es keine allgemeinen Regeln des Beobachtens gebe, nicht einmal für den Grad der Involvierung (z. B. Breidenstein et al. 2013, S. 73). Beides hänge vom Untersuchungsgegenstand und von dem jewei-

ligen Ethnografen ab. Dabei ist körpersoziologisch zu betonen, dass bereits der Zugang zum Feld eine körperliche Dimension hat. So beschreiben einige Autor/innen, dass sie aus körperlichen Gründen an den Praktiken des Untersuchungsfeldes nur bedingt teilnehmen konnten, etwa Kristina Brümmer (2014, S. 89 f.) an der Sportakrobatik. Andere Studien betonen gerade umgekehrt, wie wichtig die anfangs schwierige Teilnahme an den Feldpraktiken war, etwa Loïc Wacquant (2003, S. 271 ff.) in seiner berühmten Ethnografie über das Boxen in einem US-amerikanischen Ghetto. Statt konkreter Hinweise findet man in der Regel den eher allgemein gehaltenen Hinweis, sich auf die untersuchte Praktik einzulassen. So schrieb etwa Erving Goffman (1989, S. 125 f.) über teilnehmende Beobachtung:

> „It's one of getting data, it seems to me, by subjecting yourself, your own body and your own personality, and your own social situation, to the set of contingencies that play upon a set of individuals […] That ‚tunes your body up' and with your ‚tuned-up' body and with the ecological right to be close to them (which you've obtained by one sneaky means or another), you are in a position to note their gestural, visual, bodily response to what's going on around them and you're empathetic enough – because you've been taking the same crap they've been taking – to sense what it is that they're responding to. To me, that's the core of observation."

Goffman betont an dieser Stelle also, dass der eigene Körper auf die untersuchte Praxis „eingestimmt" werden müsse, man das Geschehen soweit wie möglich nicht nur beobachten, sondern auch am eigenen Leib erfahren müsse, um wahrzunehmen, was jene Menschen leitet, deren Leben und Gewohnheiten man beschreiben will. Goffmans allgemein gehaltenes Plädoyer für eine teilnehmende Beobachtung gilt umso mehr im Bereich der Körpersoziologie. Gerade ein offenes, an den Relevanzen des Feldes orientiertes Beobachten erlaubt es am ehesten herauszufinden, in welche Dynamiken Körper hier verwickelt sind und wie sie dazu beitragen, das Geschehen am Laufen zu halten.

Dennoch wird man in vielen Feldern relativ schnell auf verschiedene Grenzen des Verfahrens stoßen. Eine zentrale Beschränkung entsteht durch die Blickordnung moderner Industriegesellschaften. Anders als beim Beobachten von Dingen oder Tieren erlaubt sie das Betrachten von menschlichen Körpern nämlich nur in sehr beschränktem Rahmen. Gegenüber Fremden gelten die Regeln der „höflichen Unaufmerksamkeit" (Goffman 1963, S. 83 ff.), d. h. wir geben zu erkennen, dass wir andere Anwesende als Unbekannte *wahrgenommen* haben, etwa indem wir nicht in sie hineinlaufen, einen kulturell variablen höflichen Abstand halten, etc. Über diese Wahrnehmung hinaus behelligen wir sie jedoch nicht mit weiteren Formen der Aufmerksamkeit. Und nicht nur unter Fremden, sondern auch unter Bekannten gilt das Mustern oder Taxieren des Gegenübers als unpassend. Im Grunde konzentriert man den Blick weitgehend auf das Gesicht des Gegenübers, genauer: Man hält Blickkontakt. Jeder auffällig abstreifende Blick, etwa auf Kleidung, aber auch bereits auf die

Wange, kann als Hinweis auf eine dort lokalisierbare Irritation gewertet werden, etwa auf einen Fleck auf der Kleidung. Blicke auf den Körper werden normalerweise gerahmt, zum Beispiel durch Komplimente, durch die Vergabe von Blicklizenzen wie „Schau mal, mein neuer Pullover, was sagst Du denn dazu?" oder auch als Ausdruck von Sorge, z. B. über anhaltenden Gewichtsverlust. Körper werden also während der Interaktion in verschiedener Form wahrgenommen, was wie oben (unter Bezug auf Goffman) erwähnt wurde, Teil der Kommunikation durch Körper ist. Das Beobachten von Körpern ist jedoch durch Blickkonventionen eingeschränkt.

Damit verbunden ist, dass Körper kaum je als bloße Körper beobachtbar sind. Wurde zunächst gesagt, dass menschliche Körper anders als Dinge und Tiere einer strengen Blickordnung unterstehen, so springt an dieser Stelle ins Auge, dass Körper in aller Regel nur in dinglichen Arrangements anzutreffen sind. Auf einer ganz basalen Ebene ist bereits die Kleidung ein solches Arrangement, das die Körper kulturspezifisch prägt und hervorbringt (dazu ausführlich Haller 2016). Es ermöglicht und beschränkt ihr Tun in spezifischer Weise und prägt damit auch soziale Praktiken. Das wird überall dort besonders deutlich, wo spezifische Kleidung getragen wird, etwa beim Sport oder in einigen Berufen. Über diese besonders körpernahen Artefakte hinaus sind menschliche Körper auch sonst von vielen verschiedenen Dingen umgeben. Das Beobachten von Körpern ist deshalb immer im weiten Sinne Beobachtung von Materialität, d. h. von Körpern, Dingen und ihren Verbindungen.

Eine weitere wichtige Schwierigkeit beim Beobachten besteht darin, dass Menschen in der Praxis des Alltags ihr Tun nicht ständig explizieren. Sie vollziehen ihre Tätigkeiten oft so, als wäre die Forscherin nicht anwesend. Das ist zum einen ein methodologisch erwünschter Zustand, weil wir ja das soziale Geschehen vor Ort erforschen wollen. Zum anderen entstehen dadurch aber für Forscher/innen auch Schwierigkeiten, den genauen Sinn und die Details der Abläufe zu verstehen. Dieses allgemeine Problem des Beobachtens ist in manchen Feldern besonders stark ausgeprägt, nämlich überall dort, wo schweigsame Dimensionen des Sozialen stark ins Gewicht fallen. Bei manchen Praktiken, z. B. beim Kämpfen, ist zudem das Unterbinden von Bewegungsankündigungen Teil der erforderten bzw. zu erlernenden Kompetenz (Schindler 2011, S. 63 f.), ein Charakteristikum, das das Beobachten zusätzlich erschwert. Solche Schwierigkeiten beim Beobachten beschreibt Kristina Brümmer (2014, S. 89 f.) in ihrer Studie über das Sportakrobatik-Training sehr anschaulich. Sie konstatiert:

> „Im Großen und Ganzen trat mir das Feld in den frühen Forschungsphasen als ein recht diffuses Gewirr aus Personen, Aus- und Ansagen und Körperbewegungen entgegen, welches Niederschlag in mitunter recht zusammenhangslosen und einzelepisodenhaften Feldnotizen und Einträgen ins Forschungstagebuch fand."

Diese Schwierigkeiten, dem Tun der Körper in der untersuchten Praxis sinnerfassend zu folgen, nahm Horace Miner (1956) in seinem berühmten, satirisch formulierten Beitrag „Body Rituals among the Nacirema" aufs Korn. Er schildert über mehrere Sei-

ten vorgeblich, die exotischen Körperriten des Stammes der *Nacirema* (= americaN), beschreibt dabei aber tatsächlich zum einen die Körperriten der damaligen US-Amerikaner und persifliert zum anderen die exotisierenden Beschreibungen der Ethnologie, indem er ihre Optik und Rhetorik auf die eigene Gesellschaft anwendet.

So sehr Beobachtungsverfahren in der Körpersoziologie also naheliegen, so schwierig können sie sich im Detail gestalten. Das körpersoziologische Beobachten kann deshalb nicht vorgegebenen Regeln folgen, sondern es erfordert, sich auf das Untersuchungsfeld und seine Gewohnheiten einzulassen und gegenstandsorientierte Beobachtungsstrategien zu entwickeln. Insofern scheint bereits durch, dass Beobachtbarkeit nur in geringem Ausmaß einfach so vorhanden ist. Vielmehr muss sie mittels unterschiedlicher Strategien systematisch hergestellt werden.

## 3 Beobachtbarkeit herstellen

Wie lässt sich Beobachtbarkeit (von Körpern) nun herstellen? Man setzt dazu zunächst bei der bereits erwähnten Blickordnung an, d. h. man arbeitet systematisch daran, die visuellen Gewohnheiten und Kompetenzen im Feld zu erlernen. Diese sind nämlich gerade auch im Bezug auf Körper in verschiedenen Feldern (und Praktiken) durchaus unterschiedlich. Es gibt Felder, in denen das Beobachten von Körpern in spezifischer Form, oft auch technisch unterstützt, üblich ist, wie etwa in Sport- und Tanztrainings oder in vielen medizinischen Settings. Aber auch hier ist es nicht zu jedem Zeitpunkt allen Situationsteilnehmern in gleicher Form gestattet. So erfordert etwa eine teilnehmende Beobachtung der Ultraschall-Sprechstunde (Heimerl 2013) nicht nur einiges Geschick beim Herstellen eines Feldzuganges, sondern in situ einen sehr ausgeprägten Sinn für die Beobachtungsmöglichkeiten und -grenzen „hier und jetzt". An anderen Orten sind dezente Beobachtungspraktiken durchaus gängig, etwa im Fitnesscenter oder in Cafés. An manchen, etwa in der Sauna, ist das Beobachten fremder Körper tendenziell verpönt und erfordert deshalb eine besonders unauffällige Technik. Umgekehrt gibt es wiederum soziale Beziehungen, in denen das Beobachten des Körpers durchaus erwünscht ist, etwa bei Liebespaaren, die dieses Beobachten aber in der Regel eher exklusiv gestalten, externe Beobachter also tendenziell ausschließen.

Während also in den verschiedenen Feldern und Subkulturen unterschiedliche Sehgewohnheiten und -kompetenzen zu finden sind, die darüber hinaus mit den sozialen Beziehungen der Beteiligten untereinander variieren, besteht die Aufgabe des soziologischen Beobachtens darin, diese Kompetenzen erstens zu erwerben. Breidenstein et al. (2013, S. 73) formulieren dieses Erfordernis relativ drastisch: Man müsse „akzeptieren, dass soziale Realität selbst aus Verhältnissen wechselseitiger Beobachtung und ihrer Regulierung durch Blickkonventionen besteht, in die man sich einzuklinken hat". Dieses Einklinken ist nicht – wie man diese Passage vielleicht verstehen könnte – in erster Linie eine forschungsethische Frage, sondern eine methodische.

Sich in die Verhältnisse wechselseitiger Beobachtung einzuklinken, erfordert, diese zu kennen, d. h. während des Forschens zu erlernen. Zweitens charakterisiert (körper-)soziologische Beobachtungsverfahren, dass dieser Lernprozess ausführlich dokumentiert wird, um ihn systematisch nachvollziehbar zu machen. Man entwickelt deshalb im Laufe des Forschungsprozesses eine „praxisgeschulte Sehfertigkeit" (Schindler/Liegl 2013), die bereits Teil der empirischen Analyse ist. Sie beinhaltet zum einen, so sehen zu können wie die Feldteilnehmer/innen, zum anderen diese feldspezifischen Sehgewohnheiten zu reflektieren und in soziologisches Wissen zu transferieren. Das erfordert auch, methodisch ‚gegen' die Sehgewohnheiten des untersuchten Feldes zu schauen, um eine soziologische Beobachtung zu gewährleisten. Man muss sich also so gut in die Sehgewohnheiten des Feldes einfinden, dass man flexibel mit ihnen umgehen kann. Man macht sie, neben anderen Praktiken und Gewohnheiten des Feldes, zum Gegenstand der (körper)soziologischen Untersuchung und muss deshalb u. a. erkennen können, wie Blickgewohnheiten, aber auch Blickbeschränkungen das soziale Geschehen prägen und wie sie sich umgehen lassen. Wie kann man nun an Blickgewohnheiten und durch sie hindurch die Beobachtbarkeit des sozialen Geschehens herstellen? Welche Strategien gibt es, um mit und gegen die Blickkonventionen die Sozialität von Körpern zu beobachten?

Eine erste wichtige Strategie des Beobachtbar-Machens ist, die Distanz zum Geschehen flexibel zu halten, d. h. *zooming in and zooming out* (Nicolini 2013, S. 213 ff.) ständig abzuwechseln und so ein differenziertes Bild der untersuchten Praxis zu gewinnen. Die für das Beobachten mögliche Nähe ist jedoch (auch) abhängig von der eigenen Integration in das Untersuchungsfeld und verändert sich daher im Verlauf des Beobachtungsprozesses immer wieder. Unter Umständen finden sich erst nach einiger Zeit und mit viel Geduld Momente des Geschehens, die nicht jedem Neuling sofort offen stehen. Auch wird immer wieder betont, dass gerade solche Szenen hilfreich sind, in denen etwas nicht funktioniert (z. B. Brümmer 2014, S. 101). Zur Intensivierung der Beobachtung empfehlen Breidenstein et al. (2013, S. 75 ff.) folgende vier Strategien: Erstens, das Wiederholen der Beobachtung von Regelmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten im Feld, wodurch ein komplexes Bild von den Gewohnheiten des Feldes entsteht und ein gezieltes Beobachten von Ausnahmen und Nischen möglich wird. Gerade im Bezug auf Körper ist das wiederholte Beobachten aber nicht nur wichtig, um sich zu orientieren, sondern vor allem auch, um eine geeignete Beobachtungsstrategie zu entwickeln, die dem oben erwähnten forschungsstrategischen Problem der Blickordnung begegnen kann. Zweitens empfehlen die Autoren die mobile Suche nach situationstranszendierenden Zeiteinheiten, das heißt zu sehen, was vor- und nach dem untersuchten Geschehen passiert, weil dieses (normalerweise) nicht vollständig auf das Hier und Jetzt reduzierbar ist. Viele soziale Prozesse erfordern Vorarbeiten oder „importieren" Artefakte, die an anderen Orten hergestellt wurden. Gerade Körper werden oft schon lange vor dem eigentlichen Event dafür in Form gebracht, etwa durch Kleidung oder andere Vorbereitungen. In vielen Fällen müssen vor Ort spezifische räumliche Arrangements geschaffen werden, damit Körper in

der praxisrelevanten Form agieren können. Auch können sie Spuren eines Geschehens darüber hinaus behalten, die danach verwischt oder weitergetragen werden wie die Schminke des Vortages. Drittens empfehlen Breidenstein et al., immer wieder die Perspektive zu wechseln, das Geschehen also gewissermaßen aus anderen Augen zu betrachten. So würde etwa die eingangs zitierte Szene aus der Sicht der Kinder gewiss anderes beschrieben. Viertens geht es darum, Beobachtungen zu fokussieren, etwa thematisch, zeitlich, räumlich oder personal. Auch hier liegen körpersoziologische Adaptionen nahe: die thematische Fokussierung auf Themen aus dem Gebiet der Körpersoziologie ist bereits eine erste, die aber in situ ständig modifiziert und präzisiert wird; zeitlich lassen sich diverse Veränderungen von Körpern und Körperkonstellationen betrachten, mit einem Fokus auf Räumlichkeit geraten Proxemik und Arrangements von Körpern in den Blick, aber auch das dingliche Setting. Die Fokussierung auf Personen mit einem körpersoziologischen Ansatz mag dagegen zunächst vielleicht eher irritieren. Schließlich lassen sich Personen und Körper normalerweise schlecht trennen. Und dennoch, oder vielleichter gerade deshalb, liegt hier ein wichtiges Moment der Beobachtung von Körpern:

Wir neigen im Alltag dazu, das Tun der Körper den Personen zuzurechnen und konstatieren einen Mangel an Aufmerksamkeit, wenn diese Kongruenz, wie im eingangs angeführten Zitat aus dem Zeit-Magazin, nicht vollständig hergestellt wird. Die Körpersoziologie beschränkt sich jedoch nicht auf diesen Blickwinkel. Vielmehr besteht die analytische Leistung vor allem auch darin, Körper als eigenständige Teilnehmer am Sozialen zu beobachten, die nicht immer auf einzelne Personen beschränkt sein müssen. Ein recht naheliegender Ansatz ist hier, Körper als Hinweis auf eine Gruppenzugehörigkeit zu beobachten. So beschreibt etwa Astrid Jakobsen (1997) wie die Mitglieder eines Sicherheitsdienstes in einem Schwimmbad einzelne Personen anhand der äußeren Erscheinung als „Unruhestifter" kategorisieren, bevor sie als solche tätig werden. Körper werden dabei als Hinweis auf eine (störende) Gruppenzugehörigkeit gewertet, sie werden zum Mittel für eine visuelle Kategorisierungspraktik. Eine ganz andere Form von Gruppenkörper findet Stefan Hirschauer (2004, S. 87) im Operationssaal eines Krankenhauses, den „Chirurgenkörper":

> „Im Operationsgebiet halten sich bisweilen bis zu acht Hände auf, die sich dort auf engstem Raum über-, unter- und nebeneinander abwechseln und ergänzen, indem sie etwas dehnen, halten, schneiden und absaugen. Für das Funktionieren einer operativen Einheit gibt es vier Sorten von Händen: leitende, assistierende, instrumentierende und laufende, die als einzige unsteril sind. Die instrumentierenden Hände sorgen mit Haken und ständiger Blutstillung vor allem für eine gute Sicht, während die instrumentierenden den leitenden laufend Gerätschaften in den Griff zu reichen haben, die sie zum Teil von den laufenden Händen geliefert bekommen. Der Kreislauf des Chirurgenkörpers besteht aus Befehlssignalen und Handreichungen, bei denen etwa Nahtmaterial von der unsterilen in die sterile Zone des Operationssaals transportiert wird, indem operierende und laufende Hände als Scharniere zwischen beiden fungieren."

Umgekehrt wird der „Patientenkörper" hergestellt, indem durch die Narkose die Person gewissermaßen stillgestellt wird. Dass die Person in dieser Phase quasi ausquartiert ist, lässt sich in situ schon daran erkennen, dass nun ohne Probleme über sie gesprochen werden kann, obwohl der Körper noch anwesend ist. Der Körper wird dabei zum einen so präpariert, dass er als anatomisch vor-beschriebenes Operationsgebiet behandelt werden kann, zum anderen findet eine gewisse Ausdehnung statt, indem er mit verschiedenen Maschinen verbunden wird:

> „Die Muskeln und Gelenke, die den Patientenkörper bewegen und halten, befinden sich jetzt in den Rädern des Fahrgestells, den Kippvorrichtungen am Kopfteil und Beinteil des Tisches, den Scharnieren der Armablage und dem Hebemechanismus des Bocks. Die im Körper zirkulierenden Flüssigkeiten werden außen aufgefangen oder von außen zugeführt: der Harn entleert sich durch den Katheder in eine zweite Blase unter dem linken Arm, der Magen durch eine Sonde in der Nase in einen Behälter am Boden, das Blut in ein Sammelgefäß zu Füßen des Kopfes und wird, wenn sich das Gefäß zu sehr auffüllt, aus Konserven durch eine Kanüle am Hals in den Körper zurückgeleitet" (ebd., S. 86).

Sowohl der „Chirurgenkörper" als auch der „Patientenkörper" entsprechen nur bedingt dem Körperbild unseres Alltagswissens, das den Körper gewissermaßen zur Hülle der Person macht. Vielmehr entstehen soziale Körper hier aus mehreren persönlichen Körpern oder aus einer Verlängerung der Körper durch Dinge, die jene Funktionen erfüllen, die der anthropologisch-biologisch gedachte Körper allein nicht (mehr) erfüllen könnte.

Eine weitere, analytisch differente Beobachtung von Körpern findet sich in Sophie Merit Müllers (2016) Studie eines Balletttrainings, in der sie Körper als „Bearbeitungsobjekte" fokussiert. Dabei findet sie zum einen Verflechtungen der Körper mit Dingen, etwa mit der Stange oder dem Spiegel, zum anderen zeigt sie, wie Körper sozial entlang feldspezifischer Unterscheidungspraktiken in einzelne Entitäten (z. B. Muskel oder ästhetische Linien) zerfallen:

> „Zu Beginn der Szene richtet sich zunächst nur der Blick der Lehrerin auf das Knie, das zu einer Lara gehört, die auf ihre gewohnte Weise die Ballett-Bewegungen erledigt. Mit der Aufforderung, das Knie zu strecken, unterbricht die Lehrerin Lara dabei. Sie führt damit ‚das Knie' in die Situation ein, denn erst indem es aufgerufen wird, ist es situativ überhaupt erst ‚da': Gab es vorher einfach nur die Ballett machende Lara, so gibt es jetzt ein individuiertes Körperteil im Fokus von Helens [die Lehrerin, Anm. LS] und Laras Aufmerksamkeit. […] Hier bricht für die Elevin eine Alltagsfiktion zusammen, die Akteure allgemein über ihren Körper hegen: Dass nämlich alle Körperteile mitmachen, wenn man etwas machen will. […] Entsprechend bleibt Lara zwar weiterhin Eigentümer und Bewohner dieses Körpers (es ist ihr Knie), aber sie wird (von sich selbst wie auch von der Lehrerin) nicht mehr mit ihm als Ganzem gleichgesetzt: sie ist situativ nicht mehr ihr Knie. Die Person Lara und das Knie werden in der interaktiven Praxis der Szene als zwei verschie-

dene Teilnehmer relevant gemacht und auf unterschiedliche Weise ins Geschehen involviert" (Müller 2016, S. 17).

Die Beschreibung macht deutlich, wie Teile eines Körpers interaktiv gewissermaßen zu Dingen werden können, an denen die Person arbeitet, um eine bestimmte Fertigkeit, hier Ballett, zu erlernen. Der *eine* organische Körper als (tänzerisches Ausdrucksmittel) der Person zeigt sich als situative Hervorbringung, die erst geleistet werden muss. Körper können jedoch nicht nur situativ in Teile zerfallen oder kollektive Körper bilden. Vielmehr können Praktiken, wie Loïc Wacquant in seiner Studie über Boxer zeigt, mehrere Körper einer Person hervorbringen. Für Berufsboxer sei ihr Körper, so Wacquant (1998, S. 330 ff.), eine Maschine, eine Waffe und ein Instrument. Alle drei brauchen in unterschiedlicher Form Zuwendung, weil sie den Boxer schützen und gleichzeitig als Boxer ausmachen. Ein der Ästhetik des Boxens entsprechender Körper gelte darüber hinaus als Basis für erfolgreiche Kämpfe (ebd., S. 335), der Torso des Boxers wird so gewissermaßen zur Visitenkarte.

Soziale Prozesse mit einem körpersoziologischen Blick zu beobachten ist also, das zeigen diese vier Beispiele, nicht einfach eine Art passive Wahrnehmung des Geschehens, ein bloßes Registrieren. Es ist vielmehr *professional vision* (Goodwin 1994), eine über Jahre zu schulende Form des Beobachtens, die immer auch eine analytische Leistung beinhaltet. Auch deshalb empfehlen Einführungsbücher zum soziologischen Beobachten (z. B. Emerson et al. 2011), von Beginn an das Beobachten mit dem Beschreiben zu verbinden. Das detaillierte Protokollieren gibt nämlich bereits Gelegenheit, die Beobachtung zu reflektieren und daraus spezielle Themen für anschließende Beobachtungen zu entwickeln. Schreiben bildet, wie der Wissenschaftstheoretiker Hans-Jörg Rheinberger (2013, S. 148) festhält, den zentralen „Überraschungsgenerator" der Geistes- und Sozialwissenschaften. Es bringt analytische Entdeckungen hervor, die für den weiteren Beobachtungsprozess fruchtbar gemacht und gleichzeitig einer ständigen Prozesskontrolle ausgesetzt werden. Dieses Wechseln zwischen empirischem Erforschen und analytischem Schreiben wird oft mit dem Begriff *Grounded Theory* verbunden, es wird zudem in den letzten Jahren als „theoretische Empirie" (Kalthoff et al. 2008) diskutiert.

Bereits das primär schauende Beobachten greift also nicht nur auf die Augen der Forscherin zurück, sondern auch auf die Beziehung zum Feld und die (körper-)soziologische analytische Haltung. Das Etablieren einer tragfähigen Beziehung im Feld, „rapport" mit dem klassischen Vokabular der Ethnografie, sowie das Entwickeln der erwähnten „praxisgeschulten Sehfertigkeit" erfordert nicht nur eine visuelle, sondern, wie im vorigen Abschnitt dargestellt, eine ganzheitliche Enkulturation des Forschers in das Feld. In diesem Sinne gelten nicht nur Papier und Stift (bzw. Computer) als Forschungsinstrumente, sondern auch der Körper der Forscherin und seine verschiedenen Sinne (z. B. Kalthoff 2003, S. 86; Wacquant 2003, S. 269 ff.). In der Regel werden in teilnehmenden Beobachtungen außerdem verschiedene andere Verfahren eingesetzt: Videoaufnahmen, um durch die Konservierung einzelner Interaktionen

einen besonders guten Zugriff auf Details des Geschehens zu erhalten; Interviews und Gespräche, um die Relevanzen der Feldteilnehmer, ihr explizites Wissen sowie Hintergrundwissen zu erheben, oder Felddokumente (z. B. Zeugnisse) und verschiedene diskursive Medien, um das organisationale sowie das diskursive Wissen im Feld festzuhalten. Eine besonders detaillierte Beschreibung solcher Modifikationen und Adaptionen im Prozess der Herstellung von Beobachtbarkeit findet sich in Kristina Brümmers (2014, S. 89 ff.) Ethnografie über Sportakrobatik.

## 4 Schluss

Gerade im Bereich der Körpersoziologie spielen visuelle Forschungsverfahren eine wichtige Rolle, weil Körper nicht allein verbal, sondern auch auf nonverbale Weise sozial relevant werden. In den letzten Jahren zählt deshalb teilnehmende Beobachtung zu den zentralen Verfahren in diesem Bereich. Doch Körper sind nicht einfach so beobachtbar, sondern nur mit gewissen Einschränkungen. Dazu zählt zunächst die Blickordnung, die das Beobachten anderer Leute Körper an enge Konventionen bindet. Zudem sind Körper zumeist in materielle Arrangements eingebunden, können also kaum allein beobachtet werden. Schließlich erfordern viele Praktiken eine gewisse Kenntnis über ihre innere Logik, die auch eine praxisspezifische Sehfertigkeit umfasst.

Beobachtbarkeit ist deshalb nicht einfach gegeben, sondern erfordert eine *professional vision,* einen (körper-)soziologischen Blick, der über die Dauer des Forschungsprozesses um eine praxisgeschulte Sehfertigkeit erweitert wird. Diese erlaubt es, sich in die Blickordnung des untersuchten Feldes einzufinden, aber auch wissentlich anders zu schauen als die Gewohnheiten des Feldes nahelegen. So kann auch die Blickordnung eines Feldes als Teil der feldspezifischen Praktiken zum Gegenstand der Untersuchung werden. Strategien, um Beobachtbarkeit herzustellen, beinhalten ein ständig wechselndes *zooming in and out,* wobei sich gerade solche Szenen oft als besonders hilfreich erweisen, in den etwas misslingt. Weitere Strategien sind das wiederholte Beobachten von Unregelmäßigkeiten, das Aufspüren von Prozessen, die über die konkrete Situation hinausreichen, das Fokussieren und das Wechseln von Perspektiven. Nicht zu unterschätzen ist jedoch die analytische Leistung, die hinter einer körpersoziologischen Beobachtung steht, weshalb gerade auch Schreiben und Theoretisieren wichtige Elemente körpersoziologischer Beobachtung sind. Schließlich zählt Methodenpluralismus zu den zentralen Charakteristika teilnehmender Beobachtung.

## Literatur


Bleuel, Nataly (2016, Dezember 17). Hat dir das keiner beigebracht? Vom Schnürsenkelbinden bis zum Uhrzeitlesen: Sind unsere Kinder eigentlich alltagstauglich? *Zeit-Magazin, Nr. 51,* S. 39–41. Hamburg.

**Breidenstein, Georg, Hirschauer, Stefan, Kalthoff, Herbert & Nieswand, Boris (2013). *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung.* Konstanz: UTB.**

Brümmer, Kristina (2014). *Mitspielfähigkeit: sportliches Training als formative Praxis.* Bielefeld: transcript.

Emerson, Robert M., Fretz, Rachel I. & Shaw, Linda L. (2011). *Writing ethnographic fieldnotes* (2. Aufl.). Chicago: University of Chicago Press.

Goffman, Erving (1963). *Behavior in Public Places: Notes on the Social Organization of Gatherings.* New York: The Free Press.

Goffman, Erving (1989). On fieldwork. *Journal of Contemporary Ethnography, 18*(2), 123–132.

**Goodwin, Charles (1994). Professional vision. *American Anthropologist, 96*(3), 606–633.**

Haller, Melanie (2016). Mode Macht Körper – wie sich Mode-Körper-Hybride materialisieren. *Body Politics. Zeitschrift für Körpergeschichte* (im Erscheinen).

Heimerl, Birgit (2013). *Die Ultraschallsprechstunde.* Bielefeld: transcript.

**Hirschauer, Stefan (2001). Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. *Zeitschrift für Soziologie, 30*(6), 429–451.**

Hirschauer, Stefan (2004). Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture: Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 73–91). Bielefeld: Transcript.

Jacobsen, Astrid (1997). Ordnungs- und Unruhestifter. Ein privater Sicherheitsdienst observiert. In Stefan Hirschauer & Klaus Amann (Hrsg.), *Die Befremdung der eigenen Kultur* (S. 114–137). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Kalthoff, Herbert (2003). Beobachtende Differenz. Instrumente der ethnografisch-soziologischen Forschung. *Zeitschrift für Soziologie, 32*(1), 70–90.**

Kalthoff, Herbert, Hirschauer, Stefan & Lindemann, Gesa (Hrsg.). (2008). *Theoretische Empirie: Zur Relevanz qualitativer Forschung.* Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Laube, Stefan (2014). Im Takt des Marktes. Körperliche Praktiken in technologisierten Finanzmärkten. In Herbert Kalthoff & Uwe Vormbusch (Hrsg.), *Soziologie der Finanzmärkte.* Bielefeld: transcript.

Miner, Horace (1956). Body ritual among the Nacirema. *American Anthropologist, 58*(3), 503–507.

Müller, Sophie M. (2016). Involvierungen, Verflechtungen, Differenzierungen. Das Werden materieller Entitäten im Ballett-Üben. *Body Politics. Zeitschrift für Körpergeschichte* (im Erscheinen).

Nicolini, Davide (2013). *Practice Theory, Work, and Organization: An Introduction.* Oxford: Oxford University Press.

Polanyi, Michael (1985). *Implizites Wissen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rheinberger, Hans-Jörg (2013). Über die Kunst, das Unbekannte zu erforschen. In Karl-Josef Pazzini, Andrea Sabisch & Daniel Tyradellis (Hrsg.), *Das Unverfügbare Wunder, Wissen, Bildung* (S. 143–149). Zürich; Berlin: Diaphanes.

Schindler, Larissa (2011). *Kampffertigkeit: Eine Soziologie praktischen Wissens.* Stuttgart: Lucius & Lucius.

**Schindler, Larissa & Liegl, Michael (2013). Praxisgeschulte Sehfertigkeit. Zur Fundierung audiovisueller Verfahren in der visuellen Soziologie. *Soziale Welt, 64*(1-2), 51–67.**

Wacquant, Loïc (1998). The prizefighter's three bodies. *Ethnos, 63*(3-4), 325–352.

Wacquant, Loïc (2003). *Leben für den Ring: Boxen im amerikanischen Ghetto.* Konstanz: UVK.

# Videoanalyse

Hubert Knoblauch und René Tuma

## 1 Einleitung

Die Videotechnologie entstand als ein elektromagnetisches Aufzeichnungsverfahren, das mittlerweile weitgehend digitalisiert wurde. Wie der schon zuvor bestehende Film bietet sie audiovisuelle Repräsentation, erlaubt aber auch die materiale Reproduktion als Kopie, eine erleichterte manuelle Bedienung bei der Aufzeichnung und Wiedergabe sowie dank der Computerisierung die einfache Bearbeitung der audiovisuellen Repräsentationen selbst. War der Film schon früh zur Analyse körperlicher Abläufe verwendet worden, so wird die Videotechnologie seit etwa der Mitte des 20. Jahrhunderts auch zur Untersuchung menschlicher Interaktionen eingesetzt. Nach langen Jahren einer eher randständigen Entwicklung hat sich die Methode der Analyse menschlicher Interaktionen mithilfe von Video in den letzten Jahren zu einem rasch wachsenden Forschungsfeld entwickelt. Ein Grund dafür ist sicherlich die rasante Entwicklung der Technologie, die ja auch im Alltag eine immer breitere Anwendung gefunden hat und heute omnipräsent ist. Videoaufzeichnungen sind mittlerweile ein hochgradig populäres Genre, das sogar die Grenzen zum professionellen Film sprengt. Auch in der Wissenschaft hat sich die Videoanalyse immer weiter ausgebreitet, so dass sich in der Zwischenzeit auch eine ganze Reiche eigener Methodologien der Videoanalyse ausgebildet haben.

Da es sich bei Video um eine Verbindung von Aufzeichungs- und Abspieltechnologie handelt, sollte grundlegend unterschieden werden zwischen den Videos, die von den untersuchten Akteuren hergestellt, und jenen, die von den forschenden Personen erstellt wurden. Im ersten Fall handelt es sich es um Medienprodukte, die von mehr oder weniger professionellem Personal vorwiegend nach ästhetischen oder rhetorischen Kriterien erstellt werden. Diese Videos sind Gegenstand einer hermeneutisch-medienwissenschaftlichen Videoanalyse, auf die hier nur knapp eingegangen wird (vgl. hierzu Reichertz/Englert 2010). Im Mittelpunkt dieses Textes hier stehen Videoanalysen sozialer Interaktionen, die von den Forschenden selbst aufgezeichnet wurden. Auch mit Blick auf diese Datensorte haben sich zwei verschiedene Methodologien etabliert. Auf der einen Seite werden hierbei die *standardisierenden Videoana-*

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_29

*lysen* angewandt, wie sie etwa in der psychologischen Experimentalforschung verbreitet sind. Hier werden die Aufzeichnungen einer Auswertung unterzogen, die sich an vorab festgelegten Kodierplänen orientiert und das Material nach dem Auftreten bestimmter Ereignisse durchsucht (wie etwa „prosoziales Verhalten" oder „Sprecherwechsel"). Bei den in der Soziologie verbreiteten *qualitativen Videoanalysen* wird demgegenüber interpretativ gearbeitet und darauf gezielt, entweder die Videos als sinnhafte Produkte oder das aufgezeichnete Miteinander-Handeln von Akteuren zu *verstehen*. Gegenüber den herkömmlichen Beobachtungsverfahren, die rekonstruktive Daten wie Feldnotizen oder Interviewdaten verwenden, erlauben Videodaten eine „Konservierung" von Geschehensaspekten in ihrem zeitlichen Ablauf. Im Gegensatz zu den rekonstruktiven Daten ermöglichen Videoaufzeichnungen Forschenden einen wiederholten Zugriff auf vergangene Geschehensabläufe in der Gestalt, wie sie sich original entfaltet haben, und lassen sich strikt sequenziell in der komplexen Ordnung ihres Ablaufs analysieren. Damit eröffnen sich vor allem für die Kommunikations- und Interaktionsforschung, aber auch für die Exploration von Gruppen, Milieus oder Organisationen neue Forschungsperspektiven.

In Abgrenzung zu den standardisierten Videoanalysen beschäftigt sich dieser Beitrag ausschließlich mit der Methodologie qualitativer Videoanalysen. Schon die Entstehung dieser Forschungsmethode weist einen engen Bezug zum Körper auf. Zwar schließt insbesondere die angelsächsische Entwicklung der Videoanalyse zunächst an Vorläufer in der Forschung an, die sprachliche Interaktionen mittels Tonband bzw. Kassettenrekorder in natürlichen sozialen Situationen aufgezeichnet und sequentiell analysiert hatten. Mit dem Einbezug der Videodaten ging sie aber über die Beschränkungen des „linguistic turn" hinaus, die Sprache in den Vordergrund stellte. Sie passte ihre Methodologie zunächst zögerlich an das Audiovisuelle an, wodurch zunehmend auch der Körper in den Blick geriet.

Im Folgenden wird kurz die Entstehung dieser Analysemethode skizziert, bevor auf die gegenwärtig dominierenden Ansätze in der deutschsprachigen Diskussion eingegangen wird. Einige exemplarische Beispiele veranschaulichen anschließend, auf welche Weisen der Körper in den Videoanalysen betrachtet wird.

## 2 Die Entwicklung der Videoanalyse

Schon zu der Zeit, als Darwin in seinem Buch über ‚Die Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren' Fotos zeigt, um den Ausdruck von Gefühlen miteinander zu vergleichen, entwickelte Muybridge bereits eine speziellen Aufnahmetechnik, mit der er Einzelbilder zu filmähnlichen Sequenzen zusammenfügen konnte. Damit konnte er Bewegungsabläufe von Tieren und Menschen analysieren und z. B. belegen, dass Pferde beim Galoppieren tatsächlich einen Moment lang ‚fliegen'. Im 20. Jahrhundert wurde dann Filmmaterial menschlicher Interaktionen erstellt, etwa um die Organisation der betrieblichen Arbeit zu studieren (Reichert 2007). In Deutschland unter-

suchte Lewin um 1923 die ersten Filmsequenzen menschlichen Konfliktverhaltens. Sein Schüler Gesell veröffentlichte 1935 das Buch ‚Filmanalyse' als „Methode der Erforschung des Verhaltens". Die weitere Entwicklung audiovisueller Analysen wurde dann durch die sogenannte Palo Alto-Gruppe vorangetrieben, die sich aus Psychiaterinnen (Frieda Fromm-Reichmann), Anthropologen (Gregory Bateson), Kybernetikern und Linguisten zusammensetzte. Sie zeichneten Interaktionen in Familien mit schizophrenen Kindern auf und untersuchten sie hinsichtlich der Frage: Was unterscheidet Interaktionen hier von denen in anderen Familien. Am berühmten Beispiel des ‚Doris-Film' wurden detaillierte Muster aus verschiedenen disziplinären Blickwinkeln herausgearbeitet, die sogenannten ‚micropatterns'. Dagegen fokussierte Hall (1962) wenig später unter dem Titel der „Proxemik" anhand von sorgfältig analysierten Filmsequenzen die Bedeutung der räumlichen Verhältnisse menschlicher Körper bei der Interaktion. Eine der sozialwissenschaftlich bedeutsamsten Richtungen ist die ‚Kontextanalyse', die von Birdwhistell und Scheflen (der den Begriff 1963 prägte) begründet wurde. Auf der Grundlage von Filmaufzeichnungen natürlicher Interaktionen betrachtet sie Kommunikation als einen fortwährenden Multikanal-Prozess und versucht, auf eine an der strukturalistischen Linguistik angelehnten Weise, die strukturellen Merkmale des ablaufenden Kommunikationssystems zu beschreiben. So geht Birdwhistell in seiner „Kinesik" etwa von der Annahme aus, dass das körperliche Verhalten eine Sprache sei. Sie habe also die gleichen Bestandteile und Organisationsebenen wie die gesprochene Sprache und bilde ein strukturelles System signifikanter Symbole aller Sinnesmodalitäten. Diese ließen die sich auf verschiedene „Kanäle", wie Gesten, Mimik, Prosodie und Körperhaltung unterscheiden (Birdwhistell 1970, S. 95).

Die Annahme einer universalen „Körpersprache" wurde von Ekman (1982) weitergetrieben, der seine Aufmerksamkeit auf die filmisch aufgezeichneten Bewegungen beim menschlichen und tierischen Ausdruck richtete. Auf der Grundlage kulturvergleichend erhobener Videoaufzeichnungen entwickelte er ein System zur Erfassung mimischer Bewegungen des Gesichts und der Gesichtsmuskeln („FACS"), dessen experimentelle Methodologie prägend für die späteren standardisierten Verfahren wurde, die sich in der Psychologie, aber auch in anderen Disziplinen durchgesetzt haben.

Stützten sich die meisten Arbeiten bis in die 1970er-Jahre auf den Film, so verbesserte die Entwicklung der Videotechnologie, insbesondere des Geschwindigkeits- und Richtungswechsels, die Möglichkeiten der Analyse. Der methodische Vorzug besteht darin, dass die erhobenen Videodaten den Ablaufcharakter der aufgezeichneten Interaktionen bewahren und eine anschließende, sehr minutiöse Detailauswertung von Geschehensabläufen in ihrem Zusammenhang erlauben. Durch die Herstellung erschwinglicher digitaler Kameratechnik in den 1980er Jahren ist der Weg zu einer breiteren Verwendung in der sozialwissenschaftlichen Forschung geebnet worden.

Wie auch innerhalb der Soziologie und Soziolinguistik verschob sich nun aber auch der Fokus von der „Sprache" des Körpers auf das „Sprechen". Es ging also nun

weniger um die „Struktur" des körperlichen Verhaltens als um den Vollzug von verkörperten Interaktionen. Einen entscheidenden Einfluss auf die zunächst angelsächsischen Entwicklungen hatte die von Goffman initiierte Interaktionsforschung auf der einen und die ethnomethodologische Konversationsanalyse auf der anderen Seite, die sich zunächst mit sprachlichen Interaktionen in „natürlichen", nicht experimentellen sozialen Situationen beschäftigt hatte. Aus beiden Quellen wurde nun eine Methodologie entwickelt, die Video systematisch einsetzt, um etwa die spielerische Interaktion von Kindern, schulische Bewerbungsinterviews oder Arzt-Patienten-Interaktionen zu untersuchen. Zur selben Zeit wurden von einer Gruppe um Luckmann auch in Deutschland ähnliche Untersuchungen durchgeführt, doch eine breitere Anerkennung fand die Videotechnologie erst durch ihren Einsatz in den (konversationsanalytisch ausgerichteten) Workplace Studies, die das Zusammenspiel menschlicher Interaktion und technischer Artefakte zum Gegenstand videographischer Untersuchungen erhob (Knoblauch, 2000).

## 3 Methodologien der interpretativen Videoanalyse

Im Zusammenhang mit den Workplace-Studies wurden in den 90ern auch die ersten Vorschläge zur Methodologie gemacht, die ab der Jahrtausendwende auch im deutschsprachigen Raum weiterentwickelt wird (vgl. Tuma et al. 2013, S. 19 ff.). Gerade hier hat sich die (vermutlich größte) Vielfalt an Methoden der qualitativen Videoanalyse entwickelt. Auch wenn deren Entwicklung derzeit sehr dynamisch verläuft, lassen sich grob vier Stränge der qualitativen Videoanalyse unterscheiden.

### (a) Hermeneutische Verfahren

Die *wissenssoziologische Hermeneutik* hat ein Auslegungsverfahren entwickelt, bei der die hermeneutische Sequenzanalyse als methodische Kunstlehre der Deutung eine tragende Rolle spielt. Die methodologischen Grundlagen der wissenssoziologischen Hermeneutik beziehen sich ausdrücklich auf die Tradition einer verstehenden Soziologie in der Nachfolge Max Webers und verbinden diese mit philologischen Mitteln der Auslegung von Texten, wie sie in den Geisteswissenschaften entfaltet worden sind (Raab 2008; Reichertz/Englert 2010). Gemeinsam ist allen hermeneutischen Ansätzen, die in der Tradition auch auf andere ‚Datensorten' wie Bilder und Texte erweitert wurden, die eingehende Ausdeutung einzelner Materialabschnitte mit dem Ziel einer erschöpfenden Entfaltung aller möglichen soziologisch denkbaren Lesarten. Dabei werden in einer Interpretationsgruppe zunächst alle erdenklichen Bedeutungen der in den Fokus genommenen einzelnen Bildausschnitte oder kurzen Videosequenzen entfaltet. In einem darauf folgenden zweiten systematischen Schritt werden diese Sinnpotenziale anhand nachfolgender Bild- bzw. Videosequenzen nach und nach re-

duziert und schließlich in eine Strukturhypothese kondensiert. So werden schrittweise alle möglichen Lesarten des audiovisuellen Dokuments entfaltet, um auch an die nicht offenkundigen und im Material verborgenen Sinngehalte zu gelangen. Die Erstellung dieser Interpretationen erfolgt in Interpretationsgruppen und folgt dem methodischen Prinzip hermeneutischer Sequenzanalyse, nach dem strikt in der Reihe der aufeinanderfolgenden Sinneinheiten (wie etwa Sequenzen einer bestimmten Dauer oder Einzelbilder) gedeutet wird. Die Videohermeneutik erweist sich als besonders leistungsfähig bei der Analyse produzierter und edierter Videomaterialien, lässt sich also materialunspezifisch auch für medial vermittelte audiovisuelle Ausdrucksformen verwenden. Dabei berücksichtigt sie die im Material eingearbeiteten Dimensionen ästhetisierter Sinnformationen. Dem liegt die feste Auffassung zugrunde, dass alle kulturellen Ausdrücke, gleich welcher Art, immer vieldeutig sind und einer Deutung bedürfen. Das Interpretationsverfahren greift also letztlich auf basale, allgemeine menschliche Fähigkeiten zurück und nutzt sie, methodisch kontrolliert und elaboriert, als Grundlage sozialwissenschaftlicher Analyse. In jüngerer Zeit sind außerdem verschiedene Ansätze entwickelt worden, um die Hermeneutik für weitere Bereiche videographischer Forschung fruchtbar zu machen (Herbrik 2013; Kissmann 2014).

### (b) Videoanalysen nach der Dokumentarischen Methode

Ebenso wie die sozialwissenschaftliche Hermeneutik betont auch die Dokumentarische Methode die grundsätzliche Interpretativität der Sozialwelt und hat ein dementsprechendes konzeptuelles Programm mit breit rezipierten Methoden etabliert. Das von Bohnsack (2009) entwickelte, an Karl Mannheim und Erwin Panowski anknüpfende Verfahren der *dokumentarischen Bild- und Videointerpretation* wird vor allem im deutschsprachigen Raum intensiv praktiziert. Ziel des kunsthistorisch informierten Verfahrens ist die Rekonstruktion des in Kulturprodukten verborgenen Sinnes, der als *Dokumentsinn* bezeichnet wird. Die Grundannahme lautet, dass jeder Handlung oder Aussage und jedem Handlungsprodukt ein Dokumentsinn zugrunde liegt. Dieser im Material enthaltene Dokumentsinn geht über den immanenten Sinngehalt hinaus. Er wird von den (vor der Kamera) abgebildeten Handelnden und den (hinter der Kamera) abbildenden Bildproduzenten reproduziert, ohne dass er beiden überhaupt „bewusst" werden muss. Er ist in diesem Sinne „atheoretisch".

Die Rekonstruktion des dokumentarischen Sinns läuft in mehreren Schritten ab: Zunächst beginnt sie mit einer „formulierenden Interpretation", auf die dann eine „reflektierende Interpretation" (der formalen Bildkomposition) folgt; diese mündet schließlich in eine „Typisierung und Generalisierung". Dabei werden einzelne Standbilder analysiert, in denen formale Merkmale wie perspektivische Zentren, Fluchtpunkte oder Bildachsen eingetragen werden, um die abgebildeten „Bildproduzierenden" und ihre Relationen zueinander zu identifizieren. Mittels der Vergleiche mit

weiteren Ausschnitten werden die impliziten (atheoretischen) Wissensbestände der Produzenten des Videos (vor und hinter der Kamera) rekonstruiert.

Die dokumentarische Methode wurde bislang ebenfalls vornehmlich auf produzierte Videos (z. B. von Schülern produzierte Filme, TV Sendungen) angewendet. Vor allem in der Schul- und Unterrichtsforschung wird sie jedoch ebenfalls zur Analyse der von Forschenden selbst erhobenen Videodaten.

Sowohl die Hermeneutik als auch die Dokumentarische Methode stellen also vor allem die Frage, wie die Körper der beteiligten Akteure und ihre Handlungen in den Aufnahmen dargestellt sind. Sie fragen welche Strukturen bzw. (atheoretische) Wissensbestände sich noch in der Spezifik der jeweiligen Videoaufzeichnungen ‚verbergen'.

### (c) Ethnomethodologische Videointeraktionsanalyse

Forschende, die in natürlichen Situationen ihre Videodaten erheben, sind dagegen meist daran interessiert, wie Handelnden „vor der Kamera" ihre Handlungen aufeinander abstimmen und koordinieren. Dies zeichnet den dritten Strang der Entwicklung interpretativer Videoanalyseverfahren aus (Heath et al. 2010), der weitgehend Theorieannahmen der Ethnomethodologie teilt und an die Konversationsanalyse anschließt. Die Ethnomethodologie geht davon aus, dass die Vertrautheit, Geordnetheit und Faktizität unserer Alltagswelt Resultate einer Leistung der miteinander Interagierenden bzw. der dabei von ihnen verwendeten „Methoden" sind. In der ethnomethodologisch fundierten Videoanalyse geht es methodologisch um zwei Kernpunkte: (a) Um die Bestimmung der *Ressourcen, des Wissens und der praktischen Überlegungen,* die von den Interagierenden selbst bei der Hervorbringung ihrer in situ stattfindenden sozialen Handlungen und Aktivitäten verfolgt werden. (b) Um die Erforschung der *sequenziellen Ordnung der Interaktionen,* deren minutiöse Rekonstruktion dazu dient, herauszufinden, wie sich die Handelnden aneinander orientieren und ihre Interaktionen miteinander koordinieren.

Diese Vorgehensweise ist von einem ethnomethodologischen Verständnis der Sequenzanalyse von Konversationen geprägt. Vor allem in der Linguistik wird die Sequenzanalyse in jüngerer Zeit mit multimodalen Verfahren kombiniert. Das ursprünglich aus der Semiotik stammende Konzept der Multimodalität (Kress 2009) weist darauf hin, dass die körperliche Kommunikation in verschiedene „Modalitäten" aufgeteilt werden kann, wie etwa Blickrichtung, Gesten und Körperhaltung, die im Zusammenhang mit interaktiven Abläufen wie auch einzeln untersucht werden. Mittlerweile haben sich ganze Forschungsfelder um einzelne Modalitäten ausgebildet, wie etwa die ‚Prosodieforschung' oder die ‚Gesture Studies', deren Vorgehensweise wir unten kurz skizzieren werden.

### (d) Videographie

Die *Videographie* ist ein interpretativer methodischer Ansatz, der sich – wie der Name bereits andeutet – durch eine enge Einbettung in ethnographische Feldforschung auszeichnet. Sie zielt auf die Untersuchung sozialer Situationen, von denen Videoaufnahmen angefertigt werden. Videographische Forschung fokussiert dabei auf die Aufzeichnung und Analyse sozialer Interaktionen in den „natürlichen" Kontexten ihres Auftretens. Video*graphien* basieren somit in der Regel auf Videos, die von den Forschenden selbst zum Zwecke wissenschaftlicher Analyse angefertigt werden. Sowohl in der Erhebung wie auch in der Art der Sequenzanalyse schließt die Videographie an die ethnomethodologische Videoanalyse an und folgt auch ihren methodologischen Prinzipien. Allerdings soll die Rolle des forschenden Subjekts hermeneutisch berücksichtigt werden, dessen Wissen auch Hintergrund der Analyse ist. Darüber hinaus betont die Videographie systematisch den ethnographischen Charakter der Erhebung, die „fokussierte Ethnographie" (Knoblauch, 2001). Damit richtet sich der Fokus der Videographie auf den Kontext dessen, was im Fokus der Kamera(s) steht. Es handelt sich bei der Videographie daher auch nicht um eine „visuelle Analyse" im engeren Sinn, sondern um eine sozialwissenschaftliche Analyse, die auf größere Handlungsformen, Interaktionsmuster oder kommunikative Gattungen und ihre Verortung im sozialen Kontext zielt.

Man sieht schon an diesen analytischen Begriffen, dass jeweils besondere theoretische Orientierungen in die Videoanalysemethoden eingehen. Im Folgenden werden die zentralen theoretischen Orientierungen skizziert, die für die Videoanalyse körperlicher Abläufe von besonderer Bedeutung sind.

## 4 Theoretische Konzepte und empirische Beispiele

### (a) Nonverbales Verhalten und Multimodalität

Vor allem in der Biologie, der Psychologie, aber auch in anderen Sozialwissenschaften war der Begriff des *nonverbalen Verhaltens* lange Zeit leitend, wenn es um die Analyse von Film- und Videodaten ging (Argyle 2013, S. 22 ff.). Allerdings war der Begriff des Verhaltens lange von der deterministischen Vorstellung des Behaviorismus geprägt; zum anderen verstellte die Kontrastierung zum Verbalen den komplexen Zusammenhang von Sprache und Körper und die Körperlichkeit des Sprechens selbst. In der jüngeren Zeit hat sich deswegen der analytische Begriff der *Multimodalität* durchgesetzt (Kress 2009). Mit diesem Begriff werden zunächst verschiedene zeichenhafte und mediale Ressourcen des kommunikativen Handelns hervorgehoben, die auch unterschiedliche körperliche Modi der Kommunikation einschließen. Der Begriff der Mulitmodalität wurde insbesondere in der ethnomethodologisch ausgerichteten Forschung aufgenommen, die sich in der Linguistik fest etabliert und weiter

entwickelt hat. In dieser neueren Multimodalitätsforschung verschiebt sich der Fokus aufgrund der Verfügbarkeit der audiovisuellen Aufzeichnungen aber von der gesprochenen Sprache hin zu anderen Modi der Kommunikation. Diese überschreiten die Begrenzungen der Tonbandgeräte und großen Filmkameras, mit denen in der Frühphase der Konversationsanalyse vor allem gut verfügbare Telefongespräche oder relativ statische ‚heimische' Situationen unter Beobachtung standen. Diese Begrenzungen überwindend untersucht beispielhaft Mondada (2009) anhand von Videodaten Aufzeichnungen von körperlichen Interaktionen im öffentlichen Raum. Sie zeigt etwa, wie Interaktionssituationen, in denen Fremde nach dem Weg gefragt werden, interaktiv eröffnet werden. Hierbei besteht die Aufgabe für die Beteiligten darin, die Situation körperlich und räumlich in eine ‚fokussierte Interaktion' umzuwandeln. Wie gelingt es der fragenden Person, die Aufmerksamkeit der vorbeieilenden Passanten zu erlangen – ohne eine für die Beteiligten peinliche Situation zu produzieren? Die Handlungen von Passanten, so wird deutlich, sind immer auch schon zuvor sequentiell aufeinander abgestimmt. Wir alle sind ja in der Lage, auf der Straße aneinander vorbeizukommen, ohne stur auf Wegmarkierungen zu laufen, wir verfügen auch über die Fähigkeit die Wege anderer zu antizipieren und diese aufeinander abzustimmen, so dass wir körperlich einander ausweichen. Um in ein Gespräch zu kommen, muss die fragende Person also bereits vor der Ansprache räumliche Vorbereitungs-„Schritte" vornehmen, um andere anhalten zu können. Diese setzt eine Reihe von fein aufeinander abgestimmten Bewegungen der Körper im Raum voraus. Mondada beschreibt solche multimodale Interaktionseröffnungen als Abfolge verschiedener Phasen: Sie beginnen mit der Anpassung der Laufwege, die die dynamische in eine „statische Situation" transformieren sollen, die in einer spezifischen Positionierung der Körper zueinander besteht und mit der Einnahme bestimmter Haltungen zueinander einhergeht. All dies wird vor allem über zunächst einseitige Blickzuwendungen und ihre anschließende Erwiderung hergestellt. Erst wenn das erfolgreich war, folgen die ersten verbalen Äußerungen, das Fragen nach dem Weg, das meist mit einer Entschuldigung eingeleitet wird und der gemeinsamem Bezugnahme auf räumliche Orientierungspunkte durch Zeigegesten und lenkende Blicke. All diese Ressourcen, so zeigt Mondada, sind sequentiell fein geordnet und aufeinander bezogen. Die Multimodalitätsforschung nimmt, so zeigt sich hier, jüngst vermehrt auch mobile und dynamische Situationen in den Blick und zeigt damit, dass Kommunikation in den verschiedensten Kontexten das Ergebnis feiner sequentieller Abstimmung der beteiligten Handelnden ist, die dabei eine Reihe „multimodaler Ressourcen" mobilisieren, um sich zu verständigen.

### (b) Ethnomethodologie

Auch wenn Mondada das Konzept der Multimodalität mit *ethnomethodologischen* Konzepten verbindet, stellt diese den Begriff der „Interaktion" in den Vordergrund. Interaktion wird als ein Ablauf verstanden, der situativ geregelt wird. Dabei spielt der Körper eine zentrale Rolle, dessen Verhalten als Mittel der Koordination angesehen wird. Bezeichnenderweise wird das Verhalten gelegentlich im Englischen auch „visual conduct" genannt. Im Unterschied zur linguistischen Expertise wird auch zumeist das alltägliche Verstehen der Interaktion durch die Beteiligten selbst als methodologische Ressource genutzt. Beispielhaft dafür ist die Arbeit von Heath (1986), der schon in den 1980er Jahren mehrere hundert Stunden von Arzt-Patientengesprächen mit Videoband aufgezeichnet und sequenzanalytisch interpretiert hat. Wie er zeigt, spielt gerade im medizinischen Kontext der Körper eine besondere Rolle, die jedoch selbst interaktiv gestaltet wird. So zeigt Heath anschaulich auf, wie die Patienten auch die Darstellung ihres Körpers feinfühlig mit dem abstimmen, was die Ärzte jeweils machen. Dies gilt nicht nur für besondere Performanzen, wenn etwa eine Patientin ihre Beschwerden beim Gehen körperlich regelrecht vorstellt bzw. nachspielt. Es gilt auch für die körperlichen Untersuchungen, denn hier wendet sich nicht nur der Arzt den Patienten körperlich zu. Auch die Patienten tragen dazu bei, indem sie vermeintlich unbeteiligt durch ihre Blickrichtung, Körperhaltung und die Einnahme einer mittleren Distanz, ihren eigenen Körper so präsentieren, dass er zum Objekt für den Arzt werden kann. Heath beschränkt seine Analyse keineswegs auf die bloße „Face-to-face"-Situation, sondern er bezieht auch den Umgang der Ärzte mit dem Computer ein, der damals die handschriftlichen Notizen zu ersetzen begann. Der Blick auf das Zusammenspiel zwischen den interagierenden Körpern und den damals neuen elektronischen Kommunikationstechnologien zeichnet auch die entstehenden Workplace Studies aus, die sich auf die Untersuchung in postfordistischen Arbeitskontexten konzentrierten und wesentlich zur Etablierung der interpretativen Videoanalyse beitrugen. In der klassischen Ethmomethodologie gelten die Weisen, wie sich die Körper in der Interaktion koordinieren, als *„Ethnomethoden"*. Darunter wird verstanden, wie die Akteure es anstellen, besondere soziale Situationen zu erzeugen, wie hier die ärztliche Konsultation.

### (c) Praxis und Habitus

In der jüngeren Zeit verwenden auch ethnomethodologische Autoren in videoanalytischen Arbeiten dafür zuweilen den Begriff der „Praxis", der indessen eine eigene theoretische Position bezeichnet. Diese wird international stark von Bourdieu geprägt, der auch eine enge Verbindung von Praxis und Körper herstellt. Nach Bourdieu realisiert sich in der Praxis die „strukturierende Struktur" von unbewusstem Körperwissen und „Körpertechniken" (Marcel Mauss), die von der Gesellschaftsstruktur

geprägt ist. Während Bourdieu zunächst auf die strukturelle Dimension der Praxis achtete, kam etwa bei Wacquant auch ihre interaktive Dimension in den Blick, die von der Ethnomethodologie aufgenommen wurde. Sie entfaltet aber ihre analytische Wirkung in einem sich verselbständigenden Ansatz, der auch als „Praxistheorie" bezeichnet wird. Im Rahmen dieses Ansatzes werden vor allem in jüngerer Zeit verstärkt Videoanalysen durchgeführt, die sich auf verschiedene körperliche Praktiken, insbesondere im Sport, konzentrieren. Dies lässt sich gut an zwei Studien verdeutlichen, die sich beide vor einem ethnomethodologischen Hintergrund auf Praxistheorien beziehen und Kampfsportarten in den Blick nehmen.

Schindler (2011) untersucht hierbei im Rahmen ihrer Ethnographie, wie ‚implizites Wissen' im Nunjutsu Kampfkunsttraining vermittelt wird. Das Erlernen der Sportart besteht für Schindler in der Reproduktion von Praktiken im Medium ‚verkörperten' Wissens. Um kämpfen zu können, müssen die Neulinge erst einmal das jeweils in den Übungen Relevante „sehen" und anschließend die demonstrierten Bewegungsabläufe nachahmen. Allerdings lassen sich viele Details des Kampfsportes eben nicht einfach sehen (oder verbalisieren). Deswegen stehen Trainer und Trainerinnen vor der Aufgabe, die Besonderheiten erst sichtbar zu machen. Schindler beschreibt in diesem Zusammenhang die zwischen den beteiligten Akteuren verteilten und auch situativen körperlichen Praktiken des Wahrnehmbar-Machens. Sie untersucht diese auf Basis von Videoaufzeichnungen in ihrer Studie sehr ausführlich, kann jedoch auch zeigen, dass gerade wenn die spezifische Körperlichkeit in den Mittelpunkt tritt, ihre aktive Teilnahme als Ethnographin, die die Praxis selber ausführt, unerläßlich ist, um zu verstehen, wie diese „somatische Wissensvermittlung" in den Zweier-Kampfübungen umgesetzt wird. Wie sie schreibt, bekommt man „in erster Linie vom Körper des Partners Feedback zum Gelingen oder Misslingen eines Bewegungsablaufs". In diesem Fall wurde sehr deutlich, wo reine Videoaufzeichnungen an ihre Grenzen stoßen. Es wird hier deutlich und dass eine Interpretation der Videos nur vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Forschenden möglich ist, die sich in der Ethnographie das für die Interpretation notwendige Wissen angeeignet hat.

Das Problem der Sichtbarmachung körperlicher Praktiken ist kein reines Problem der Forschenden, sondern ein praktisches Problem auch der Beteiligten, wie Meyer und von Wedelstaedt (2013) in ihrer ethnomethodologisch-konversationsanalytisch Studie zum Boxkampf darlegen. Sie zeigen, dass körperliche Praktiken stets mit visuellen Praktiken aufs Engste verknüpft sind. Beim Boxen sind die Praktiken eingebettet in eine Reihe visueller ‚skopischer Regime': „Während die Boxer also einerseits ständig damit beschäftigt sind, die Legitimität und den Erfolg ihrer Aktionen nach außen sichtbar und verbuchbar zu machen, versuchen sie andererseits, ebenso viele andere Aspekte ihrer eigenen Aktionen (Absichten, Manöver, Taktiken) oder der Aktionen des Gegners (Treffer) zu verbergen und gegenüber dem Gegner, dem Ringrichter oder den Punktrichtern durch Finten, Verschleierung und Täuschung unsichtbar zu machen." (S. 86). Die Praktiken des Boxens sind jedoch auch nicht als rein individuelle Leistung zu verstehen, sondern als verteilte Praxis, bei der die Betei-

ligten die Kampfsituation gemeinsam bewältigen, indem der Trainer oder Assistent die Bewegungen des Gegners beobachten und antizipieren und ihren Boxer oder Boxerin warnen. Sie nehmen körperlich-multimodal an dem sequentiell geordneten Interaktionsablauf des Kampfes teil und stellen, so zeigen Meyer und von Wedelstaedt mit ihren Feinanalyen, einen zentralen Bestandteil der ‚verteilten Agency' dar.

### (d) Kommunikatives Handeln und Wissen

Die unbewussten, sozial strukturierten Aspekte der Praxis finden sich auch im Begriff des kommunikativen Handelns, der allerdings neben dem „traditionellen" (Weber) oder Gewohnheitswissen und den „leiblichen Fertigkeiten" (Schütz & Luckmann) auch bewusste, absichtliche und gezielte Handlungen bezeichnet. Insbesondere in der sozialkonstruktivistischen Deutung des Handlungsbegriffs kamen schon seit Ende der siebziger Jahre systematisch Videoanalysen zum Einsatz, um etwa die Konstruktion sozialwissenschaftlicher Daten im Interview aufzuzeigen (Tuma et al. 2013, S. 28 im Interview mit Luckmann). Um der besonderen Rolle des Körpers und der mit ihm verbundenen Ausdrucksformen und Objektivierungen Rechnung zu tragen, wurde der Grundbegriff des Sozialen zum kommunikativen Handeln erweitert (Knoblauch 2012). Kommunikative Handlungen sind körperlich-performative Abläufe, die grundlegend auf Verstehbarkeit angelegt sind. Videoaufzeichnungen von Handlungs- und Interaktionsabläufen bieten mustergültige Daten für solche kommunikative Handlungen, deren subjektive Perspektive, wie erwähnt, ethnographisch eingeholt wird. Damit kommen auch andere als audiovisuelle Modalitäten ins Spiel, die jedoch nicht grundsätzlich voneinander isoliert behandelt werden, sondern nur dann wenn diese Trennung den Relevanzen der Handelnden entspricht (wenn sie etwa vorwiegend sprechen, schreiben oder ihre Körper bewegen).

Beispielhaft zeigt Knoblauch (2013) in seiner Untersuchung von Powerpoint-Präsentationen, wie die körperliche Geste des Zeigens eine kommunikative Bedeutung annimmt. Dabei steht keineswegs die Modalität der Geste im Vordergrund, wie die ‚Gesture Studies' nahelegen, sondern die Körperformation, also die Stellung der Körper zueinander. Dies besondere Formation bei der Powerpoint-Präsentation besteht jedoch nicht nur aus dem Präsentierenden als Dreh- und Angelpunkt zum Publikum, sondern auch aus der Kombination aus Technik und Medium, also Computer, Beamer und Folienschaubild, die selbst einen zeigenden Charakter hat. Die verschiedenen Varianten und Subgenres der Präsentation – vom Powerpoint-Vortrag bis zur „Performance" – lassen sich mittels dieser triadischen Körperformation bestimmen.

Das Beispiel deutet an, dass die Videographie nicht nur situative Interaktionen beobachtet, sondern kommunikative Formen, kommunikative Muster oder, wie in diesem Falle, kommunikative Gattungen. Die besonders ethnographische Komponente dieser Vorgehensweis folgt den Körpern und Objekten, die die Formen ausmachen,

über die aufgezeichnete Situation hinaus und nimmt damit soziale Kontexte in den Blick. In dieser Untersuchung wurde deswegen der Zusammenhang von Powerpoint-Präsentationen für die Arbeit in verschiedenen Organisationen aufgewiesen und ihre Rolle für die Veränderungen institutioneller Bereiche (als Medium der „Wissensgesellschaft") untersucht.

## 5 Video, die Reflexivität und der Körper

Der Begriff des kommunikativen Handelns macht auf eine Besonderheit aufmerksam, die gerade beim Video beachtet wird. Video (das lateinisch „ich sehe" bedeutet) zeichnet sich nicht nur in der Aufzeichnung durch einen subjektiven Standpunkt aus; auch die Interpretation weist eine gewisse, aber unüberwindbare Subjektivität auf. Diese vor allem in hermeneutischen und ethnographischen Ansätzen hervorgehobene Subjektivität der Analytiker und Analytikerinnen verhindert, dass die technische Repräsentationen schlicht als „objektiv" betrachtet werden. Methodisch findet diese Subjektivität vor allem unter dem Begriff der Reflexivität Beachtung. Reflexivität bedeutet, dass die Forschenden selbst mit betrachtet werden, wenn sie Daten erheben, behandeln und analysieren. Gerade bei der Videoanalyse ist der Körper – neben der Technik – ein wesentlicher Aspekt der Reflexivität. Denn der Körper tritt nicht nur als kognitive „Sehmaschine" auf, die Visuelles identifiziert oder codiert; der Körper der Forschenden selbst bildet zumindest in der Videographie die zentrale Bezugsgröße für die Interpretation von Videoaufzeichnungen. Für das Verständnis der Videoaufzeichnungen von verkörperten Handlungen und Interaktionen werden ‚körperliche' Wissensbestände (oder wie Polanyi sie nennt: ‚implizite' Wissensstände) ebenso vorausgesetzt wie die körperliche Kompetenz zur sozialen Interaktion. Das konservierende Medium der Videotechnologie bietet hierbei aber in Kombination mit den inkorporierten Wissensbeständen der Forschenden, die im Feld anwesend waren (oder für hinzugezogene Sonderwissensträger) eine Grundlage zur kommunikativen Rekonstruktion auch der verkörperten Wissensbestände. Das wird insbesondere an der jüngeren Forschung deutlich, die mittlerweile die Praxis der wissenschaftlichen Interpretation und Analyse selbst zum Gegenstand macht (Knoblauch/Schnettler 2012; Meyer/Meier zu Verl 2013; Tuma 2013). Hierbei werden reflexiv die Datensitzungen und Forschungswerkstätten von Videoanalytikern und -analytikerinnen untersucht. Dabei zeigt sich, dass bei der Analyse selbst auch die situative Anordnung der Körper und eine Reihe von Körpertechniken im Umgang mit den Videotechnologien zum Einsatz kommen, wobei die performativen Formen der Sichtbarmachung, wie das Zeigen, das Hervorheben, das Nachspielen und das Hineinversetzen eine zentrale Rolle spielen. Diese reflexive Forschung steht zwar noch am Anfang, doch ist zu hoffen, dass auf diese Weise eine Methodologie entwickelt wird, die zeigt, wie die Forschung tatsächlich verfährt und die deswegen auch den Körper der Forschenden in den Blick nimmt. Die Videoanalyse kann also nicht nur zur empirischen Forschung

der Körpersoziologie beitragen; ihre dynamische Entwicklung (die zweifellos auch von technischen Fortschritten abhängt) kann auch wichtige Anstöße von der soziologischen Analyse des Körpers erhalten.

## Literatur


Argyle, Michael (2013). *Bodily Communication.* Routledge.

Birdwhistell, Ray L. (1970). *Kinesics and Context: Essay in Body-Motion Research.* Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

Bohnsack, Ralf (2009). *Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode.* Opladen: Verlag Barbara Budrich (UTB).

Ekman, Paul (1982). *Emotion and the Human Face.* Cambridge: Cambridge University Press.

Hall, Edward Twitchell (1962). *The Hidden Dimension.* New York: Anchor Books (Dt.: Die Sprache des Raumes, Düsseldorf: Schwann, 1976).

Heath, Christian (1986). *Body movement and speech in medical interaction.* Cambridge: University Press.

Heath, Christian, Hindmarsh, Jon, & Luff, Paul (2010). *Video in Qualitative Research.* London: Sage.

Herbrik, Regine (2013). Das Imaginäre in der (Wissens-)Soziologie und seine kommunikative Konstruktion in der empirischen Praxis1. In Reiner Keller, Jo Reichertz & Hubert Knoblauch (Hrsg.), *Kommunikativer Konstruktivismus* (S. 295–315). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Abgerufen von http://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-531-19797-5_13

Kissmann, Ulrike Tikvah (2014). *Die Sozialität des Visuellen Fundierung der hermeneutischen Videoanalyse und materiale Untersuchungen.* Weilerswist: Velbrück.

Knoblauch, Hubert (2000). Workplace Studies und Video. Zur Entwicklung der Ethnographie von Technologie und Arbeit. In Irene Götz & Andreas Wittel (Hrsg.), *Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation* (S. 159–173). Münster, New York, München, Berlin: Waxmann.

Knoblauch, Hubert (2001). Fokussierte Ethnographie : Soziologie, Ethnologie und die neue Welle der Ethnographie. *Sozialer Sinn* 1, 123–141.

Knoblauch, Hubert (2012). Grundbegriffe und Aufgaben des kommunikativen Konstruktivismus. In Reiner Keller, Hubert Knoblauch & Jo Reichertz (Hrsg.), *Kommunikativer Konstruktivismus.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Knoblauch, Hubert (2013). *Powerpoint, communication, and the knowledge society.* New York: Cambridge University Press.

Knoblauch, Hubert, & Schnettler, Bernt (2012). Videography: analysing video data as a ‚focused' ethnographic and hermeneutical exercise. *Qualitative Research* 12(3), 334–356.

Kress, Gunther (2009). *Multimodality: A Social Semiotic Approach to Contemporary Communication.* London etc.: Routledge.

Meyer, Christian, & Meier zu Verl, C. (2013). Hermeneutische Praxis. Eine ethnomethodologische Rekonstruktion sozialwissenschaftlichen Sinnrekonstruierens. *sozialer sinn* 14(2), 207–234.

Meyer, Christian, & von Wedelstaedt, Ulrich (2013). Skopische Sozialität – Sichtbarkeitsregime und visuelle Praktiken im Boxen. *Soziale Welt, Themenheft Visuelle Soziologie* 64(1-2), 69–96.

Mondada, Lorenza (2009). Emergent focused interactions in public places: A systematic analysis of the multimodal achievement of a common interactional space. *Journal of Pragmatics* 41(10), 1977–1997. http://doi.org/10.1016/j.pragma.2008.09.019

Raab, Jürgen (2008). *Visuelle Wissenssoziologie. Konzepte und Methoden.* Konstanz: UVK.

Reichert, Ramon (2007). *Im Kino der Humanwissenschaften. Studien zur Medialisierung wissenschaftlichen Wissens.* Bielefeld: transcript.

Reichertz, Jo, & Englert, Carina (2010). *Einführung in die qualitative Videoanalyse: Eine hermeneutisch-wissenssoziologische Fallanalyse.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schindler, Larissa (2011). *Kampffertigkeit: Eine Soziologie praktischen Wissens.* Stuttgart: Lucius & Lucius.

Tuma, René (2013). Visuelles Wissen: Die Videoanalyse im Blick. In *Visuelles Wissen und Bilder des Sozialen* (S. 49–69). Wiesbaden: Springer VS. Abgerufen von http://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-531-19204-8_3

Tuma, René, Knoblauch, Hubert, & Schnettler, Bernt (2013). *Videographie. Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen.* Wiesbaden: Springer VS.

# Fotointerpretation

Ralf Bohnsack

Die sozialwissenschaftliche (Wieder-)Entdeckung des Körpers, die als „somatic turn" oder „body turn" oder in ähnlicher Weise diagnostiziert oder programmatisch gefordert worden ist, zeigt eine gewisse zeitliche Koinzidenz mit dem Beginn des „pictorial turn" oder „iconic turn" bzw. mit dessen Behauptung oder Beschwörung. Dies erscheint nicht zufällig, weil es in erster Linie die visuelle Darstellung ist, die unsere (wissenschaftliche) Aufmerksamkeit auf den Körper richtet, und – so soll im Folgenden dargelegt werden – die Bildinterpretation den validesten sozialwissenschaftlich-empirischen Zugang zur Körperlichkeit vor allem im Sinne der körperlichen Praxis, der körperlichen Performanz, eröffnet. Umgekehrt ist aber auch eine Methode der Fotointerpretation ohne einen fundierten begrifflich-theoretischen Zugang zur Körperlichkeit nicht denkbar.

Beide Entwicklungen haben auch gemeinsam, dass sie sich zunächst im Bereich der Geisteswissenschaften und erst später (Ende des 20./Anfang des 21. Jh.) im Bereich der Sozialwissenschaften bemerkbar gemacht. haben. Ob in letzterem Bereich nun wirklich von einem pictorial oder iconic turn im Sinne einer paradigmatischen Wende gesprochen werden kann, erscheint insbesondere deshalb fragwürdig, weil eine methodische Fundierung der Bild- und Fotoanalyse, die den Ansprüchen sozialwissenschaftlicher Empirie gerecht zu werden vermag, noch in den Anfängen steckt.

Dies hängt wesentlich damit zusammen, dass die entscheidenden Fortschritte qualitativer Methoden seit Ende der 1970er Jahre zunächst eng mit der Entwicklung der Verfahren der Textinterpretation verbunden waren, welche wiederum im Zusammenhang mit dem sogenannten *linguistic turn* (Richard Rorty, Paul Ricoeur und Jürgen Habermas), also der sprachwissenschaftlichen Wende in den Geistes- und Sozialwissenschaften, zu sehen ist. Dies hat in den qualitativen Methoden zwar zu enormen Fortschritten der Interpretationsverfahren geführt. Damit verbunden war (und ist) allerdings eine Marginalisierung des Bildes. Die hochentwickelten qualitativen Verfahren der Textinterpretation vermögen sich nur schwer von der Bindung an die Logik von Sprache und Text und vom sprachlich-textlichen Vor-Wissen zu lösen. Dies wäre Voraussetzung, um zur Eigenlogik des Bildes vorzudringen, wie

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_30

es mit den Begriffen des *pictorial turn* (William Mitchell) bzw. *iconic turn* (Gottfried Boehm) gefordert wird. Im Vergleich mit dem enormen Potential des linguistic turn in philosophisch-erkenntnistheoretischer (Ricoeur), sozialphilosophisch-handlungstheoretischer (Habermas) und auch empirisch-rekonstruktiver Hinsicht (hier zunächst durch die Konversationsanalyse: Harvey Sacks) kann von der bildwissenschaftlichen Wende bisher nicht wirklich die Rede sein.

Die sozialwissenschaftlichen Methoden der Bild- und Fotointerpretation sind kaum durch die (angewandte) Fotowissenschaft, aber wesentlich durch die Kunstgeschichte, beeinflusst worden. Dies gilt insbesondere für die Dokumentarische Methode (dazu u.a: Bohnsack 2009, Kap. 2 u. 3), die im Folgenden im Zentrum stehen wird und die sich, was die methodologisch-erkenntnistheoretischen Prinzipien des Zugangs zur Eigenlogik des Bildes anbetrifft, auch auf Traditionen der Semiotik (Roland Barthes u. Umberto Eco) und der Philosophie (Michel Foucault) stützt

## 1 Der Zugang zu Bildern und korporierten Praktiken als selbstreferentiellen Systemen

Im Bereich des sprachlichen Ausdrucks, der verbalen Praktiken, war es die Audiografie und deren Vertextung (Transkription), welche im Zusammenhang mit dem linguistic turn zu der entscheidenden Wende in der Validierung empirisch-sozialwissenschaftlicher Interpretationen im Bereich der qualitativen Methodik geführt hat. In der Dimension nonverbaler, genauer: korporierter, Praktiken ist die Foto- und Videografie in analoger Weise im Begriff, die ersten Schritte in diese Richtung zu tun. Wesentlich für derartige Veränderungen im methodischen Zugang zu beiden Dimension der Interpretation sozialwissenschaftlichen Handelns, zum Text wie zum Bild, ist *zum einen* die Möglichkeit zur ständigen Reproduzierbarkeit der Originaldaten und damit auch des Erkenntnisprozesses, um auf diese Weise die intersubjektive Überprüfbarkeit gewährleisten zu können. Zum anderen ist der Zugang zu den verbalen wie korporierten Praktiken als *selbstreferentiellen Systemen* eine wesentliche Komponente methodischer Validität. Letzteres meint vor allem die systematische Erfassung der von den AkteurInnen im Forschungsfeld *selbst hergestellten Kontextuierungen* ihrer Handlungs- und Gestaltungsleistungen. Letzteres ebenso wie die ständige Reproduzierbarkeit der Originaldaten ist auch wesentliche Voraussetzung dafür, das Kontext-Wissen und insgesamt das theoretische wie auch das intuitive Vor-Wissen der Forschenden zu reflektieren und zu kontrollieren.

Die Foto- und Videografie korporierter Praktiken bieten den validesten, weil unmittelbarsten, empirischen Zugang zur Körperlichkeit der Erforschten. Zugleich stellen sie uns aber auch vor erheblich größere methodologisch-methodische Probleme als die audiografische Registrierung und Konservierung. Zum einen betrifft dies die Unterschiede zwischen der *Sequenzanalyse* im Bereich der Textinterpretation im Unterschied zur *Simultananalyse* im Bereich der Bildinterpretation und zur Simultan-

wie zugleich der Sequenzanalyse im Bereich der Videografie (dazu u. a. Bohnsack 2009: Kap. 5 sowie Bohnsack/Fritzsche/Wagner-Willi 2014).

## 2 Die Differenzierung von abgebildeten und abbildenden BildproduzentInnen

Mindestens ebenso bedeutsam ist Folgendes: Während im Bereich der Audiografie der Wechsel des Standortes des Mikrofons allenfalls Veränderungen im Bereich der Tonqualität zur Folge hat, hat der Wechsel des Standortes und der Perspektive der Kamera im Bereich der Foto- und der Videografie unausweichlich und unhintergehbar die Konstruktion neuer Realitäten zur Folge. Die Kunstgeschichte, aber auch die Fotowissenschaft, hat sich mit diesem Problem in einer für die sozialwissenschaftliche Empirie relevanten Weise nicht auseinandergesetzt.

Auch im Bereich der Methodiken sozialwissenschaftlicher Foto- und Videografie bleibt dies weitgehend (noch) unbeachtet. Die Dokumentarische Methode trägt dem Problem mit der Differenzierung zwischen *abgebildeten BildproduzentInnen* (den vor der Kamera Agierenden) und den *abbildenden BildproduzentInnen* (den Fotografierenden und noch danach an der Bearbeitung des Bildes Beteiligten) Rechnung. Den Foto- und Videografien kommt damit eine doppelte empirische Bedeutung zu: Sie erschließen uns einerseits einen unmittelbaren Zugang zur Körperlichkeit, d. h. zu den *korporierten Praktiken,* der *Abgebildeten.* Zugleich eröffnen sie einen – wenn auch weniger unmittelbaren – Zugang zu den *mentalen* Bildern vom Körper, den körperlichen *Imaginationen* der *Abbildenden,* also der FotografInnen. Dabei macht es einen wesentlichen Unterschied, ob die FotografInnen zu den ForscherInnen oder zu den Erforschten (bzw. zu deren Milieu) gehören (bzw. ob das Foto von letzteren zumindest autorisiert resp. genauer: authentisiert ist) (dazu u. a.: Bohnsack 2009, Kap. 3). In jedem Fall repräsentiert das Bild die *impliziten* Wissensbestände der Erforschten (und ggf. der Forschenden). Das implizite Wissen gilt es noch einmal zu differenzieren in *atheoretische* und *inkorporierte* Wissensbestände.

## 3 Implizites, atheoretisches und korporiertes Wissen

Karl Mannheim (1980, S. 73) erläutert den Charakter des impliziten Wissens am Beispiel (der Herstellung) eines Knotens. Das handlungsleitende Wissen, welches mir ermöglicht, einen Knoten zu knüpfen, ist ein implizites Wissen. Diese Handlungspraxis vollzieht sich intuitiv und vorreflexiv. Das, was ein Knoten ist, *verstehe* ich, indem ich mir jenen Bewegungsablauf (von Fingerfertigkeiten) einschließlich der motorischen Empfindungen vergegenwärtige, „als dessen ‚Resultat' der Knoten vor uns liegt" (Mannheim 1980, S. 73). Es erscheint ausgesprochen kompliziert, wenn nicht sogar unmöglich, diesen Herstellungsprozess in adäquater Weise *begrifflich-theore-*

*tisch zu explizieren.* Wesentlich unkomplizierter ist es, den Knoten auf dem Wege der *Abbildung,* also der bildlichen Demonstration des Herstellungsprozesses zu vermitteln. Das Bild erscheint somit in besonderer Weise geeignet für eine Verständigung im Medium des impliziten Wissens. Die im Medium des Textes zu leistende begrifflich-theoretische *Explikation* dieses intuitiven Herstellungsprozesses, dieses impliziten Wissens, nennt Mannheim „Interpretieren" (1980, S. 272).

Zugleich bietet uns das Beispiel des Knotens aber auch – über Mannheim hinausgehend – die Möglichkeit der Differenzierung zwischen dem *atheoretischen* und dem *inkorporierten* Wissen: Solange und soweit ich mir im Prozess des Knüpfens eines Knotens dessen Herstellungsprozess, also die Bewegungsabläufe des Knüpfens, bildhaft – d. h. in Form von materialen (äußeren) oder mentalen (inneren) Bildern – vergegenwärtigen muss, um in der Habitualisierung der Praxis erfolgreich zu sein, habe ich den Prozess des Knüpfens eines Knotens noch nicht vollständig *inkorporiert* und habitualisiert. Der modus operandi ist im Falle dieser bildhaften, der imaginativen Vergegenwärtigung das Produkt *mentaler* Bilder und *atheoretischer* Wissensbestände. In diesem Falle kann die empirische Rekonstruktion derartiger Imaginationen nicht nur über materiale Expressionen mentaler Bilder (bspw. Zeichnungen, Collagen etc.) führen, sondern auch über die Rekonstruktion *metaphorischer* Darstellungen, d. h. von Erzählungen und Beschreibungen der Handlungspraktiken durch die Akteure, also über die Rekonstruktion der von ihnen *verbal* vermittelten inneren (mentalen) Bilder. Das implizite Wissen und der darin implizierte *Orientierungsrahmen* oder *Habitus* ( zu den Begriffen: u. a. Bohnsack 2014) ist uns in diesem Falle also als atheoretisches Wissen, d. h. im Medium *mentaler Bilder,* gegeben. Der empirische Zugang zu den mentalen Bildern gehört zu den komplexesten methodischen Aufgaben.

Der modus operandi kann aber auch das Produkt *korporierter* habitualisierter Praktiken sein. In diesem Falle ist der Orientierungsrahmen oder Habitus auf dem Wege der direkten Beobachtung der korporierten Praktiken im Medium *materialer* Bilder, wie u. a. Foto- und Videografien, in methodisch kontrollierter Weise zugänglich. Das *implizite* Wissen und der darin fundierte Orientierungsrahmen umfassen also sowohl das *korporierte* Wissen (der *abgebildeten* BildproduzentInnen), welches in Form *materialer (Ab-)Bilder* empirisch-methodisch in valider Weise zugänglich ist, wie auch das *atheoretische* Wissen, für welches einerseits die materialen Expressionen der *mentalen* Bilder der *abbildenden* BildproduzentInnen (FotografInnen) von zentraler Bedeutung sind, andererseits aber auch die in Erzählungen und Beschreibungen implizierten mentalen Bilder. Diese Bindung des Habitus oder Orientierungsrahmens an das Bild lässt es plausibel erscheinen, dass der Begriff des Habitus ursprünglich am Fall der Bildinterpretation resp. der Bildenden Kunst entwickelt worden ist.

Wissenssoziologisch lassen sich – je nach dem Modus der Körperlichkeit – folgende empirisch-methodische Zugänge unterscheiden:

a) die *korporierten Praktiken und Haltungen,* die uns auf der Grundlage von Foto- und Videografien einen unmittelbaren empirischen Zugang zur Körper*praxis,*

also Körper*performanz,* der Erforschten (als *abgebildete* BildproduzentInnen) eröffnen

b) die *mentalen oder imaginierten* Körper-Bilder auf der Grundlage der durch die Erforschten (als *abbildende* BildproduzentInnen) selbst produzierten oder ausgewählten und authentisierten Foto- und Videografien, Zeichnungen, Collagen etc., die uns einen validen Zugang zu Körper*imaginationen* eröffnen
c) die Körper-Bilder auf der Grundlage *metaphorischer Darstellungen* (Erzählungen und Beschreibungen), welche in Form der Texte der Erforschten gegeben sind und die uns einen indirekten, d. h. weniger validen, Zugang zur *Körperpraxis* wie aber auch zu den Körper*imaginationen* erschließen
d) die – uns ebenfalls in Form von Texten seitens der Erforschten gegebenen – Reflexionen resp. Theorien *über* Körperbilder und Körperlichkeit. Sie vermitteln uns einen Zugang zu den Körper*theorien* (des Common Sense) und den *theoretisierenden* Körper*imaginationen.*

## 4 Praxeologische Wissenssoziologie und Bourdieus Kultursoziologie im Unterschied zur Sozialphänomenologie

Die Habitustheorie im Sinne von Bourdieu (u. a. 1976), kann als die am weitesten fortgeschrittene sozialwissenschaftliche Theorie korporierter Praktiken im Sinne einer „Wissenssoziologie des Körpers" (Meuser 2001, S. 222) verstanden werden. Denn sie hat gegenüber anderen Ansätzen, welche ebenfalls die „kognivistische Verkürzung der traditionellen soziologischen Handlungstheorie" überwunden haben (wie unter anderem die Diskursanalyse von Foucault), den Vorzug, uns den „Körper als Agens" zugänglich zu machen (Meuser 2006, S. 97). Bourdieu schließt mit seiner Habitustheorie bekanntlich an Erwin Panofsky (1975) an, den für die Entwicklung der Bildtheorie wohl bedeutendsten Kunsthistoriker, welcher sich seinerseits auf Karl Mannheim und dessen Dokumentarische Methode bezieht. Mannheim hatte in seinem in dieser Hinsicht wichtigsten Aufsatz (1964) exemplarisch den „gesamtgeistigen ‚Habitus'" (a. a. O., S. 108) seines Freundes (in dessen Interaktion mit einem Bettler) auf der Grundlage insbesondere der *korporierten Praktiken* des Freundes interpretiert, indem er dessen „Miene, sein Gebärdenspiel, sein Lebenstempo und seinen Sprachrhythmus" beobachtete. Auch Panofsky erläutert hieran anschließend ebenfalls mit Bezug auf ein Beispiel aus dem Bereich korporierter Praktiken (dem „Hutziehen") seine eigene Methodologie und die Differenzierung seiner Bildinterpretation in die *vor-ikonografische,* die *ikonografische* und die *ikonologische* Ebene. Diese bildtheoretische Differenzierung ermöglicht zugleich eine Differenzierung unterschiedlicher Dimensionen korporierter Praktiken, auf die weiter unten eingegangen wird.

Da auch die Sozialphänomenologie von Alfred Schütz durch Berger/Luckmann und deren Schule als Wissenssoziologie bezeichnet worden ist, erscheint es notwendig, hier klar zu differenzieren. Im Unterschied zur Kultur- bzw. Wissenssoziologie

von Bourdieu und zu derjenigen Mannheims, die zu einer Praxeologische Wissenssoziologie fortentwickelt worden ist,, eröffnet die Sozialphänomenologie keinen direkten Zugang zur Körperlichkeit im Sinne der Körper*praxis*. Eine Differenzierung des atheoretischen (durch mentale Bilder angeleiteten) Wissens vom korporierten Wissen findet sich in der für die qualitativen Methoden bedeutsamen sozialphänomenologischen Tradition von Alfred Schütz nicht. Es zeigt sich eine Tendenz zur Reduktion auf das in mentalen Bildern, in Imaginationen, fundierte Wissen – so exemplarisch bei Jürgen Raab und Hans-Georg Soeffner (2005, S. 171 f.): „Jedem Handeln, also jedem Zusammenwirken von Wahrnehmung und Empfindung, Bewegung und Erkenntnisleistung in der Konfrontation mit Objekten gehen ‚eingebildete Bewegungen' voraus". Demgegenüber heißt es in der phänomenologischen Analyse bei Merleau-Ponty (1966, S. 218): „Um etwa eine zornige oder drohende Gebärde zu verstehen, muß ich mir nicht erst die Gefühle in die Erinnerung rufen, die ich selbst einmal hatte, als ich dieselben Gebärden hatte".

Auch Raab und Soeffner (2005: 175 f.) beziehen sich auf Karl Mannheims (oben erwähntes) Beispiel der Interaktion zwischen einem Freund und einem Bettler (Mannheim 1964: 105 ff.), mit dem Mannheim in bahnbrechender Weise seinen interpretativen Zugang zur Eigenlogik korporierter Praktiken auf der Grundlage der Dokumentarischen Methode erläutert hat. Allerdings missverstehen sie diesen Zugang als ein auf mentale Bilder, Imaginationen und „Phantasien" reduziertes Wissenskonzept: „Abermals, nur in anderer Hinsicht, erweist sich mit der grundsätzlichen Produktivität der Interpretation die Phantasie als das ‚ganz eigentliche elementare Sozialorgan'" (Raab/Soeffner 2005, S. 177)

Es wird hier das evident, was Reiner Keller und Michael Meuser (2011, S. 15) mit Bezug auf die Sozialphänomenologie konstatiert haben: „Steht ein Verständnis von Körperwissen, das die ‚Herstellung von sozialem Sinn in körperlichen Aktionen' (Klein 2004, S. 139) fokussiert, in deutlichem Gegensatz zum Schützschen Sinnbegriff? Diese Frage ist wohl sehr klar mit ‚ja' zu beantworten". Der unmittelbare Zugang zu einem Körperwissen im Sinne *korporierter Praktiken* sollte nicht, wie bei Raab und Soeffner zu beobachten, mit jener anderen Kategorie von Körperwissen im Sinne von *Imaginationen* und *mentalen Bildern über* Körperlichkeit verwechselt werden, wie sie dem paradigmatischen Rahmen der Schützschen Sozialphänomenologie entspricht. Es fehlt hier an einer Unterscheidung zwischen einem „Wissen vom Körper" und einem „Wissen des Körpers" (Keller/Meuser 2011, S. 10).

Der Zugang zu letzterem, d. h. zu den korporierten Praktiken kann auch nicht unter eine im Sinne von Erving Goffman verstandene Identitätstheorie als eine Theorie der „Selbstbildpräsentationen" und „ständigen Überprüfungen unseres Images" (Raab/Soeffner 2005, S. 174 f.) subsumiert werden. Dabei geht es nicht darum, die Bedeutung der Sozialphänomenologie und auch der Identitätstheorie von Goffman schmälern zu wollen, sondern vielmehr darum, unterschiedliche Dimensionen des sozialen Handelns und der Körperlichkeit zu differenzieren. An dem weiter unten exemplarisch dargelegten Forschungsbeispiel werde soll versucht werden, die Bedeu-

tung und Tragweite dieser Differenzierung in empirisch evidenter Weise darzulegen. Zunächst wird jedoch ein anderes für die dokumentarische Bild- und Fotointerpretation wesentliches Kategorienschema eingeführt.

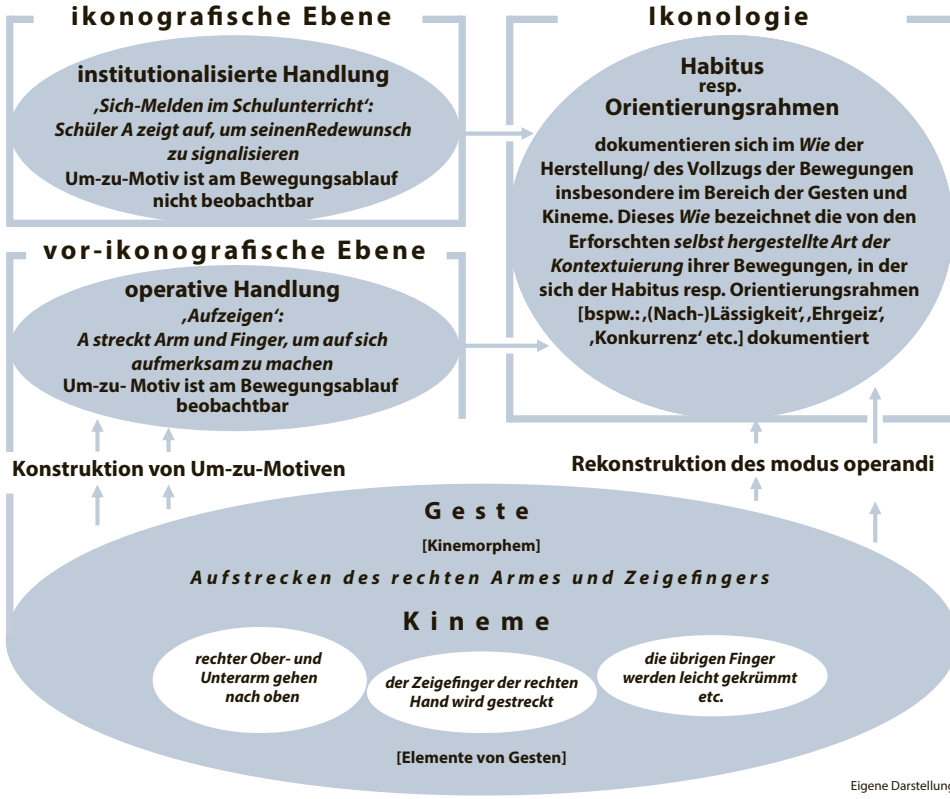
## 5 Zur kategorialen Systematik korporierter Praktiken und zur grundlegenden Doppelstruktur ihrer Interpretation

Im Unterschied zur Sozialphänomenologie verweist Erving Goffman (1979, S. 24) zwar in seiner Fotoanalyse auf die Dimension der korporierten Praktiken, auf Gesten oder Gebärden unterhalb von *Handlungen,* die er als *„small behaviors"* bezeichnet, allerdings ohne einen systematischen theoretischen und methodischen Zugang zu eröffnen. Im Sinne von Erwin Panofsky (1975, S. 38 f.), der nicht nur als Klassiker der Kunstgeschichte und der Bildinterpretation, sondern auch der Filmwissenschaft gilt, ist die Ebene der small behaviors diejenige der „primären oder natürlichen Bedeutungen", welche er auch als *vor-ikonografische* im Unterschied zur *ikonografischen* Ebene bezeichnet. Es ist diese vor-ikonografische oder – in der Sprache der Semiotik von Eco und Barthes – die *denotative* Ebene, deren genaue Beobachtung und Beschreibung die wesentliche Grundlage der *ikonologischen* Interpretation im Sinne von Panofsky und der dokumentarischen Bild- und Videointerpretation darstellt (genauer dazu: u. a. Bohnsack 2009, Kap. 3). Auf der ikonografischen Ebene fragen wir mit Bezug auf die korporierten Praktiken der abgebildeten BildproduzentInnen danach, *was* das für eine Handlung ist (bspw. ein „Gruß"). Wir müssen somit Motive, genauer Um-zu-Motive, unterstellen (bspw.: „ich hebe die Hand, um zu grüßen" oder: „ich beuge den Rumpf, um mich zu setzen"). In dokumentarischer oder ikonologischer Interpretation stellt sich die Frage nach dem *Wie* der Herstellung dieser Handlung (bspw. ist das Heben der Hand „prätentiös", „unsicher", „starr"). Eine Grundlage für den Zugang zum *Wie* der Handlung vermittelt mir die genaue Beschreibung auf der vor-ikonografischen Ebene (siehe dazu Abb. 1).

Ray L. Birdwhistell (1970, S. 79 f.), ein Klassiker der Bewegungsanalyse, erläutert das *Wie* am Beispiel des militärischen Grußes. Diese Handlung – obschon hoch standardisiert – erhält eine enorme Variabilität weitergehender Bedeutungen durch das *Wie* ihrer Herstellung: „Durch den Wechsel in Haltung, Gesichtsausdruck, der Geschwindigkeit oder Dauer der Bewegung des Grüßens und sogar in der Wahl ungeeigneter Kontexte für die Handlung kann der Soldat den Empfänger des Grußes ehren, herabwürdigen, zu gewinnen versuchen, beleidigen oder befördern".

Die Bewegungsabläufe oder korporierten Praktiken auf der vor-ikonografischen Ebene werden in der Dokumentarischen Methode noch einmal in *Gebärden* oder *Gesten* einerseits und *operative Handlungen* andererseits (siehe dazu Abb. 1) differenziert. Träger der *Gesten* können die Extremitäten sein (bspw. ‚Ausstrecken des Armes'), der Rumpf (bspw. ‚Drehen oder Beugen des Rumpfes'), der Kopf (bspw. ‚Senken des Kopfes'), aber auch die Mimik (bspw. ‚Lächeln'). Die Gesten lassen sich

**Abbildung 1** Korporierte Praktiken der abgebildeten BildproduzentInnen




Eigene Darstellung

ihrerseits noch einmal in ihre *Elemente* differenzieren, die mit Birdwhistell (1952 u. 1970) als „Kineme" bezeichnet werden können.

*Operative Handlungen* (bspw. ‚Sich-Hinsetzen', ‚Aufzeigen', ‚Hose hochziehen') umfassen in der Regel mehrere Gesten in ihrer Sequenzialität, die sich wiederum aus simultan oder sequenziell verbundenen Kinemen zusammensetzt. Wesentliches Merkmal der Unterscheidung der operativen Handlungen von den Gesten im elementaren Sinne ist aber, dass sie – und aus diesem Grund werden sie in der Dokumentarischen Methode bereits als Handlungen bezeichnet – mit zweckrationalen Motivkonstruktionen, d. h. mit Konstruktionen von Um-zu-Motiven, versehen werden können, wenn auch möglicherweise nur in rudimentärer Weise. Dies geschieht bspw. derart, dass die einzelne Geste (bspw.: ‚gebeugter Rumpf'; ‚gestreckter Arme') „selbst nur Mittel im Sinnzusammenhang eines Entwurfes" ist, wie Alfred Schütz (1974, S. 119) formuliert hat, bspw. des Entwurfes ‚Sich-Hinsetzen' oder ‚Aufzeigen'.

Durch diesen Entwurf, durch diese zweckrationale Konstruktion eines Um-zu-Motivs (‚B beugt den Rumpf, um sich hin zu setzen'; ‚A streckt den Arm, um auf-

zuzeigen‘), wird das Sich-Hinsetzen und das Strecken des Armes zu einer *Handlung.* Hier lassen sich dann jeweils weitere Hierarchien von Um-zu-Motiven konstruieren, also bspw.: ‚A zeigt auf, um seinen Redewunsch zu signalisieren‘, d. h. ‚um sich zu melden‘. Allerdings ist der Handlungsentwurf beim letzteren Beispiel nicht direkt am Bewegungsverlauf *beobachtbar,* also durch die Foto- oder Videografie selbst nicht valide zu erschließen. Vielmehr muss er als Entwurf, als Um-zu-Motiv, auf der Grundlage normativer Erwartungen und Rollenbeziehungen, d. h. durch die Einbindung in einen institutionellen Kontext (beispielsweise den von Schule und Unterricht), unterstellt oder attribuiert werden. In diesem Fall bewegen wir uns bereits auf der *ikonografischen Ebene.*

Nunmehr kann eine Eigenart der ikonologischen oder dokumentarischen Interpretation deutlich werden, die von elementarer Bedeutung ist (s. dazu Abb. 1): *Dieselbe* korporierte Praktik (bspw. das ‚Heben der Hand bei mehr oder weniger gestrecktem Arm‘) kann immer auf zwei Sinnebenen zugleich interpretiert werden: zum einen zweckrational im Rahmen der Konstruktion eines Um-zu-Motivs (‚Sich-Melden‘), mit der wir uns auf die Suche nach dem *subjektiv gemeinten Sinn* begeben. Zum anderen und zugleich kann die korporierte Praktik auch (wenn wir nach dem *Wie* ihrer Herstellung fragen) als *Dokument* für das *Wesen* oder den *Habitus* des Akteurs (‚Fleiß‘, Ehrgeiz‘ ‚Aufmerksamkeit‘, ‚Konkurrenz‘) interpretiert werden. Entscheidend ist dann, *wie* sich jemand meldet, oder *dass* er oder sie sich (gerade jetzt) meldet: „Nicht das ‚Was‘ eines objektiven Sinns, sondern das ‚Daß‘ und das ‚Wie‘ wird von dominierender Wichtigkeit“ (Mannheim 1964, S. 134).

Das *Wie,* also der ikonologische oder dokumentarische Sinngehalt, erschließt sich vor allem auf der Grundlage einer Rekonstruktion der durch die Erforschten *selbst hergestellten Kontexte,* der *eigenen Kontextuierungen* der Akteure im Forschungsfeld. Die einzelnen Bewegungen und Äußerungen sind grundsätzlich in ihren ‚natürlichen‘ Kontexten zu erfassen. Dies gilt im Übrigen auch für die Textinterpretation und ist wesentliches Merkmal des Zugangs zu Text und Bild als selbstreferentiellen Systemen.

## 6 Exemplarische empirische Analyse: Habitus, Pose und Lifestyle in der Fotografie

Am folgenden empirischen Beispiel soll zum einen die Notwendigkeit veranschaulicht werden, das Bild, genauer: das Foto, selbst ebenso wie die darauf abgebildeten korporierten Praktiken als *selbstreferentielle Systeme* zu betrachten. Zum anderen soll verdeutlicht werden, dass das Bild sowohl als Grundlage des methodischen Zugangs zu den *mentalen Bildern* der AkteurInnen im Forschungsfeld, d. h. zu den von ihnen *imaginierten* Bild-Körpern, genommen werden kann (und in diesem Sinne als Ausdruck ihrer Identität), als auch als valider Zugang zu den korporierten *Praktiken,* zur Körperlichkeit selbst (und in diesem Sinne als Ausdruck ihres Habitus). Zum dritten können – im Zuge der *Präzisierung des Habitusbegriffs* – die *Grenzen* dieses

Begriffs auf der Grundlage einer empirisch fundierten Generierung des Begriffs der *Pose* aufgewiesen werden. Schließlich können eine empirisch fundierte Differenzierung zwischen den theoretischen Kategorien des *Habitus* einerseits und denen der *Identität* bzw. *Norm* andererseits wie auch die methodischen Zugänge auf der Grundlage des Fotos sichtbar werden. Wesentlich für die Analyse sind auch die Einblicke in das *Spannungsverhältnis* von korporierter Praxis, also dem *Habitus,* auf der einen, und den (normativen) Erwartungen und Imaginationen, also der (virtualen) *sozialen Identität,* der AkteurInnen auf der anderen Seite (dazu auch: Bohnsack 2014).

Auf die Arbeitsschritte der Bildinterpretation und deren methodisch-methodologische Begründung (wie etwa die Bedeutung der komparativen Analyse) kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden (siehe dazu u. a.: Bohnsack 2009, Kap. 3 u. 4).

Dieses Werbefoto der Firma *H&M* (Abb. 2) wurde im Rahmen eines von Aglaja Przyborski geleiteten Forschungsprojekts von einer Gruppe von Mädchen als eines ausgewählt, mit dem sie sich in hohem Maße identifizieren können (siehe auch: Bohnsack/Przyborski 2015; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: Kap. 5.6.9). Zugleich sollten die Mädchen den Forscherinnen weitere Fotos mitbringen, auf denen sie selbst abgebildet sind und durch die sie sich adäquat repräsentiert fanden (Abb. 3). Mit den eigenen Fotos reagieren sie auf das von ihnen ausgewählte Werbefoto, indem sie es gleichsam kommentieren und es im Medium bildhafter Verständigung interpretieren. Die komparative Analyse der beiden interpretierten Fotos folgt somit den von den Mädchen selbst präsentierten Vergleichshorizonten und bringt diese zur Explikation.

Das Werbefoto vermittelt uns auf den ersten Blick den Eindruck junger erwachsener Frauen, die sich in ihrer Körperlichkeit als Gruppe in offensiver und recht kontrollierter Weise präsentieren. Wobei letzterer Aspekt insbesondere darin zum Ausdruck kommt, dass die jungen Frauen die BildbetrachterInnen ihrerseits sehr genau zu beobachten scheinen. Durch das Meerwasser und die Gischt erhält die Szenerie eine Komponente der Reinheit. Und durch die Inszenierung einer Peer Group-Situation, also dadurch, dass sich die jungen Frauen als Gruppe in spielerischer Weise den Strand entlang bewegen, wird der Eindruck von Jugendlichkeit vermittelt.

Was die formale Struktur, hier: die „planimetrische Komposition", anbetrifft (dazu genauer: Bohnsack 2009, Kap. 3.6 u. Imdahl 1996, S. 26), so ist im Zentrum, genauer: zwischen Bildmittelsenkrechter (der gestrichelten Linie) und dem Goldenen Schnitt (der gepunkteten Linie), eine junge Frau positioniert. Sie ist darüber hinaus auch dadurch fokussiert, dass sie ein wenig vor den anderen, also eher im Vordergrund, agiert sowie durch eine von den anderen abweichende Haltung ihres rechten Armes und der rechten Hand. Sie greift mit ihrer rechten Hand, welche genau auf der Bildmittelsenkrechten positioniert und dadurch fokussiert ist, an die Haare über ihrem Ohr auf der linken Kopfseite bzw. streift sie an diesen entlang.

Diese Geste, die in zweckrationaler Hinsicht (also als Um-zu-Motiv) Komponenten des Ordnens (der Haare) aufweist, deutet auf eine gewisse Verlegenheit hin. Indem diese Geste jedoch nicht mit der linken, sondern der rechten Hand ausgeführt wird, erhält sie zusätzliche Komponenten. Auf diese Weise gewinnt sie den Charakter

**Abbildung 2** Werbefoto der Firma *H&M*

Quelle: Werbefoto der Firma H&M (Bademodenkampagne)

**Abbildung 3** Privatfoto Gruppe *Pool*

Quelle: privat

einer Art Schutzgeste gegenüber den Betrachtenden, da mit ihr zugleich der Busen partiell bedeckt wird. Indem diese also nicht nur ordnende, sondern sich bedeckende Komponente zu derjenigen der Verlegenheit hinzutritt, gewinnt die Geste den Charakter einer gewissen *Verschämtheit*.

Es zeigt sich hier, dass die besondere Bedeutung einer Geste in ihrem *Was,* d. h. in den zweckrationalen Motivzuschreibungen nach Art von Um-zu-Motiven im Sinne von Alfred Schütz (‚um zu ordnen', ‚um sich vor Blicken zu schützen'), nicht aufgeht. Insgesamt dokumentiert sich in ihrem *Wie* eine Haltung bzw. ein Habitus der Verlegenheit und weitergehend der Verschämtheit.

Im Zusammenspiel mit dem durch die Inszenierung der Peer Group-Situation und der Klarheit und Reinheit sich dokumentierenden Eindruck von Jugendlichkeit verweist diese Geste dann schließlich auf etwas, was mit der ansonsten offensiven und kontrollierten Präsentation nicht so ohne Weiteres zu in Übereinstimmung zu bringen ist und welches sich – wie dann in der komparative Analyse mit dem Privatportrait der Mädchen evident wird – als etwas ‚Mädchenhaftes' fassen lässt.

Denn eben genau diese im Zentrum des Werbefotos stehende Geste der Verschämtheit wird durch die Mädchen auf ihrem privaten Foto übernommen oder *angeeignet*. In diesem Sinne weist uns auch das Foto der Mädchen noch einmal den Weg zu jener Geste, die auch in der Analyse des Werbefotos sich als die zentrale erwiesen hat.

Weitergehend noch ist es aber gerade der Vergleichshorizont des privaten Fotos, welcher tiefer liegende Strukturen des Werbefotos erkennbar und – wie zu zeigen sein wird – auch die Unterschiede zwischen habitueller Geste und Pose in empirisch evidenter Weise sichtbar werden lässt. Dies betrifft zum einen die unterschiedliche Art und Weise, wie diese Geste der Mädchenhaftigkeit kontextuiert, d. h. in die Gesamtgestalt des Fotos und der hier abgelichteten Praxis, eingebettet ist – oder eben nicht. Die komparative Analyse des auf das Werbefoto bezogenen Amateurfotos mit dem Werbefoto fördert etwas zu Tage, was für die Gattung Werbefoto bzw. für die hier zentrale Pose konstitutiv ist: Dies wird in der dokumentarischen Bildinterpretation als *De-Kontextuierung* bezeichnet. Neben der De-Kontextuierung und aus ihr resultierend sind vor allem die *Erstarrung und Leere* als weitere Elemente der Pose zu nennen (dazu genauer: Bohnsack/Przyborski 2015). Diese erweisen sich im Umkehrschluss – also ex negativo – als Konstituentien des Habitus

## 7 De-Kontextuierung als Konstituens der Pose im Unterschied zum Habitus

Zunächst jedoch zur Komponente der De-Kontextuierung. Der *habituelle Charakter* einer Geste oder korporierten Praktik und ihre in diesem Sinne verstandene Authentizität sind abhängig davon, in welchem Maße Homologien zu jenem Kontext aufweisbar sind, der durch die anderen (simultanen) Gesten gebildet wird, inwieweit

sie sich in den Gesamtzusammenhang der Praxis einfügt. Dies gilt im Übrigen nicht allein für eine körperliche Geste oder *korporierte* Praxis, wie sie uns im *Bild* interpretativ zugänglich ist. Dies gilt auch für den Bereich der sprachlichen oder *verbalen* Praktiken, also für die *Text*interpretation (dazu u. a. Bohnsack 2010, Kap. 1.3). Eine Bewegung oder Äußerung verweist auf einen Habitus, wenn der gesamte Fall, ob er nun durch einen Text oder ein Bild repräsentiert ist, sich durch eine derartige homologe Kontextuierung auszeichnet. Im Falle des Fotos der Gruppe *Pool* betrifft die homologe Kontextuierung die Relationen unterschiedlicher Dimensionen des Bildes:

- zum einen betrifft dies die Relation der Gesten zu den anderen Bereichen des Körpers der jeweiligen Person, also die Einbettung der Geste in deren gesamte Körperlichkeit, in die „whole body conception", wie Ray Birdwhistell (1952, S. 8) dies genannt hat, einschließlich der Bekleidung des Körpers
- zum anderen bildet die Positionierung der Körper aller Personen zueinander, also die szenische Choreografie, wie es in der Dokumentarischen Methode in Anlehnung an Max Imdahl (1996, S. 19) bezeichnet wird, den interaktiven Kontext
- und schließlich gilt es die Verortung der Körper innerhalb des Ambiente, hier also vor allem mit Bezug auf den Pool, auf Homologien hinsichtlich der räumlich-dinglichen Kontextuierung zu befragen

Die verschämt- oder verlegen-ordnende Armhaltung im Foto der Mädchen weist Homologien zur *gesamten Körperhaltung* bzw. zu anderen Bereichen des Körpers zunächst in der Weise auf, dass wir im privaten Foto im Unterschied zum Werbefoto nicht eine frontale und damit offensive Positionierung des Rumpfes der Protagonistin haben. Vielmehr ist ihr Rumpf und ansatzweise auch derjenige der anderen beiden Mädchen schräg zur Bildebene bzw. zum Betrachter positioniert. Diese Abwendung weist Homologien auf zur verschämt-ordnenden Geste und authentisiert diese in diesem Sinne. Zugleich wird damit ihre Schutzfunktion verstärkt, indem der Busen durch den angewinkelten Arm wesentlich umfassender verdeckt wird als im Werbefoto.

Zusätzlich zur schrägen, d. h. halb abgewandten, Positionierung des Rumpfes ist auch die Kopfhaltung in doppelter Weise leicht abgewandt, d. h. leicht geneigt: nach rechts bzw. nach links und vor allem nach vorne bzw. unten – und dies, obschon die Kamera von oben schaut. Dies steht im Kontrast zu den Frauen des Werbefotos, die nicht nur den Rumpf, sondern auch ihr Gesicht den Betrachtenden überwiegend frontal und somit offensiver präsentieren und auch ein wenig auf die Kamera herabschauen.

Diese Tendenz zur Abwendung von Rumpf und Kopf im privaten Foto weist ihrerseits Homologien auf zum Versuch der Mädchen, ihren gesamten Körper zu verhüllen. Obwohl sie sich im Pool befinden, sind sie mit Trägershirts, kurzen Hosen und Bikinis bekleidet. In der zusätzlichen Bekleidung, welche die Körperlichkeit zurück zu nehmen sucht, kommt zum einen *Verschämtheit* zum Ausdruck. Indem die

zusätzliche Bekleidung nass anliegt, betont diese allerdings den Körper eher als dass sie ihn verhüllt. In dieser Unbeholfenheit des Verhüllungsversuchs dokumentiert sich wiederum eine *Ungewissheit hinsichtlich der eigenen Körperlichkeit* und deren Wirkung, also etwas Mädchenhaft-Unbeholfenes und schließlich Mädchenhaft-Unschuldiges im weiteren Sinne. Dies kontrastiert mit der eher souveränen Kontrolliertheit der Frauen des *H&M*-Fotos.

Schließlich kommt das Verschämt-Mädchenhafte auch darin zum Ausdruck, dass sich die Mädchen sozusagen hinter den Pool-Mauern verstecken und darin durch die Kameraeinstellung unterstützt werden. Letztere ist das (von den Mädchen authentisierte) Produkt des Fotografen, des abbildenden Bildproduzenten – hier des Vaters eines der Mädchen.

Die verschämt-mädchenhafte Geste erscheint somit im privaten Foto *umfassend kontextuiert* – wesentlich umfassender als im Werbefoto und damit authentischer. Sie wird dadurch zum Bestandteil des Habitus und des *konjunktiven Erfahrungsraums* der Mädchen (zum Begriff: u. a. Bohnsack 2014). In diesem Sinne können wir davon sprechen, dass sie von den Mädchen nicht nur angeeignet, sondern auch *wieder angeeignet* wird.

Vor diesem Vergleichshorizont tritt die De-Kontextuierung dieser Geste auf dem Werbefoto konturiert hervor. Denn dort weist – als eine erste Bestandsaufnahme – die Selbstpräsentation der jungen Frauen jenseits der Haltung des rechten Armes und der rechten Hand keinerlei Elemente der Verschämtheit oder Verlegenheit oder einer entsprechenden Unsicherheit auf, sondern erscheint als eher offensive – in jedem Fall: selbstsichere und kontrollierte – Selbstpräsentation. Sie präsentieren ihre körperlich-sexuelle (wenn auch nicht sexualisierte) Attraktivität in selbstbewusster Weise.

Es deutet sich somit in der Gesamtkomposition des Werbefotos eine Diskontinuität oder auch Übergegensätzlichkeit an, indem dort eine selbstbewusste Selbstpräsentation mit einer verschämt-mädchenhaften Komponente integriert werden soll. Sexuelle Attraktivität und selbstbewusste Präsentation erscheinen mit mädchenhafter Unschuld vereinbar.

## 8 Pose, Lifestyle und Identität(snorm)

Damit wird der hier durch die Firma *H&M* angebotene Lifestyle bzw. dessen Funktion und Verheißung in Ansätzen sichtbar. Dieser verheißt die Bewältigung eines Identitätsproblems, welches nicht nur für heranwachsende junge Frauen von Bedeutung ist: nämlich des Problems der Vermittlung bzw. Integration von mädchenhafter ‚Unschuld' mit der körperlich-sexuellen Attraktivität der selbstbewussten Frau. Der Lifestyle konstituiert sich somit als eine Übergegensätzlichkeit, als eine hybride Konstruktion. Für die Funktion des Lifestyle ist dieser Verheißungs-, Aufforderungs- oder (in der Sprache der Diskursanalyse) „Anrufungs"-Charakter, der notwendigerweise übergegensätzlich konstruiert ist, von konstitutiver Bedeutung.

Dies zeigt sich eben gerade auch in der bildhaften Reaktion der Mädchen auf das Foto von *H&M,* also in ihrer bildhaften Rezeption des Werbefotos. Die mädchenhafte Geste oder Pose innerhalb des Werbefoto eröffnet ihnen die Möglichkeit, sich im Werbefoto unmittelbar wieder zu erkennen und sich auf diesem Wege dann auch dessen anderer Komponente, dessen anderen Verheißungen, also denjenigen der selbstbewussten und offensiven Frau, imaginativ anzunähern. Es ist dies die Imagination, dass ihre Mädchenhaftigkeit mit dieser anderen Komponente vereinbar ist.

Unter methodischen und bildtheoretischen Gesichtspunkten zeigt sich hier – indem die Mädchen in der Interaktion untereinander und gegenüber den Forscherinnen ein Bild mit Hilfe eines anderen kommentieren – das, was in der dokumentarischen Bildinterpretation als die Verständigung *durch* das Bild bezeichnet wird (u. a. Bohnsack 2009, Kap. 3.1). Von dieser Verständigung im *Medium des Bildes selbst* wird in der Dokumentarischen Methode die Verständigung *über* das Bild unterschieden. Letztere vollzieht sich im Medium von Sprache und Text.

Vor allem aber eröffnet uns das (durch einen der Väter) geschossene und von den Mädchen selbst *authentisierte* und den Forscherinnen präsentierte Portrait einen Zugang zu ihren *korporierten Praktiken,* zu ihrem *Habitus.* Demgegenüber steht das von

**Abbildung 4** Körperimagination (Identitätsnorm) und Körperpraxis (Habitus)

Eigene Darstellung

ihnen ausgewählte Werbefoto für ihre *mentalen* Bilder, ihre *(Körper-)Imaginationen* und die darin implizierten normativen Erwartungen, die sich auf den im Werbefoto repräsentierten *Lifestyle,* auf *Identitätsnormen* beziehen. Wir sprechen hier mit Bezug auf den propagierten Lifestyle von *Identität* und nicht von *Habitus,* weil wir es mit Entwürfen virtualer sozialer Identität im Sinne von Erving Goffman (1963) zu tun haben, d. h. mit einem gesellschaftlichen Identifiziert-Werden, also mit Fremdidentifizierungen, in denen „Identitätsnormen" („identity norms") impliziert sind, wie es bei Erving Goffman (1963, S. 130) auch genannt wird. Sie konstituieren das „Phantom Normalität" („phantom normalcy"; Goffman 1963, S. 122), haben also einen imaginativen oder Phantom-Charakter (zu dem auch die *Körperimaginationen* gehören), da ihnen in der habitualisierten Handlungspraxis letztlich niemand gerecht zu werden vermag.

In soziologischer Perspektive sind die normativen Erwartungen, wie Luhmann (1997, S. 638) formuliert, grundsätzlich, d. h. per definitionem, „kontrafaktische Erwartungen". Sie unterscheiden sich somit kategorial vom Habitus, welcher die *Faktizität* der Handlungs- und *Körperpraxis,* ihrer handlungspraktischen Realisierung bzw. Habitualisierung, repräsentiert.

Auf den Werbefotos zeigt sich zum einen dieses Spannungsverhältnis, diese Übergegensätzlichkeit, zwischen diesen Identitätsentwürfen oder *Identitätsnormen* einerseits und dem *Habitus* andererseits und zum anderen dasjenige zwischen *unterschiedlichen* oder *hybriden* Identitätserwartungen oder Identitätsnormen. Insbesondere die komparative Analyse von Selbstportrait und Werbefoto eröffnet einen validen Einblick in diese Relation von *Habitus und Norm* (zu den Begriffen auch: Bohnsack 2014) und damit auch in diejenige von *Körperpraxis* und *Körperimagination.*

Die normative Dimension, hier also die Identitätsnormen bzw. das Verhältnis dieser zum Habitus sowie der dieses Verhältnis repräsentierende Lifestyle, weisen einen übergegensätzlichen Appellcharakter auf und bleiben ebenso implizit wie der Habitus selbst. Der hier propagierte Lifestyle transportiert die Verheißung, diesen übergegensätzlichen Anforderungen gerecht werden zu können. In Fall der *He&M*-Werbung ist dies der Appell bzw. die Verheißung, eine sich ihrer körperlich-sexuellen Attraktivität bewusste Frau zu sein und sich zugleich in mädchenhafter Zurückhaltung bzw. Unschuld präsentieren zu können.

Wie auch in anderen Analysen, am Fall eines Werbefotos der Zigarettenfirma *West* (Bohnsack 2001) und am Fall von Werbefotos der Bekleidungsfirma *Burberry* (u. a. Bohnsack 2009, Kap. 4.2), gezeigt werden konnte, sind es – paradoxerweise – gerade die aus dem Charakter der De-Kontextuierung der Pose resultierenden Eigenschaften der *Erstarrung* und der *Leere,* welche das kreative Potential der Pose ausmachen, da durch diese Leerstellen mannigfaltige Projektions- und Imaginationsmöglichkeiten eröffnet werden (siehe dazu: Bohnsack/Przyborski 2015).

## 9 Pose und Intention

Die Interpretation einer Geste als Pose erschließt sich also auf der Grundlage einer Rekonstruktion des Handlungs- und Interaktionssystems, dessen Element diese Geste darstellt oder eben gerade nicht darstellt, indem sie aus dessen Kontext heraus fällt. Die Dokumentarische Methode bzw. Praxeologische Wissenssoziologie geht also von der *Rekonstruktion der Handlungspraxis* aus, wie sie durch das Bild repräsentiert ist, und nicht von den Intentionen der AkteurInnen oder BildproduzentInnen, die der Beobachtung in empirisch evidenter Weise nicht zugänglich sind. Es geht um einen Wechsel der „Perspektive von der Intentionalität der Handlung als einen gedanklichen Vorgang zu der Materialität der Handlung als einen Bewegungsakt" (Klein 2004, S. 138).

Dass die (im Common Sense) derart attribuierten Intentionen (als ein Weg der Introspektion) der empirischen Beobachtung nicht valide zugänglich sind, gilt für die Bildinterpretation gleichermaßen wie für die Textinterpretation. Der empirischen Beobachtung zugänglich ist lediglich das Produkt, das Werk, das „opus operatum" – sei dieses nun ein Bild oder ein Text: „Im *opus operatum* und in ihm allein enthüllt sich der *modus operandi*" (Bourdieu 1976, S. 209). In der Dokumentarischen Methode resp. Praxeologischen Wissenssoziologie wird dieses Produkt, in Anlehnung an die Systemtheorie und in Übereinstimmung mit dem Kunsthistoriker Max Imdahl, als selbstreferentielles System verstanden. Ebenso wie es in der qualitativen oder rekonstruktiven Sozialforschung inzwischen selbstverständlich ist, dass wir uns den Zugang zur Eigenstrukturiertheit verbaler Praktiken dadurch eröffnen, dass wir den Text als ein selbstreferentielles System erschließen, führt auch der empirisch fundierte Zugang zur Eigenstrukturiertheit korporierter Praktiken über die Rekonstruktion des Bildes als eines solchen.

## Literatur

Birdwhistell, Ray L. (1952). *Introduction to Kinesics* (An annotation system for the analysis of body motion and gesture). Louisville.

**Birdwhistell, Ray L. (1970). *Kinesics and Context. Essays on Body Motion Communication.* Philadelphia: University of Pennsylvania Press**

Bohnsack, Ralf (2001). „Heidi": Eine exemplarische Bildinterpretation auf der Basis der dokumentarischen Methode. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann & Arnd-Michael Nohl (Hrsg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (S. 323–337). Opladen: Leske & Budrich (3. Aufl.: 2013)

**Bohnsack, Ralf (2009). *Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode.* Opladen & Famington Hills: UTB/Barbara Budrich**

Bohnsack, Ralf (2010). Die Mehrdimensionalität der Typenbildung und ihre Aspekthaftigkeit. In: Jutta Ecarius & Burkhard Schäffer (Hrsg.), *Typenbildung und Theoriegenerierung. Perspektiven qualitativer Biographie- und Bildungsforschung* (S. 47–72). Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich.

Bohnsack, Ralf (2014). Habitus, Norm und Identität. In: Werner Helsper, Rolf-Thorsten Kramer & Sven Thiersch (Hrsg.), *Schülerhabitus* (S. 35–55). Wiesbaden: VS-Verlag.

Bohnsack, Ralf, Fritzsche, Bettina & Wagner-Willi, Monika (2014). Dokumentarische Video- und Filminterpretation. In: Dies. (Hrsg.), *Dokumentarische Video- und Filminterpretation. Methodologie und Forschungspraxis* (S. 11–41). Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.

**Bohnsack, Ralf & Przyborski, Aglaja (2015). Pose, Lifestyle und Habitus in der Ikonik. In: Ralf Bohnsack, Burkhard Michel & Aglaja Przyborski (Hrsg.), *Dokumentarische Bildinterpretation. Methodologie und Forschungspraxis.* Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.**

Brandstetter, Gabriele (2012): Pose-Posa-Posing. Zwischen Bild und Bewegung. In: Bettina Brandl-Risl, Gabriele Brandstetter & Stefanie Diekmann (Hrsg.), *Hold it! Zur Pose zwischen Bild und Performance* (S. 41–51). Berlin: Theater der Zeit.

Bourdieu , Pierre (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis.* Frankfurt a.M: Suhrkamp.

Goffman, Erving (1963). *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity.* Englewood Cliffs/N. J.: Prentice Hall

Goffman, Erving (1975). *Frame Analysis. An Essay on the Organization of Experience.* Harmondsworth/Middlesex: Penguin Books

Goffman, Erving (1979). *Gender Advertisements.* New York: Harper & Row..

**Imdahl, Max (1996): *Giotto – Arenafresken. Ikonographie – Ikonologie – Ikonik.* München: Fink.**

Keller, Reiner & Meuser, Michael (2011). Wissen des Körpers – Wissen vom Körper. Körper- und wissenssoziologische Erkundungen. In: Reiner Keller & Michael Meuser (Hrsg.), *Körperwissen* (S. 9–30). Wiesbaden: VS-Verlag.

Klein, Gabriele (2004). Bewegung denken. Ein soziologischer Entwurf. In: Gabriele Klein (Hrsg.), *Bewegung. Sozial- und kulturwissenschaftliche Konzepte* (S. 131–154). Bielefeld: transcript.

Luhmann, Niklas (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft.* Franfurt a. M.: Suhrkamp.

Mannheim, Karl (1964a). Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation. In: Karl Mannheim (Hrsg.), *Wissenssoziologie.* (S. 91–154 ). Neuwied: Luchterhand.

Mannheim, Karl (1980). *Strukturen des Denkens.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Merleau-Ponty, Maurice (1966). *Phänomenologie der Wahrnehmung.* Berlin: Walter de Gruyter.

Meuser, Michael (2001). Repräsentationen sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann & Arnd-Michael Nohl (Hrsg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (S. 207–221). Opladen: Leske & Budrich (3. Auflage 2013).

Meuser, Michael (2006). Körper-Handeln. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers. In: Robert Gugutzer (Hrsg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports* (S. 95–116). Bielefeld: transcript.

**Panofsky, Erwin (1975): Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: Erwin Panofsky, *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst* (S. 36–67). Köln: Dumont.**

Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika (2014). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch.* München: Oldenbourg.

Raab, Jürgen & Soeffner, Hans-Georg (2005): Körperlichkeit in Interaktionsbeziehungen. In: Markus Schroer, (Hrsg.), *Zur Soziologie des Körpers* (S. 166–188). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Schütz, Alfred (1974). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie.* Frankfurt a. M.

Söntgen, Beate (2012). Bei sich sein. Szenen des Privaten in den Fotografien von Richard Billingham und Nan Goldin. In: Bettina Brandl-Risl, Gabriele Brandstetter & Stefanie Diekmann(Hrsg.), *Hold it! Zur Pose zwischen Bild und Performance* (S. 96–11). Berlin: Theater der Zeit.

# Diskursanalytische Verfahren

Mona Motakef

Wie veränderte sich Ende des 18. Jahrhunderts der Zugriff auf Körper, als Gefängnisse die Strafpraktik der Marter ablösten? Wie kommt es, dass zwischen Frauen und Männern unterschieden wird und welche Bedeutung hat dabei unser Wissen über Geschlechtshormone? Wieso gelten bestimmte Körper als ‚orientalisch' und ‚anders' und welchen Einfluss hatten bei diesen Zuschreibungen die europäischen Dichter und Denker der Spätaufklärung? Diese verschiedenen Fragen haben gemein, dass sie *diskursanalytische Problematisierung* vornehmen und sich für das Verhältnis von Macht, Wissen und Körper interessieren. Sie fragen, wie es dazu gekommen ist, dass bestimmte Phänomene – etwa Strafpraktiken, die Geschlechterdifferenz oder der Orient – als spezifische Gegenstände des Wissens über Köper aufgetaucht sind und dabei als so selbstverständlich erscheinen, als hätten sie immer existiert.

Mit dem *linguistic turn,* der seit den 1980er Jahren auch die Sozialwissenschaften erfasst, setzt sich die Annahme einer Eigenlogik kommunikativer Prozesse durch. Sprache bildet Wirklichkeit nicht einfach ab, sondern ist vielmehr an ihrer Hervorbringung beteiligt, so die These. Die Diskursanalyse, die in das interdisziplinäre Feld der Diskursforschung eingebettet ist, bildet eine spezifische Spielart dieser Perspektive.

Bis in die 1990er Jahre spielte die Diskursanalyse in der Soziologie nur eine marginale Rolle. Wer damals nach Antworten auf diskursanalytische Fragen in einem beliebigen soziologisch-methodischen Handbuch suchte, wurde enttäuscht. Die Auseinandersetzung mit Diskursanalyse und Diskursforschung bestand – pointiert formuliert – eher in theoretischen Abhandlungen, die das Werk des französischen Sozialphilosophen *Michel Foucault* auslegten. Spätestens seit der Jahrtausendwende hat sich das Blatt gewendet: Befeuert durch den *linguistic turn* entstanden seit den 1990er Jahren im deutschsprachigen Raum zahlreiche theoretisch-methodische Wörterbücher, Handbücher, Sammelbänder und Einführungen, die spezifische diskursanalytische Vorgehensweisen vorstellen, an Gegenständen exemplifizieren und Kontroversen innerhalb der Diskursforschung dokumentieren (Angermuller et al. 2014; Bublitz et al. 1999; Keller/Truschkat 2013)

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_31

Doch was ist eigentlich ein Diskurs? (Vgl. dazu auch Bublitz in Bd. I, Teil B) Anders als in der Alltagssprache bezeichnen Diskurse in der Diskursforschung nicht das Sprechen *über* ein Thema, sondern sind im Anschluss an den französischen Sozialphilosophen Michel Foucault (1981, S. 74) als „Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen". In der *Archäologie des Wissens* (1981) betonte Foucault, dass Aussagen als Grundeinheit eines Diskurses immer einen material-empirischen Gehalt haben und sich nicht auf sprachliche Zeichen begrenzen lassen. Warum tauchen in einem Diskurs bestimmte Aussagen auf und andere nicht? In seiner Arbeit *Ordnung des Diskurses* (1993) stellte Foucault das Verhältnis von Macht und Wissen ins Zentrum. Wie werden Wahrheiten erzeugt und als solche wirkmächtig? Eine Diskursanalyse lässt sich vor diesem Hintergrund als methodisch reflektierte und (diskurs-)theoretisch geleitete Unternehmung verstehen, durch die bestimmte Analysegegenstände nicht einfach dargestellt, sondern vielmehr Zugänge und Deutungen gefunden werden, die zum Thema machen, was an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit gesagt und was aus welchen Gründen nicht gesagt werden kann. Weil sich die Diskursanalyse vor allem für das Gewordensein von Gegenständen interessiert, wird ihr de-ontologisierender Charakter betont, weswegen sie unser alltäglich-gewöhntes Verstehen häufig irritiert. Vor diesem Hintergrund geht eine Diskursanalyse immer über eine Text- und Inhaltsanalyse hinaus.

Dass Foucaults Arbeiten einen zentralen Bezug bilden, stellt für die soziologische, jedoch nicht für die interdisziplinäre Diskursforschung einen Konsens dar (Angermuller et al. 2014). Allerdings legt Foucault weder eine konsistente Methode der Diskursanalyse vor, noch bezeichnet er seine Untersuchungen einheitlich als solche. Foucault schlug ausgehend von seinen Akzentverschiebungen vielfältige Begriffe vor, die aufgegriffen wurden, wie etwa Aussagenanalyse, Archäologie, Genealogie, Macht- und Dispositivanalyse (Bührmann/Schneider 2008).

Körper gelten in der Diskursforschung als materielle Gegenstände, die durch machtvolle Diskurse hervorgebracht werden. Anders formuliert, stellen Körper Materialisierungen von Wissen- und Machtanordnungen dar. Diskursanalytisch ist es nicht vorstellbar, dass Körper jenseits von Diskursen existieren. Dies ist nicht im Sinne einer Diskursontologie gemeint, demzufolge alles Diskurs sei. Vielmehr wird behauptet, dass unser Zugang zu Körpern nicht jenseits von Diskursen erfolgen kann (van Dyk et al. 2014). Innerhalb der Diskursforschung werden allerdings auch die Grenzen des Diskursiven debattiert: Ist es sinnvoll, zwischen diskursiven und nichtdiskursiven Praktiken zu unterscheiden und falls ja, was könnten Letztere umfassen? Sind auch diskursunabhängige oder gar außer-diskursive Praktiken denkbar?

## 1 Überblick über diskursanalytische Ansätze

Die Diskursforschung ist, wie erwähnt, als interdisziplinäres Feld zu sehen. An dieser Stelle soll die soziologische Diskursforschung fokussiert werden, womit sich die Frage nach ihrer weiteren Differenzierung stellt. Denkbar wäre etwa eine Unterscheidung nach ihrer teildisziplinären Verortung (etwa Geschlechter-, Körper-, Medizinsoziologie), ihrem methodischen Zugriff (etwa Ethnographie, Biografieforschung, Grounded Theory), der Auswahl ihres Materials (etwa Zeitungsartikel, Videos, Interviews, Gesetzestexte) oder ihrem Gegenstand (etwa Strafe, Organspende, Müll). In diesem Beitrag wird im Anschluss an Angermuller und Wedl (2014) vorgeschlagen, drei theoretisch-methodologische Richtungen der soziologischen Diskursforschung zu unterscheiden. Die Differenzierung in drei Ansätze ist jedoch lediglich analytischer Natur, forschungspraktisch lassen sich die Ansätze nicht immer derart trennen.

*Erstens* sind *(post)strukturalistische Ansätze* der Diskursforschung zu nennen. Zentrale Bezugspunkte bilden französische Diskurs- und Sprachtheorien, wie sie etwa von Michel Foucault, Jacques Derrida, Gilles Deleuze, Felix Guattari und der US-Amerikanerin Judith Butler vorgeschlagen wurden. Statische und homogene Kategorisierungen von Begriffen wie Struktur, Geschlecht, Gesellschaft und Subjekt werden abgelehnt, dagegen wird die Kontingenz, Überschüssigkeit und Unabschließbarkeit der Bedeutung von Zeichen betont. Das Subjekt wird nicht als intentional handelnde Einheit betrachtet, sondern als diskursives Produkt. Die an das Spätwerk Foucaults anschließende Gouvernementalitätsforschung (Bröckling et al. 2000) entfaltet die These, dass sich Macht zunehmend als eine Praktik der Selbstführung zeigt. Individuen werden dazu aufgerufen, ihr Leben als Unternehmen und Projekt zu führen und sich und ihre Körpern zu optimieren.

*Zweitens* lassen sich *wissenssoziologisch-hermeneutische Ansätze* der Diskursforschung anführen. Zentrale Bezugspunkte bilden die wissenssoziologischen Überlegungen von Peter Berger, Thomas Luckmann und Karl Mannheim. Diese Ansätze lassen sich als Unternehmung beschreiben, die poststrukturalistische Diskursforschung im interpretativen und sozialkonstruktivistischen Paradigma der qualitativen Sozialforschung (wissenssoziologische und objektive Hermeneutik, Dokumentarische Methode, Grounded Theory) zu verorten (Keller 2005; Keller/Truschkat 2013). Sie charakterisiert, dass sie sich für Wissensordnungen interessieren, die theoretisch-methodologische Reflexion der Interpretationsarbeit im Forschungsprozess ins Zentrum stellen und die Rolle von Akteur_innen in der Produktion von Diskursen betonen. Grundlage bildet ein Diskursbegriff, der in Abgrenzung zu poststrukturalistischen Ansätzen nicht sprach- und zeichentheoretisch fundiert ist, sondern als soziale Praxis begriffen wird.

Drittens sind *interaktional-praxeologische Ansätze* der Diskursforschung zu nennen. Zentrale Bezugspunkte bilden angloamerikanische Ansätze wie etwa von George H. Mead, Ervin Goffman und Harald Garfinkel. Ob im Sinne der Ethnomethodologie oder der Ethnographie, soziale Ordnung wird als ein Produkt sozialer Praktiken

verstanden. Akteur_innen wird kein intentionales Handeln unterstellt, vielmehr wird davon ausgegangen, dass sie in der Praxis hervorgebracht werden. Im Zentrum stehen Forschungen, die rekonstruieren, mit welchen konkreten Praktiken Akteure an sozialer Ordnung beteiligt sind. Ein wichtiges Anwendungsfeld bilden die Wissenschaftssoziologie und die *Science and Technology Studies,* die im Anschluss an Bruno Latour Diskurse als Netze verstehen, die sich zwischen menschlichen und nicht menschlichen Akteuren aufspannen lassen. Interaktional-praxeologische Ansätze werden anders als die eben genannten Ansätze allerdings noch am wenigsten mit Diskursforschung assoziiert und verorten sich auch nur selten selbst in dieser Perspektive.

Ein Diskurs ist kein Gegenstand, der einfach vorgefunden wird, vielmehr entsteht er diskurstheoretisch geleitet erst im Laufe der Untersuchung. Wie hier deutlich wird, lassen sich Diskursanalyse und Diskurstheorie nicht voneinander trennen, auch wenn differenziert werden kann, dass Erstere gegenstandsbezogene Fragen ins Zentrum stellt, während Letztere Gegenstände theoretisch erfahrbar macht. In jeder Diskursanalyse muss die Art und Weise, wie Theorie, Methode und Gegenstand kombiniert wird, erst erarbeitet werden. Dies impliziert, dass es nicht *das* diskursanalytische Verfahren gibt und es auch nicht möglich ist, das Verfahren einer spezifischen Diskursanalyse auf einen beliebigen Gegenstand zu übertragen. Zudem muss jeder theoretisch-methodische Zugriff, wie etwa die ethnographische Beobachtung oder die hermeneutische Interpretation übersetzt, d. h. diskurstheoretisch reflektiert und anschlussfähig gemacht werden. Die Qualität einer jeden Diskursanalyse hängt maßgeblich davon ab, wie überzeugend Theorie, Methode und Gegenstand relationiert wurden.

Wie lässt sich aber vor diesem Hintergrund der Status der Diskursanalyse bezeichnen? Diese Frage wird in der Diskursforschung kontrovers diskutiert (Feustel et al. 2014). Mit der Etablierung der Diskursanalyse in ihrer empirischen Orientierung rücken Fragen ihrer Wissenschaftlichkeit, d. h. der Validität und Reliabilität ihrer Aussagen, ins Zentrum. Gleichzeitig steht die Diskursanalyse stets vor der Herausforderung, ihre Erkenntniskritik an Wissenschaft auch auf sich selbst zu beziehen. Eine zentrale Annahme lautet, dass sie keine Methode im engen Sinne darstellt, sondern eher ein Bündel an Methoden umfasst, die unterschiedliche Akzente an Gegenständen deutlich werden lassen. Eine andere Annahme besteht darin, dass die Diskursanalyse nicht nur keine Methode und auch kein Bündel an Methoden darstellt, sondern vielmehr als kritische Haltung gegenüber Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu verstehen ist, da sie grundsätzliche Kritik an Wissens-Kategorisierungen übt. Autor_innen, die diese Annahme teilen, beäugen skeptisch, dass die Diskursanalyse in den letzten Jahren durch die stärkere Hinwendung zu Fragen der Materialzusammenstellung und Auswertung immer stärker methodisiert wurde. Im Zuge dieser Methodisierung wurde der kritische Impetus der Diskursanalyse sukzessive aufgegeben, so die Kritik (ebd.). In diesem Einwand unterscheidet sich die Diskursanalyse deutlich vom Feld der qualitativen Sozialforschung. Forscher_innen, die mit ethnographischen oder hermeneutischen Methoden arbeiten, verfolgen zwar durchaus

auch kritische Interventionen, sie verknüpfen diese jedoch nicht zwingend mit ihrem theoretisch-methodischen Zugriff.

Wer mit Diskursforschung konkret befasst ist, wird feststellen, dass die im vergangenen Jahrzehnt zunehmend erscheinenden Handbücher, Wörterbücher und Sammelbände zu diskursanalytischen Fragen Gold wert sind, weil sie aufzeigen, mit welchen theoretischen und methodischen Prämissen Zugänge gewählt, Forschungsfragen formuliert und Material zur Analyse zusammengestellt werden können. Allerdings sollten sie in ihrer Übertragbarkeit nicht überschätzt werden: sie geben Orientierung, nicht mehr und nicht weniger.

## 2 Klassische diskursanalytische Studien zu Körpern

Nachfolgend werden drei diskursanalytische Studien vorgestellt, wobei deutlich werden soll, worin die Leistung der Diskursanalyse bestehen kann. Eine umfassende Diskussion ihrer Stärken und Schwächen kann an dieser Stelle allerdings nicht erfolgen. Die Auswahl dreier Studien und ihre Benennung als Klassiker ist bereits eine machtvolle Praktik, weswegen die Kriterien der Auswahl offengelegt werden sollen: Es werden Diskursanalysen präsentiert, die durch ihre starke Rezeption als Meilensteine bestimmter Forschungsperspektiven (der Körpergeschichte, der Geschlechterforschung und der Postkolonialen Theorie) bezeichnet werden können und die Bezüge zu Körpern herstellen. Die Präsentation dreier Klassiker läuft jedoch Gefahr, dass das einzelne Werk überschätzt und nicht in ihrer Einbettung in einen größeren Forschungszusammenhang reflektiert wird.

*Überwachen und Strafen* bildet die erste Studie, die präsentiert werden soll. Foucault (1994) zeigt am Beispiel des Wandels von Strafpraktiken in Westeuropa, wie sich im Übergang zur Moderne ein bestimmter Zugriff auf Körper veränderte, weil sich eine spezifische Machttechnologie, die *Disziplin,* entfalten konnte (vgl. dazu auch Sobiech in Bd. I, Teil A). Seine Materialbasis bildet eine breite Vielfalt an historischen Quellen, wie etwa Polizeiberichte, Beobachtungen von Augenzeugen, Briefe (zum Beispiel von einem Gerichtspräsidenten an den König), juristische und kriminalistische Kommentare sowie die kulturwissenschaftliche und juristische Fachliteratur zu historischen und neuzeitlichen Strafpraktiken.

Foucault kontrastiert verschiedene Formen des (körperlichen) Strafens: Im französischen Absolutismus war die *Marter* vorherrschend. Seine Studie beginnt mit eindrücklichen Berichten darüber, wie Verbrecher in der Öffentlichkeit zu Tode gefoltert wurden. Foucault beschreibt die Marter aber nicht als irrationalen Gewaltexzess, sondern als regelgeleitetes Ritual, dass das Ziel hatte, die Macht des Souveräns zu demonstrieren. Ein Regelverstoß gegen das souveräne Gesetz galt als direkter Angriff auf den Souverän. Die Härte der Strafe hatte die Funktion, dass die Demütigung des Souveräns gerächt werden konnte. Seit dem 18. Jahrhunderts entstand eine Bewegung, die eine *humanistische Reform* des Strafens forderte. Grundlage dieser Ideen

war der Wandel von Staatlichkeit, mit dem nicht mehr von der Herrschaft eines Souveräns ausgegangen wurde, sondern vielmehr von einem Gesellschaftsvertrag, der auf Gesetzen und Regeln basierte. An die Stelle einer Strafe, die Demütigungen des Souveräns rächen sollte, geriet die Vorstellung, dass Verbrechen einen Vertragsbruch mit den Regeln und Gesetzen einer Gesellschaftsformation bedeuteten. Ziel der Strafe war es, den Schaden an der Gesellschaft zu kompensieren und aus dem Straffälligen ein funktionales Rechtssubjekt zu machen. Die ‚gerechte Strafe' sollte nicht wie bei der Marter den Körper zerstören, sondern war auf die ‚Seele' des Verbrechers gerichtet. Im 19. Jahrhundert setzte sich ein neuer Straftypus durch, der bis heute Anwendung findet: Verbrecher werden in Gefängnissen eingesperrt. Im Gefängnis sollen Verhaltensweisen verändert werden, so dass nicht nur ungefährliche, sondern auch ‚nützliche' Subjekte entstehen.

Foucaults Argument lautet, dass das Gefängnis nur ein Beispiel für die *Disziplinarmacht* bildet, auch Schulen, Kasernen, Fabriken und Krankenhäusern waren und sind Orte, an denen Körper kontrolliert und normiert werden, um produktive Körper hervorzubringen. Foucaults Pointe besteht darin, dass die disziplinierende Macht, wie er sie bezeichnete, nicht nur *zersetzend* wirkt, in dem sie Körper abrichtet, sondern immer auch *produktiv* ist, weil sie nützliche Körper – starke und einsatzfähige Soldatenkörper, flinke und kontrollierte Fabrikkörper, gelehrsame und still sitzende Körper von Lernenden – hervorbringt. Vor diesem Hintergrund lautet Foucaults provozierende These, dass die Erforschung von Gefängnissen deswegen gewinnbringend sei, weil sie Spiegelbilder moderner Zivilgesellschaften darstellen. Seine materialreiche Diskursanalyse zeigt somit nicht nur den Wandel von Strafpraktiken auf, sondern stellt auch eine gesellschaftliche Kritik an Disziplinaranstalten dar. *Überwachen und Strafen* gilt heute als zentrale Referenz der Körperhistorie, jener Forschungsperspektive, die darlegt, dass Körper keine ahistorischen Entitäten sind, sondern ebenfalls eine Geschichte haben.

Als zweite klassische Studie soll *Beyond the Natural Body: An Archeology of Sex Hormones* der niederländischen Biologin und Wissenschafts- und Technikhistorikerin *Nelly Oudshoorn* (1994) präsentiert werden. Die Autorin zeigt am Beispiel der Geschichte der Sexualhormone, wie es in den Naturwissenschaften zu einem Wandel in der medizinischen Bestimmung des biologischen Geschlechts gekommen ist. Dabei eröffnet sie einen zeitlichen Horizont, der von der wissenschaftlichen Erfindung von Geschlechtshormonen seit Ende des 19. Jahrhunderts bis zur massenhaften Verbreitung der Pille für die Frau reicht. Heute erscheint uns die hormonelle Begründung der Geschlechterdifferenz als selbstverständlich. Vor der Erfindung der Hormone war jedoch die Anatomie jene Wissenschaft, der Autorität in der Bestimmung des Geschlechts zugewiesen wurde. Damit wurde die Vorstellung, dass Weiblichkeit und Männlichkeit an bestimmten körperlichen Orten (Hoden, Penis, Gebärmutter, Eierstöcke) verankert sei, von der Deutung abgelöst, dass Geschlechtshormone im ganzen Körper umherwandern. Geschlecht wurde also nicht mehr durch anatomisches Wissen *erkannt,* sondern fortan mit Labortechniken bestimmt. Die Materialbasis von

Oudshoorn bilden historischen Quellen, die sich aus der relevanten medizinischen und naturwissenschaftlichen Fachliteratur seit 1905 sowie aus Daten von pharmazeutischen Unternehmensarchiven zusammensetzen.

Oudshoorn zeigt dabei, dass Hormone nicht einfach in der Natur *entdeckt* wurden, vielmehr legt sie dar, wie Wissen durch Wissenschaft aktiv hergestellt wurde. Dass wir Hormone heute für eine natürliche Selbstverständlichkeit halten, wie es sich in unserem Umgang mit Schwangerschaftstest, dem prämenstruellen Syndrom, der Menopause oder der Pille zeigt, basiert darauf, dass die Naturwissenschaften erfolgreich waren, ihre wissenschaftliche Befunde von ihrem Entstehungskontext zu lösen. Im Labor wurden Hormone in standardisierte Substanzen verwandelt, so dass sie auch unabhängig von den Laborbedingungen existieren konnten. Durch neu entstehende Messverfahren und Diagnoseinstrumente wurde es möglich, Wissen über Hormone auch außerhalb des Labors zu entwickeln. Das Wissen über weibliche Sexualhormone erwies sich für weitere Felder als tragfähig: So kooperierten die Laborwissenschaften mit gynäkologischen Abteilungen von Krankenhäusern und pharmazeutischen Unternehmen. Krankenhäuser stellten Patientinnen bereit, die mit Hormonen behandelt wurden. Sexualhormone ließen sich in Medikamente verwandeln, die wiederum auf Sexualhormonen basierende Krankheiten heilen konnten. Oudshoorn thematisiert, wie es dazu kam, dass sich die Forschung auf weibliche Sexualhormone konzentrierte mit der Folge, dass es bis heute zwar eine Pille für die Frau, aber keine für den Mann gibt. Die Vorstellung, dass sich Männerkörper durch stabile Hormonausschüttungen und Frauenkörper durch zyklische hormonelle Regulation charakterisieren lassen, war deshalb so erfolgreich, weil sie mit Wissen über Frauenkörper, etwa aus der Hysterieforschung, korreliert werden konnte.

In ihrer Perspektive auf die Entstehungsbedingungen wissenschaftlichen Wissens am Beispiel der Sexualhormone ist Oudshoorns Diskursanalyse insbesondere für die Geschlechterforschung und die *Science and Technology Studies* einflussreich gewesen, weil sie die Vorstellung einer Natürlichkeit der Geschlechterdifferenz hinterfragte und zeigte, dass wissenschaftliche Tatsachen nicht in der Natur gefunden werden, sondern Herstellungsleistungen von Wissenschaftlern in ihrer sozialen Verortung bilden, bei denen komplexe Konstellationen – Laborbedingungen, Zugänge zu Krankenhäusern und zur Pharmaindustrie sowie Geschlechterleitbilder – zentrale Faktoren darstellen. Für die mit Körpern befasste Diskursanalyse ist Oudshoorns Studie wegweisend, weil sie die Materialität wissenschaftlichen Wissens ins Zentrum stellt. Die Autorin betonte, dass Forschung mitnichten nur Sprache und Wissen produziert, sondern materielle Produkte wie Diagnose-Werkzeuge, Screening-Tests oder Medikamente.

Die dritte klassische Diskursanalyse ist die Arbeit *Orientalisms* des palästinensisch US-amerikanischen Literaturwissenschaftlers *Edward Said* (1978). Saids Studie kann als eine der bekanntesten Diskursanalysen überhaupt bezeichnet werden, die bis heute weit über die Wissenschaften hinaus diskutiert wird. Allerdings war sie bislang in der Soziologie der Körper noch wenig einflussreich, was daran liegt, dass Said wenig explizite Bezüge zu Körpern herstellt. Mit seinem Fokus auf die kolonialen

Konstruktionen des ‚Anderen' thematisiert er jedoch immer auch körperliche Figuren des Orients (etwa die zügellose, aber stumme Kurtisane, der gewaltvolle Orientale etc.), zudem schlägt er vor, Orientalismus als spezifische okzidentale *Erfahrung* zu verstehen, was durchaus körperlich-sinnlich zu verstehen ist.

Saids These lautet, dass der Orientalismus nicht nur eine akademische Disziplin darstellte, sondern vielmehr als Diskurs verstanden werden muss, mit dem es der ‚europäischen Kultur' gelang, ‚den Orient' gesellschaftlich, künstlerisch, wissenschaftlich, politisch und militärisch zu vereinnahmen, zu erfinden und zu beherrschen. Er rekonstruiert am Beispiel von Beschreibungen über ‚den Orient' von französischen und englischen Literaten, Wissenschaftlern und Politikern nach der europäischen Aufklärung, wie dieser als defizitäres Gegenbild zum Okzident konstruiert wurde. Der Autor zeigt, dass der Orient in deren Schriften als irrational, weiblich und primitiv entworfen wurde, was wiederum die Funktion hatte, die okzidentale Selbstwahrnehmung als rational, männlich und zivilisiert abzusichern. Diese machtvollen Binaritäten dienten schließlich der Legitimierung der europäischen Kolonialexpansion.

Saids Studie gilt heute als kulturwissenschaftliches Standardwerk und als eines von mehreren Gründungsdokumenten der Postkolonialen Theorie. Seine Diskursanalyse war deswegen so einflussreich, weil Said zeigte, dass Beschreibungen des ‚Anderen' von europäischen Dichtern und Denkern nicht unschuldig waren, sondern macht- und gewaltvolle Repräsentationen darstellten, die die koloniale Beherrschung des Orients vorbereiteten und gestalteten. Auch bei Said sind Diskurse nicht einfach Ideen oder Phantasien, sondern materialisieren sich, wie etwa in der Form von kolonialrassistischen Bürokratien und Gewaltverhältnissen. Mit dem Orientalismus hat sich eine bis heute gültige Epistemologie etabliert, die im Orient immer das defizitäre Gegenbild Europas sieht.

## 3 Verfügbare Körper und veräußerte Subjekte im Diskurs des Organmangels – ein exemplarischer Forschungsprozess

Nach der Einführung einiger klassischer Diskursanalysen wird nun am Beispiel einer eigenen Untersuchung (Motakef 2011) demonstriert, wie der Ablauf einer Diskursanalyse konkret aussehen *kann*. Thema der Studie ist das biomedizinische Feld der Organspende der Gegenwart. Der Zugang zu dem Feld erfolgte durch eine Beschäftigung in einem soziomedizinischen Projekt. Die folgende Skizze zeigt, wie der Diskurs des Organmangels im Laufe der Untersuchung mit hervorgebracht und wie er im Anschluss an poststrukturalistisch-gouvernementalitätstheoretische und wissenssoziologisch-hermeneutische Ansätze (Deutungsmusteranalyse) rekonstruiert wurde.

Die Untersuchung resultierte aus der Verwunderung heraus, wie Organspende von der Transplantationsmedizin vermittelt wurde: Wieso wurde sie als eine Technologie präsentiert, für die sich möglichst alle Menschen einsetzen sollen? Gab es nicht vor wenigen Jahren eine Kontroverse zum Hirntod, die zumindest zeigte, dass

große Irritationen über die Organspende bestehen? Und kann man Organe einfach so weggeben? Aus körpersoziologischer und gabentheoretischer Perspektive war die Selbstverständlichkeit verwunderlich, mit der Organe als Teile körperlicher Leiblichkeit einfach verschenkt werden können. Umgekehrt war es erstaunlich zu sehen, dass in der Soziologie der Körper diese immer nur als Ganzheiten in den Blick genommen werden. Kurzum: Die Vermutung war, dass sich im Feld der Organspende etwas Grundsätzliches veränderte hatte und dass dabei etwas auf dem Spiel steht, dass unsere Vorstellungen von Körperlichkeiten und Subjektverhältnissen berührt.

Es folgte eine Recherchephase in Zeitungen und wissenschaftlichen Datenbanken sowie eine Reihe von Gesprächen mit Selbsthilfegruppen von Patient_innen und mit dem medizinischen Personal von Transplantationsambulanzen und Dialysezentren. Schnell zeigte sich, dass vor allem in den Wissenschaften zahlreiche Publikationen vorlagen, die einen Organmangel thematisieren. Es wurden dort Überlegungen angestellt, wie dieser überwunden werden könnte, etwa durch mehr Werbung oder eine andere Gesetzgebung. Es fanden sich Vorschläge, mit welcher alternativen Regelung mehr Organe gewonnen werden könnten, es gab aber auch Plädoyers, Organtransplantationen nicht auszubauen. Über den Hirntod lagen zu Beginn der Untersuchung kaum Publikationen vor. Selbsthilfegruppen bestätigten den Eindruck, dass der Organmangel seit Verabschiedung des Transplantationsgesetzes zum Schlüsselthema der Organspende avanciert war. Die Selbsthilfegruppen, mit denen Gespräche geführt wurden, legten Wert darauf, dass sie sich nicht daran beteiligten, diesen Organmangel öffentlich zu beklagen, da sie den Eindruck vermeiden wollten, sie würden sich für ihre Therapie den Tod von Menschen wünschen.

Was verbarg sich hinter dem Organmangel? Gab es nicht schon immer einen Mangel an Organen? Schließlich können Organe nicht gezüchtet werden, sondern werden Menschen entnommen. Wieso taucht dieser Begriff neu auf? Was verhüllt er? Worauf ist er gerichtet? Um diese Fragen beantworten zu können, wurde eine genealogische Diskursanalyse zum Organmangel vorgenommen: Wie wurde der Organmangel als Wissensordnung wirkmächtig und wie hat er schließlich den Hirntod als zentrales Thema der Auseinandersetzung abgelöst? Die gabentheoretisch informierte These lautete, dass sich im Diskurs des Organmangels tatsächlich etwas grundsätzlich verändert hatte: die Ökonomie der Gabe von Körperteilen. Während eine Organspende nach dem Transplantationsgesetz als eine Gabe eingeführt wurde, ein persönliches Geschenk, auf das kein Anrecht besteht, veränderte sich das in diesem Diskurs. Es gab Vorschläge, Organe als staatlichen Besitz, als Privatgüter oder gar als Waren zu verstehen, die gekauft werden können.

Die Materialbasis bildeten wissenschaftliche Aussagen, da zu dem Zeitpunkt der Untersuchung (2005 bis 2009) an keinem anderen Ort eine vergleichbare hohe diskursive Produktivität von Aussagen zur Organspende und dem Organmangel vorlag. Zu dem Diskurs wurde die Gesamtheit wissenschaftlicher Aussagen gefasst, die auf die Verfügbarkeit von Körperteilen in der Organtransplantation Bezug nehmen. Es lag keine Beschränkung auf Beiträge zum Organmangel vor. Auch wurde versucht, Posi-

tionen zu berücksichtigen, die die Transplantationsmedizin ablehnen. Berücksichtigt wurden Aussagen aus einem Jahrzehnt: von 1997, dem Jahr, in dem in Deutschland das erste Transplantationsgesetz in Kraft trat, bis 2007. Es wurde keine disziplinäre Verortung der wissenschaftlichen Beiträge vorgegeben. Die Datenbankanalysen zeigten jedoch schnell, dass nur in bestimmten Disziplinen der Mangel an Organspenden thematisiert wird. Dies sind die Sozial- und Bioethik, die Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften, die Theologie und die Nephrologie. Die Suchbegriffe bei der Datenbankrecherche lauteten ‚Organspende', ‚Organmangel', ‚Transplantationsgesetz' und ‚Organtransplantation'.

Nach einer ersten Sichtung des Materials verdichtete sich der Eindruck, dass der Organmangel häufig als *lösungsbedürftiges Problem* eingeführt wird, mit dem konkrete Handlungsanweisungen an Subjekte einhergehen. In einem Vorschlag, dem zufolge in Deutschland private Organclubs legalisiert werden sollten, wurde etwa die Vorstellung rekonstruiert, dass Körperteile Privateigentum bilden, die in einen Club eingesetzt werden können. Hier wurde die Vorstellung entworfen, dass Subjekte präventiv kalkulieren können und *sollen,* zukünftig auf ein Ersatzorgan angewiesen zu sein. Da die genealogisch informierte Diskursanalyse zwar die Frage beantworten kann, *wie* der Organmangel als Wissensordnung wirkmächtig wurde, aber nicht, wie er als lösungsbedürftiges Problem als Handlungsweise vermittelt wird, wurde die Diskursanalyse um gouvernementalitätstheoretische Überlegungen (Bröckling et al. 2000) (siehe Abschnitt 2) ergänzt. Mit dieser wurde an poststrukturalistische Überlegungen zum Subjektbegriff angeschlossen, in denen davon ausgegangen wird, dass Subjekte diskursiv hergestellt werden. Diskurse stellen Adressierungen bereit, mit denen Individuen als spezifische Subjekte regiert werden, d. h. ihnen werden spezifische Handlungsweisen nahegelegt. Die präzisierten diskursanalytischen Fragestellungen lauteten: Auf welche Programme von Regierungen verweisen die Aussagen des Diskurses des Organmangels? Welchen ‚Rationalitäten' folgen diese Programme? Welche Bedeutungen von Organen bzw. von Körpern und welche Subjektformen werden konstruiert? Wie werden Individuen in diesen Programmen adressiert?

Um diese Regierungsprogramme empirisch rekonstruieren zu können, wurde eine Deutungsmusteranalyse durchgeführt, womit Bezüge zu wissenssoziologisch-hermeneutischen Ansätzen hergestellt wurden. Das wissenssoziologische Konzept des Deutungsmusters kombiniert die Frage nach der Funktion von Wissen (Berger und Luckmann) mit der Frage ihrer Seinsverbundenheit (Mannheim). Mit dem Deutungsmuster wurde ein methodisches Äquivalent zum theoretischen Konzept des Regierungsprogramms gefunden. Die Rekonfiguration zu einer diskursanalytischen Deutungsmusteranalyse bestand darin, dass nicht die Sinnstruktur eines Falles, sondern Deutungsmuster in Diskursfragmenten rekonstruiert wurden. Der Organmangel wurde als ein Deutungsmuster gelesen, das spezifische Vorstellungen von Körpern und Subjektformen generiert. Deutungsmuster des Organmangels, so unterschiedlich sie auch ausfallen, entwerfen Programme, wie Organe verteilt und die Organspende organisiert werden sollte.

Die Auswertung erfolgte sequenzanalytisch. Zunächst wurde nach Verbindungen von Deutungsmustern in Diskursfragmenten gesucht, die zu einem Modell der Organverteilung zusammengefasst wurden. In diesem ersten Schritt der Sequenzanalyse, in dem die Grobstruktur der Texte erfasst wurde, wurde herausgearbeitet, auf welche Fragen in den jeweiligen Modellen eine Antwort gegeben und welchen Aspekten Priorität eingeräumt wird (zum Beispiel der Wahrung der Integrität des Körpers, der Aufhebung des Organmangels, Gerechtigkeit etc.). Der weitere Analyseschritt bestand darin, dass ausgewählte Schlüsseltexte in ihrer Abfolge interpretiert wurden. Es wurden Deutungen von Körpern und Subjektformen entworfen, die an den folgenden Aussagen im Laufe der Sequenzanalyse verworfen oder weiter verdichtet wurden.

Die Diskursanalyse konnte aufzeigen, wie sich im Diskurs des Organmangels Vorstellungen von Körpern und Subjekten veränderten. Wenn man zum Beispiel die in diesem Diskurs vorgeschlagene alternative Widerspruchsregelung als ein Form der ‚Regierung' fasst, lassen sich in diesem ‚Regierungsprogramm' prinzipiell veräußerbare Subjekte rekonstruieren, deren Körperteile dem staatlichen Zugriff offenstehen. Organe bilden hier staatlichen Besitz. Im Regierungsprogramm des Organclubs werden, wie oben bereits erwähnt, Individuen dagegen als Clubmitglieder adressiert, deren Organe ihr Privateigentum bilden. Organspende stellt nicht mehr, wie es vorher der Fall war, eine moralisch gebotene Handlung dar, weil sie etwa als Akt christlicher Nächstenliebe gelesen wird, sondern weil im Organclub Vorsorge betrieben wird: Vorsorge, für den Fall eines Organausfalls vorbereitet zu sein. Hier ist der Moralität der Fürsorge eine Moral der Vorsorge gewichen.

Kurzum: Am Diskurs des Organmangels lässt sich nicht nur etwas über Veränderungen innerhalb der Organspende lernen, vielmehr kann der Diskurs stellvertretend für die Art und Weise gelesen werden, wie gegenwärtig die Verfügbarkeit von Körpern und damit die Veräußerbarkeit von Subjekten verhandelt wird.

## 4 Vorzüge und Grenzen der Diskursanalyse

Der Diskursanalyse wird häufig mit dem Vorurteil begegnet, sie fokussiere lediglich Sprachliches. Dies ist, wie eben gezeigt, eine Verkürzung, schließlich bringen Diskurse, körpersoziologisch formuliert, nicht nur Körper*wissen* hervor. Wie die hier präsentierten Studien zeigen, besteht die diskursanalytische Pointe gerade darin, dass Diskurse auch Materialitäten hervorbringen – ob Gefängnismauern, Hormonpräparate oder ‚sexualisierte orientalische Frauenkörper'.

Die Diskursanalyse hatte bisher einen zentralen Einfluss auf die Soziologie der Körper, insbesondere wenn es um sozialhistorische und sozialkonstruktivistische Ordnungen von Körpern ging. Die Diskursanalyse als Teil der interdisziplinären Diskursforschung war deswegen für die Soziologie der Körper bedeutsam, weil sie thematisierte, wie Körper und Dinge durch Diskurse materialisiert wurden, weil sie, anders gesprochen, Körpern und Dingen eine Geschichte gab. Die zentralen dis-

kursanalytischen Impulse stammen, wie auch die drei hier präsentierten klassischen Studien, allerdings eher aus den Kulturwissenschaften als aus der Soziologie.

Dabei ist es die große Stärke der Diskursanalyse, dass sie, mit Foucault gesprochen, Werkzeuge bereit stellt, mit der Essentialisierungen, Binaritäten und vermeintliche Eindeutigkeiten hinterfragt werden können. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Reichweite der Diskursanalyse nicht nur auf die Wissenschaft begrenzen. Diskursanalytische Kritiken an Strafpraktiken, der Naturalisierung der Geschlechterdifferenz sowie der kolonialen Konstruktion des ‚Anderen' waren und sind immer auch zentrale Bezugspunkte gesellschaftspolitischer Debatten und sozialer Protestbewegungen.

Ein zentraler Einwand, der aus körpersoziologischer Perspektive erhoben wird, lautet, dass Diskursanalysen die Ebene des körperlich-leiblichen Spürens nicht berücksichtigen können. In Foucaults Studie ‚Überwachen und Strafen' wird dies deutlich, er kann Körper nur in ihrer disziplinären Zurichtung denken. Doch, so ist kritisch zu fragen, was ist mit leiblichem Spüren und Erfahren: Besitzt der leibliche Körper nicht auch ein Handlungspotenzial, das wiederum auf Diskurse und Praxen zurückwirken kann? Wie kann dies diskursanalytisch erfasst werden? Wie könnten Erhebungsmethoden kombiniert werden, so dass diskursive und leibliche Perspektiven konvergiert werden?

Ein weiterer Einwand lautet, dass Diskursanalysen einen diffusen Körperbegriff fortschreiben, da sie sich streng genommen nicht dafür interessieren, was Körper sind, sondern dafür, wie sie zugerichtet und hervorgebracht werden. Was ist das also genau, was durch Diskurse entsteht?

Eng verbunden mit diesen Fragen stellt sich die theoretische Frage, ob es am und im Körper überhaupt Dimensionen gibt, die jenseits des Diskurses verortet werden können. Können sich Körper der disziplinierenden Macht der Diskurse entziehen? Haben Körper einen nicht-diskursiven Rest? Falls ja, wie ist dieser zu fassen? Geht von ihm Handlungspotenzial aus und wenn ja, wie? Ist vor diesem Hintergrund eine Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken sinnvoll? Diese Fragen werden innerhalb der Diskursforschung intensiv diskutiert (etwa van Dyk et al. 2014).

Schließlich besteht eine Grenze der Diskursanalyse darin, dass sie zwar diskursiv vermittelte (körperliche) Subjektpositionen rekonstruieren kann, wie wirkmächtig sich Diskurse auf Ebene der empirischen Individuen (körperlich-leiblich) abzeichnen, ist damit allerdings noch nicht beantwortet. Dies hat zum Beispiel die Studie zur Organspende gezeigt, denn wenn auch noch so argumentationsstark für die Überwindung des Organmangels geworben wird, kann dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass nur wenige die Adressierung der Organspende annehmen (Motakef 2011). Diese Grenze wird in Diskursanalysen häufig nicht ausgewiesen, womit ein Diskursdeterminismus bedient wird.

Innerhalb der Diskursforschung wird zudem die Kritik an einem starken Subjektbegriff intensiv debattiert. Zentrale Fragen sind dabei: Wie lässt sich diskursana-

lytisch rekonstruieren, wer über die Macht verfügt, als ein bestimmtes körperliches Subjekt zu sprechen? Welche sozialen Positionierungen sind dazu nötig? Welchen Einfluss haben Akteure auf die diskursiven Herstellungsprozesse von Wirklichkeit? Und wie lassen sich überhaupt (körperliche) Ungleichheitsverhältnisse nach der Subjektkritik formulieren?

Diskursanalysen scheinen *last but not least* und pointiert formuliert etwas jenen geschlechtertheoretischen Angeboten hinterherzuhinken, in denen das Materielle im Zentrum steht. Während Diskursanalysen noch damit beschäftigt sind, Binaritäten zu hinterfragen, gehen geschlechtertheoretische Angebote, wie sie etwa unter dem Begriff des *New Materialism* (Karen Barad) gefasst werden, einen Schritt weiter, indem sie weniger von Entitäten und Kategorien ausgehen, sondern vielmehr nach wechselseitigen Herstellungsprozessen fragen und sogenannte *Interferenzen* ins Zentrum stellen. Hier schließen sich für die Diskursanalyse wichtige zukünftige empirische Fragen an: Wie kann Wirklichkeit beschrieben werden, ohne die Binaritäten, Essentialisierungen und Ontologien zu reproduzieren, die ja gerade hinterfragt werden sollen? Wie kann dabei am herrschafts- und machtkritischen Anspruch der Diskursanalyse festgehalten werden?

## Literatur

**Angermuller, Johannes, Nonhoff, Martin, Herschinger, Eva, Macgilchrist, Felicitas, Reisigl, Martin, Wedl, Juliette & Ziem, Alexander (Hrsg.) (2014). *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1. Theorie, Methodologien und Kontroversen.* Bielefeld: transcript.**

Angermuller, Johannes & Wedl, Juliette (2014). Diskursforschung in der Soziologie. In: Johannes Angermuller, Martin Nonhoff, Eva Herschinger, Felicitas Macgilchrist, Martin Reisigl, Juliette Wedl, Daniel Wrana & Alexander Ziem (Hrsg.), *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1. Theorie, Methodologien und Kontroversen* (S. 162–191). Bielefeld: transcript.

Bröckling, Ulrich, Krasmann, Susanne & Lemke, Thomas (Hrsg.) (2000). *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**Bublitz, Hannelore, Bührmann, Andrea D., Hanke, Christine & Seier, Andrea (Hrsg.) (1999). *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults.* Frankfurt a. M./New York: Campus.**

Bührmann, Andrea D. & Schneider, Werner (2008). *Vom Diskurs zum Dispositiv: Eine Einführung in die Dispositivanalyse.* Bielefeld: transcript.

Feustel, Robert, Keller, Reiner, Schrage, Dominik, Wedl, Juliette, Wrana, Daniel & van Dyk, Silke (2014). Zur method(olog)ischen Systematisierung der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung. In: Johannes Angermuller, Martin Nonhoff, Eva Herschinger, Felicitas Macgilchrist, Martin Reisigl, Juliette Wedl, Daniel Wrana & Alexander Ziem

(Eds.), *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 1. Theorien, Methodologien und Kontroversen* (S. 482–506). Bielefeld: transcript.

**Foucault, Michel (1981). *Archäologie des Wissens.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.**

**Foucault, Michel (1993). *Die Ordnung des Diskurses.* Frankfurt a. M.: Fischer.**

Foucault, Michel (1994). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**Keller, Reiner (2005). *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms.* Wiesbaden: VS.**

Keller, Reiner, & Truschkat, Inga (Hrsg.) (2013). *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven.* Wiesbaden: VS.

Motakef, Mona (2011). *Körper Gabe. Ambivalente Ökonomien der Organspende.* Bielefeld: transcript.

Oudshoorn, Nelly (1994). *Beyond the Natural Body: An Archaeology of Sex Hormones.* London/New York: Routledge.

Said, Edward (1978). *Orientalism.* New York: Pantheon.

van Dyk, Silke, Langer, Antje, Macgilchrist, Felicitas, Wrana, Daniel, & Ziem, Alexander (2014). Discourse and beyond? Zum Verhältnis von Sprache, Materialität und Praxis. In: Johannes Angermuller, Martin Nonhoff, Eva Herschinger, Felicitas Macgilchrist, Martin Reisigl, Juliette Wedl, Daniel Wrana & Alexander Ziem (Hrsg.), *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 1. Theorien, Methodologien und Kontroversen* (S. 347–363). Bielefeld: transcript.

# Sprechen

Anke Abraham

*„Körper reden nicht. Sie müssen zum Sprechen gebracht werden."*
*(Utz Jeggle 1983, vgl. Abraham 2002, bes. 35 ff.)*

## 1 Über den Körper sprechen?

Über den Körper zu sprechen ist kein leichtes Unterfangen – weder im Alltag noch in der Wissenschaft. Warum dies so ist und welche methodischen Herausforderungen und Möglichkeiten sich daraus ergeben, ist Thema dieses Beitrags.

Wenn wir davon ausgehen, dass der Körper ein ‚schweigendes' oder ‚sprachloses' Etwas ist und wir ihn zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses machen, so setzen wir den Körper als ein *Objekt* und wir bedienen uns, unweigerlich und notwendiger Weise, des Instruments *Sprache.* Sprache und Bewusstsein schieben sich zwischen die eigentliche Unergründlichkeit des Körpers (oder des Leibes, der wir als um Erkenntnis Bemühte immer auch *sind*) und den Körper als einen in spezifischer Weise definierten Erkenntnisgegenstand. Wenn sinnvolle Aussagen zur Nutzung der Medien *Sprache* und *Sprechen* im Kontext der Erforschung des Körpers und seiner sozialen Verweisungen gemacht werden sollen, ist es daher nötig, a) die Eigentümlichkeit des (vermeintlich) ‚sprachlosen' Körpers zu diskutieren, und b) die Eigenschaften von Sprache und Sprechakten zu reflektieren – nur so kann angemessen mit den auftauchenden methodischen Schwierigkeiten und den sich ergebenden (alternativen) Möglichkeiten umgegangen werden.

## 2 Zur Eigentümlichkeit des ‚sprachlosen' Körpers

Der Körper kann in mehrfacher Hinsicht als ein ‚schweigender' Forschungsgegenstand angesehen werden: Aus *phänomenologischer Sicht* entzieht sich der Körper oder unsere Leiblichkeit systematisch dem Bewusstsein, weil der Körper bzw. der Leib in Dimensionen des Lebens und Erlebens hineinreicht, die *vor* der Sprache liegen; aus

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_32

*alltagstheoretischer* Sicht ist der Körper schwer zugänglich, weil er ein allzu vertrautes Alltagsphänomen darstellt, das von Routinen und Handlungsselbstverständlichkeiten durchzogen ist, und vornehmlich oder zumeist dann erst in den Horizont unserer Aufmerksamkeit gerät, wenn die Selbstverständlichkeit und Routine gestört wird; aus *kulturtheoretischer* und *psychoanalytischer* Sicht handelt es sich beim Körper um ein Phänomen, das massiven Prozessen der kulturellen Abspaltung, Verdrängung und Tabuisierung ausgesetzt war und ist (ausführlich dazu Abraham 2002, Kap. 1).

Das phänomenologisch Ungreifbare, alltagstheoretisch allzu Selbstverständliche und kulturell wie psychisch zugleich Verdrängte des Körpers zeigt sich auch in der Sprache – etwa in Sprachtabus, nicht ausgebildeten Sprachfolien oder verunglimpfender Rede (vgl. auch Rosenthal 1995, S. 100 f.). So fehlen uns zum einen die nötigen Worte und Sprachtraditionen, Körperereignisse, Körpererleben und Körperbezüge differenziert, sensitiv und eloquent sprachlich zu repräsentieren, zum anderen verfügen wir über ein breites Vokabular despektierlicher und obszöner körperbezogener Ausdrücke, die mit der Abwertung (zumeist analer und sexuell konnotierter) Körperregionen und -aktivitäten korrespondieren (siehe dazu auch Lorenzer 2002, bes. 189 ff.). Auf der anderen Seite ist unsere Sprache geprägt und durchzogen von einer Fülle *körperbezogener Verweisungen,* die zum einen auf die Bedeutung des Körpers als Ausgangspunkt oder „Nullpunkt" (Schütz) des Koordinatensystems unseres Weltzugangs Bezug nehmen (bezogen auf diesen „Nullpunkt" Körper sprechen wir zum Beispiel räumlich-richtungsbezogen von *hinter*fragen, *vor*stellen, *auf* bauen, *unter*streichen etc.), und die sich zum anderen in der engen Korrespondenz zeigen, die zwischen emotionalen, leiblich-sinnlichen und körperlich-physiologischen Prozessen besteht (‚aus der Haut fahren', ‚einen dicken Hals kriegen', ‚schwach werden' etc.).

Wenn oben bemerkt wurde, dass Körper nicht sprechen, so bedarf diese Einschätzung spätestens an dieser Stelle einer Korrektur: Der Körper ‚spricht' sehr wohl – wenn auch auf eine andere und ihm eigene Art. Im Hinblick auf Spannung, Temperatur, Herzschlag, Atmung, Hautbeschaffenheit, Schmerz usw. erhalten wir vielfältige Signale vom Körper, der Körper reagiert auf Störungen seines physiologischen Gleichgewichts und er zeigt uns selbst und anderen an, in welcher seelischen Verfassung wir uns gerade befinden. Selbstverständlich werden uns diese Signale und Anzeichen nur zugänglich und handhabbar, indem wir sie gewahren und gedanklich aus dem Strom des unbewussten Seins herausheben – das bedeutet aber nicht, dass sie nur dann auch ‚da' und ‚wirkmächtig' sind.

*Methodisch* ergeben sich aus diesen Befunden spezifische Schwierigkeiten, aber auch Chancen. Die größte Schwierigkeit und wissenschaftliche Herausforderung liegt darin, Erkenntnisse über diese existenzielle Grundlage menschlichen Seins gewinnen zu wollen, die aus den oben genannten Gründen ausgesprochen schwer zugänglich ist und sich einem reflexiven Zugriff weitgehend entzieht. Methodische Chancen ergeben sich mit dem Hinweis auf einen ‚agierenden' und ‚sprechenden' Körper, der in mehrfacher Hinsicht als *Erkenntnisquelle* angesehen und genutzt werden kann – ich komme darauf zurück.

## 3 Sprache und Sprechen

Das Sprechen ist – wie alle Akte des Bewusstseins und bewusstseinsabhängiger wissenschaftlicher Methodik (Beobachten, Lesen, Interpretieren, Schreiben etc.) – an das objektivierende Symbolsystem *Sprache* bzw. an das *Wort* gebunden. Sprache hebt Dinge oder Sachverhalte hervor, benennt, macht eindeutig und hält fest. Sie dient damit der Generierung von Bedeutung und Sinn, erlaubt den Aufbau logischen Denkens und ermöglicht eine situationsübergreifende und vom Konkreten abstrahierende Verständigung.

Sprache verengt aber auch und kann unterdrückend wirken: Die Benennung favorisiert aus dem Horizont noch anwesender Erlebens- und Deutungsmöglichkeiten *eine einzige* Möglichkeit und blendet damit Alternativen aus. Denn: In Prozesse der bewussten Wahrnehmung, des Denkens und Sprechens sind stets Elemente involviert, die in tieferen Bewusstseinsschichten angesiedelt sind und die (ontogenetisch, symboltheoretisch oder psychoanalytisch betrachtet) *vor* dem Wort liegen und den tragenden Grund von Bewusstsein und Erkenntnis bilden. Zu dieser *vorsprachlichen* Ebene, die sich einem objektivierenden Zugriff weitgehend entzieht und geprägt ist durch individuelle Anmutungen und Atmosphären, gehören leiblich-sinnliche Empfindungen, Affekte und Gefühle, existenzielle Bedürfnisse, Wünsche und Sehnsüchte, auftauchende Bilder und Assoziationen, Gedankenblitze oder auch Versprecher, die anzeigen, dass das rationale Denken gespeist und irritiert wird aus einem vorbewussten oder unbewussten Bereich, der größer, wirkmächtiger und reichhaltiger ist, als es Sprache und Denken vermitteln können.

Der Erwerb von Sprache ist (ontogenetisch) an ein *unmittelbar leibliches Gegenüber* geknüpft, das vor dem Hintergrund der je eigenen Sozialisation und Kultur dazu anregt, Empfindungen, Bedürfnissen und sinnlich Wahrnehmbarem im Außen einen *Namen* zu geben. Dies geschieht in der wiederholten gemeinsamen Teilnahme an Interaktionssequenzen und Situationen, in denen auf Dinge, Vorgänge oder Stimmungen mit einem Wort *gezeigt* wird. Auf diese Weise werden sprachliche Repräsentationen gebildet, die unabhängig von der Situation zur Verständigung über Dinge und Sachverhalte eingesetzt werden können. Auch wenn sich Sprechakte rasch unabhängig von der *unmittelbaren* Anwesenheit eines Gegenübers machen, so sind sie in der Regel auf ein (imaginiertes) soziales Gegenüber gerichtet und adressieren Jemanden oder Etwas im Horizont sozial erworbener bzw. gestalteter Wissensbestände, Motive und Bedürfnisse.

An diese Erkenntnisse anknüpfend wird in den Sozial- und Sprachwissenschaften davon ausgegangen, dass *Sprechakte* ein interaktives und kommunikatives Geschehen sind, die – anders als Akte des Schreibens oder Dokumentierens, die auch an Sprache gebunden sind – in *unmittelbarer Begegnung* stattfinden und ein sinnlich wahrnehmbares Ereignis darstellen: Sprecher und Hörer sind leiblich anwesend und damit füreinander hörbar, sichtbar und fühlbar (vgl. exemplarisch Heilmann 2004, Busch 2010).

Aus *methodischer* Sicht verweisen diese Befunde auf Folgendes: Die Sprechsituation mit zwei konkret leiblich anwesenden Akteuren kann als *Urtyp* zwischenmenschlicher Interaktion und Kommunikation angesehen und methodisch genutzt werden. In der konkreten Begegnung sind neben sprachlichen Äußerungen immer auch Empfindungen und Artikulationen des Körpers beider Akteure zugegen, die wechselseitig aufeinander reagieren und einen Zugang zur vorsprachlichen Ebene gewähren können: zu (noch) nicht in Sprache gefassten leiblichen und emotionalen Erinnerungsspuren, die das menschliche Fühlen, Denken und Handeln in massiver und zumeist unterschätzter Weise beeinflussen. Die wissenschaftliche Suche nach Sprachformen und sprachlichen Zugängen zum Körper sollte sich dieser impliziten, unbewussten und vor der Sprache liegenden Ebene verstärkt zuwenden und nach Brücken suchen, die von der Fülle des leiblich und emotional verankerten Unbewussten zur Sphäre der analytisch klaren Sprache führen – und auch wieder zurück. Um diesem Gedanken Nachdruck zu verleihen, sei ein kleiner Ausflug in solche psychoanalytischen Überlegungen erlaubt, die eine hohe Anschlussfähigkeit an die Sozialwissenschaften und an die leiblichen und emotionalen Dimensionen des Menschseins besitzen:

## Exkurs: Sprache, Sinn und Unbewusstes (Alfred Lorenzer)

Alfred Lorenzer (1971, 2002) hat gezeigt, dass die Psychoanalyse eine *hermeneutisch* arbeitende Wissenschaft ist, die nach einer Verbindung zwischen dem „homo natura" und dem „homo cultura" sucht. Der Psychoanalyse gelingt es, biologisch bedingte Momente des Menschenseins mit sozialen Verhältnissen theoretisch zu vermitteln, indem sie sich als eine *„biologisch begründete, symbolische Interaktionstheorie"* begreift (Lorenzer 1971, S. 47 f.). Lorenzer verknüpft in überzeugender Weise die Ebenen Interaktion – Leiblichkeit – Symbolbildung und bietet damit, in Kombination mit seinen Aussagen zum Phänomen des Unbewussten und dem Prozess der Unbewusstmachung von Erlebnisinhalten, für die Erhebung und Rekonstruktion von leiblichen, emotionalen und unbewussten Repräsentationen in Sprechakten wertvolle Anknüpfungspunkte. Im Rahmen sozialwissenschaftlicher Hermeneutiken ist die auf Lorenzer zurückgehende *Tiefenhermeneutik* ein anerkanntes Verfahren (vgl. König 1997).

In Übereinstimmung mit allgemeinen entwicklungspsychologischen Befunden geht Lorenzer davon aus, dass in der menschlichen Entwicklung (unbewusste) „Praxisfiguren" *vor* (bewussten) „Sprachfiguren" entwickelt werden und dass bei der Spracheinführung beide Systeme ineinander verschränkt werden und *gemeinsam* Bedeutungen konstituieren (Lorenzer 2002, S. 168). Die vorsprachlichen „Praxisfiguren" werden in unmittelbar leiblichen und emotional aufgeladenen Interaktionen (resp. Situationen oder „Szenen") aufgebaut (z. B. in der Interaktion zwischen Mutter und Kind) und stellen ein reiches, vielfältig abgestuftes Repertoire an szenischen Erlebnissen und leiblich-affektiv verankerten Erinnerungsspuren dar; dieses Repertoire wirkt

nachhaltig im Lebensgang im Sinne eines eigenständigen (unbewussten) Sinn- und Wirkungssystems.

Mit der Einführung der Sprache als einem *objektivierten Symbolsystem* kann sich die Handlungsfähigkeit des Subjekts vergrößern: Dinge, Sachverhalte, Wünsche können allgemein verständlich, klar, eindeutig und präzise artikuliert werden. Zugleich aber kann die Sprache auch in Konkurrenz zu den subjektiv, in einzigartig individueller Weise und auf unbewusstem Wege gebildeten Praxisfiguren geraten – dann entsteht ein *Konflikt:* Die „unbewusst einsozialisierten Interaktionsformen" sind stark, sie sind „buchstäblich in Kopf und Körper der Individuen eingegraben" und sie mühen sich „ihr Eigenrecht festzuhalten", während die sprachlichen Handlungsanweisungen in Opposition hierzu geraten und „das Individuum unter Zwang setzen" können (a. a. O., S. 179). Dies zeigt auch: Der leiblich-emotionale Nachhall interaktiver „Szenen" birgt ein Potenzial, das *Widerstand* gegen kulturelle Verordnungen ermöglichen kann und das nicht locker lässt, wenn leiblich und emotional verankerte Erinnerungsspuren durch sprachlich vermittelte Zwänge irritierend angesprochen, verbogen oder unkenntlich gemacht werden.

Lorenzer weist darauf hin, dass die Sprache in sinnvoller Weise mit Praxisfiguren verknüpft ist: „Die Sprache würde ohne den Zusammenschluss mit den Praxisfiguren weder den Körper erreichen noch in sinnliche Praxis eingreifen können." (a. a. O., S. 187) So bezeichnen Worte ursprünglich auch nicht isolierend einen Gegenstand, sondern sind „die Signierung eines Verhältnisses, eines lebenspraktischen Umgangs": „Auch Tisch ist ursprünglich der Name eines lebenspraktischen Verhaltenszusammenhangs, einer Praxisfigur." (a. a. O. S. 186)

Verknüpfungen zwischen Praxis und Sprache liegen jedoch nicht durchgängig vor: Es gibt „Löcher" (Lorenzer 2002, S. 187), die in den Zusammenhang von Sprache und Praxisfiguren gerissen werden können – etwa durch Prozesse der a) Verdrängung und b) Rationalisierung, bei denen a) verpönte Bedürfnisse, Interaktionsformen und Lebensentwürfe unterdrückt oder getilgt werden, und b) das Unterdrückte dann überdeckt wird durch konforme Sprachfiguren, die einen unzerstörten Handlungs- und Denkzusammenhang suggerieren. Analog geht Lorenzer – in Anlehnung an Sigmund Freud – davon aus, dass das *Unbewusste* das aus Sprache Ausgeschlossene ist und einen eigenständigen Sinn-Bereich darstellt, der der Bewusstseinsbildung *voran* geht: das Unbewusste entsteht vorsprachlich, funktioniert nach eigenen Regeln und kann als ein Gegensystem zum herrschenden Bewusstsein der Sprachgemeinschaft angesehen werden (a. a. O., S. 217 ff.). Kerngedanke ist in diesem Zusammenhang, dass – bereits pränatal – auf leiblicher Ebene neurophysiologische Regulationsprozesse stattfinden, die sozial gerahmt und gestaltet werden, und dass sich in den interaktiven Praktiken von Anfang an leibliche und emotionale Erinnerungsspuren ausbilden, die *nicht* in Sprache aufgehen; diese Erinnerungsspuren werden aus den real stattgehabten und subjektiv wahrgenommenen Interaktionssequenzen gespeist und aus der *Qualität,* wie mit auftauchenden leiblichen und emotionalen Bedürfnissen jeweils umgegangen wurde.

Lorenzer begreift die Psychoanalyse daher als Angebot, den Menschen als ein von zwei Sinnstrukturen – Bewusstes und Unbewusstes bzw. Sprache und Praxis – bestimmtes Wesen zu begreifen. Darüber hinaus bestimmt er die Psychoanalyse als eine „Hermeneutik des Leibes": „Die Lebensentwürfe des Unbewussten aber, das sind jene Einheiten von Körperfunktion, Körpergestalt und leiblich-basalen Sehnsüchten, die wir Triebwünsche nennen. Im Blick auf diese lebensursprünglichen Wünsche erweist sich Psychoanalyse als ‚Naturwissenschaft' oder, methodisch genauer ausgewiesen, als Hermeneutik des Leibes." (a. a. O., S. 225) Lorenzer wendet sich entschieden gegen eine biologistische Auffassung, die den Menschen als Opfer seiner Anlagen begreift, aber er will den Körper und seine biologische Verfasstheit auch nicht übergangen sehen – daher der *dialektische* Zusammenschluss von ‚Natur' und ‚Kultur' und das Pochen auf die Wechselwirkungen von Bewusstem und Unbewusstem wie von Sprache und Praxis.

## 4 Über den Körper sprechen – Forschungszugänge und Forschungsfragen

Im Folgenden werden grundsätzliche Möglichkeiten des Forschungszugangs skizziert; dann wird – unter Rückgriff auf die bereits erfolgte Diskussion – mit dem „biographisch-narrativen Interview" ein methodisches Verfahren ausführlicher vorgestellt und diskutiert.

Für einen *Forschungszugang,* bei dem – unter Nutzung des Mediums ‚Sprechen' – sozialwissenschaftliche Daten und Erkenntnisse zur sozialen Deutung des Körpers, zum Erleben des Körpers und der Leiblichkeit oder zum Umgang mit dem Körper erzeugt werden sollen, ergeben sich grundsätzlich folgende Möglichkeiten:

1) Aufzeichnung von Sprechakten im *gelebten Alltag,* die den Körper direkt oder indirekt zum Gegenstand der Rede machen (bei einer solchen Forschung ‚in actu' sind Probleme der ethischen Vertretbarkeit zu bedenken, wenn in nicht-öffentliche Gemeinschaften hineingehört wird);
2) Aufzeichnung von Sprechakten bzw. sprachlichen Dokumenten in *medialen* und *öffentlichen* Berichterstattungen, Dokumentationen oder Fachdiskussionen (dies ist eine gut zugängliche und ergiebige Quelle zur Analyse medialer, öffentlicher und wissenschaftlicher Diskurse, die explizit zur Körperthematik geführt werden oder die den Körper implizit zum Thema machen) sowie
3) Verfahren, die ‚künstlich' – etwa durch die Initiierung einer Gruppendiskussion oder eines Einzelinterviews – ein Gespräch zum Körper, zu körperbezogenen Themen oder zu anderen interessierenden Feldern erzeugen, wobei das Thema ‚Körper' hier direkt angezielt und angesprochen werden kann, aber auch körperbezogene Themen und Verweisungen nachträglich aus dem Text rekonstruiert werden können.

*Subjekte* einer solchen akustischen Beobachtung oder Befragung können im Prinzip alle Mitglieder bestimmter alltagsweltlicher Lebenszusammenhänge sein, aber auch Angehörige spezifischer professioneller Gruppen oder ausgewählter sozialer Milieus.

Bezüglich der inhaltlichen Ausrichtung und methodologischen Begründung möglicher *Forschungsfragen* ergibt sich ein breites Spektrum an Möglichkeiten, das von den wissenschaftlichen Interessen, Neigungen und Erfahrungen der Forschenden abhängig ist, aber auch von der Erreichbarkeit und Aufgeschlossenheit der Forschungssubjekte gegenüber körperbezogenen Fragestellungen und der ethischen Vertretbarkeit des Anliegens. Die Breite möglicher sozialwissenschaftlicher Forschungsfragen kann hier nicht abgebildet werden, es sollen aber zumindest einige Forschungsrichtungen angedeutet werden:

a) Es kann nach *alltagsweltlichen* und/oder *professionsbezogenen Wissensbeständen, Diskursen und Deutungsmustern* zum Körper gefragt werden. Aus dieser *wissenssoziologischen* Sicht greifen die Akteure auf sozial geronnene Denk- und Sprachkonventionen zurück, die sich zum Körper in ihrer Kultur und im Horizont ihrer Alltags- oder Subsinnwelt gebildet haben, und deuten den Körper so, wie er ihnen vorausgelegt und vorausgedeutet erscheint. Dabei werden sich, je nach Kultur, sozialem Milieu oder fachspezifischer Sonderwelt (etwa in professionellen Diskursen zum Körper in der Medizin, der Psychologie, der Philosophie, der Kunst oder in spezifischen Körper- und Bewegungspraxen) bestimmte Deutungsweisen durchgesetzt haben und bestimmte andere Deutungsweisen nur rudimentär oder gar nicht entwickelt sein. Die Wissenssoziologie und wissenssoziologisch orientierte Hermeneutiken sind in der Lage, die im Horizont der Alltagswelt und in spezifischen Subsinnwelten angelagerten Wissensbestände, Diskurse und Deutungsmuster über den Körper bzw. über körperbezogene Thematiken und Zusammenhänge einzufangen (ausführlich Abraham 2002, Teil 2, Kap. 4; Keller/Meuser 2011).
b) Es kann nach Dimensionen des *Körpererlebens* gefragt werden. Hier bieten sich ergänzende Zugänge aus dem Bereich der subjektorientierten psychologischen, soziapsychologischen und medizinpsychologischen Forschung an (vgl. exemplarisch Brähler 1995, Psychotherapie und Sozialwissenschaft 2001/2002).
c) Es kann nach *lebenslaufbezogenen* und *biographischen* Zusammenhängen im Kontext der Körperlichkeit gefragt werden. Hier können wissenssoziologisch orientierte biographische sowie tiefenhermeneutische Verfahren der Erhebung und Rekonstruktion eingesetzt werden (siehe Rosenthal 1995, Abraham 2002 und in diesem Band).
d) Es können *Handlungserfahrungen* in Feldern sozialer Praxis reflektiert und besprochen werden. Hier bietet sich eine Kooperation mit ethnographischen Zugängen und Methoden an, die neben dem beobachtenden Sehen auch das Hören des gesprochenen Wortes und das reflektierende Besprechen von Handlungssequenzen nutzen (vgl. exemplarisch Schindler 2011).

## 5 Die Befragung und das „biographisch-narrative Interview" als Forschungszugang

Beim methodischen Instrument der *Befragung,* das neben der Beobachtung und dem sozialen Experiment zu den am meisten verbreiteten Instrumenten sozialwissenschaftlicher Forschung gehört, wird in der Regel vorausgesetzt, dass es sich um ein *dialogisches Geschehen wechselseitiger Beeinflussung* handelt, in dem sich zwei Akteure leiblich begegnen und in spezifischen Rollen, die je individuell ausgelegt werden, als „Forschende" und „Befragte" interagieren. Methodisch bedeutsam ist, dass in diesem dialogischen Geschehen stets Fragen von sozialer Herkunft, Status, Interessen und Macht Einfluss nehmen und darüber entscheiden, welche Auslegungen der Situation die Akteure jeweils generieren und wie sich diese Auslegungen auf das Gespräch auswirken: Welche Themen können wie angesprochen werden, welche Deutungsmuster setzen sich durch?

Ein klassisches Verfahren der Befragung ist das *Interview,* das inzwischen in vielgestaltigen quantitativ und qualitativ operierenden Varianten konzipiert wurde und eingesetzt wird (im Überblick vgl. Kruse 2014).

Im Fokus dieses Beitrags steht das qualitativ ausgerichtete *„biographisch-narrative Interview"* (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Rosenthal 2005), das als ein besonders geeigneter Weg der Erkenntnisgewinnung im Horizont der Körperlichkeit angesehen werden kann. Im Folgenden werden zentrale Kennzeichen des biographisch-narrativen Interviews dargestellt und seine besondere Eignung für körperbezogene Fragestellungen begründet.

Narrative Interviews haben das Ziel, „Erzählungen" im Sinne autonom gestalteter Präsentationen zu einem Thema anzuregen und den Erzählenden dabei Raum zu lassen, ihre eigenen Relevanzen bezüglich des interessierenden Themas so ungestört wie möglich entfalten zu können. „Erzählung" wird dabei als Oberbegriff für unterschiedliche Textsorten (wie Bericht, Schilderung, Beschreibung, Argumentation) verstanden, aber es wird auch von einem „Erzählen" im engeren Sinne ausgegangen. In der Regel nutzen Befragte, wenn sie zum Erzählen aufgefordert werden, alle Textsorten in unterschiedlichen Gewichtungen und es ist ein bedeutsamer Erkenntnisschritt, die Wahl der jeweiligen Textsorten, ihre Dominanz oder Unterrepräsentanz, ihr Auftauchen in Verbindung mit bestimmten Inhalten sowie ihre beabsichtigten und beim Gegenüber erzeugten Wirkungen zu analysieren. Während bei Bericht, Beschreibung oder Argumentation eine deutliche Distanz zum Inhalt der Darstellung hergestellt wird, zeichnen sich echte Erzählungen durch eine hohe persönliche, emotionale und leibliche Beteiligung aus: Erzählende versetzen sich in die Vergangenheit zurück, sehen sich als Agierende in den berichteten Szenen und beleben die damals durchlebte Situation emotional und sprachlich neu. Die Darstellungen werden immer detailreicher, lebendiger und sinnlicher und der oder die Erzählende ist immer mehr „bei sich" und dem damaligen Erleben.

In Anlehnung an Gabriele Rosenthal (2005, S. 137 ff.) können die besonderen Qualitäten von Erzählungen im engeren Sinne wie folgt beschrieben werden: Erzählungen stehen dem Erleben besonders nahe, sind nah am konkreten Geschehen und zeichnen sich durch eine hohe Ich-Beteiligung und ein hohes emotionales Involvement aus; subjektive Relevanzen und Bedeutsamkeiten des Erzählenden kommen voll zum Tragen; sie erlauben die Rekonstruktion von Handlungsabläufen und der Genese von Erfahrungsaufschichtungen und geben Einblicke in damalige Lebensverhältnisse und soziale Kontexte; außerdem geben sie den Blick auf Gefühle und Kognitionen in unterschiedlichen zeitlichen Horizonten frei: „Damals" (erzählte Situation), „Heute" (aktuelle Lebenssituation), „Jetzt" (Erzählsituation) und „Morgen" (auf Zukünftiges gerichtet), die narrationsanalytisch in ihren jeweiligen Verweisungen erschlossen werden können und müssen (siehe dazu auch den „Entwurf einer Metatheorie qualitativer Interviewkommunikation", Kruse 2014, S. 333 ff.).

Die *biographische Perspektive* fragt nach der Aufschichtung von Erfahrungen im Lebensgang, wie sie sich aus der Perspektive des Erzählenden darstellt. Sie will erschließen, wie sich das Subjekt selbst aktuell sieht, wie es auf seine Vergangenheit blickt, welchen Lebensbedingungen und Widerfahrnissen es im Lebensgang ausgesetzt war und aktuell ausgesetzt ist und wie sich das Subjekt den eigenen Entwicklungsweg selbst zurechtlegt und ihn deutet. Im Zentrum stehen mithin die Fragen nach subjektiven Selbstkonstitutionen in ihrer Verschränkung mit sozialen Verhältnissen und die Rekonstruktion von biographischen Entwicklungsprozessen.

Methodisch muss bedacht werden, dass eine Sicht auf das *tatsächliche* Selbstverständnis der Subjekte (geschweige denn auf die Subjekte in ihrem *tatsächlichen Sein*) nicht zu haben ist, denn die Darstellungen und ihre Interpretation unterliegen mehrfachen Brechungen: Die Sichten, die das Subjekt anbietet, sind gebrochen durch seine aktuelle Verfassung und seine (bewusste wie unbewusste) Auslegung der Kommunikationssituation, die im Verbund darüber entscheiden, was dem Gegenüber in welcher Weise und warum erzählt oder verschwiegen wird; die angebotenen Selbstsichten werden abermals gebrochen durch den Interpreten und seine Auslegungen des Gesagten, die abhängig sind von seinem Forschungsinteresse, seinem Wissen und seinen wissenschaftlichen Erfahrungen sowie von seinen persönlichen biographischen Erfahrungen und daraus entstandenen Dispositionen des Denkens, Fühlens und Handelns. Methodisch muss dabei stets reflektiert werden, durch welche Hierarchien, Machtverhältnisse und Interessen das Gespräch zwischen Interviewer/in und Befragtem/r geprägt ist (wie dies bereits zu Beginn des Abschnitts 5 angedeutet wurde).

Hinzu kommt, dass sowohl die Darstellungen der Forschungssubjekte als auch die Interpretationen der Forschenden ebenso ermöglicht wie ‚gebrochen' werden durch Bewusstsein und Sprache; dies führt dazu, dass das Gesagte stets eine spezifische Auswahl aus einem breiten Erlebens- und Deutungshorizont darstellt und dass ein großer ‚Rest' leiblicher, emotionaler und mentaler Erlebens- und Deutungsmög-

lichkeiten in der Latenz verbleibt. Diese Brechungen und Latenzen lassen sich nicht umgehen, sie müssen aber bei der Analyse und Interpretation von Interviewtexten systematisch reflektiert und transparent gemacht werden.

Das *biographisch-narrative Interview* eignet sich nun aus folgenden Gründen besonders gut für die Erhebung von ‚Material' zum Körper:

1) Wie in der Aufzählung der Qualitäten von Erzählungen (im engeren Sinn) deutlich wurde, stehen Erzählungen dem Erleben besonders nahe und erlauben mithin einen Zugang zur leiblichen und emotionalen Ebene von Lebensvollzügen, in die die Forschungssubjekte selbst ‚mit Haut und Haar' involviert waren oder sind.
2) Die *biographische Perspektive* nimmt den Menschen in seiner Verfasstheit als leiblich, emotional und sozial verankertes Wesen ernst und fragt nach dem Erleben und den Sinnsetzungen der Subjekte im Horizont sozialer Verhältnisse. Damit kommen sowohl das aktuelle Selbstverständnis der Subjekte als auch die Aufschichtung von Erfahrungen in bereits stattgefundenen interaktiven leiblichen und emotionalen „Szenen" in ihrer Prozesshaftigkeit und Genese so in den Blick, wie sie in der Interviewsituation zur Sprache gebracht werden. Körperbezogene Themen und leiblich-emotionale Erfahrungen sind in *allen* biographischen Narrationen als *Subtext* enthalten und können narrationsanalytisch (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997) oder tiefenhermeneutisch (König 1997) erschlossen werden – und zwar auch dann, wenn der Körper *nicht explizit* zum Thema gemacht wurde – wie etwa in biographischen Erzählungen zu beruflichen Praxen, politischen Karrieren, Jugendbiographien, Kriegserfahrungen, Krankheit, Migration oder Geschlecht. Instruktiv sind hierzu die Ausführungen von Bettina Dausien (1999), die Geschlechterkonstruktionen und ihre körperlichen Verweisungen mit Hilfe biographischer Interviews rekonstruiert hat und damit u. a. zeigt, wie aus Gesprächen, die den Körper *nicht* explizit zum Thema machen, sehr wohl gewichtige Aussagen zur Präsenz, zur Gestaltung, zum Erleben und zur biographischen Bedeutung des Körpers – hier im Rahmen der Konstruktion von Geschlecht – gemacht werden können.
3) Wie eingangs gezeigt wurde, unterliegt der Körper spezifischen Verschattungen und Tabuisierungen. Entsprechend ist mit Irritation, Scham, Sprachlosigkeit oder Verweigerung zu rechnen, wenn dazu aufgefordert wird, über sich und den eigenen Körper in einer selbstreflexiven Weise nachzudenken und zu sprechen. Hier konfligiert zum einen das *Sein* (der Körper, der ich als leiblich verfasstes Wesen immer auch schon bin) mit dem ‚Denken von' bzw. ‚Sprechen über' den Körper und es stellt sich die Frage, *was* mir und *wie* mir etwas von meinem Leibe oder meinem leiblichen Sein – sei es bezogen auf das aktuelle Erleben oder im Sinne eines Rückgriffs auf meine Geschichte – überhaupt in den Blick geraten kann. Und es greifen zum anderen Gefühle Raum, die das Ansinnen als allzu intim und als peinliche Zumutung zurückweisen. Im Gegensatz zum Thema ‚Körper' oder ‚mein Körper' ist der eigene Lebenslauf weitaus weniger mit Scham besetzt und es

haben sich sozial anerkannte und verbreitete Erzählfolien gebildet, mit deren Hilfe das eigene Ich im Format ‚Biographie' präsentiert und ausgelegt werden kann. Menschen erzählen in der Regel gern und mit Gewinn ihre Lebensgeschichte oder Teile davon, weil dieses Erzählen sowohl der Selbstvergewisserung als auch der Selbst- und Fremdorientierung dienen kann. Insofern bietet es sich an, Fragen nach dem *Alltagswissen über den Körper,* nach dem *Körpererleben,* nach dem *Umgang mit dem eigenen Körper* oder dem *Verhältnis zum (eigenen) Körper* in die Frage nach der Lebensgeschichte einzubetten, denn hier können ausführliche Narrationen erwartet werden, die – wie eben gezeigt – methodisch wertvoll sind (zu diesem Vorgehen ausführlich Abraham 2002).

4) Im Rahmen eines biographisch-narrativen Interviews ist der oder die Forschende den Kräften des kommunikativen Feldes *leiblich ausgesetzt:* Er oder sie begegnet einem anderen Menschen und lässt sich auf die Person, die Erzählung, das Erzählte und die entstehende Atmosphäre zwischen den Akteuren ein. Es entsteht die methodisch wertvolle Chance, neben dem Inhalt des gesprochenen Wortes (dem *Was*) auch das *Wie* des Sprechens zu gewahren: die Art des Sitzens, Atmens, Blickens, Sich-Haltens, Artikulierens, Stockens, Lachens oder Schweigens. Die Wahrnehmung und Dokumentation dieser vorsprachlichen Qualitäten des Da-Seins und Sprechens ist von besonderer Bedeutung für die Rekonstruktion der Interaktion zwischen Forschendem und Forschungssubjekt sowie für die Aufschließung der *latenten Sinnschichten* des Gesagten (und Nicht-Gesagten). Die Forschenden erhalten so zum einen die Chance, das gesprochene Wort mit den vorsprachlichen Artikulationen ins Verhältnis zu setzen und auf Konsistenz oder Unstimmigkeit zu befragen (was zur Erschließung latenter Sinngehalte beiträgt); und es eröffnet sich zum anderen die Chance, die eigenen leiblichen und emotionalen Regungen, die das Gegenüber auslöst, zu gewahren und interpretativ zu nutzen (Beispiel: Was sagt es über den Fall oder über mich aus, dass sich im Laufe einer Erzählsequenz oder im Laufe der Begegnung mein Nacken anspannt oder ich mich plötzlich unbeweglich fühle?). Außerdem kann eingeschätzt werden, wie ich – als Forschende oder Forschender – auf das Gegenüber gewirkt haben mag und ermessen, welchen Einfluss dies auf das Gesagte und Nicht-Gesagte gehabt haben könnte. Die eigenen Körperresonanzen können sowohl ‚in actu' genutzt und innerlich dokumentiert werden, sie können aber auch beim Transkribieren des Gesprächs oder beim Lesen des Interviewtextes eingesetzt werden und wertvolle Daten für die Interpretation des Geschehens und des vorliegenden Falls liefern (siehe dazu Abraham 2002, bes. Kap. 6 sowie S. 262).

## 6 ‚Sprache' und ‚Praxis' – methodische Hinweise zur Überbrückung des Hiatus

Durch psychoanalytische Überlegungen (Exkurs oben) kann ein narratives und biographisches Vorgehen, das den Körper bzw. die leibliche und emotionale Ebene menschlicher Existenz in seinen sozialen Verweisungen erschließen möchte, fundiert und ausgebaut werden – hierzu abschließend einige Hinweise:

(1) Wesentlich ist zunächst die psychoanalytische Annahme, dass ‚Sprache' und ‚Praxis' nicht isoliert nebeneinander stehen, sondern dass Übergänge und Durchstiege von einer Sinnstruktur zur anderen möglich und nötig sind. Die psychotherapeutische Praxis, aber auch die Kunst verfügen über *Symbolisierungsformen,* die in besonderer Weise geeignet sind, *Brücken* zwischen den Sinnstrukturen herzustellen. Dazu gehören a) sprachnahe Symbolisierungsformen, die auslegungsfähig sind und einen breiten Horizont von Bedeutungsmöglichkeiten erzeugen und zulassen (wie Metaphern, Sprachbilder, poetisches Sprechen, Assoziationen, spontane Einfälle, Lautäußerungen); b) auf das Sehen, Hören und Riechen angewiesene Symbolisierungsformen (wie Bilder, Klänge und Gerüche); c) Symbolisierungsformen, die mit dem Traum und Imaginationen arbeiten (Träume erinnern, Erinnerungen an bestimmte Orte, Räume, Düfte, Situationen oder Personen in ihren sinnlichen und emotionalen Qualitäten anstoßen) und schließlich d) taktile und den gesamten Körper in besonderer Weise einbeziehende Symbolisierungsformen (wie das Schließen der Augen, das Gewahren des eigenen Körpers, das körperliche Sich-hinein-Begeben in ein Gefühl oder eine Stimmung, das Finden eines Bewegungsausdrucks oder einer Haltung für einen Gedanken oder eine Empfindung).

Diese Symbolisierungsformen sind für das methodische Vorgehen in zweifacher Hinsicht von Relevanz: 1. Forschungssubjekte nutzen häufig Sprachformen und emotionale wie körperliche Artikulationsweisen, die dem Bereich *zwischen* Bewusstem und Unbewusstem bzw. zwischen Rationalität und Affektivität/Leiblichkeit angehören und liefern damit bedeutsame Anknüpfungspunkte zur Erschließung latenter Sinnschichten; 2. im Forschungsprozess können gezielt Angebote gemacht werden, über präverbale Wahrnehmungen und präverbale Ausdrucksformen Erinnerungen und Erzählungen anzuregen bzw. zu vergegenwärtigen (etwa durch Fotographien, Ortsbegehungen, Symbolisierungen von Gefühlen oder sozialen Beziehungen durch Gegenstände etc.).

Ganz in diesem Sinne hat Lutz Niethammer (2007) Vorschläge unterbreitet, wie die Erinnerungsarbeit im Rahmen der ‚oral history' methodisch verstanden und unterstützt werden kann. Er macht darauf aufmerksam, dass das Gedächtnis seine Leistungen eher sinnlich und bildlich (als textlich), eher emotional (als systematisch) und eher räumlich (als zeitlich) optimiert und dass im Rahmen der ‚oral history' daher im strengen Sinne keine narrativen Interviews geführt werden (können), sondern dass es darum gehen muss, einen „Gedächtnisraum" durch unterschiedliche anschauliche und herausfordernde Stimuli und Impulse zu öffnen.

(2) Bedeutsam sind psychoanalytische Erkenntnisse und Erfahrungen in besonderer Weise natürlich auch im Hinblick auf das *Übertragungsgeschehen,* das in jeder alltäglichen und professionellen Kommunikation stattfindet, zumeist jedoch nicht reflektiert wird. Wie bereits mehrfach erwähnt, spielen sich in der Begegnung auf der leiblich-affektiven Ebene (zumeist unbewusst bleibende) wechselseitige Wahrnehmungen ab, die (auf der Grundlage früherer Erfahrungen und Erinnerungsspuren) zu bestimmten Zuschreibungen, Haltungen und Reaktionsweisen in der Interaktion führen. Diese Wahrnehmungen und die durch sie ausgelösten Prozesse müssen im Forschungsprozess *bewusst* gemacht werden, weil nur so eingeschätzt werden kann, in welcher Weise sie die Verhaltensweisen, sprachlichen Äußerungen und Interpretationen der Akteure beeinflussen. In Bezug auf die Wahrnehmung und Interpretation leiblich-affektiver Resonanzen kann die sozialwissenschaftliche Forschung von körpersensiblen therapeutischen Settings lernen.

(3) In biographischen Erzählungen werden leiblich konnotierte und emotional aufgeladene „*Szenen*" wiederbelebt, die eine Spur zu präverbalen und unbewussten Vorgängen in der biographischen Genese weisen können. Die Markierung und Rekonstruktion dieser Szenen stellt einerseits einen wichtigen Schlüssel zum Fallverstehen dar und die Szenen erlauben zugleich Aussagen über die Beschaffenheit, die Bedeutung und die Wirkmächtigkeit von körperlichen bzw. leiblich-affektiven Erfahrungen im Horizont der biographischen Entwicklung. In „Szenen" verdichten sich biographische Schlüsselereignisse und wir können erkennen, welchen Widerfahrnissen der Körper im sozialen Raum ausgesetzt war, welche leiblich-affektiven Erinnerungen daran wach werden, wie der Körper gedeutet, gestaltet, genutzt und erlebt wurde und wie andere auf den Körper reagiert und ihn behandelt und gedeutet haben. Mit der Analyse einer Studentenbiographie, bei der das Erschrecken über eigene aggressive Impulse und der Genuss eines ‚starken' und ‚männlichen' Körpergefühls als Aufhänger dient, führt Hans-Dieter König (1999) vor, wie gewinnbringend ein (tiefen)hermeneutischer Blick auf solche frühen oder auch aktuellen „Szenen" sein kann (siehe dazu ausführlicher Abraham in diesem Band).

Insgesamt sei angemerkt, dass die hier hervor gehobenen Aspekte – die Arbeit mit präverbalen Symbolisierungsformen, die Bewusstmachung des Übertragungsgeschehens und die Analyse von „Szenen" – sozialwissenschaftlich eingesetzt werden können, ohne dabei das psychoanalytische Vokabular oder bestimmte Deutungstraditionen übernehmen zu müssen: Sozialwissenschaft muss nicht zur Psychoanalyse werden und sich der Erforschung des Unbewussten (im Sinne Freuds) widmen. Die hier vorgestellten methodischen Vorgehensweisen können und sollen vielmehr dazu dienen, den Körper und das Phänomen des Leib-Seins in seinen durch soziale Konstruktionsprozesse hervorgerufenen „Verkörperungen", Gestaltungen, Effekten und Verweisungen auf Soziales zu erschließen – wobei diese sozialen und kulturellen Verweisungen immer auch in Daseinsbereiche hineinreichen und sie strukturieren, die *vor* der Sprache und *vor* dem Bewusstsein liegen.

## Literatur

**Abraham, Anke (2002). *Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag.* Wiesbaden: WDV.**

Brähler, Elmar (1995). *Körpererleben.* Gießen: Psychosozial Verlag.

Busch, Brigitta (2010). Die Macht präbabylonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 40 (160),* 58–82.

**Dausien, Bettina (1999). Geschlechterkonstruktionen und Körpergeschichten. Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des „doing gender" in biographischen Erzählungen. In: Peter Alheit et al. (Hrsg.), *Biographie und Leib* (S. 177–200). Gießen: Psychosozial Verlag.**

**Fischer-Rosenthal, Wolfram & Rosenthal, Gabriele (1997). Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In: Ronald Hitzler & Anne Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* (S. 133–164). Opladen: Leske + Budrich.**

Heilmann, Christa (2004). Das Konzept ‚Körper' in der Gesprächsforschung. In: Elisabeth Rohr (Hrsg.), *Körper und Identität* (S. 236–248). Königstein: Ulrike Helmer Verlag.

Keller, Reiner & Meuser, Michael (2011). *Körperwissen.* Wiesbaden: VS Verlag.

König, Hans-Dieter (1997). Tiefenhermeneutik. In: Ronald Hitzler & Anne Honer (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* (S. 213–241). Opladen: Leske + Budrich.

König, Hans-Dieter (1999). Fasziniert vom Körper eines Neo-Nazis. Soziologische und psychoanalytische Rekonstruktion einer Studentenbiographie. In: Peter Alheit et al. (Hrsg.), *Biographie und Leib* (S. 264–286). Gießen: Psychosozial Verlag.

Kruse, Jan (2014). *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim.* München: Beltz Juventa.

Lorenzer, Alfred (1971). Symbol, Interaktion und Praxis. In: Alfred Lorenzer et al., *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft* (S. 9–59). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**Lorenzer, Alfred (2002). *Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften.* Stuttgart: Klett-Cotta.**

Niethammer, Lutz (2007). Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Interpretationsverfahren? *Bios. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 20, Sonderheft 2007,* 60–74.

Psychotherapie und Sozialwissenschaft (2001/2002). Zeitschrift für Qualitative Forschung, Heft 3(4)/Heft 4(1) Sprechen vom Körper – Sprechen mit dem Körper (Teil 1/ Teil 2). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

**Rosenthal, Gabriele (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen.* Frankfurt a. M., New York: Campus.**

Rosenthal, Gabriele (2005). *Interpretative Sozialforschung.* Weinheim, München: Juventa.

Schindler, Larissa (2011). *Kampffertigkeit. Eine Soziologie praktischen Wissens.* Stuttgart: Lucius & Lucius.

# Schreiben

Hilmar Schäfer und Larissa Schindler

## Einleitung

Schreiben ist integraler Bestandteil jedes wissenschaftlichen Forschungsprozesses. In unterschiedlicher Form werden in allen Disziplinen schriftliche Verfahren der Materialgewinnung und der Darstellung von Ergebnissen angewendet, etwa das Notieren von Ideen und Beobachtungen, das Führen von Listen, das Anfertigen von Tabellen und das Verfassen von Protokollen und Berichten. Umso erstaunlicher ist es, dass die Schriftlichkeit der akademischen Wissensproduktion verhältnismäßig selten untersucht worden ist. Zwar wird das Schreiben häufig in Ratgebern zum wissenschaftlichen Arbeiten thematisiert, eine umfassende methodologische und theoretische Reflexion dieser epistemischen Praxis steht bislang allerdings noch aus. Sie ist aber gerade auch für die Körpersoziologie von hoher Wichtigkeit.

In diesem Beitrag werden wir zwei zentrale Themenkomplexe behandeln. Zum einen werden wir die Körperlichkeit der Schreibpraxis selbst betrachten und auf einige allgemeine Aspekte eingehen, die jegliche Form des Schreibens betreffen (2.). Zum anderen werden wir methodologische Charakteristika und Probleme von Verfahren der Aufzeichnung in der körpersoziologischen Forschung diskutieren. Dabei begreifen wir das Schreiben als „eine komplexe soziologische Kulturtechnik" (Hirschauer 2001, S. 430), die im Fall der körpersoziologischen Forschung aus einem idealtypisch zweigliedrigen Prozess besteht, den wir als „Übersetzungsverhältnis" verstehen: erstens von der Beobachtung zum Protokoll (3.1), zweitens vom Protokoll zum wissenschaftlichen Text (3.2). „Übersetzung" soll dabei, entgegen eines häufigen Verständnisses, nicht heißen, einen Inhalt verlustlos von einer Sprache in eine andere zu übertragen. Die Übersetzungsleistung liegt vielmehr zum einen darin, sprachliche wie nicht-sprachliche Geschehnisse allererst zu verschriftlichen. Zum anderen lässt sich Übersetzen als die komplexe Herstellung eines Zusammenhangs verstehen, die zugleich Kontinuitäten und Diskontinuitäten umfasst. In diesem Sinne werden vielfältige Zwischenschritte und vermittelnde Instanzen bedeutsam, die zwischen einem sozialen Geschehen und dem soziologischen Text, der darüber berichtet, einen epistemischen Zusammenhang herstellen.

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_33

Einleitend geben wir einen Überblick über die Verbindung zwischen Körpersoziologie und der Kulturtechnik des Schreibens. Wir fokussieren dabei eine spezifische Forschungsrichtung: die Ethnografie. Sie legt, wie wir noch ausführen werden, ihr Augenmerk in besonderer Weise auf das Ausformulieren nicht-sprachlicher Dimensionen des Sozialen, weshalb sie in der Körpersoziologie eine zentrale Rolle einnimmt. Da sie damit ein besonders umfangreiches Schreibprojekt verfolgt, lässt sich an ihr die Kulturtechnik des (körper-)soziologischen Schreibens besonders gut darstellen.

## 1 Schreiben als Verfahren der körpersoziologischen Forschung

Körpersoziologische Forschung beginnt mit der Beobachtung von Körpern, ihren sprachlichen Äußerungen ebenso wie ihren stummen Bewegungen, ihren Mimiken und Gesten. Dabei stößt sie in besonders ausgeprägter Form auf ein Problem, das soziologische Forschung allgemein betrifft: die Schweigsamkeit des Sozialen (Hirschauer 2001). Zwar sind auch „stumme" Bewegungen, Gesten und Mimik essentielle Beiträge zur Kommunikation, sie sind aber mit sprachbasierten Forschungsmethoden (z. B. Interviews, Diskursanalyse) nur sehr eingeschränkt erforschbar. Körpersoziologie stützt sich deshalb sehr häufig auf ethnografische Methoden, die ein differenziertes Instrumentarium auch für den Umgang mit schweigsamen Dimensionen des Sozialen bieten. Wie aber entsteht aus einer Beobachtung ein wissenschaftlicher Vortrag oder ein Buch? Mit seinem inzwischen klassischen Zitat „‚Was macht der Ethnograph?' Antwort: er schreibt" hat Clifford Geertz (1987, S. 28) das Schreiben als Zentrum der ethnografischen Tätigkeit begriffen und eine wegweisende methodologische Debatte um den epistemologischen Charakter ethnografischer Daten angestoßen.

Schreiben ist ein kontinuierlicher Prozess, aber kein einheitlicher. Jede Phase ethnografischer Forschung ist durch spezifische Formen des Schreibens gekennzeichnet, in denen Körper in verschiedener Hinsicht fokussiert werden. Zunächst nimmt die Ethnografin im „Feld" an der beobachteten Praxis teil, macht Notizen und sammelt empirisches Material wie Audio- und Videomitschnitte, Dokumente und Dinge. Sie produziert damit nicht nur kognitives Beobachtungswissen, sondern auch körperliche Erfahrung. Anschließend schreibt sie außerhalb des Forschungsfeldes ausführliche Protokolle, in denen sowohl das kognitive Beobachtungswissen festgehalten als auch die eigene körperliche Erfahrung in (erste) sprachliche Beschreibungen transferiert wird. Mithilfe der Protokolle sortiert und kategorisiert sie das Material und bereitet so zum einen weitere „Feldaufenthalte" und zum anderen die Kommunikation mit ihrer Herkunftsdisziplin (in Data Sessions, auf Konferenzen oder schließlich in Form von Publikationen) vor. Anders als es die Etymologie des Begriffs „Daten" nahelegt (von lat. *datum*), sind diese jedoch nicht „gegeben", nicht einfach im Feld vorhanden und brauchen nur gesammelt zu werden. Was in der beobachteten Praxis

bloß (kontingentes) Geschehen ist, wird erst durch das wissenschaftliche Beschreiben festgehalten und nachvollziehbar gemacht. „Daten" werden deshalb als solche erst im Zuge des wissenschaftlichen Beobachtens hervorgebracht. Die sozialwissenschaftliche Praxis zielt dabei nicht nur darauf ab, nachzuvollziehen, was geschehen ist, sondern – darüber hinaus – etwas über die beobachtete Praxis zu lernen, was ihren Teilnehmer/innen so nicht bewusst, zum Teil auch nicht bekannt ist. Im Laufe der Forschung entstehen aus den Notizen und Protokollen weitere schriftliche Artefakte wie Aufsätze, Präsentationen oder Bücher. Für die Publikation werden verschiedene Materialien modifiziert, etwa aus längeren Videoaufnahmen einzelne Szenen herausgeschnitten, Gespräche transkribiert oder Bilder anonymisiert.

Beim Schreiben werden also verschiedene Spuren des Geschehens gesammelt, sortiert, kategorisiert, ergänzt, mit anderen (theoretischen und empirischen) sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen in Zusammenhang gebracht und schließlich in den wissenschaftlichen Diskurs eingeordnet. Die Tatsache, dass das Schreiben von Vorträgen, Aufsätzen oder Büchern auf Veröffentlichung zielt, bestimmt nicht nur die Form des produzierten Textes, sondern prägt den gesamten Erkenntnisprozess, wie etwa bereits die Auswahl des zu untersuchenden Feldes.

In der Tätigkeit des Schreibens sind Wissensproduktion und Darstellung für potenzielle Leserinnen fundamental verbunden. Das Schreiben ist eine Grundvoraussetzung für Wissenschaft, insofern es das eigene Denken überhaupt erst intersubjektiv werden lässt. „Ohne zu schreiben, kann man nicht denken; jedenfalls nicht in anspruchsvoller, anschlußfähiger Weise" (Luhmann 1992, S. 53). Es ist also nicht zuerst ein Gedanke da, für den dann eine schriftliche Form gefunden werden muss, sondern Schreiben und Denken vollziehen sich gleichzeitig als Denkhandeln. Im Verlauf dieses gleichzeitigen Denk- und Schreibprozesses wird wissenschaftliches Wissen (nach den „Spielregeln" der jeweiligen Disziplin) produziert. In Bezug auf die Ethnografie kann das wissenschaftliche Schreiben als Vermittlungsarbeit zwischen den Erfahrungen aus dem Feld und den Anforderungen sozialwissenschaftlichen Arbeitens begriffen werden. Erst die dadurch entstehende intersituative Zugänglichkeit des Beobachteten lässt am Ende ein wissenschaftliches Produkt entstehen. Der Körper wird dabei nicht nur als Gegenstand der Betrachtung, sondern auch bei der Tätigkeit des Schreibens selbst relevant. Im Folgenden soll deshalb zunächst allgemein die körperliche Dimension des Schreibens beleuchtet werden.

## 2 Die Körperlichkeit des Schreibens

Im Alltag stellen wir uns Schreiben häufig als eine rein geistige, reflexive und hochgradig individualisierte Handlung vor (dazu Sebald 2014, S. 2–5). Diese Vorstellung ist jedoch, wie der folgende Abschnitt unterstreichen soll, inadäquat und deshalb zurückzuweisen. Schreiben muss vielmehr als Praxis begriffen und selbst aus einer körpersoziologischen Perspektive heraus betrachtet werden. Es erscheint dann als eine

fundamental soziale Tätigkeit, die mit anderen Gesellschaftsmitgliedern geteilt wird, körperlich aus- und aufgeführt wird und auf implizitem Wissen beruht, das in aufwändigen Lernprozessen angeeignet werden muss. Das betrifft grundsätzlich jede Art des Schreibens in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern: von der allgemeinen Kulturtechnik des Schreibens über das professionelle Verfassen von Gebrauchstexten, dem das wissenschaftliche Schreiben zuzurechnen ist, bis hin zur literarischen Prosa und Poesie.

Wir gehen nun zunächst auf die körperlichen Sozialisations- und Lernprozesse ein, die der Aneignung des Schreibens zugrunde liegen, und widmen uns dem körperlichen Vollzug des Schreibens. Anschließend arbeiten wir dessen Bezug zur Materialität heraus.

### 2.1 Schreiben als körperlicher Vollzug

Das Schreibenlernen vollzieht sich als Inkorporation motorischer Bewegungen, die mit dem Denkhandeln verbunden werden. Die Aneignung der Kulturtechnik des Schreibens konzentriert sich zunächst auf die Fähigkeit, einzelne Buchstaben lesbar zeichnen zu können, und verschiebt sich im Verlauf der schulischen Sozialisation hin zur Kompetenz, verständliche Texte zu produzieren. Dabei ist festzuhalten, dass es sich um eine graduelle Transformation handelt, bei der spätere Lernprozesse auf früheren Aneignungen aufbauen und die körperliche Dimension niemals vollständig eliminiert wird. So betonen die professionellen Schreibratgeber, wie etwa Howard Beckers *Writing for Social Scientists,* dass auch fortgeschrittene Schreibtechniken körperlich angeeignet werden müssen: „None of this will work unless you make it your habitual practice" (Becker 2007, S. 174). Das wird besonders deutlich nachvollziehbar, wenn wir uns vor Augen halten, dass die meisten Menschen nur mit einer Hand schreiben können, obwohl die geistige Fähigkeit sich auf beide Hände erstrecken würde. Schreibenlernen ist also stets ein untrennbar sowohl motorischer als auch intellektueller Vorgang, und beide Dimensionen sind von körperlich angeeignetem implizitem Wissen abhängig.

Schreiben ist eine hochkomplexe Praktik, in der körperliche und kognitive Tätigkeit eng verbunden sind. Ihre körperliche Dimension wurde jedoch, abgesehen von einzelnen Hinweisen, etwa in Howard Beckers erwähntem Schreibratgeber, erst in den letzten Jahren soziologisch beleuchtet. Robert Schmidt arbeitet etwa in einer instruktiven Studie zur Tätigkeit des Programmierens heraus, dass diese auf den ersten Blick geistige Arbeit körperlich vollzogen wird. Kopf, Hände, Stimme, Beine, der ganze Körper des Programmierers ist in die Arbeit einbezogen, er ist ständig in Bewegung, wenn er etwa den Blick wendet, Maus oder Tastatur bedient, mit sich oder anderen spricht, usf. (Schmidt 2008, S. 287 f.). Tasos Zembylas und Claudia Dürr (2009, S. 89 f., S. 142) verweisen in ihrer kultursoziologischen Untersuchung der Schreibpraktiken von Schriftstellern auf die „Präsenz des Leibes" beim literarischen

Schreiben. Auch beim wissenschaftlichen Schreiben verschränken sich, wie Kornelia Engert und Björn Krey (2013, S. 372 ff.) hervorgehoben haben, „körperliche und diskursive Haltung".

Die Körperlichkeit des Schreibens beschränkt sich aber nicht nur auf diesen – von außen relativ gut beobachtbaren – körperlichen Vollzug der Tätigkeit. Schreiben ist auch ein Auswahlprozess, der sich nicht aufgrund rationaler Entscheidungen vollzieht, sondern auf der Grundlage impliziter Kriterien, die im Vollzug wirksam werden. Dazu zählen etwa Wortwahl, Stil, der Umgang mit mehr oder weniger starken Konventionalisierungen (z. B. Grammatikhandbücher, Duden, Stilratgeber, Redaktionshinweise etc.) und Textgattungen (z. B. Antrag, Artikel, Buch, Rezension etc.). Dass diese praktischen Bewertungen auf implizitem Wissen beruhen, zeigt sich auch darin, dass zu viel Reflexion für den Schreibprozess oft hinderlich ist.

## 2.2 Körperlichkeit und Materialität

Schreiben ist aber nicht nur ein körperlich-kognitiver Prozess; er ist darüber hinaus an den Gebrauch von Artefakten gebunden. Um die relativ dauerhaften Spuren zu produzieren, aus denen Texte bestehen, ist stets die physische Manipulation von Materialität notwendig, sei es das Behauen von Stein mit einem Meißel, das Aufbringen von Tinte auf einem Pergament oder das Drücken von (ggf. virtuellen) Tasten, um die Darstellung von Buchstaben auf einem Bildschirm zu erzeugen. Die qualitativen Unterschiede der verwendeten Materialien beeinflussen dabei ebenso die weitere Verfügbarkeit und Bearbeitbarkeit der produzierten Texte wie auch die körperlich-sinnliche Erfahrung des Schreibens selbst.

Veränderungen in der Konstellation von Körperlichkeit und Materialität des Schreibens haben sich insbesondere durch medientechnische Entwicklungen ergeben. Einen bedeutenden Schritt stellt hierbei die Schreibmaschine dar, mit der Buchstaben durch körperliche Bewegungen der Hand (bzw. der Finger) technisch erzeugt werden. Dieser Effekt wird durch den Computer radikalisiert. Mit der elektronischen Textverarbeitung kommt es zur Entkopplung des Schreibens von der Produktion relativ dauerhafter physischer Zeichen auf einem Träger (mit einem Drucker).

Bereits 1986 schildert Howard Becker in *Writing for Social Scientists* (vermutlich als einer der ersten Sozialwissenschaftler), wie die Arbeit mit dem Computer seine Schreibpraxis verändert hat. Dabei hebt er zunächst die körperlichen Aspekte des Schreibens hervor und sieht es als einen der zentralen Vorteile des Computers an, dass Überarbeitungen bereits am Bildschirm erfolgen und unliebsame Textstellen gelöscht werden können, bevor sie sich jemals physisch materialisieren, was Becker zufolge Hemmungen bezüglich des Überarbeitens entgegenwirkt. Außerdem weist er darauf hin, dass der Computer die Art des Schreibens – und damit gleichzeitig des Denkens – fundamental verändert hat und dass dafür ein Umlernen von Gewohnheiten notwendig wird (Becker 2007, S. 151–163).

Mit der Verbreitung tragbarer Computer kommt es zu einer umfassenden räumlichen und zeitlichen Entgrenzung der Schreibtätigkeit. Bedeutsam ist dabei weniger die Tatsache, dass das Schreiben überall stattfinden kann, was ja durchaus auch auf Papier und Stift zutrifft, sondern vielmehr die Möglichkeit, das Geschriebene jederzeit an andere zu versenden bzw. mit einem Publikum zu teilen (SMS, Smartphone, Facebook, Twitter) oder ortsunabhängig auf Archive zuzugreifen und druckfertige Manuskripte zu erstellen (Laptop, Internet, Textverarbeitungsprogramm). Festzuhalten bleibt, dass die Entwicklung von der Handschrift zur Maschinenschrift und hier von der Schreibmaschine zum Computer durch die technisch-mediale Vermittlung die körperlich-affektive Involviertheit der Schreibenden transformiert, sie jedoch nicht eliminiert.

Mit den materiellen Aspekten des Schreibens sind bereits dessen räumliche Bezüge angesprochen worden. Werden die schreibenden Körper als situierte Körper verstanden, die in sozio-materiellen Settings agieren, so lässt sich auch die Räumlichkeit des Schreibens genauer betrachten. Zum einen wirken sich schwer verbalisierbare, atmosphärische Stimmungen von Räumen mehr oder weniger spürbar auf den Schreibprozess aus. Zum anderen lässt sich untersuchen, wie Schreibende zur Ausführung ihrer Tätigkeit auf ihre Nahräume einwirken, etwa in Bezug auf die Gestaltung der Beleuchtungsverhältnisse (Schmidt 2008, S. 290 f.) oder durch die Anordnung der benötigten Materialien, z. B. in einem Halbkreis um den schreibenden Körper (Engert/Krey 2013, S. 370).

Während die bisher angestellten Überlegungen zur Körperlichkeit und Materialität des Schreibens allgemein die vielfältige Praxis in unterschiedlichen alltäglichen und professionellen Situationen betreffen, wenden wir uns nun dem Schreiben als methodischem Verfahren der körpersoziologischen Forschung zu. Hier betrachten wir insbesondere die Herausforderungen für die Verschriftlichung des Sozialen.

## 3 Schreiben als zweigliedriges Verfahren der körpersoziologischen Forschung

### 3.1 Von der Beobachtung zum Protokoll

Die Soziologie kennt verschiedene Genres, die Übersetzungsschritte auf dem Weg von einer Beobachtung bzw. von einer Idee zu einem publizierten Text bilden. In der Theoriearbeit etwa bilden „Exzerpte" eine Art „Bericht" über den gelesenen Text, der zumeist auch eine Einschätzung seiner Relevanz und Querverweise zu anderen Texten enthält. In der Ethnografie stehen an dieser Stelle Protokolle. Sie fassen das Beobachtete zusammen, schätzen die Relevanz für die beobachtete Praxis ein und enthalten zudem analytische Notizen und Hinweise zu anderen Protokollen, anderen Daten und zur soziologischen Literatur. Protokolle haben deshalb zwei zentrale Funktionen: Zum einen produzieren sie „Daten" aus dem Gesehenen (Breidenstein et al. 2013,

S. 85 f.), zum anderen bilden sie in gewisser Weise ein Übergangsgenre zum fertigen Text. Sie sind mehr als reine Beobachtungen – und trotzdem noch weit von einem fertigen ethnografischen Text entfernt. Wie schreibt man nun Protokolle? Was tun Körper dafür, und welchen Ort und welche Bedeutung haben sie in den Protokollen?

### 3.1.1 Protokollieren

Im ethnografischen Forschungsprozess erfüllt das Schreiben mehrere, wichtige Funktionen (dazu z. B. Breidenstein et al. 2013; Emerson et al. 2011): Es hat erstens konservierenden Charakter, d. h. es rekonstruiert das beobachtete Geschehen und macht es auf diese Weise für die Ethnografin erinnerbar. Wegen ihrer rekonstruktiven Form haben Protokolle zweitens das Potenzial, Forschung zu organisieren. Sie enthalten nicht nur Details des Ablaufs eines Ereignisses, sondern auch Evaluierungen des bisherigen Forschungsprozesses und Perspektiven für spätere Beobachtungen. Drittens ermöglicht das Niederschreiben von Geschehnissen Kommunikation mit *peers*. Ihnen wird das Geschehen auf diesem Weg mitteilbar. Über diese drei, fast naheliegenden Funktionen des Schreibens hinaus, wird außerdem darauf hingewiesen, dass die Gewohnheit Protokolle zu schreiben in der Ethnografin eine „Bewusstseinshaltung des Registrierens" schafft (Breidenstein et al. 2013, S. 87). Sie verpflichtet die Ethnografin gewissermaßen auf eine spezifische Form der Beobachtung, die sich vom Beobachten anderer Situationsmitglieder, aber auch vom Beobachten verschiedener anderer Gruppen, z. B. „Neulingen" im Feld, unterscheidet. Die idealtypisch differenzierten Glieder des Schreib- und Übersetzungsprozesses sind daher eng miteinander verbunden.

Protokolle stellen, wie bereits angesprochen, ein Verfahren dar, Erinnerungen methodisch zu organisieren und zu stimulieren. Beim Schreiben von Protokollen werden in der Regel zunächst die kognitiven Erinnerungen der Ethnografin festgehalten. Das Anschreiben gegen das Vergessen ist ein kognitiver Akt, der sich jedoch an eine spezifische Kulturtechnik bindet, die eine eigene körperliche Praxis umfasst. Wie das stumme Lesen als sozialhistorisch spezifische Praxis verstanden werden muss, die eine besondere Konzentrationsleistung bei sehr geringer körperlicher Mobilität umfasst, ist auch das stumme, einsame Schreiben eine kulturelle Praxis. Im Fall der ethnografischen Protokolle beinhaltet sie die Fähigkeit, (oft über Stunden) still zu sitzen, sich auf die eigenen Erinnerungen und den zu schreibenden Text zu konzentrieren sowie Feldrelevanzen und Diskurse in der wissenschaftlichen Disziplin in Zusammenhang zu bringen und auszuformulieren. Das Schreiben von Protokollen erfordert deshalb die Verknüpfung einer rückwärts und einer vorwärts gerichteten Denkbewegung: rückwärts im Erinnern und Rekonstruieren, vorwärts im Formulieren von weiteren Forschungsfragen und im Organisieren der noch zu erledigenden Forschungsarbeit. Beim Schreiben von Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen sehen sich Ethnograf/innen mit dem Problem der Selektivität konfrontiert. Aus dem scheinbar unendlichen Geschehen im Feld muss das Erinnerungs- und Verschriftlichungswür-

dige ausgewählt werden. Diese Auswahl erfolgt nicht vollständig bewusst und reflektiert, sondern stützt sich stets auf das bereits gesammelte Erfahrungswissen über das untersuchte Feld.

In den Protokollen kann die Ethnografin die Körper im Feld zum Thema machen und sich dafür etwa auf das feldspezifische diskursive Wissen über Körper konzentrieren. Sie kann aber auch das praktische Wissen im Feld fokussieren, etwa welches Körperwissen von Nöten ist bzw. im Laufe der Zeit im Feld erworben wird oder, wie Körper sich räumlich und hierarchisch ordnen bzw. durch vorhandene Strukturen geordnet werden. Zusätzlich zu einer solchen kognitiv stimulierten Thematisierung von Körpern in Protokollen, kann der eigene Körper als Träger von Wissen genutzt werden. Seine Wahrnehmungen in der Situation produzieren Erinnerungen an das Geschehen, die nicht rein kognitiv sind, sondern – gerade bei intensiver Teilnahme – auch eine spezifische Veränderung des Körpers produzieren können. Diese ist gewissermaßen „am eigenen Leib" beobachtbar. Sie umfasst ein zunächst praktisches Wissen darüber, wie der eigene Körper im Feld zu platzieren und einzusetzen ist. Außerdem können durch die Teilnahme im Feld neue körperliche Kompetenzen entstehen, die ihrerseits als Lernprozess am eigenen Körper beobachtet und beschrieben werden können. Der eigene Körper ist damit zum einen in die Kulturtechnik des Schreibens eingebunden und kann zum anderen auch Gegenstand der Protokollierung werden. Die oft ungerichtete Kommunikation von Körpern wird dabei in die sequenzielle Ordnung der Sprache gebracht – ein Prozess, der nicht immer problemlos vonstatten geht, sondern häufig spezifische Beschreibungsleistungen der Ethnografin erfordert. Gerade bei körpersoziologischen Beschreibungen, vor allem wenn es um Körperbewegungen geht, stößt man jedoch oft an die Grenzen sprachlicher Vermittlung, sodass teilweise auf ergänzende Visualisierungen wie Fotografien, Videoaufzeichnungen, Standbilder oder Skizzen zurückgegriffen wird (dazu Schindler 2012). Daneben stehen außerdem verschiedene grafische Formen der Notation für Protokolle zur Verfügung, z. B. die Stenografie. Häufig lohnt sich zudem der Blick in Nachbardisziplinen: In der Tanzwissenschaft etwa ist das Beschreiben von Körperbewegungen ein wichtiges und umstrittenes Thema (dazu z. B. Brandstetter 2007, Klein 2015).

Je nach Forschungsinteresse können auch die in den beobachteten Feldern gegebenenfalls vorfindbaren, feldinternen Notations- und Dokumentationssysteme zum Gegenstand werden. Harold Garfinkel (1967) wies in der einflussreichen Studie „Good Reasons for Bad Clinical Records" auf die praxisinhärente Funktionalität und die jeweils eigenen, von außen nicht immer leicht nachvollziehbaren Gelingenskriterien solcher Dokumentationen hin. Sie entsprechen oft nicht den soziologischen Vorstellungen „guter" Dokumentation, die aber ihrerseits die Gelingenskriterien der beobachteten Praxis oft ebenso wenig erfüllt.

Schließlich besteht, insbesondere zur Erforschung sozialer Praktiken, die sowohl stumm als auch schwer beobachtbar sind, die Möglichkeit, die Feldteilnehmer/innen selbst in die Forschung einzubeziehen und schriftliche Daten produzieren zu lassen. So haben etwa Tasos Zembylas und Claudia Dürr (2009, S. 20 ff.) in ihrer Untersu-

chung literarischer Schreibpraktiken auf das Forschungsinstrument des Tagebuchs zurückgegriffen, indem sie vier Schriftsteller/innen gebeten haben, ihre Schreibtätigkeiten und -fortschritte selbst zu protokollieren und zu reflektieren.

### 3.1.2 Protokollieren als Übersetzungsprozess *in* die Sprache

Wieso aber protokollieren, warum nicht etwa mit den Mitteln audiovisueller Medien aufzeichnen? In „Die Schweigsamkeit des Sozialen" reagiert Stefan Hirschauer (2001) auf den Vorwurf, ethnografische Protokolle seien gewissermaßen Daten „zweiter Klasse", die weit hinter die Aufzeichnungsqualitäten technischer Medien zurückfallen. Ihm zufolge übergehen Audioaufnahmen nämlich alle schweigsamen Momente des Sozialen. Nicht nur, wer zu weit vom Mikrofon entfernt steht, scheint in der Aufnahme und später im Transkript nicht auf, sondern auch alle Interaktionsbeiträge, die nicht über Ton vollzogen werden: Gestik, Mimik, Deuten und vieles mehr. Diese Beiträge lassen sich zwar mit Videoaufnahmen gut festhalten, eine solche Aufnahme bleibt aber aus technischen Gründen ebenso eingeschränkt, weil man immer nur einen Ausschnitt des Geschehens aus einem bestimmten Winkel filmen kann. Das Zusammenfügen etwa eines Fußballspiels in der Übertragung geschieht durch technischen Schnitt mehrerer Aufnahmen. Dermaßen komplexe Technik steht Soziolog/innen zumeist nicht zur Verfügung, sie beinhaltet aber, was noch wichtiger ist, bereits sehr starke interpretative Leistungen der Regisseurin. Solche „Übertragungen" sind visuelle Darstellungen, die ebenso viel interpretative Leistung beinhalten wie ein Protokoll. Wissenschaftliches Arbeiten zielt auf Darstellungen ab, die in schriftlicher Form ein Bild des Geschehens vermitteln. Ethnografisches Schreiben lässt sich deshalb, so schreiben Breidenstein et al. (2013, S. 95) in Anlehnung an Hirschauer (2001), als Übersetzen „*in* die Sprache" auffassen: „Ethnografie meint in diesem Sinne auch die professionalisierte Kompetenz, Nichtsprachliches zu versprachlichen. Man kann sich diesen Vorgang als einen multiplen Übersetzungsprozess vorstellen: Ethnograf/innen schreiben Ereignisse nieder, die sie gerade noch erlebt und beobachtet haben, sie wechseln von der körperlichen Teilnahme und der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit, von der Interaktion vieler zur einsamen Interaktion mit den Notizen. Es ist ein Wechsel der Kommunikationskanäle: von den geräuschvollen Geschehnissen der beobachteten Situation zum schweigsamen Dialog mit sich selbst." Dabei geht es, wie Kalthoff (2006, S. 164 ff.) in einer mediensoziologischen Argumentation ausführt, um eine Übersetzung nicht nur in Sprache, sondern auch in Schrift.

Das Schreiben von Protokollen leistet also, zusammenfassend, den Schritt von der Beobachtung zu einer ersten Verschriftlichung. Dabei ist nicht nur das Konservieren verschiedener Erfahrungen zentral, sondern auch das Übersetzen schweigsamer Dimensionen des Sozialen in Sprache und Schrift. Gerade dieser Prozess des Übersetzens ist körpersoziologisch besonders wichtig, weil sich zwar das diskursive Wissen über Körper sprachlich leicht festhalten lässt, Körper im Allgemeinen aber oft gerade in schweigsamen Dimensionen des Sozialen relevant werden.

## 3.2 Vom Protokoll zum Text

Protokolle und Notizen stehen in einem Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz zu dem in ihnen festgehaltenen sozialen Geschehen. Zum einen stellen sie Nähe zum Forschungsgegenstand her, frischen Erinnerungen auf und können vergangene Erfahrungen wieder präsent werden lassen. Sie schließen am Körpergedächtnis der Ethnografin an. Ein Stichwort genügt oft, um ganze Szenen „vor dem geistigen Auge" abzurufen. Dies geschieht auch beim Überarbeiten und Abschreiben der Notizen für den wissenschaftlichen Bericht, wenn Leerstellen mit Erinnerungen aufgefüllt werden, die durch das Wiederlesen hervorgerufen werden. In ausführlicheren Protokollen sind Dialoge und andere Beobachtungen aus dem Feld schriftlich fixiert und können somit zur Grundlage für die spätere eingehende Beschreibung einer Szene oder eines Feldes werden.

Im Verlauf des zweigliedrigen Übersetzungsprozesses von der Beobachtung zum Protokoll und zum veröffentlichten Text stellt die Arbeit mit den selbst erstellten Protokollen (sowie anderen einbezogenen Materialien) aber auch einen weiteren Schritt der praktischen Distanzierung vom Forschungsgegenstand dar. Wenn sich Schreiben allgemein als Voraussetzung für die „Veränderung der Normaldistanz zu den Dingen" (Hirschauer 2010, S. 221) verstehen lässt, so wird diese Distanzierung durch die Auseinandersetzung mit schriftlichen Materialien wie Protokollen und anderen Notizen noch einmal vergrößert und befördert. Wissenschaftliche Texte entstehen im Regelfall außerhalb des beforschten Feldes. Allein die Tatsache, dass zwischen dem Miterleben und Protokollieren eines Phänomens und dem Abfassen eines wissenschaftlichen Berichts eine zeitliche und räumliche Distanz liegt, fördert die methodische Befremdung des Forschungsgegenstands. Beim Verfassen des Berichts ist die Ethnografin von der körperlich-räumlichen Kopräsenz mit den von ihr untersuchten Teilnehmer/innen einer Praxis entlastet. Dies eröffnet Formen praktischer, freilich niemals vollständig bewusster Reflexivität, die im multisensorischen und multidimensionalen Geschehen des Feldes so nicht gegeben sind. Die Linearität des Geschriebenen ermöglicht zudem beim Wiederlesen der Protokolle die Konzentration auf ausgewählte Ausschnitte des Sozialen; aus einem multidimensionalen Geschehen wird ein distinkter, sich entfaltender Prozess. So kann das ethnografische Schreiben als ein kontinuierliches Changieren zwischen Nähe und Distanz zum Forschungsgegenstand begriffen werden.

### 3.2.1 Ordnen und Rekombinieren

Die Möglichkeit, sich vom Erlebten praktisch-reflexiv zu distanzieren, ist nicht einfach nur von der räumlichen und zeitlichen Distanz abhängig, sondern wird auch durch spezifische schriftliche Erkenntnistechniken eröffnet. Der wissenschaftliche Bericht ist durch den weiteren Übersetzungsschritt nicht mehr an die Chronologie der Protokolle (oder der beobachteten Phänomene) gebunden, sondern kann von

ihrer zeitlichen Sequenz abweichen. In diesem Zusammenhang ermöglicht es die Schriftlichkeit der vorliegenden Materialien, sie zu kommentieren, zu klassifizieren und neu zu ordnen. Im Folgenden soll die wissenschaftliche Wissensproduktion als eine epistemische Praxis charakterisiert werden, die auf Schriftlichkeit angewiesen ist. Dabei geht es weder um das Problem der Versprachlichung (wie in 3.1) noch um die semantische Dimension des schriftlich Fixierten, sondern um die Materialität des Geschriebenen.

Vor allem die geistes- und kulturwissenschaftliche Forschung hat auf die gleichberechtigte Stellung von Interpretierbarkeit und Bildlichkeit bzw. Materialität der Schrift hingewiesen (Krämer et al. 2012, Zanetti 2013). Sie nimmt neben der Textualität der Schrift auch deren „Textur" in den Blick, also den Aspekt der „Materialität, Wahrnehmbarkeit und Handhabbarkeit von Notationen" (Krämer/Totzke 2012, S. 24), der auch bei der Produktion wissenschaftlichen Wissens eine Rolle spielt.

Die schriftlich vorliegenden „Daten" (im oben unter 1. ausgeführten Sinne) aus dem Feld sind erstens kommentierbar. Einen elaborierten methodologischen Vorschlag zur Kommentierung und Systematisierung von Daten hat etwa die Grounded Theory formuliert, die auf die gegenstandsnahe Theoriebildung ausgehend von empirischem Material zielt (Glaser/Strauss 1967, Strauss 1994). Sie entwickelt ein Verfahren, das im Anfertigen mehrstufiger Kodiernotizen sowie im Verfassen von Memos, die den Kodierprozess reflektieren, besteht. Zweitens also lassen sich die Daten im Medium der Schrift klassifizieren und hierarchisieren. Eine zentrale Kulturtechnik, die dies ermöglicht, ist das Verfassen von Listen (Goody 2012). In Listen werden Hierarchien sowie Nähe- und Distanzverhältnisse räumlich auf einer zweidimensionalen Fläche hergestellt. Dabei korrespondiert die Verteilung der Schrift auf dem Trägermedium mit der epistemischen Wertigkeit der abgebildeten Sachverhalte. Drittens schließlich lassen sich Notizen auch neu ordnen und zusammensetzen, zum Beispiel digital durch Copy & Paste oder haptisch mit Hilfe von Notizzetteln, Schere, Kleber, Karteikarten und Aktenordnern. Dabei ist stets auch der Körper involviert, der materielle Träger von Schrift (Papier, Akten) bewegt oder Ordnung tentativ-sinnlich herstellt und erfährt, und sei es nur in der Bewegung des Mauszeigers. Ein qualitativer Unterschied im Hinblick auf Handhabung und Übersichtlichkeit besteht jedoch beispielsweise zwischen dem physischen Ausbreiten und Vergleichen verschiedener Quellen auf dem Schreibtisch und dem virtuellen Öffnen mehrerer Dateien auf dem Computer (Sellen/Harper 2002, S. 189).

Die epistemische Praxis der Wissensarbeit ist daher, wie bereits in 2. dargestellt, als ein körperlich-materieller Denkprozess zu verstehen, der um das Schreiben und die Schriftlichkeit kreist. Neben den Tätigkeiten des Körpers müssen dabei auch die Notizen selbst als aktive Beteiligte des Schreibprozesses gefasst werden. Hier bieten sich verschiedene theoretische Anschlüsse an. Erstens können Notizen mit Rheinberger als „epistemische Dinge" verstanden werden (Sebald 2014, S. 13), insofern sie Gegenstände permanenter Manipulation sind und auf diese Weise die epistemische Aktivität organisieren. Zweitens lassen sie sich mit der Akteur-Netzwerk-Theorie als

Aktanten beschreiben, deren spezifische Qualität den Prozess der Wissensproduktion prägt. Mit dem Begriff der Aktanten wird in der Akteur-Netzwerk-Theorie eine klare Trennung zwischen Subjekten und Objekten zurückgewiesen und nach dem Handlungspotenzial heterogener Entitäten gefragt (Latour 2007, S. 111–127). Jean Jackson (2001) spricht drittens von der Liminalität von Feldnotizen, um hervorzuheben, dass sie Entitäten darstellen, die jenseits ihrer Autoren existieren und zirkulieren. Alle drei Perspektiven haben gemeinsam, dass sich mit ihnen betonen lässt, dass Wissen in tätiger Auseinandersetzung mit Notizen gewonnen wird, die Qualitäten materieller Objekte aufweisen und einen spezifischen Beitrag zum Erkenntnisprozess leisten. Wissenschaftliche Texte entstehen iterativ in verschiedenen Überarbeitungsschritten und in Auseinandersetzung mit dem bestehenden Textmaterial der vorherigen Fassung. Hier wird noch einmal besonders deutlich, dass Schreiben kein linearer Prozess ist, sondern Praktiken des Umformulierens, Streichens, Liegenlassens und Wiederaufnehmens sowie parallelen Bearbeitens umfasst (Sebald 2014, S. 5). Die ethnografische Wissenschaftssoziologie hat dies etwa in Bezug auf die sozialwissenschaftliche Textproduktion untersucht und vor allem die enge Verbindung zwischen Praktiken des Schreibens und Lesens herausgearbeitet (Engert/Krey 2013). Dabei gerät zunehmend die grundlegende epistemologische Relevanz des wissenschaftlichen Schreibens in den Blick (vgl. auch Schmidt 2016).

### 3.2.2 Referenz und „Objektivität"

Die im Verlauf der wissenschaftlichen Arbeit produzierten schriftlichen Formate dienen neben der Vorbereitung der abschließenden Publikation auch als Material, das in dieser erscheint. In Publikationen fließen die im Laufe der Forschung generierten Textsorten in unterschiedlicher Form ein. In ethnografischen Berichten etwa ist es üblich, dass Interviewausschnitte oder Zitate aus den eigenen Beobachtungsprotokollen neben die narrative Stimme der Autorin treten, um die Argumentation des wissenschaftlichen Textes zu stützen und die Aussagen über den erforschten Gegenstand zu belegen.

Eine intensive Reflexion der rhetorischen Strategien der Produktion von Argumenten und wissenschaftlicher Objektivität in der Ethnologie bzw. Anthropologie wurde durch die sogenannte Writing-Culture-Debatte ausgelöst (Clifford/Marcus 1986). Im Verlauf dieser einflussreichen Auseinandersetzung über die Methoden der Ethnografie wird der klassische, ethnografische Realismus kritisiert, die Rolle des Ethnologen problematisiert und werden neue Formen des Schreibens und der Repräsentation der Anderen wie etwa die dialogische Anthropologie erprobt. In der Folge dieser „Krise der ethnografischen Repräsentation" (Berg/Fuchs 1993) geraten auch die rhetorischen Techniken der Konstruktion von Objektivität und Glaubwürdigkeit in ethnografischen Berichten genauer in den Blick. Als Ergebnis der Debatte bleibt vor allem festzuhalten, dass empirische Zitate und Verweise nicht „direkt" aus dem Feld stammen, sondern auf der Basis empirischer Spuren am Schreibtisch erstellt werden. Sie

sind damit der sozialwissenschaftlichen Tätigkeit zuzurechnen, der Transformation bzw. Übersetzung von Geschehnissen in Daten, auch wenn sie im Forschungsprozess unterschiedlich stark transformiert werden.

## 4 Fazit

Schreiben ist zunächst allgemein als eine Kulturtechnik beschreibbar, die stets eine körperlich-materielle und eine dinglich-materielle Dimension aufweist und in verschiedenen sozialen Feldern unterschiedlich ausgeprägt ist. In der hier betrachteten, ethnografisch verfahrenden körpersoziologischen Forschung hat das Schreiben in mehrfacher Hinsicht körperliche Aspekte: Es geht zum einen darum, Körper und ihr Tun zu beschreiben. Zum anderen wird dabei der Körper der Ethnografin zum Instrument der Erhebung, aber auch zum Instrument des Verfassens von Texten. Er muss dafür verschiedene Fertigkeiten mitbringen und zum Teil während des Schreibens entwickeln. Die Ethnografie erfordert ein kognitives und leibliches Erinnern, auf dessen Basis beim Protokollieren eine Rekonstruktion des Geschehens erstellt wird.

Wir haben argumentiert, dass das ethnografische Schreiben in der körpersoziologischen Forschung ein zweigliedriges Verfahren darstellt und spezifischer Übersetzungsschritte bedarf, um einen Zusammenhang zwischen einem sozialen Geschehen und einem soziologischen Text herzustellen. Dabei geht es zunächst darum, sprachliche wie nicht-sprachliche Aspekte des Sozialen zu beobachten und zu verschriftlichen. Die Komplexität sozialer Interaktionen, körperlicher Gestik und Mimik wird durch Selektions- und Konstruktionsprozesse in die Linearität eines Protokolls übersetzt. Das Notieren und Protokollieren im Feld, die schriftliche Praxis der Ethnografin schafft dabei eine registrierende Haltung gegenüber dem Feld und fokussiert die Beobachtung.

Das Protokoll ermöglicht einerseits eine schriftliche Rekonstruktion von beobachteten Situationen und die Stimulation von Erinnerungen, die über das Protokollierte hinausgehen. Andererseits eröffnet es eine reflexive Distanz zum Feld, insofern Protokolle später unter handlungsentlasteten Bedingungen weiterbearbeitet werden können. Dabei organisieren körperlich-materielle Praktiken des Archivierens, Sortierens, Kommentierens und Neuordnens die Wissensproduktion. Zudem gehen Ausschnitte aus den Protokollen in den schließlich publizierten wissenschaftlichen Text ein, um Aussagen zu unterstützen und einen Bezug zur beobachteten Praxis herzustellen. Die zwei Glieder dieses Übersetzungsprozesses sind eng miteinander verschränkt. So entstehen bereits die „empirischen Felder“ und Kontrastfälle der Ethnografie erst vor dem Hintergrund einer sich schriftlich und kollektiv vollziehenden sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion, da bereits die Auswahl des zu erforschenden Gegenstandes von dem später zu publizierenden Beitrag zur Herkunftsdisziplin mitgeprägt wird. Zudem haben wir darauf hingewiesen, dass Schreiben eine zentrale Praxis dieser wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion ist. Wissenschaftliches Wissen wird

nicht kognitiv produziert und dann schriftlich festgehalten, sondern entsteht in vielfältigen, körperlichen Schreibpraktiken, die integraler Bestandteil jeglicher Erkenntnisproduktion sind. Sie sind, aus den genannten Gründen, in der körpersoziologischen Forschung von besonderer methodologischer Relevanz.

## Literatur


Becker, Howard S. (2007). *Writing for Social Scientists. How to Start and Finish Your Thesis, Book, or Article.* Chicago: University of Chicago Press.

Berg, Eberhard & Fuchs, Martin (Hrsg.). (1993). *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Brandstetter, Gabriele (2007). Tanz als Wissenskultur. Körpergedächtnis und wissenstheoretische Herausforderung. In: Sabine Gehm, Pirkko Husemann & Katharina von Wilcke (Hrsg.), *Wissen in Bewegung: Perspektiven der künstlerischen und wissenschaftlichen Forschung im Tanz* (S. 37–48). Bielefeld: transcript.

Breidenstein, Georg, Hirschauer, Stefan, Kalthoff, Herbert & Nieswand, Boris (2013). *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung.* Konstanz: UTB.

Clifford, James & Marcus, George E. (Hrsg.). (1986). *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography.* Berkeley: University of California Press.

**Emerson, Robert M., Fretz, Rachel I. & Shaw, Linda L. (2011). *Writing ethnographic fieldnotes*. Chicago: University of Chicago Press.**

Engert, Kornelia & Krey, Björn (2013). Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten. *Zeitschrift für Soziologie* 42, 366–384.

Garfinkel, Harold (1967). *Studies in ethnomethodology.* Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.

Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme* (S. 7–43). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research.* New York: Aldine de Gruyter.

Goody, Jack (2012). Woraus besteht eine Liste? In: Sandro Zanetti (Hrsg.), *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte* (S. 338–396). Berlin: Suhrkamp.

**Hirschauer, Stefan (2001). Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. *Zeitschrift für Soziologie* 30, 429–451.**

Hirschauer, Stefan (2010). Die Exotisierung des Eigenen. Kultursoziologie in ethnografischer Einstellung. In: Monika Wohlrab-Sahr (Hrsg.), *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen* (S. 207–225). Wiesbaden: VS.

Jackson, Jean E. (2001). „Déjà Entendu": The Liminal Qualities of Anthropological Fieldnotes. In: Alan Bryman (Hrsg.), *Ethnography. Bd. 2: Ethnographic Fieldwork Practice* (S. 302–330). London: SAGE.

**Kalthoff, Herbert (2006). Beobachtung und Ethnographie. In: Ruth Ayaß & Jörg Bergmann (Hrsg.), *Qualitative Methoden der Medienforschung* (S. 146–183). Reinbek: Rowohlt.**

Klein, Gabriele (2015). Zeitgenössische Choreografie. In: dies.: *Choreografischer Baukasten. Das Buch* (S. 17–50). Bielefeld: transcript.

**Krämer, Sybille et al. (Hrsg.) (2012). *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen*. Berlin: Akademie Verlag.**

Krämer, Sybille & Totzke, Rainer (2012). Einleitung. Was bedeutet „Schriftbildlichkeit"? In: dies. et al. (Hrsg.), *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen* (S. 13–35). Berlin: Akademie Verlag.

Latour, Bruno (2007). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1992). Kommunikation mit Zettelkästen: Ein Erfahrungsbericht. In: ders., *Universität als Milieu* (S. 53–61). Bielefeld: Haux.

Schindler, Larissa (2012). Visuelle Kommunikation und die Ethnomethoden der Ethnografie. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 2, 165–183.

Schmidt, Robert (2008). Praktiken des Programmierens. Zur Morphologie von Wissensarbeit in der Software-Entwicklung. *Zeitschrift für Soziologie* 37, 282–300.

Schmidt, Robert (2016). Theoretisieren. Fragen und Überlegungen zu einem konzeptionellen und empirischen Desiderat der Soziologie der Praktiken. In: Hilmar Schäfer (Hrsg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 245–263). Bielefeld: transcript.

Sebald, Gerd (2014). Vom Handwerk des Schreibens. Working Paper. http://www.soziologie.phil.uni-erlangen.de/system/files/vortrag-institut.pdf Zugegriffen 2. März 2015.

Sellen, Abigail J. & Harper, Richard (2002). *The Myth of the Paperless Office.* Cambridge, MA: MIT Press.

Strauss, Anselm L. (1994). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung.* München: Fink.

Zanetti, Sandro (2013): Einleitung (How to Do *Things* with Words…). *figurationen* 14, 7–27.

Zembylas, Tasos & Dürr, Claudia (2009). *Wissen, Können und literarisches Schreiben. Eine Epistemologie der künstlerischen Praxis.* Wien: Passagen.

# Materialanalyse praxeologischer Körpersoziologie

Thomas Scheffer

## 1 Einleitung

Körper haben sich über Klassiker wie Simmel, Goffman und Bourdieu heute als Basiskategorie der Soziologie etabliert. Die Rolle der Körper in Prozessen der Vergesellschaftung ist dabei nicht auf rein körpersoziologische Forschungen beschränkt, sondern findet Berücksichtigung in Soziologien der Organisation, der Migration, des Rechts, der Politik oder der Ökonomie. Diese allgemeine, ethnographisch fundierte Anerkenntnis der Körperlichkeit von Sozialität geht mit analytischen Anforderungen einher.

So stellt sich die Aufgabe, vielfältig vorgefundene und erhobene Materialien (Feldnotizen, Aufnahmen, Texte, Erfahrungen) zu integrieren, um so die Rolle der Körper empirisch zu fassen. Hier vermag die Analyse den lokalen Einbezug körperlicher Vermögen mit Momenten der Entkörperlichung in Beziehung zu setzen. Im Fokus auf die praktischen Schöpfungen zeigt sich: jenseits bestimmter Qualifizierungsschwellen sondern sich mehr oder weniger mühsam geformte Objekte, etwa Güter oder Texte, von dem sie formenden Personal und Apparaten ab. Die Produkte finden Eingang in ausgreifende Märkte oder Diskurse zur weiteren Verfügung einer Konsumtion und Rezeption.

Der folgende Beitrag bietet, nach einer überblickenden Darstellung körpersoziologischer Hauptströmungen, einen praxeologischen Ansatz, der eine lokale Betriebsamkeit und ihre Wirkungsweisen vermittels einer trans-sequentiellen Analyse (TSA) erschließt. Die TSA kandidiert dabei, im Anschluss an die ethnomethodologischen Laborstudien (Knorr 1984), als ein methodisches Verfahren, um insbesondere die verwobenen Verhältnisse von Praxis und Diskurs zu fassen. Die jeweilige Bedeutung von Körpern und ihren Einsätzen erschließt die TSA lokal und translokal in sich entfaltenden Wirkungs- und Verweisungszusammenhängen. Die TSA entdeckt hierzu im Geschehen objekt-bezogene Episoden, die die Teilnehmenden sukzessive zu Prozessen einer Fertigung und Verwertung ausbauen.

Die transsequentielle Analyse wurde als Spielart der Praxisforschung in verschiedenen Fallstudien zur Anwendung gebracht: zum deutschen Asylverfahren (Scheffer

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0_34

2001), zur Strafverteidigung vor Englischen Gerichten (Scheffer 2010), zum dichten Vergleich von Strafverfahren (Scheffer et. al. 2010) oder zu Abgeordnetenbüros (Scheffer 2015). Weitere Analysen befassen sich mit Untersuchungsausschüssen (Scheffer et al. 2008), Bauämtern (Schmidt 2014) oder Sportteams (Alkemeyer/Michaeler 2013).

## 2 Körpersoziologische Hauptströmungen

Die Körpersoziologie teilt einen praxeologisch-performativen Bias, der situierte Körper als Einstieg in eine Analyse von Vergesellschaftungsprozessen betrachtet. Ohne Verkörperungen, so der Duktus, kann eine Soziologie basale und zentrale Vergesellschaftungen weder beobachten noch beschreiben noch analysieren. Diese Position für die Anerkennung der Körper als soziales Basiselement gleicht den Plädoyers einer Raumsoziologie (Plätze/Räume), Mikrosoziologie (Situation/Kopräsenz) oder Techniksoziologie (Dinge/Apparate).

Jenseits dieses präferierten Einstiegs – Körper und Körperensemble im Einsatz – verschwimmen allerdings die Konturen der Körpersoziologie. Die Körper fungieren dann in sehr unterschiedlicher Weise als soziologische Basiskategorie. Es lassen sich entsprechend körpersoziologische Interaktionsanalysen (1), Wissens- und Lerntheorien (2), semiotische Analysen (3) sowie Arbeitsstudien (4) unterscheiden. Außerdem finden sich Studien zum Körpererleben, die auf der Grundlage von Interviews und Selbstberichten erstellt werden. Im Einzelnen:

### 2.1 Körper und Interaktion

Körper fungieren als Mittel des sozialen Austausches. Hier sind Goffmans Arbeiten zum „face-work", wie auch allgemein, die Forschungen zur Performanz in Situationen grundlegend. Der Körper dient als Kommunikations- und Koordinationsmittel und zwar in einer Weise, die unvermeidbar ist. Unter Bedingungen der Kopräsenz kann nicht *nicht* kommuniziert werden. Die Interaktionsforschung fokussiert auf das Zusammenspiel von verbaler und gestischer und mimischer Kommunikation. Sie zeigt, wie hier Ausdrücke sequentiell ausgetauscht werden. Dies schließt Rituale ein, sowie verschiedene Konventionen des körperlichen Ausdrucks vis-á-vis relevanter Anderer. Audiovisuelle Aufzeichnungstechniken haben zur Verfeinerung der Analysen beigetragen, die mittlerweile verschiedenste praktische und professionelle Kontexte erschließen und hier erklären, wie Autorität, Kompetenz, aber auch Misstrauen oder Zweifel interaktiv ausgetragen und etabliert werden. Von besonderer Bedeutung sind dabei Gestik und Mimik als das Sprechen begleitende Ausdrucksformen. Dem Gesichtsfeld, dem Augenkontakt sowie der Zu- und Abwendung (Streeck 2009) kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, um etwa Respekt zu bezeugen oder zu entziehen, Konflikte auszutragen oder beizulegen, Missfallen kundzutun oder Vertrauen auf-

zubauen. Bei allem Daten- und Variantenreichtum hatte allerdings bereits Goffman (1983) darauf hingewiesen, dass die Situationsanalysen aufeinander bezogener Körpereinsätze einen beschränkten Phänomenbereich abstecken. Gesellschaft geht nicht in ihnen auf. Ja, sie mögen womöglich nicht einmal, wie wiederholt behauptet (Goffman 1983, S. 3), ein gesellschaftsanalytisches Primat begründen. Raumzeitlich expansive, entkörperlichte Interdependenzen, Bedeutungsgewebe und Diskursformationen stehen diesen Detail- und Mikrostudien oftmals unverbunden gegenüber, was für eine soziologische Praxisforschung mindestens unbefriedigend bleiben muss.

## 2.2 Verkörpertes Wissen

Körper sind nicht nur hier/jetzt im Einsatz, sie sind auch von den Einsätzen geprägt bzw. auf diese eingestellt. In regelmäßigen Beanspruchungen vermitteln sich eigenen Erfahrungen und Wissensformen. Körpersoziologische Lerntheorien fokussieren das verkörperte Wissen. Die Wissensaneignung funktioniert somatisch vermittels des Zusammenspiels der Sinne und angetrieben vom Ausgesetzt-Sein der prinzipiell verletzlichen Individuen. Das verkörperte Wissen ist bis heute paradigmatischer Bezugspunkt der Praxeologie. Es prägt deren Methodologien wie Forschungsgegenstände. Präferiert werden teilnehmende Beobachtungen gegenüber Interviews und eine Vollzugsorientierung gegenüber Repräsentationen. Das verkörperte Wissen ist dabei nicht auf Subjekte beschränkt. Wichtige Bezugspunkte bieten Kollektive wie die „communities of practice", in denen ein Know-how – Verfahren, Techniken, Methoden – geteilt und zur Norm wird. Ein weiterer Bezugspunkt ist das „learning by doing". Die jeweiligen Körper werden mitlaufend im und auf den gesellschaftlichen Verkehr eingestellt. Das gebildete, bedingte Know How entzieht sich der Selbst-Kontrolle und subjektiven Reflexion (vgl. Bourdieu 2004) wie auch der Versprachlichung, etwa in Interviews (vgl. Hirschauer 2001). Es bedarf methodischer Kreativität, um das implizite Wissen zu explizieren. So etwa in autoethnographischen Studien zum Klavierspiel (Sudnow 1993) oder zum Preisboxen (Wacquant 2010) oder in extensiven Einzelfallstudien zum „doing gender" (Garfinkel 1967). Insgesamt erscheinen die Lernmechanismen als komplex, weil multi-modal, situiert und prozesshaft. Es ist unstrittig, dass, nicht aber wie genau Körper lernen. Die körpersoziologische Sozialisationstheorie vermischt sich dort mit Fragen der Interaktion, wo bestimmte performative Repertoires wiederum Rückschlüsse auf einen Erfahrungshintergrund zulassen. Ein Können oder Vermögen ist angeeignet. Das verkörperte Wissen vermittelt Distinktion und damit potentiell auch Ab- und Ausschließung, wo praktische Beteiligungen nachgefragt sind. Wiederum stellt sich die Frage der Relevanz des körpersoziologischen Zugriffs mit Blick auf eine Gesellschafts- und Kulturanalyse. Die Annahme, dass tradierte Körperdispositionen in einer Praxis bzw. einem Feld zum Zuge kommen, besagt selbst noch nichts über deren Gewicht im gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang. Bourdieu hatte seine Analyse deshalb stets in eine Herr-

schaftsanalyse eingebettet und, wie bezogen auf die Landarbeiter (Bourdieu 2004), bestimmte Dispositionen als prekär oder defizitär markiert.

### 2.3 Körper als Zeichenträger

Die Zeichentheorie des Körpers verweist auf einen dritten Strang körpersoziologischer Analytik. Hier wird untersucht, in welcher Weise Gesellschaftsmitglieder, anhand von Körpermerkmalen auf Herkunft, Rang und Charakteristik ihrer Gegenüber schließen. Eine Rolle spielt hier Goffmans Theorie der Identität und hier insbesondere seine Vorstellung einer allgemeinen Stigmatisierbarkeit von Gesellschaftsmitgliedern füreinander. Demnach können bestimmte Körpereigenschaften – Behinderungen ebenso wie Ticks, Bewegungsabläufe oder Aktivitäten – die Informationskontrolle des Individuums unterlaufen und es als bestimmten Typus oder als Mitglied einer bestimmten (abstrakten) Gruppe beschreibbar machen. Praktiken des Verstellens oder Verbergens sind Ausdruck der Möglichkeit des Bloßstellens im gesellschaftlichen Verkehr.

Analog funktionieren Theorien, die Körper allgemein als Zeichenträger untersuchen: sie sind Mittel zur Herstellung eines „doing gender" (West/Zimmerman 1987), einer Zugehörigkeit, einer Professionalität, einer Regelkonformität, etc. Hier beziehen sich Ansätze der Performanz auf die Signifikation, den Einsatz des Körpers, um sowohl eine Typisierung zu forcieren, als auch eine Typen-Bestimmung vorzunehmen. Körper sind dann Zeichenträger über einzelne Situationen hinaus, wo Darstellung wie Rezeption allgemeine Merkmale mobilisieren bzw. auf diese rekurrieren. Eine kulturelle Kompetenz besteht dann auch darin, diese Zeichensprache zu beherrschen und anwenden zu können. Diese Bezeichnung von Körpern ist eng verbunden mit Theorien sozialer Ungleichheit. Auf Status und Herkunft darf anhand von Körpermerkmalen geschlossen werden. Sie sind sozial verfügbar.

Die „membership categorization analysis" nach Harvey Sacks betrachtet unter anderem die Merkmale und Schlussregeln, mit denen Gesellschaftsmitglieder in Situationen ihre Gegenüber als „so jemanden" oder „Mitglied von" erkennen (sollen). Es sind bestimmte Beobachter- und Zuhörermaximen, die im sozialen Verkehr gesellschaftliche Normen der Kontrolle, der Beurteilung, des Zurechnens anbringen. Beobachtbare Körpermerkmale, Aktivtäten und Konstellationen (Mutter/Baby, Mann/Frau, etc.) sind in diesem Sinne „inference rich": sie erlauben praktisch wie moralisch weitreichende Schlussfolgerungen.

### 2.4 Körper in Arbeit

Eine weitere körpersoziologische Tradition kommt mit den Studies of Work ins Spiel. Hier sind die Gesellschaftsmitglieder in Arbeitsstätten aktiv und gefordert: in Büros,

Cockpits, Werkstätten, Labore, Callcenter, etc. (vgl. Garfinkel 1986). Diese Arbeitsökologien zeigen, wie Handlungsträgerschaft immer nur situiert mit Anderen, per Equipment, an Objekten und durch geteilte Normen erwächst. Die Arbeitsstudien begnügen sich zumeist damit, den lokalen Betrieb selbst in seiner Geordnetheit nachzuvollziehen: wie funktioniert ein Telefonat, eine Beratungssitzung, eine Operation, etc. Diese Hinwendung zum Vollzug geht einher mit seiner Inventarisierung: einer Hinwendung zum Habitat von Institutionen, die nunmehr nicht allein als Regelsysteme und Normgefüge betrachtet werden, sondern in ihrer spezifischen Ausstattung und ihren Anforderungen an die ‚Besatzung'. Stärker räumliche Ansätze versuchen, diese Vollzüge in soziomateriellen Netzwerken zu lokalisieren (vgl. Latour 2014). Sie fragen, wie sich hier eine Agency translokal realisiert. Medien der Koordination, spielen für diese Untersuchungen eine besondere Rolle, denn die Vernetzung gilt als fortwährende körperlich-materielle Hervorbringung.

### 2.5 Körpererleben und Körperkonzepte

Ein weiterer wichtiger körpersoziologischer Forschungsstrang befasst sich mit dem Körpererleben. Diese Forschungen gehen auf phänomenologische und anthropologische Studien zurück, die sich mit der Leiblichkeit, dem Erleiden und Durchleben körperlicher Beanspruchungen unter bestimmten gesellschaftlichen, kulturellen und/oder historischen Bedingungen befassen. Anspruch ist es, die Körperkonzepte und die subjektiven Bezüge zum Körper nachzuvollziehen. Es sind Studien zu Soldaten, Sportlerinnen, Tanzenden, Gebärenden, etc., die etwa mittels Lebensweltethnographie, Experteninterviews, historischer Dokumente oder auch Benimm- und Regelbücher erschlossen werden. Die Körperkonzepte strukturieren dabei die Beweggründe, bestimmte Situationen immer wieder neu aufzusuchen oder ihnen fernzubleiben.

Das (explizierte) subjektive Erleben soll Einblicke geben, was hier Teilnehmende antreibt, welche Bedingungen gegeben sind und wie ein verkörpertes Wissen individuell gemanagt und als mehr oder weniger adäquat erfahren wird. Interessanterweise treffen sich diese Forschungen in bestimmten Punkten mit poststrukturalistischen Forschungen zur Subjektivierung, wie sie in der Selbst-Medikalisierung, -Optimierung und -Disziplinierung – allesamt Techniken des Selbst – untersucht werden. An dieser Stelle verwischen Körpererleben und Diskurs-Konzepte.

#### Zwischenfazit

Die fünf körpersoziologischen Fokussierungen gehen mit je eigenen Sensitivitäten, Methodiken und Erklärungsansprüchen einher. Zugleich sind sie nicht rigide voneinander getrennt: Sie verweisen aufeinander, wo die „face-to-face" Interaktion, das implizite Wissen, die Verausgabung, die Identität/Identifizierung sowie Haltung/Re-

flexion als fortlaufende Praxis konzipiert werden. Es sind dann wiederholte, regelmäßige Körpereinsätze, die ein Lernen, eine Identität und Haltung sowie Körperwahrnehmungen formieren. Verfeinert und diversifiziert werden diese Stränge der Körpersoziologie durch kulturanalytische Bezüge. Kulturvergleiche haben hier Innovationen in verschiedenen körpersoziologischen Hinsichten angestoßen. Schließlich führten gegenwartsdiagnostische Motive zu wechselnden Fokussierungen, z. B. auf die Rolle neuer Medien, auf eine wachsende individuelle Beanspruchung, bis hin zu drängenden, kollektiv-existentiellen Problemen der natürlichen Mitleidenschaft.

All dies kann, auf der Grundlage eines Wissens um die praktischen Anforderungen, auch anhand der lebensweltlichen Aneignung durch die Teilnehmenden beforscht werden. Es finden sich qualitative – biographische, narrative, hermeneutische – Interviewmethoden, die mit dem Anspruch antreten, das subjektive Erleben der so geforderten, beanspruchten, auch leidenden Akteure zu erschließen. Auf diese soll im Folgenden nicht eingegangen werden. Stattdessen konzentriert sich der zweite Teil des Beitrags auf eine praxeologische Methodik, die das Wechselspiel von Verkörperung und Entkörperung in praktisch-diskursiven Zusammenhängen in den Blick nimmt. Mit anderen Worten: es geht körpersoziologisch um die Relevanz und Bedingtheit von Körpern in weit gefassten, arbeitsteiligen, diskursiven Prozessen.

Die Praxis mit ihren Körpern wird vielfach scharf von körperlosen Diskursen unterschieden. Um allerdings die Körper in ihrer Relevanz zu erfassen, bedarf es Analyseschritte, die beide Register aufeinander beziehen. Doch wie untersuchen wir Körper im weiteren gesellschaftlichen Verkehr? Ausgangspunkt einer solchen Expansion wären nicht die Körper selbst; Ausgangspunkt wäre auch nicht ein bestimmtes Tun oder Handeln; Ausgangspunkt wäre ebenso wenig ein Dispositiv oder eine Apparatur. Ausgangspunkt für die Hinwendung zu weiteren gesellschaftlichen Zusammenhängen wäre das Geschehen, in dem diese Aspekte erarbeitet und – auch konflikthaft ausgetragen werden. Denn im Vollzug sind Gewicht und Relevanz von Verkörperungen noch als Potentialität eingeklammert. Hier wissen die Beteiligten nur bedingt, welchen Ausgang all ihre Anstrengungen zeitigen.

Wie wendet sich eine für Körper sensibilisierte Soziologie den raumzeitlich ausladenden Vollzügen zu, die heutige arbeitsteilige Gesellschaften auszeichnen? Die Ausweitung gelingt, so das Argument, nicht vermittels der Körper selbst, sondern vermittels der Objekte, denen sich ein Personal widmet. Analysiert werden dann die verteilten, verkörperten Investitionen in die Fertigung und Verwertung wissenschaftlicher Forschung (Knorr 1986), juristischer Fälle (Scheffer 2010), von Computerprogrammen (Schmidt 2008) oder wettkampftauglicher „Vollzugskörper“ (Alkemeyer/Michaeler 2013). Das Kalkül ist dieses: erst am zu fertigenden und zu verwertenden Objekt erweist sich der praktische Status eines situierten Einsatzes. Hierzu exemplarisch die folgende Miniatur aus einer Parlamentsethnographie (Scheffer 2015):

a) Das Positionspapier lag erst bruchstückhaft vor. In der Sitzung auf Arbeitsebene, zu dem Mitarbeiter aus 5 Büros erschienen waren, appellierte M. an alle, ihre vorläufigen

> Beiträge bis kommende Woche zu liefern, damit „unser Papier" noch bis zur Sommerpause steht. In der darauf folgenden Woche wird M. bilaterale Gespräche anhand der Beiträge führen. Er trifft vor allem die Büros, die seinen Änderungswünschen kritisch gegenüber stehen: „Meine Chefin läßt sich da ungern reinreden" meint eine Mitarbeiterin. M beruhigt: „Wir machen nur die redaktionellen Anpassungen."

Wie lassen sich derlei zusammengesetzte, raumzeitlich verteilte Fertigungen beforschen?

Im Folgenden werden wichtige methodische Herausforderungen einer Körpersoziologie markiert, die eine gesellschaftsanalytische Relevanz behauptet. Sie kann sich dann nicht mit dem Auffinden von Regelmäßigkeiten und Tendenzen einer Verkörperung begnügen, sondern muss deren relatives Gewicht im Wechselspiel von Verkörperung und Entkörperung, von sozialer Situation und diskursiver Formation, von Medien der Kopräsenz und Speicher- und Distanzmedien realisieren. Diese Hinwendung zu analytischen Rahmen mittlerer Reichweite erscheint notwendig, will die Körpersoziologie nicht in einem generalisierten Situationismus (‚alles geschieht hier/jetzt') oder kulturanalytischen Allgemeinplätzen (‚der selbst-/disziplinierte Körper') verharren.

## 3 Zur Analytik trans-sequentieller Praxisforschung

Die TSA fußt auf dichten Erfahrungen aus der Feldforschung: dem verkörperten Wissen um Atmosphären, Stimmungen, Spannungen, Tempi, Komplexitäten, etc. Die Feldforscherin kennt ihr Feld und kann dieses Wissen vielfältig mobilisieren, um Daten an- und einzuordnen. Die ethnographisch-gesättigte Erfahrung wird so zum Mittel eines mehrstufigen Codierens, dass seine Bezüge im Geschehen, in der bearbeiteten Sache und seiner sukzessiven Schöpfung und ihren Mitteln findet. Diese Bezüge – was wird unter welchen Bedingungen, womit und wie genau gemacht – beinhalten und relativieren die praktische Relevanz der Körper. Körper gewinnen und verlieren, je nach ihrer Ausbildung von Kompetenzen, eine spezifische Rolle im Rahmen praktischer Schöpfungen, die sich – so die trans-sequentielle Setzung – regelmäßig über Episoden hinweg entfalten.

Im Folgenden wird die Schrittfolge der TSA skizziert: codiert bzw. eingeordnet werden typische soziale Situationen, die Reihung von Episoden, deren Orientierung an Objekten. Jede Einordnung wird dabei im praktischen Vollzug der Teilnehmenden wie im analytischen Nachvollzug durch ‚versuchende' Vorgriffe orientiert. Etwas wird hier/jetzt ermöglicht oder angepeilt. Der Nachvollzug dürfte nur in Grenzfällen den gesamten Durchgang abdecken. Realistischer sind Teilanalysen, die sich auf Ausschnitte mit situierten Arbeitsepisoden (E1-E2) im Lichte eines formativen Objekts (O'-O") fokussieren. Das im Folgenden skizzierte trans-sequentielle Szenario markiert die notwendige Ausschnitthaftigkeit der Praxisforschung.

### 3.1 In den Geschehenszusammenhang einfinden

Den Ausgangspunkt für die Analyse praktischer Schöpfungen bieten Felderfahrungen, wie sie ein Forschungskörper mit all seinen (sozialen) Sinnen sammelt. Voraussetzung ist, dass sich die Beobachtung auf den Geschehenszusammenhang einstellt, dass sie empfänglich wird für das, was die Beitragenden einander bedeuten. Die Forscherin erfährt am eigenen Leib die Eigenmächtigkeit der situierten Geschehnisse – als Bühne, als soziale Ökologie, als Normgefüge – insbesondere wo die „Natives" Normverstöße sanktionieren. Um einen weiterreichenden Beobachtungsstatus zu erlangen, muss die Fremde zunächst ein „doing being ordinary" (Sacks 1985) erlernen. Etwa bezogen auf diese Arbeitsepisode, bei der die Forscherin besser nicht stört:

b) Abgeordnetenbüro: „Endlich!" Der Büroarbeiter wendet sich dem Manuskript zu. Er legt die Seiten schräg neben die Tastatur und startet auf Seite 3. So weit ist er offenbar mit seinen Einarbeitungen bislang gekommen. Notiz um Notiz nimmt er sich vor. Das muss jetzt mal weg, raunt er mir beim Tippen zu, der ich schräg hinter ihm Platz genommen habe. Die Fraktionsmitarbeiterin hatte zur Eile gedrängt: „Übermorgen schon!" soll die neue Version des Programmpapiers raus. Also „gerade noch rechtzeitig" zur nächsten AG-Sitzung. Gerade wendet er sich der nächsten Notiz zu, da klingelt das Telefon. Mit einem Seufzer greift er zum Hörer.

In den Geschehenszusammenhang einleben schließt die Aneignung von Differenzierungsvermögen ein: wann ist etwas hier ernst, sensibel, kritisch, oder gar problematisch. Um derlei für spätere Analysen einzuschätzen, macht es Sinn, den Sinn der Beforschten für Atmosphären, wie Hektik, Aufregung oder Spannung, zu registrieren: Wie sind die Leute hier gefordert? Was wird ihnen abverlangt? Die Sinne sind geschärft, wo die Arbeitseinsätze im Büro (b) nicht mehr nur als Computerarbeit vermerkt werden. Das, *woran* hier *wie* gearbeitet wird, gilt es zu vermessen. Die Vertrautheit mit dem Feld zielt darauf, solche Handgriffe als relevantes Tun einordnen zu können, das außerdem voraussetzungsvoll und kontingent ist. So wird die Textarbeit durch Telefonate unterbrochen, durch die nahende „Deadline" angetrieben oder durch Neckereien von Kolleginnen gestört.

### 3.2 Dichte Episodenbeschreibungen sammeln

Im Geschehensfluss sind relevante Episoden eingelassen, die den Beteiligten „etwas bedeuten", die sie „berichten", „ankündigen", „vorbereiten". Die TSA sammelt solche Episoden bzw. erstellt „Accounts" derselben. Zum Beispiel Episode (a): Zu den Feldnotizen (Was geht hier vor?) und dem aktuell bearbeiteten Gegenstand (Woran arbeitet er da?), treten die eigenen Erinnerungen (Wie war das?). Die Feldforscherin versetzt sich hinein und hält diese Vertrautheit in der Episoden-Beschreibung fest.

Diese erhebt sie zur kleinsten Analyse-Einheit für alles Weitere: zur wesentlichen empirischen Bezugsgröße.

Die Sammlungen erfassen nun nicht nur das, was sich zutrug; sie erfassen auch die Varianten der Körpereinsätze, ihre Verläufe, Utensilien, Behinderungen. Derart passt ein Tun zu dem in ähnlich gelagerten Episoden, zeigt bestimmte Regelmäßigkeiten oder auch ein Spektrum. Ausgesuchte Episoden lassen sich weiter verdichten, indem bearbeitete Textausschnitte angeführt, Raumskizzen erstellt, ethnographische Interviews im Nachgang geführt oder auf audiovisuelle Aufnahmen zurückgegriffen werden. Verdichtungen fassen die behandelte Episode in ihrer Einzigartigkeit und Systematik. Verläufe können so nebeneinander erscheinen – und praktische Stile, Methoden und Schwierigkeiten anzeigen. Auf die je aktuellen Erfordernisse geben die Beitragenden dann verschiedene praktische Antworten: Wie weiter? Und sie geben diese Antworten am Gegenstand: Wie weiter *in der Sache?*

Die gesammelten Episoden liefern Anschauungen für Körpereinsätze – der individuellen und gemeinsamen Zuwendungen zum Gegenstand. Die dichte Situationsbeschreibung fasst Körper dabei nicht ausschließlich und vordringlich, etwa entlang einer Semiotik der Mimik und Gestik, sondern betrachtet sie als bedingte Einsatz-Kräfte in einer soziomateriellen Konfiguration: etwa der Schreibsession am Programmpapier (b) mit PC am Schreibtisch im Büro mit dem Textausdruck etc.. Etwas zu bewerkstelligen schließt offenbar das Eingespannt-Sein in vielgestaltige Apparaturen ein. Der Körper ist dabei nicht durchgängig, komplett, und in gleicher Weise gefragt: es finden sich Intensitäten, Rhythmen, Spannungsbögen.

### 3.3 Episoden und ihre Importe und Exporte

Die TSA betrachtet Geschehnisse als (mögliche) Episoden einer Fertigung. Episoden werden Teil einer Fertigung, indem sie Ein- und Ausfuhren vornehmen. Anhand der dichten Episodenbeschreibungen registriert die Analyse Rückgriffe auf Vorgefertigtes (etwa eine vorliegende Textversion) und Vorgriffe auf Auszuliefernde (etwa die angepeilte Folgeversion). Hierzu Episoden aus der Anwaltskanzlei und dem Mannschaftstraining:

c) Kanzlei: Ein letzter Schluck vom Kaffee, dann nimmt der Anwalt die von seiner Sekretärin bereits ausgedruckten und hingelegten „diary notes“ zur Hand. Zusammen mit der Fallakte beginnt er diese ‚Aufträge an sich selbst‘ abzuarbeiten: „Did the CPS answer the request for secondary disclosure?“ Oder: „Call the client whether she contacted XY regarding the testimony.“ Seine Recherchen und Versuche fabrizieren neue „diary notes“ zur Wiedervorlage: In 2 Wochen geht es weiter in der Sache.

d) Training: Während die Spielerinnen „Aufschlag“ üben, legt der Trainer Matten vor die Grundlinien. Er ruft die Spielerinnen zusammen und erklärt die nächste Übung: Sie

> sollen mit ihren Aufschlägen die Matten treffen. Nach 5 Treffern können sie aufhören. Die Spielerinnen stellen sich nebeneinander auf und schlagen dosiert auf. In der Zwischenzeit erklärt mir der Trainer, dass der nächste Gegner einen guten ersten Angriff hat [direkt aus der Annahme]. Die ‚langen Aufschläge' sollen dafür sorgen, dass die ihre Angriffe nicht ausspielen können.

Die Rück- und Vorgriffe entlasten das aktuelle Geschehen (Vorarbeiten lassen sich nutzen) und befrachten es (es geht um *mehr* als eine gelungene Interaktion). Die Beitragenden führen Objekte und damit „Vorselektionen" (Luhmann 1998) ein und führen diese fort. Dank dieser Im- und Exporte wachsen Zeugenaussage (c), Positionspapier (b) oder Spielzug (d) über die Situation hinaus.

### 3.4 Den praktischen Status von Episoden bestimmen

Die Sammlung von Episoden und die Identifizierung von Ein- und Ausfuhren ermöglichen einen weiteren Schritt der Einordnung in einen Praxis- und Diskurszusammenhang. Die Forscherin kann sich nun dem Status der jeweiligen Episode zuwenden. Dieser verweist auf die Stellung der Episode im Praxiszusammenhang: hier vor allem zu vorherigen und nachfolgenden Episoden. Um Episoden-im-Betrieb derart einzuordnen, kann sich die Analyse zunächst an Teilnehmerbegriffen orientieren. Die Bezeichnung von dem, was ansteht, was zu tun ist, impliziert solche Statuszuschreibungen:

I) Episoden als *Trainings* im Hinblick auf Prüfungen, etwa um Körper in Form zu bringen (Wacquant 2010) bzw. ein individuelles oder kollektives Vermögen oftmals über lange biographische Phasen hinweg aufzubauen.
II) Episoden als *letzte Vorbereitungen,* um ein Arbeitsfähigkeit zu schaffen. Die Vorbereitungen sind abzuschließen, bevor bestimmte Arbeitsschritte erfolgen können. Hierbei kann es sich auch um *Simulationen* oder *Tests* handeln.
III) Episoden als *Arbeitssessions* für spezifische Verrichtungen (Brainstorming, Arbeitsverteilung, etc.), die an bestimmte Ausstattungen gebunden sind. „So kann man nicht arbeiten!", bezieht sich auf entsprechende Erwartungen der „members".
IV) Episoden als *Gremiensitzungen,* die über Debatten und/oder Abstimmungen eine besondere Legitimation bzw. Geltung bewerkstelligen. Diese Aufladung ist oftmals durch besondere Formalia (etwa zu Einladung, Schriftform, Fristen, etc.) flankiert.
V) Episoden als *Prüfungen,* mittels derer die auserkorene Prüfinstanz bestimmte Titel oder Rechte vergibt. Die Anforderungen verlangen besondere Vorbereitungen. Das Prüfsubjekt oder -objekt gewinnt oder verliert per Prüfresultat einen Status.
VI) Episoden als *Nachbereitung,* um z. B. Enttäuschungen zu reflektieren, Defizite festzustellen oder gar Schuldige zu bestimmen.

Die Statusangaben für Episoden verweisen auf ausgreifende Fertigungsverfahren. Den Beitragenden vermitteln sie Orientierungen, was hier gefordert ist. Die TSA nutzt sie als Einstiege in die weiterführende Prozessanalyse.

### 3.5 Trans-sequentielle Konstellationen arrangieren

Was geschieht von Episode zu Episode? Wie schafft eine Episode Voraussetzungen für das Folgende? Was tut sich in der Sache? Zur Beantwortung lassen sich Episoden mit ihren Beiträgen und Einsätzen zu transsequentiellen Konstellationen arrangieren. Eine minimale Konstellation umfasst drei Episoden inklusive eines prozessierten Objekts-im-Werden:

1) Episoden verweisen im Lichte eines durchlaufenden Objekts auf einen Prozesscharakter. Die Episoden hinterlassen Spuren am Objekt. Womöglich nimmt es Form an: $O^1 > O^2 > O^3$. Am Objekt wird der Fortgang der Ereignisse nachvollzogen. Zwischenbewertungen („Da müssen wir noch was tun!"; „Geschafft!") taxieren den Stand der Dinge.
2) Im Lichte des Objekts-im-Werden identifizieren wir drei Episoden, in deren Verlauf sich etwas in der Sache tut. Dabei ist die mittlere Episode doppelt belegt: sie setzt die vorherige Episode (E1 < *E2* > E3) und eine anschließende Episode (E1 < *E2* > E3) voraus. Sie operationalisiert dies anhand des prozessierten Objekts.
3) Ein verkörperter, situierter Beitrag ist derart ein Beitrag zur Episode und zum Objekt-im-Werden. Gelingende Beiträge sind situationsadäquat und sachdienlich. Die Anforderungen kombinieren Darstellungskonventionen und Gegenstandsbezug. Die doppelte Anforderung erklärt Abstriche in der einen oder anderen Hinsicht.
4) Die im Objekt ($O^3$) geronnenen Beiträge vermitteln Vorselektionen für alles Weitere. $O^3$ offeriert Anknüpfungen und verschließt andere. Es ist hier/jetzt ($O^3$) enger gezurrt als im frühen Stand ($O^1$). Die Qualität des Endproduktes ($O^3$) beruht auf den objektivierten Beiträgen, die im Zuge der Episoden (E1 – E3) getätigt wurden.

Der TSA geht es um das Zusammenwirken von Episoden (E1; E2; E3), Fertigungsprozess (E1-E3) und formativem Objekt ($O^1$; $O^2$; $O^3$). Episode und Prozess operieren dank des Objekts in Resonanzreichweite: Episoden gewinnen am Objekt Prozesscharakter (Gerichtetheit); der Prozess gewinnt am Objekt Ereignischarakter (Kontingenz). Auf diese Weise operiert die TSA gegenüber einfachen Sequenzanalysen mit mehreren Verkettungen (Episoden und Objekt-Stände) und Medialitäten (etwa Mündlichkeit und Schriftlichkeit). Die Sprünge erfordern zuweilen Flankierungen durch provisorische Materialien: gekritzelte Gesprächsnotizen des Prozessanwalts, Markierungen des Hallenbodens für Trainingseinheiten, Anstreichungen am Positionspapier, „diary

notes“ des Aktenarbeiters (Scheffer 2010), etc. Derlei Versatzstücke werden mitlaufend getilgt und entsorgt. Sie fungieren als Zwischenglieder, die Beitragenden und TSA Richtung und Aufwand der aktuellen Bearbeitung anzeigen.

### 3.6 Formative Objekte über Episoden hinweg fokussieren

Der Begriff des formativen Objekts schließt diese Eigenschaften ein: (a) das Objekt ist *formiert* bzw. zum je aktuellen Stand entwickelt; (b) es wirkt *formierend* bezogen auf die Beitragenden bzw. deren Kooperationen; (c) es *formatiert* die objektivierenden Beiträge zur Fertigstellung bzw. belegt diese mit Formerfordernissen. Das formative Objekt trägt je nach Stand seine Vorselektionen in die jeweilige Episode ein. Die TSA konstatiert im Lichte des formativen Objekts einen sich verändernden Möglichkeitsraum.

Formative Objekte stellen weitreichende Anforderungen an die Beitragenden, von simplen Handgriffen bis zu einverleibten Haltungen. Sie eröffnen gleichzeitig ein ganzes Handlungsfeld. So offeriert der ausgedruckte Text eine Bedieneroberfläche, die mittels Markierungen für die Folgeversion bereitet wird. Im Sport bzw. am Teamkörper wären Sachstände anders zu operationalisieren: ein Leistungsvermögen etwa durch Messungen (der Blutwerte), Simulationen (in Testspielen) und durch Prüfungen (zählbare Wettkämpfe).

e) Teamsport: Ganze Trainingsblöcke sind nötig, um Fertigkeiten in die SpielerinnenKörper einzuschreiben. Der Trainer notiert mitlaufend Trainingsbedarfe. Die KörperFormung wird verfügbar gemacht für Korrekturen und Feinjustierungen. Langsam verfestigen sich Bewegungen zu kollektiven Dispositionen und diese zum situativ abrufbaren Repertoire. Gerade die Dauer der Formung stellt Zusatzanforderungen an die Trainingssessions: es geht auch darum, Monotonie zu vermeiden und Belastungen zu dosieren. (M. M.)

Die Trainingsblöcke im Teamsport (e) erinnern an die Stofflichkeit der Objekte und deren spezifische Formbarkeit. Fertigungen sind mit diesen konfrontiert: es gehen Vermögen auch wieder verloren; es verpuffen Mühe und Aufwand; Prägungen widerstreben der Umformung. Beiträge wie Episoden haben zuweilen einen geringen Wirkungsgrad, sind flüchtig oder gar kontraproduktiv. Außerdem: bereits unfertige Objekte unterliegen dem dauernden Verfall, verlieren an Nutzbarkeit, Aktualität, Unterstützung. Einige Arbeiten stemmen sich nur dem Verfall entgegen.

### 3.7 Qualifizierungsstufen einer Objekt-Karriere

f) Anwaltskanzlei: Die Verfahrensparteien qualifizieren ihre Fälle entlang vielversprechender und obligatorischer Komponenten. Aus beiläufigen Äußerungen werden Ideen über Potentiale; Potentiale werden zu Szenarien und diese zu brauchbaren Versionen ausgebaut; Versionen werden mit Zeugenaussagen gestützt, die zusammen mit Normbezüge zum kompletten (Gegen-)Fall integriert werden. Erst auf dieser gefestigten Grundlage erfolgt eine Repräsentation vor Gericht.

g) Abgeordnetenbüro: Im Parlamentsbetrieb lässt sich die Fertigung von politischen Positionen als schrittweise Abstimmung und Festlegung nachvollziehen. Ihre Karriere gestaltet sich – sehr gerafft – in etwa so: Aus der beiläufigen Sichtung der Positionen-Lage ergehen Arbeitsaufträge; abgesichert wird dies durch Investitionsentscheidungen der MdB, der AG oder gar des Vorstands; erste interne Entwürfe werden schrittweise zur kollektiven Version überschrieben; Unterstützung weitet sich vom „Büro" zum Arbeitskreis bis hin zur Fraktion; sukzessive formen die Textversionen eine kollektive Sachposition, die schließlich in politischen Arenen mit anderen Fraktionen um Unterstützung konkurriert.

Die TSA nutzt die Metapher der *Karriere,* um zu fassen, wie formative Objekte im Zuge ihrer Verfertigung sozial auf- oder absteigen, Unterstützung erlangen oder verlieren, Bindungen erzeugen oder einbüßen. Das Objekt durchläuft eine Karriere entlang von Qualifizierungsstufen. Das Objekt beschließt rückblickend eine Kette von Episoden, während es vorausblickend immer etwas ‚noch nicht' ist oder vermag. Die TSA versucht sich am konkreten Nachvollzug der Objekt-Karriere. Episoden sind Momentaufnahmen von Objekt-Karrieren; sie zeigen zugleich deren praktische Realisierung und Zwischenevaluation:

h) Anwaltskanzlei: Das Anwalt-Klienten-Gespräch wird mitlaufend vom Anwalt notiert: als eine Liste von Punkten, die in der weiteren Fallarbeit noch helfen könnten. Die Notizen machen das Besprochene verfügbar: für später, für Kollegen, für den Gerichtsanwalt („Barrister"). Beim Folgetermin kommen die ins Reine geschriebenen Notizen zum Einsatz. Sie strukturieren das, „was wir uns vorgenommen haben". Also: Wurde der Freund schon als möglicher Zeuge gewonnen? Hat die Klientin von ihm schon das Beweisstück erbeten?

Die Qualifizierung zum vollwertigen Objekt geht hier einher mit einer ausgreifenden medialen Übersetzung: vom Gespräch zur Notiz zum Akteneintrag zur Beauftragung etc. Die Prozesse der Fallarbeit sind aber noch verwickelter. Objekte werden arbeitsteilig in verschiedenen Stätten gefertigt und in der Zentrale zusammengeführt. Die Vor- und Halbprodukte gehen jeweils als Substrate in die höherstufige Fertigung ein. Dies alles betrifft die Objekt-Karriere als Qualifizierung.

Die Karriere des formativen Objekts geht mit Anerkennungsprüfungen einher. Mit jeder Zustimmung oder Akzeptanz wächst der repräsentative Charakter des Objektes. Es vertritt dann ein Kollektiv, eine Gruppierung. Mit den Beförderungen steigen die Anforderungen ans Rezipientendesign: Öffentlichkeiten werden feindseliger, unvoreingenommener, skeptischer.

i) Anwaltskanzlei: Eine angepeilte gerichtliche Anerkennung ist teuer erkauft: mit Offenlegungs- und Begründungspflichten, mit kritischer Rezeption. Je mehr Gewicht eine Aussage fordert, desto mehr muss sie sich den Kritiken der Konkurrenten stellen. Der Verfahrensanwalt simuliert diese Kritiken in seinen Klienten-Besprechungen und rät zur Nutzung einer Aussage oder von dieser ab.

Mit jedem Karriereschritt, so scheint es, wachsen die Risiken des Scheiterns. Kundige Co-Produzenten antizipieren diese Risiken, indem sie Vor-Produkte als „voraussichtlich untauglich" aussortieren oder modifizieren. Die TSA soll die praxisleitenden Karriere- und Qualifizierungsstufen erschließen. Resultate können auch die Karrieremuster und ihre Varianz darstellen.

### 3.8 Was bleibt? Die Leitwährung des Gesamtzusammenhangs

Fertige Objekte gehen schließlich in bestimmter Form in den maßgeblichen diskursiven Zusammenhang ein: als Positionen, Fälle, Spielausgänge, etc. Indem Anwälte den Sachverhalt der Verteidigung zusammen stellen, zielen sie auf einen (Gegen-) Fall zur Anklage; indem Abgeordnetenbüros gemeinsam das Positionspapier formulieren, zielen sie auf eine kollektive Sachposition, die sich in der Konkurrenz mit anderen durchsetzt; indem die Spielerinnen eine Auswahl formen, zielen sie auf einen erfolgreichen Wettbewerbsausgang. Manche Arbeiten kulminieren in solchen vorläufig letzten Objekten bzw. erscheinen in der Leitwährung des diskursiven Zusammenhangs: dem Präzedenzfall, der Regierungsposition, der Tabellenplatzierung.

Was bleibt von all den Verausgabungen? Zur Beantwortung können wir uns dem jeweiligen Diskursarchiv zuwenden: also den verfügbaren Diskursbeiträgen, die den Teilnehmenden zur Beurteilung ihrer aktuellen Bemühungen zur Verfügung stehen. Der abgeurteilte Fall, eine Debatten-Position, das Wettkampfresultat integrieren dabei als relativ bleibende, weit zirkulierende Werte die jeweiligen Praxis- und Diskurszusammenhänge. Anhand dieser Werte organisiert sich eine diskursive Erinnerung und Verfügbarkeit. Die Werte fungieren als Bezüge, die obligatorische Elemente zur festen Einheit verschmelzen. Etwa im Fall des angloamerikanischen „Case Systems":

j) Ein Fall integriert die Komponenten „matter, rule and decision". Sachverhalt, Regel und Urteil bilden eine Einheit: Beim Zuschnitt des Sachverhaltes kommen Regeln zur Evidenz und zum Delikt zur Anwendung. Die relevanten Regeln sind wiederum aus

einer Menge möglicher Regeln im Lichte des Sachverhalts selektiert. Beide wiederum begründen das Urteil, wobei dieses im Fall-Medium durch eine Spezifizierung der relevanten Fakten und der maßgeblichen Regeln ‚hergeleitet' wird. Es ergibt sich eine in sich begründete Einheit, die nun für nachfolgende Fälle in den drei Hinsichten interessant wird. Anknüpfungen wählen eine der Komponenten, die die anderen Komponenten mit kommunizieren.

Sind anfangs noch Komponenten locker aufeinander verwiesen, sind diese nunmehr, am Ausgang, fest zusammengefügt. Das eine ist vom anderen nicht zu trennen, weil sie derart als Trias zur Passung gebracht wurden. Die ‚Dreifaltigkeit' vermag große Distanzen, Zeiträume, Kontexte, etc. zu überbrücken und derart eine diskursive Formation zu speisen.

Einen anderen Wert als Zusammenführung einst locker aufeinander verwiesener Komponenten stellt die politische Position dar. Sie integriert Angelegenheit, Maßnahmen und Haltung:

k) Die Formulierung der (dringenden) Angelegenheit soll Problembewusstsein und mithin eine Haltung verraten. Die Angelegenheit muss außerdem so formuliert sein, dass sie die angepeilten Maßnahmen überhaupt zulässt und diese adäquat erscheinen. Die Maßnahmen wiederum sollen eine unverwechselbare Haltung/Identität aktualisieren. Die Haltung wiederum muss so formuliert sein, dass sie Lösungen bei solchen Sachverhalten nahelegt. Es erwächst der Eindruck, dass hier eines aus dem anderen folgt.

Die obligatorischen, zu integrierenden Komponenten sind identisch mit den Hinsichten, die die politische Konkurrenz kritisieren kann. Sie kann jede dieser Komponenten angreifen: etwas sei sachlich falsch; Maßnahmen seien unzureichend; Haltungen seien diskreditiert. Die an einer Komponente verfängliche Kritik wird in der Konsequenz ‚um sich greifen'. Sie wird auch die anderen Komponenten der Trias tangieren und die gesamte Position entwerten.

Die Frage nach den bleibenden Werten eines Praxiszusammenhangs ist instruktiv, weil sie den mikrosoziologischen Einstieg gesellschaftsanalytisch einholt. Die mehr oder weniger subjektiven bzw. apparativ eingespannten Körpereinsätze erhalten in diesem Diskursbezug ihren gesellschaftlichen Horizont. Sie zeigen sich in ihrer Relevanz und Vermachtung.

## 4 Verschiebungen: Arbeit – Objekt – Formation

In der Gesamtschau wird deutlich, wie die formativen Objekte Mikro- und Makroebene vermitteln. Die TSA, so wird abschließend argumentiert, durchkreuzt basale Präferenzen der Praxisforschung, die wiederum für die Körpersoziologie von zentraler Bedeutung sind:

### 4.1 Praxis als Arbeit, nicht als Routine

Praxis erscheint nicht mehr vor allem als Routine. Hier sind Praxismuster nicht Wiederholungen oder Routinisierungen. Damit manövriert die TSA, ausgedrückt in Weberianischen Grundbegriffen, vom Verhalten hin zum (kollektiven) Handeln. Mit ins Bild geraten Zwecke, Taktiken, Intentionen. Die Beitragenden erwachsen potentiell zu moralisch beanspruchten, planvoll agierenden, kompetenten und reflexiv vorgehenden Akteuren, deren Kapazitäten allerdings bedingt sind. Es ist das formative Objekt, das mit seiner Ausformung auch die weiteren Handlungsfähigkeiten beschränkt. Was es noch beizutragen gibt und in welcher Form, verändert sich im Zuge der Fertigung. Es macht praxeologisch wenig Sinn, eine durchgehende Agency unter Absehung des relevanten formativen Objektes und seiner Zustände zu definieren.

l) Die Differenz zwischen Feldforscherin und Member beruht auf der Einsicht, dass hier Wissens- und Kontrollgefälle bestehen und – in einem Lernprozess – ‚mehr oder weniger' in Verständigungsreichweite gebracht werden können. So vermochte ich als Feldforscher zu Beginn meine Beobachtungen unter englischen Strafverteidigern kaum nachzuvollziehen, wo ‚wir' uns gerade im Verfahren befinden oder was hier gerade gemacht wird. Diese Desorientierung wich langsam einer ersten Orientierung bis hin zur Fähigkeit, aktuelle Arbeiten aus einer (gewordenen) Sachlage heraus nachzuvollziehen.

Offen für ein solches Spektrum des gewachsenen, praktischen Vermögens zur Schöpfung von Dingen bzw. zur Vergegenständlichung erscheint der Begriff der Arbeit. Arbeit ist hier allerdings primär weder als Lohn- oder Industriearbeit, noch als Subjektivierung gefragt. Primär ist zunächst einmal der Gegenstand des Schaffens, die Arbeitsmittel, die eingeschriebenen Tendenzen des Arbeitsprozesses sowie die relative Zurichtung der – körperlichen und materiellen – Vermögen durch die regelmäßige Beanspruchung.

### 4.2 Arbeit an Gegenständen-im-Werden, nicht an fixen Dingen

Eine weitere Verschiebung betrifft die gängige Art und Weise, wahlweise Artefakte, Materialitäten oder Objekte – neben den Körpern – in die Praxisforschung einzubeziehen. Diese werden als beitragende „Partizipanten" (Hirschauer 2004) verdinglicht. Auch in der „Soziologie der Assoziationen" (Latour 2014) gelten sie in der Regel als feste Größen mit lediglich unterschiedlichen Einbezügen. Diese Sicht wird im Rahmen der TSA in der Weise verschoben, als nunmehr die Objekte in ihrer Vorläufigkeit fokussiert werden. Etwas ist zugleich Entität und unfertig, Partizipant und zu formender Gegenstand. Damit sei anerkannt, dass sich der Gegenstand im Zuge der Episoden verändert.

Die Arbeiten der lokalen Experten beziehen sich auf Objekte gerade auch in dieser Hinsicht: dass hier etwas nun qualifiziert, zusammengestellt, weiterbearbeitet oder komplettiert werden soll. Damit verschiebt sich die Analyse vom Fokus auf die Hervorbringung der Situation auf den Status der Situation im Verhältnis zum Gegenstand: als Episode eines Arbeitsprozesses. Der Nachvollzug der Situation ist nicht länger vom Gegenstand des Tuns zu trennen. Der Gegenstand führt die Situation in einen Praxiszusammenhang zurück, in dessen Licht sie überhaupt als notwendig und relevant sowie als eher gelungen oder gescheitert erscheint. Der Gegenstandsbezug begnügt sich nicht mit einer bloß performativen Sicht, die alles verkörperte Geschehen nur als Darstellungen deutet. Was bewirkt wird, erweist sich vor allem am Gegenstand.

### 4.3 Dynamischer Zusammenhang, nicht gesetzter Kontext

Die TSA unterläuft die praxeologische Neigung, Kontexte zu setzen und in diesen die Rolle der verorteten Körper und Materialitäten zu bestimmen. Der trans-sequentielle Einstieg in den Geschehenszusammenhang und die Aufgabe, objektbezogene Episoden-Serien aufzufinden, erlaubt es nicht, Kontexte (fest) zu setzen. Die Datenanalyse stellt sich der praktischen Anforderung, aktuelle Episoden im Lichte einer Sachlage einzuordnen. Der relevante Kontext wird für Beitragende wie Analyse dynamisiert.

Den relevanten (diskursiven) Zusammenhang identifiziert die Analyse schließlich dort, wo formative Objekte in die jeweilige Leitwährung überführt werden. Manche Ausgänge stehen so für anderweitige Bearbeitungen zur Verfügung; sie gehen als neue Sachstände in zukünftige Behandlungen ein. Die Leitwährung, darauf verweisen Fallstudien in Recht und Politik, lassen sich dabei von den Teilnehmenden nur in Grenzfällen direkt ansteuern:

> m) Anwaltskanzlei: In dieser Weise erwachsen aus dem Aktenstudium des Barristers Anstreichungen, die in schriftliche Notizen überführt werden, die einen Fundus bieten für Untersuchungsstrategien im Gericht, die wiederum weitere notierte Aussagen akkumulieren bis später aus diesen ein Partei-Fall erwächst, der nach dem Urteil der Jury dem entschiedenen Fall weicht oder eben diesen ‚absolut' darstellt. Dieser eine Fall wird schließlich reportiert und bei entsprechender Relevanz in dieser Form – also als Fallbericht, der „matter, rule und decision" zu untrennbaren Einheit integeriert – in das globale „Case-System" eingespeist.

Fertigungen gehen ein in solche Überführungen, die das aktuelle Geschehen zum Teil einer unabschließbaren Diskursformation werden lassen, ohne dass diese Wirkungen noch auf handlungsleitende Intentionen und Kalküle von Akteuren oder auf situierte Beiträge zurückzuführen wären. Die unüberschaubaren Formationen erneuern sich vielmehr durch die vielen lokalisierten Teilnahmen an relativ überschaubaren Verfahren, Prüfungen, Debatten, Projekten, etc. Was bleibt, sind dann Effekte, die nie-

mand ‚als solche' produziert hat, die sich so ergeben haben, für die niemand gerade steht. Teilnehmende sind dann mit ‚mobilisierbaren'/‚zu mobilisierenden' Ausgangsbedingungen für neue Fertigungen konfrontiert bzw. führen diese an und ein: als Gesetzeslage, Programmlage, Paradigma, etc.

## 5 Ausblick

Die TSA offeriert den Aufschluss gesellschaftlicher Zusammenhänge ‚von unten'. Sie bezieht Forschungsprogramme aufeinander, die weithin separat betrieben werden: Ethnographie und Diskursforschung, Situations- und Machtanalyse, Praxeologie und Systemtheorie. Um die körpersoziologischen Gehalte gesellschaftsanalytisch zu mobilisieren, wird die TSA die erhobenen Objekt-bezogenen Arbeitsepisoden systematisch mit dem körperlichen Vermögen der Beitragenden (a) und der apparativen Ausstattung (b) vermitteln. Beide Aspekte mögen dann im Lichte der praktischen Anforderungen als *bedingte* Kapazitäten erscheinen. Als Kapazitäten also, die einerseits nicht außerhalb ihrer Relation mit allerlei Dingen gedacht werden sollten und die andererseits notwendigerweise in ihrem Leistungsvermögen festgelegt und beschränkt sind.

a) Die Vermögen der Akteure und Kollektive sind ihrerseits Bedingungen der Möglichkeit für bestimmte Arbeits- und Produktionsweisen. Das Praxisfeld verlangt nach bestimmten Haltungen: körperlich, wie mental. Die weitgehende Interview-Abstinenz der TSA mag dieser Öffnung im Wege stehen. Doch sind hier nicht primär Selbstbeschreibungen gefragt, sondern all die praktischen Anrufungen, die die Subjekte hier/jetzt ‚in Beschlag' nehmen, fordern und auf die Probe stellen. Die Prüfung ist dabei ein wiederkehrender Effekt, der das immer schon versprochene und zu versprechende Know How sozial bezweifelt. Die generelle Stigmatisierbarkeit der Gesellschaftsmitglieder wird durch diese geforderten Versprechungen regelmäßig erneuert. Die bloße Teilnahme drängt uns, ‚zu viel' zu versprechen.
b) Die TSA wirft die Frage nach der Historizität der produktiven Apparate auf. Der Apparat integriert Programme, Techniken und soziomaterielle Ausstattung. Apparate verkörpern tradierte Produktionsweisen im organisierten Betrieb. Sie stabilisieren und führen die Bearbeitung und Bearbeitbarkeit der formativen Objekte in ihrem je aktuellen Stand. Apparate lassen sich als gewordene und aktuell herausgeforderte Konfigurationen fassen. Sie spannen Körper ein und statten sie aus. Sie ermächtigen und beschneiden. Sie erhöhen die Chance zur Qualifizierung präferierter Objekte, inklusive der Entwertung dispräferierter Anderer.

Die trans-sequentielle Analyse offeriert Konzepte zur analytischen Aneignung des sozialen Geschehens als Hort produktiver und destruktiver Praxen. Sie betont die

Formierung von diskursiven Werten in gestaffelten raumzeitlichen Kontexten, die einer bloßen Betrachtung *der* sozialen Situation, *des* sozialen Prozesses oder *des* sozialen Systems verschlossen bleiben muss. Damit löst sie dieses Versprechen der Praxisforschung ein: zugleich Mikro- und Gesellschaftsanalyse zu sein – und bietet der Körpersoziologie allerlei Körper mit mehr oder weniger Gewicht.

## Literatur


Alkemeyer, Thomas & Michaeler, Matthias (2013). Die Formierung mitspielfähiger ‚Vollzugskörper'. Praxistheoretisch-empirische Überlegungen am Beispiel des Volleyballspiels. *Sport und Gesellschaft* 10(3), 213–239.

Bourdieu, Pierre (2004). The peasant and his body. *Ethnography* 5(4), 579–599.

Garfinkel, Harold (1967). *Studies in Ethnomethodology.* Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

**Garfinkel, Harold (1986): *Ethnomethodological Studies of Work.* London: New York: Routledge.**

Goffman, Erving (1983). The Interaction Order: American Sociological Association, 1982 Presidential Address. *American Sociological Review* 48 (1), 1–17.

Hirschauer, Stefan (2001). Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. *Zeitschrift für Soziologie* 30 (6), 429–541.

Hirschauer, Stefan (2004). Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie* (S. 73–91). Bielfeld: Transkript.

**Knorr, Karin (1984). *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.**

Latour, Bruno (2014). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie.* Berlin: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1998). Medium und Form. In: Niklas Luhmann (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (S. 190–202). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Sacks, Harvey (1972). An initial investigation of the usability of conversational data for doing sociology. In: Sudnow, David (Hrsg.), *Studies in social interaction* (S. 331–374). New York: Free Press.

Sacks, Harvey (1985). On doing „being ordinary". In: J. Maxwell Atkinson (Hrsg.): *Structures of Social Action. Studies in Conversational Analysis* (S. 413–429). Cambridge: University Press.

Scheffer, Thomas (2001). *Asylgewährung. Eine Ethnographie des deutschen Asylverfahrens.* Stuttgart: von Lucius.

**Scheffer, Thomas (2008). Zug um Zug und Schritt für Schritt. Annäherungen an eine transsequentielle Analytik. In: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer & Gesa Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 368–398). Frankfurt: Suhrkamp.**

Scheffer, Thomas (2010). *Adversarial Case-Making. An Ethnography of English Crown Court Procedure.* Amsterdam: Brill.

Scheffer, Thomas (2013). Kulturanalyse eines Politischen Prozesses. Ethnomethodologie mit Durkheim. In: Tanja Bogusz & Heike Delitz (Hrsg.), *Durkheim: Zwischen Soziologie und Ethnologie.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

**Scheffer, Thomas (2015). Die Arbeit an den Positionen – Zur Mikrofundierung von Politik in Abgeordnetenbüros des Deutschen Bundestages. In: Bettina Heintz & Hartmann Tyrell (Hrsg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Sonderband der Zeitschrift für Soziologie* (S. 369–389). Stuttgart: Lucius & Lucius.**

Scheffer, Thomas; Michaeler, Matthias; Albrecht, Steffen; Schank, Jan; Wundrak, Rixta (2010): Die Realität medialer Berichterstattung. *Soziale Welt* 61 (2), 139–159.

Scheffer, Thomas, Michaeler, Matthias & Schank, Jan (2008). Starke und Schwache Verfahren. Ein explorativer Vergleich von englischer „Hutton Inquiry" und „CIA-Ausschuss" der EU. *Zeitschrift für Soziologie* 37(5), 423–444.

Schmidt, Michaela (2014). *Im Inneren der Bauverwaltung. Eigenlogik und Wirkmacht administrativer Praktiken auf Bauprojekte.* Dissertation. ETH Zürich.

Schmidt, Robert (2008). Praktiken des Programmierens. Zur Morphologie von Wissensarbeit in der Software-Entwicklung. *Zeitschrift für Soziologie* 37(4), 282–300.

Streeck, Jürgen (2009). *Gesturecraft: the manu-facture of meaning.* Amsterdam: Benjamins.

Sudnow, David (1993). *Ways of the Hand – The Organization of Improvised Conduct.* Cambridge, MA: MIT Press.

Wacquant, Loïc J. D. (2010). *Leben für den Ring: Boxen im amerikanischen Ghetto.* Konstanz: UVK Verl.-Ges.

West, Candence & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society* 1, 125–151.

# Autorinnen und Autoren

**Anke Abraham,** Dr. phil., Professorin für Psychologie der Bewegung am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Philipps-Universität Marburg. Forschungsbereiche: Soziologie des Körpers, Biographieforschung, Gender Studies, Körperpraxen in pädagogischen, künstlerisch-ästhetischen und therapeutischen Settings.
https://www.uni-marburg.de/fb21/sportwiss/mitarbeiter_seiten/abraham/index_html

**Thomas Alkemeyer Dr. phil.,** Professor für Soziologie und Sportsoziologie am Institut für Sportwissenschaft der Carl-von-Ossietzky Universität Oldenburg. Forschungsgebiete: Körpersoziologie, Sozialtheorien der Praxis, Praktiken der Subjektivierung und Cultural Studies.
http://www.uni-oldenburg.de/thomas-alkemeyer/

**Thorsten Benkel,** Dr. phil., Akademischer Rat für Soziologie an der Universität Passau. Forschungsbereiche: Wissenssoziologie, Mikrosoziologie, Soziologie des Körpers, des Rechts und der Sexualität.

**Ulrich Bielefeld,** Dr. phil., Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung und Privatdozent am Institut für Soziologie der Universität Darmstadt. Forschungsbereiche: Politische Soziologie mit dem Schwerpunkt Nation, Gesellschaft und Kollektivität; Soziologie der Migration und Integration; Minderheiten und Gemeinschaftsbildung.
www.his-online.de/ueber-uns/mitarbeiter/aktuell/person/bielefeld-ulrich/details/

**Fritz Böhle,** Dr. rer. pol., Prof.em., seit 2008 Leiter der Forschungseinheit für Sozioökonomie der Arbeits- und Berufswelt an der Universität Augsburg und Vorstandsvorsitzender des Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung e. V. München.
https://www.philso.uni-augsburg.de/lehrstuehle/soziologie/sozio4/team/boehle/

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2017
R. Gugutzer et al. (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*,
DOI 10.1007/978-3-658-04138-0

**Ralf Bohnsack,** Dr. rer soc., Dr. phil. habil., Professor em. für Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften an der Freien Universität Berlin. Forschungsbereiche: Dokumentarische Methode, Praxeologische Wissenssoziologie, Gesprächsanalyse, Bild-, Video- und Filminterpretation, Milieuanalyse.
www.ewi-psy.fu-berlin.de/einrichtungen/arbeitsbereiche/qualitativ/mitarbeiter/rbohnsack/index.html

**Gregor Bongaerts,** Dr. phil., Professor für Allgemeine Soziologie und Soziologische Theorie an der Universität Duisburg-Essen. Forschungsbereiche: Soziologische Theorie, insbesondere Praxistheorie; Sozialphänomenologie, Differenzierungstheorie, Wissenssoziologie.
www.uni-due.de/soziologie/bongaerts.php

**Jochen Bonz,** PD Dr. phil., Universitätsassistent am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Forschungsbereiche: Fankultur, Kulturgeschichte der Popmusik, Sound Studies, Methodologie der ethnografischen Feldforschung.
www.jochenbonz.de

**Hannelore Bublitz,** Dr., Seniorprofessorin für Soziologie und Sozialphilosophie an der Universität Paderborn. Forschungsschwerpunkte: Machtanalytisch gestützte Analysen von Bio-/Körper- und Geschlechterpolitik, Praktiken der Subjektivierung, Selbsttechnologien und Normalisierungsdynamiken in modernen (Kontroll- und Sicherheits-)Gesellschaften.
kw1.uni-paderborn.de/institute-einrichtungen/institut-fuer-humanwissenschaften/soziologie/personal/bublitz/

**Marian Burchardt,** Dr. phil., Fellow am Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multikultureller Gesellschaften Göttingen. Forschungsbereiche: Theorien der Moderne, Transnationalismus, Stadtsoziologie, religiöse Vielfalt, Gouvernmentalitätsstudien.
www.mmg.mpg.de/departments/max-planck-fellows/dr-marian-burchardt/

**Günter Burkart,** Dr., Professor für Kultursoziologie an der Leuphana Universität Lüneburg. Forschungsbereiche: Paar-, Geschlechter- und Familiensoziologie, Kultur und Technik
www.leuphana.de/universitaet/personen/guenter-burkart.html

**Nick Crossley,** PhD, Professor für Soziologie an der Universität Manchester (UK). Forschungsgebiete: Musiksoziologie, Relationale Soziologie, Soziale Netzwerke, Embodiment.
www.manchester.ac.uk/research/nicholas.crossley/

**Nina Degele,** Dr. phil., Professorin für Soziologie und empirische Geschlechterforschung an der Universität Freiburg. Forschungsbereiche: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Gesellschaftstheorie, Sport und Körper (Fußball, Testosteron), qualitative Methoden.
www.soziologie.uni-freiburg.de/degele

**Bernd Dollinger,** Dr. phil., Professor für Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Sozialpädagogik an der Universität Siegen. Forschungsbereiche: Devianzforschung, Theorie und Geschichte der Sozialpädagogik, Kriminalpolitik, Professionalität.
www.bildung.uni-siegen.de/mitarbeiter/dollinger/?lang=d

**Stefanie Duttweiler,** Dr. phil., Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main, Abt. Sozialwissenschaften des Sports. Forschungsgebiete: Körpersoziologie, Soziologie der Interventionssysteme, Kultursoziologie.
www.uni-frankfurt.de/53066504/30_Duttweiler

**Joachim Fischer,** Dr. phil. habil., Honorarprofessor für Soziologie an der Technischen Universität Dresden; Präsident der Helmuth Plessner Gesellschaft. Forschungsbereiche: Soziologische Theorie, Kultursoziologie, Stadt- und Architektursoziologie, Philosophische Anthropologie.
www.fischer-joachim.org

**Christian Gärtner,** Dr. rer. pol., vertritt den Reinhard-Mohn-Stiftungslehrstuhl für Unternehmensführung an der Universität Witten/Herdecke und ist Privatdozent an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr Hamburg. Forschungsbereiche: soziologische und psychologische Grundlagen von Wissen und Fähigkeiten, Management-Tools in wissensintensiven Organisationen und Netzwerken.
orga.hsu-hh.de/gaertner

**Gunter Gebauer,** Dr. phil., Professor em. für Philosophie an der Freien Universität Berlin, Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaft. Forschungsschwerpunkte: Historische Anthropologie, Sozial- und Sprachphilosophie, Geschichte und Soziologie des Körpers.
www.cultd.eu/gebauer/bib.htm.

**Hanna Katharina Göbel,** Dr. rer. soc., Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Hamburg, Institut für Bewegungswissenschaft (Arbeitsbereich Kultur, Medien, Gesellschaft). Forschungsbereiche: Kultur- und Körpersoziologie, Soziologie der Dinge/Artefakte, Praxistheorie (sowie STS und ANT), Architektursoziologie und Urban Studies.
https://www.bw.uni-hamburg.de/personen/goebel-hanna-katharina.html

**Udo Göttlich,** Dr. phil., Professor für Allgemeine Medien- und Kommunikationswissenschaft am Fachbereich Kulturwissenschaften und Kommunikationswissenschaften der Zeppelin Universität Friedrichshafen. Forschungsgebiete: Medien-, Kommunikations- und Kultursoziologie sowie Cultural Studies.
www.zu.de/lehrstuehle/amk/index.php

**Robert Gugutzer,** Dr. phil., Professor für Sozialwissenschaften des Sports an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main. Forschungsbereiche: Körper- und Sportsoziologie, Film- und Religionssoziologie, Neophänomenologische Soziologie.
www.uni-frankfurt.de/53066419/10_Gugutzer

**Melanie Haller,** Dr. phil., Lehrbeauftragte an der Universität Hamburg/Bewegungswissenschaft, HAW/Hamburg, AMD/Hamburg und der Universität Paderborn, Forschungsbereiche: Körper- und Bewegungssoziologie, Modetheorie, Gender Studies, Subjekttheorie, populäre Tanzkulturen (Tango Argentino, Salsa, Swing) und qualitative Methoden.

**Jan Haut,** Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sportwissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main. Forschungsschwerpunkte: Soziologische Theorien des Sports, Sozialgeschichte des Sports, Gesellschaftliche Funktionen des Leistungssports, Soziale Ungleichheiten im Sport.
www.uni-frankfurt.de/53170634/090_Haut

**Stefan Hirschauer,** Dr. rer. soc., Professor für Soziologische Theorie und Gender Studies an der Universität Mainz. Forschungsschwerpunkte: Praxistheorien, Qualitative Methoden, Soziologien des Wissens, des Körpers und der Geschlechterdifferenz.
www.theorie.soziologie.uni-mainz.de/universitaetsprofessor-dr-stefan-hirschauer/

**Dagmar Hoffmann,** Dr. phil., Professorin für Medien und Kommunikation am Medienwissenschaftlichen Seminar der Universität Siegen. Forschungsschwerpunkte: Darstellung und Aneignung von Körperbildern, Mediensozialisation und Medienpraktiken im Social Web und in Fan Fiction Communities.
www.uni-siegen.de/phil/medienwissenschaft/personal/lehrende/hoffmann_dagmar/?lang=de

**Katharina Inhetveen,** Dr. phil., Professorin für Allgemeine Soziologie an der Universität Siegen. Forschungsbereiche: Soziologie der Gewalt, Soziologie der Flucht, Migration und Mobilität, Politische Soziologie, Methoden qualitativer Sozialforschung.
www.uni-siegen.de/phil/sozialwissenschaften/soziologie/mitarbeiter/inhetveen/

**Antje Kahl,** Dr. phil., Wissenschaftliche Mitarbeiterin im SFB 1171 „Affective Societies: Dynamiken des Zusammenlebens in bewegten Welten" an der Freien Universität Berlin. Forschungsbereiche: Wissenssoziologie, Thanatosoziologie, Religions- und Körpersoziologie, Affekt- und Emotionsforschung, Methoden qualitativer Sozialforschung.
www.sfb-affective-societies.de/forschung/projektnomadin/kahl/index.html

**Uta Karstein,** Dr. phil., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturwissenschaften, Universität Leipzig. Forschungsbereiche: Religions- und Kultursoziologie, Architektur- und Kunstsoziologie, Differenzierungs- und Konfliktsoziologie.
www.sozphil.uni-leipzig.de/cm/kuwi/

**York Kautt,** PD Dr., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Justus-Liebig-Universität Gießen. Forschungsbereiche: Kultur-, Medien- und Wissenssoziologie; Soziologie visueller Kommunikation; Methoden qualitativer Sozialforschung.
www.uni-giessen.de/fbz/fb03/institute/ifs/prof/mikro/teamalle/kautt

**Gabriele Klein,** Dr. rer. soc., Professorin für Soziologie von Bewegung, Sport und Tanz an der Universität Hamburg. Forschungsgebiete: Soziologie des Körpers, Kultursoziologie, Performance Theorie, Tanztheorie, Geschlechtersoziologie, Urban Studies.
www.bw.uni-hamburg.de/personen/klein-gabriele.html

**Hubert Knoblauch,** Dr., Professor für Allgemeine Soziologie an der Technischen Universität Berlin. Schwerpunkte: Sprache, Wissen, Kommunikation, Religion, Qualitative Methoden.
www.soz.tu-berlin.de/Crew/knoblauch/

**Bojana Kunst,** Dr. phil., Professorin am Institut für Angewandte Theaterwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Forschungsbereiche: Philosophie des Körpers, Theorie von Choreographie und Dramaturgie, Politik und Choreographie.
www.inst.uni-giessen.de/theater/de/mitarbeiter_innen/prof-dr-bojana-kunst

**Tobias Lehmann,** Studium der Soziologie, studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Soziologie (Prof. Dr. Reiner Keller) der Universität Augsburg und im Rahmen des BMBF-geförderten Verbundprojekts ‚Kindeswohl als kollektives Orientierungsmuster?', Teilprojekt ‚Medikalisierung und Konzepte des Kindeswohls in institutionellen Kontexten'.

**Thomas Lemke,** Dr. phil., Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Biotechnologie, Natur und Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main, Forschungsbereiche: Wissenschafts- und Technikforschung, Biopolitik, soziologische Theorie, Gesellschaftstheorie.
www.fb03.uni-frankfurt.de/soziologie/tlemke

**Diana Lengersdorf,** Dr., Jun.-Professorin am Lehr- und Forschungsbereich „Geschlecht, Technik und Organisation" an der Universität zu Köln. Forschungsbereiche: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Arbeits- und Organisationssoziologie, Science und Technology Studies, Soziologie sozialer Praktiken.
www.hf.uni-koeln.de/35849

**Sven Lewandowski,** Dr. phil., Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Politikwissenschaft und Soziologie der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Forschungsbereiche: Soziologie der Sexualität, Soziologische Theorie, Systemtheorie, Körpersoziologie.
www.SvenLewandowski.de

**Katharina Liebsch,** Dr. phil. habil., Professorin für Soziologie unter besonderer Berücksichtigung der Mikrosoziologie an der Helmut Schmidt Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg. Forschungsbereiche: Wissen und Normen, Private Lebensführung, Biopolitik sowie Methoden qualitativer Sozialforschung.
www.katharina-liebsch.de

**Gesa Lindemann,** Dr. phil., Professorin für Sozialwissenschaftliche Theorie an der Carl-von-Ossietzky Universität Oldenburg. Forschungsbereiche: Sozialtheorie, Gesellschaftstheorie, Methodologie und qualitative Methoden, Techniksoziologie, Soziologie des Körpers, Reflexive Anthropologie, phänomenologische Soziologie.
www.uni-oldenburg.de/sozialwissenschaften/ast/personen/gesa-lindemann/

**Jens Loenhoff,** Dr. phil., Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen. Forschungsschwerpunkte: Kommunikations-, Handlungs- und Sozialtheorie, Soziologie des Körpers, Wissenssoziologie, Interkulturelle Kommunikation.
www.uni-due.de/kowi/loenhoff.shtml

**Philip A. Mellor,** PhD, Professor für Religion und Sozialtheorie, Universität Leeds, UK. Forschungsgebiete: Religion in Sozial- und Kulturtheorie, Embodiment, Christliche Theologie und Soziologie, Durkheim Studies.
www.leeds.ac.uk/arts/people/20049/theology_and_religious_studies/person/684/philip_mellor

**Michael Meuser,** Dr. phil., Professor für Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der Technischen Universität Dortmund. Forschungsbereiche: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Wissenssoziologie, Soziologie des Körpers, Methoden qualitativer Sozialforschung.
www.fk12.tu-dortmund.de/cms/ISO/de/Lehr-und-Forschungsbereiche/soziologie_der_geschlechterverhaeltnisse/index.html

**Mona Motakef,** Dr. phil., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Forschungsbereiche: Geschlechterforschung, Soziale Ungleichheit, Soziologie der Arbeit (Prekarisierung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit), Soziologie der Körper und der Biopolitik, Interpretative Methoden der Sozialforschung.
www.sowi.hu-berlin.de/de/lehrbereiche/sag/mitarbeiterinnen/mona-motakef

**Michael R. Müller,** Dr. rer. soc., Professor am Institut für Medienforschung der Technischen Universität Chemnitz, Senior Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen, Forschungsbereiche: Wissens-, Kultur- und Mediensoziologie, Visuelle Soziologie, Körpersoziologie, Politische Soziologie, Methoden der qualitativen Sozialforschung.
www.tu-chemnitz.de/phil/imf/viskom/leitung.php

**Yvonne Niekrenz,** Dr. rer pol., Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Rostock, Institut für Soziologie und Demographie. Forschungsbereiche: Kultursoziologie, Soziologie des Körpers, Gegenwartsdiagnosen sozialer Beziehungen.
http://www.wiwi.uni-rostock.de/soziologie/theorie/niekrenz/

**Günther Ortmann,** Dr. rer. pol., Professor für Führung an der Universität Witten/Herdecke, bis 2010 Helmut-Schmidt-Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Organisation(stheorie), strategisches Management, Führung.

**Michaela Pfadenhauer,** Dr. phil., Professorin für Soziologie an der Universität Wien. Forschungsbereiche: Wissenssoziologie, Sozialkonstruktivismus, Mediatisierung, Soziale Robotik, Professionssoziologie, Interpretative Sozialforschung.
www.soz.univie.ac.at/personen/mitarbeiterinnen-am-institut-fuer-soziologie/pfadenhauer-univ-prof-dipl-pol-univ-dr-michaela/michaela-pfadenhauer-publikationen-uni-wien/

**Sophia Prinz,** Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für vergleichende Kultursoziologie der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder. Forschungsschwerpunkte: Praxistheorie, Poststrukturalismus und Phänomenologie, ästhetische Theorien, visuelle und materielle Kultur sowie Transkulturalität.
www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/vs/kulsoz/mitarbeiter/prinz/index.html

**Jürgen Raab,** Dr. rer soc., Professor für Allgemeine Soziologie am Campus Landau der Universität Koblenz-Landau, Forschungsbereiche: Wissens- und Kultursoziologie, Visuelle Soziologie, Körpersoziologie, Politische Soziologie, Phänomenologie, Methoden der qualitativen Sozial- und Medienforschung.
www.uni-koblenz-landau.de/de/landau/fb6/sowi/soziologie/mitarbeiter/sozio-profs/raab/juergen-raab

**Werner Rammert,** Dr., Prof. (em.) für Techniksoziologie, Institut für Soziologie an der Technischen Universität Berlin, Wissenschafts-, Technik- und Innovationsforschung, Mensch-Technik-Interaktion.
https://www.tu-berlin.de/?id=73119

**Andreas Reckwitz,** Dr. phil., Professor für Vergleichende Kultursoziologie an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Forschungsgebiete: Allgemeine Soziologie, Soziologische Theorie und Kultursoziologie.
www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/vs/kulsoz/professurinhaber/index.html

**Julia Reuter,** Dr. phil., Professorin für Erziehungs- und Kultursoziologie an der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Allgemeine Kultur- und Migrationssoziologie, Körper- und Geschlechtersoziologie, wissenschaftlichen Karrieren.
https://www.hf.uni-koeln.de/35242

**Matthias Riedel,** Dr. phil., Professor am Department Wirtschaft, Gesundheit und Soziale Arbeit der Berner Fachhochschule. Forschungsbereiche: Soziologie der Berührung und des Körpers; Soziologie von Alter und Generationenbeziehungen, Partnerschaft und Familie sowie Methoden empirischer Sozialforschung.
www.soziale-arbeit.bfh.ch/de/ueber_uns/kontakt/detailseite.html?tx_bfhpersonalpages_p=rdm1&tx_bfhpersonalpages_screen=data&cHash=110ca1246565518cdaba2917a674440f

**Hilmar Schäfer,** Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Vergleichende Kultursoziologie an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Forschungsbereiche: Kultursoziologie, Soziologische Theorie, Praxistheorie, Soziologie der Bewertung, Kulturelles Erbe.
www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/vs/kulsoz/mitarbeiter/schaefer/index.html

**Thomas Scheffer,** Dr., Professor für Soziologie und Sozialpsychologie mit dem Schwerpunkt Interpretative Sozialforschung am Institut für Soziologie, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main. Forschungsbereiche: ethnographisch, ethnomethodologisch inspirierte Forschungen zur Verwaltung von Migration, zu Strafverfahren und deren Vergleichbarkeit, zu Verknüpfungen von Feldforschung und Diskursanalyse im Feld der parlamentarischen Politik sowie zu Diskurs- und Kulturanalysen zur Fragen demokratischer Kriegsaufarbeitung.
www.fb03.uni-frankfurt.de/43944511/home

**Larissa Schindler,** Dr. phil., Leiterin des DFG-geförderten Forschungsprojekts „Die Flugreise: Zum körperlichen Vollzug technisch beschleunigter Mobilität" am Institut für Soziologie der Universität Mainz. Forschungsschwerpunkte: Körper, Wissen, Mobilität, Qualitative Methoden, Praxistheorien.
www.theorie.soziologie.uni-mainz.de/dr-larissa-schindler/

**Robert Schmidt,** Dr. phil., Professor für Prozessorientierte Soziologie an der KU Eichstätt-Ingolstadt. Forschungsbereiche: Praxistheorien und Praxeologie, Kultursoziologie, Organizational Studies, soziologische Ethnografie und Qualitative Methoden.
www.ku.de/ggf/soziologie/soziologie3/ueberblick/

**Henning Schmidt-Semisch,** Dr. phil., Professor am Fachbereich Human- und Gesundheitswissenschaften der Universität Bremen, Institut für Public Health und Pflegeforschung, Abt. Gesundheit und Gesellschaft. Forschungsbereiche: Soziologie der Gesundheit, sozialwissenschaftliche Sucht- und Drogenpolitikforschung, Gesundheit in Strafvollzug und Kriminalpolitik.
www.ipp.uni-bremen.de/mitglieder/henning-schmidt-semisch/

**Imke Schmincke,** Dr. phil., Akademische Rätin am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, Lehrstuhl Gender Studies und Soziologie. Forschungsgebiete: Feministische Theorie und andere kritische Gesellschaftstheorien, Geschlechtersoziologie, Körpersoziologie, Bewegungsforschung.
www.gender.soziologie.uni-muenchen.de/personen/wiss_ma/schmincke_imke/index.html

**Markus Schroer,** Dr. phil., Professor für Allgemeine Soziologie an der Philipps-Universität Marburg. Forschungsbereiche: Soziologische Theorie, Geschichte der Soziologie, Kultursoziologie, Soziologie der Aufmerksamkeit und des Visuellen, Raum- und Körpersoziologie.
www.uni-marburg.de/fb03/soziologie/institut/arbeitsschwerpunkte/allg_soz

**Cornelius Schubert,** Dr. phil., Akademischer Rat, Universität Siegen, Technik- und Medizinsoziologie, Innovationsforschung.
www.uni-siegen.de/phil/sozialwissenschaften/soziologie/mitarbeiter/schubert_cornelius/

**Rainer Schützeichel,** Dr. rer. soc., Professor für Soziologie an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld. Forschungsbereiche: Soziologische Theorie, Wirtschaftssoziologie, Wissens- und Religionssoziologie.
www.uni-bielefeld.de/soz/personen/schuetzeichel/

**Chris Shilling,** PhD, Professor für Soziologie, , Universität Kent, UK; Gastprofessor an der Universität Uppsala/Schweden. Forschungsgebiete: Embodiment, Körperpädagogik, Sozialtheorie, Körperwissen.
www.kent.ac.uk/sspssr/staff/academic/s/shilling-chris.html

**Gabriele Sobiech,** Dr. phil., Professorin für Sportsoziologie an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Forschungsbereiche: Soziologie des Körpers und des Sports; Geschlechterkonstruktionen in Sport und Gesellschaft; Heterogenität/Diversität in Ungleichverhältnissen; Körper, Bewegungs- und Raumaneignung.
www.ph-freiburg.de/soziologie/institut/mitglieder/sobiech/kontakt.html

**Michael Staack,** M. A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main, Abt. Sozialwissenschaften des Sports. Forschungsschwerpunkte: Körper, (Kampf-)Sport, Rhythmus, Qualitative Methoden.
www.uni-frankfurt.de/53066641/60_Staack

**Silke Steets,** Dr. phil., Privatdozentin für Soziologie an der Technischen Universität Darmstadt. Forschungsbereiche: Soziologische Theorie, Wissenssoziologie, Stadt- und Raumsoziologie, Architektursoziologie, Methoden qualitativer Sozialforschung.
www.silke-steets.de

**Christian Steuerwald,** Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Universität Mainz, Arbeitsschwerpunkte: Theoretische Soziologie, Soziologie der Körper, Gesellschaftsvergleich, Sozialstrukturanalyse und Soziale Ungleichheit, Soziologie der Künste.
http://organisationvonarbeitundbetrieb.soziologie.uni-mainz.de/dr-christian-steuerwald

**Rene Tuma,** Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Technischen Universität Berlin (Fachgebiet Allgemeine Soziologie, Prof. Knoblauch). Forschungsbereiche: Wissenssoziologie, Interpretative Methoden, Videoanalyse, Techniksoziologie.
www.tu-berlin.de/?id=74301

**Willy Viehöver,** PhD, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Technik-Theologie-Naturwissenschaften (TTN) an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Forschungsbereiche: Diskursforschung, Medizin- und Gesundheitssoziologie, Wissenschafts- und Technikforschung, Soziologie des Körpers, Wissenssoziologie.
www.ttn-institut.de/node/1893;

**Paula-Irene Villa,** Dr., Professorin für Soziologie/Gender Studies an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Forschungsschwerpunkte: Soziologische Theorie, Gender Studies, Biopolitik, Care, Populärkultur, Gender und Science.
www.gender.soziologie.uni-muenchen.de

**Margit Weihrich,** Dr. phil., Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungseinheit Sozioökonomie der Arbeits- und Berufswelt an der Universität Augsburg. Forschungsbereiche: Arbeitssoziologie, Dienstleistungssoziologie und interaktive Arbeit, Handlungstheorie und soziale Mechanismen, Soziologie alltäglicher Lebensführung, Methoden qualitativer Sozialforschung.
www.philso.uni-augsburg.de/lehrstuehle/soziologie/sozio4/team/weihrich/

**Jessica Wilde,** M. A., ist Promovendin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an der Philipps-Universität Marburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Soziologische Theorie, insbesondere Pragmatismus und Akteur-Netzwerk-Theorie, Stadt- und Architektursoziologie.

**Herbert Willems,** Dr. phil., Professor für Soziologie an der Universität Gießen. Forschungsbereiche: Soziologische Theorie, Qualitative Sozialforschung.
www.uni-giessen.de/fbz/fb03/institute/ifs/prof/mikro/teamalle/willems

**Christoph Wulf,** Dr. phil., Professor für Anthropologie und Erziehung an der Freien Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Historisch-kulturelle Anthropologie, Pädagogische Anthropologie, ästhetische und interkulturelle Erziehung, Performativitäts- und Ritualforschung, Emotionsforschung, Mimesis- und Imaginationsforschung.
www.christophwulf.de/

**Julia Wustmann,** M. A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehr- und Forschungsbereich Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der Technischen Universität Dortmund. Forschungsbereiche: Geschlechtersoziologie, Wissenssoziologie, Soziologie des Körpers, Methodologie und Methoden der qualitativen Sozialforschung.
www.fk12.tu-dortmund.de/cms/ISO/de/home/personen/iso/Wustmann_Julia.html